



F 257







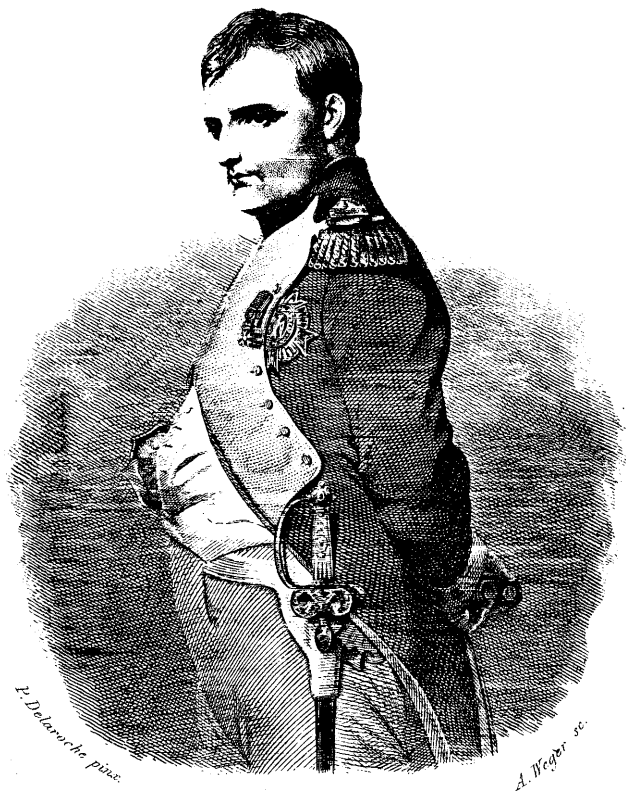
Geschichte  
des  
Kaisers Napoleon.

---









*Verlag v. Carl B. Lork in Leipzig.*



Geschichte

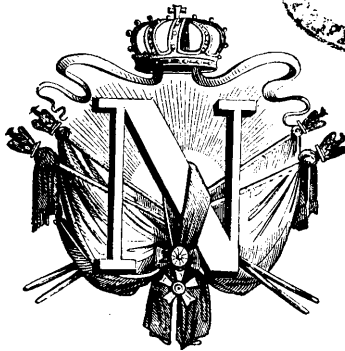
des

*J. G.*

Kaisers Napoleon

von  
P. M. Laurent.

Zweite verbesserte Auflage.



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl D. Fork

1847.

c. 7



3903



# I n h a l t.

---

<b>Erstes Capitel.</b>	<b>Seite</b>
Herkunft und Kindheit Napoleon's. . . . .	1
<b>Zweites Capitel.</b>	
Von Napoleon's Eintritt in den Dienst bis zur Belagerung von Toulon. . . . .	6
<b>Drittes Capitel.</b>	
Belagerung und Einnahme von Toulon. Anfang der italienischen Feldzüge. Absehung. . . . .	9
<b>Viertes Capitel.</b>	
Absehung. Der dreizehnte Vendemiaire. Josephine. Vermählung.	16
<b>Fünftes Capitel.</b>	
Erster Feldzug in Italien. . . . .	20
<b>Sechstes Capitel.</b>	
Reise nach Rastatt. Rückkehr nach Paris. Abfahrt nach Aegypten.	60
<b>Siebentes Capitel.</b>	
Eroberung von Aegypten. . . . .	68
<b>Achtes Capitel.</b>	
Seeschlacht von Abukir. Anstalten und Einrichtungen Bonaparte's in Aegypten. Syrischer Feldzug. Rückkehr nach Aegypten. Landschlacht von Abukir. Abreise nach Frankreich. . . . .	79
<b>Neuntes Capitel.</b>	
Rückkehr nach Frankreich. Der achtzehnte Brumaire. . . . .	94
<b>Zehntes Capitel.</b>	
Einführung der Consularregierung. . . . .	105
<b>Elftes Capitel.</b>	
Verlegung der Residenz der Consuln nach den Tuilerien. Neuer Feldzug in Italien. Schlacht von Marengo. Nationalfest.	117

## Zwölftes Capitel.

Organisation des Staatsrathes. Congreß von Luneville. Gründungsfest der Republik. Republikanisches Complot. Royalistische Verschwörung. Höllemaschine. . . . .	128
--	-----

## Dreizehntes Capitel.

Einfegung der außerordentlichen Gerichtshöfe. Deffentliche Bauten. Friede von Luneville. Großer Aufschwung der Wissenschaften und des Gewerbfließes. Friedensverträge mit Spanien, Neapel und Parma. Concordat. Friede von Amiens. Te Deum in Notre-Dame. . . . .	132
---	-----

## Vierzehntes Capitel.

Vom Frieden von Amiens (25. März 1802) bis zum Bruche zwischen Frankreich und England (22. Mai 1803). . . . .	139
---	-----

## Fünfzehntes Capitel.

Bruch zwischen Frankreich und England. Bonaparte bereißt Belgien und die Küsten. Verschwörung Georges' und Pichegru's. Tod des Herzogs von Enghien. Ende des Consulats. . . . .	151
---	-----

## Sechzehntes Capitel.

Einfegung der kaiserlichen Regierung. Handlungen der Gnade. Lager von Boulogne. Reise nach Belgien. . . . .	161
---	-----

## Siebzehntes Capitel.

Einberufung des gesetzgebenden Körpers. Ergebnis der Abstimmung des Volkes. Ankunft des Papstes Pius VII. in Frankreich. Krönung des Kaisers. . . . .	181
---	-----

## Achtzehntes Capitel.

Session des gesetzgebenden Körpers. Einweihung der Napoleonsstatue. Schreiben des Kaisers an den König von England. Antwort des Lords Mulgrave. Mittheilung an den Senat. . . . .	185
---	-----

## Neunzehntes Capitel.

Napoleon wird König von Italien. Abreise von Paris. Aufenthalt zu Turin. Denkmal von Marengo. Einzug in Mailand. Vereinigung von Genua mit Frankreich. Reise durch Italien. Rückkehr nach Paris. . . . .	190
--	-----

## Zwanzigstes Capitel.

Abreise Napoleon's nach dem Lager bei Boulogne. Zusammenziehung französischer Truppen an den österreichischen Grenzen. Rückkehr des Kaisers nach Paris. Wiederherstellung der gregorianischen Zeitrechnung. Dem Senat wird der bevorstehende	
--	--

Krieg mit Oesterreich angezeigt, und derselbe beschließt eine Truppenaushebung von achtzigtausend Mann. Abreise des Kaisers zur Armee. Austerlitz. . . . . 194

**Einundzwanzigstes Capitel.**

Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Seeschlacht bei Trafalgar. Der Preßburger Friede. Entthronung der Bourbonen von Neapel. Verwandlung Baierns in ein Königreich. Sendung der bei Austerlitz eroberten Fahnen nach Paris. Rückkehr Napoleon's nach Frankreich. . . . . 215

**Zweiundzwanzigstes Capitel.**

Napoleon wird von der Pforte als Kaiser anerkannt. Zurückgabe des Pantheons an den katholischen Cultus. Restauration von St. Denis. Eröffnung des gesetzgebenden Körpers. Oeffentliche Bauten. Codex des gerichtlichen Verfahrens in Civilsachen. Kaiserliche Universität. Die Bank von Frankreich. Kaiserliche Statuten. Joseph Bonaparte, König von Neapel. Murat, Großherzog von Berg. Ludwig Bonaparte, König von Holland. Stiftung des Rheinbundes. Zusammenberufung des großen Sanhedrin zu Paris. Vertrag mit der Pforte. Unterhandlung über einen allgemeinen Frieden. Fox stirbt. 225

**Dreiundzwanzigstes Capitel.**

Feldzug gegen Preußen. Schlacht bei Jena. Napoleon zu Potsdam. 234

**Vierundzwanzigstes Capitel.**

Einzug Napoleon's in Berlin. Sein Aufenthalt in dieser Hauptstadt. Die Continentsperre. Waffenstillstand. Botschaft an den Senat. Aushebung von achtzigtausend Mann. Proclamation von Posen. Denkmal der Magdalenenkirche. . . . 245

**Fünfundzwanzigstes Capitel.**

Feldzug in Polen. Friede zu Tilsit. . . . . 253

**Sechsendzwanzigstes Capitel.**

Rückkehr Napoleon's nach Paris. Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Aufhebung des Tribunats. Reise des Kaisers nach Italien. Besetzung von Portugal. Rückkunft Napoleon's. Gemälde des Fortschrittes der Wissenschaften und Künste seit 1789. . . . . 264

**Siebenundzwanzigstes Capitel.**

Spanische Angelegenheiten. . . . . 271

	Seite
<b>Achtundzwanzigstes Capitel.</b>	
Rückkehr des Kaisers nach St. Cloud. Diplomatischer Verkehr. Truppenendung nach Spanien. Congress zu Erfurt. Rückkehr nach Paris. Besuch im Museum. Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Abreise des Kaisers nach Bayonne. Neuer Einfall in Spanien. Einnahme von Madrid. Abschaffung der Inquisition. Zeichen der Feindseligkeiten mit Oesterreich. Napoleon verläßt plötzlich die Armee von Spanien, um nach Paris zurückzukehren und sich von da nach Deutschland zu begeben.	282
<b>Neunundzwanzigstes Capitel.</b>	
Feldzug von 1809 gegen Oesterreich. . . . .	291
<b>Dreißigstes Capitel.</b>	
Händel mit dem Papste. Vereinigung des Kirchenstaates mit dem Kaiserreiche. . . . .	309
<b>Einunddreißigstes Capitel.</b>	
Ehescheidung. Vermählung mit einer Erzherzogin von Oesterreich.	317
<b>Zweiunddreißigstes Capitel.</b>	
Bernadotte wird zur schwedischen Thronfolge berufen. Vereinigung Hollands mit Frankreich. . . . .	326
<b>Dreiunddreißigstes Capitel.</b>	
Maßregeln gegen die Presse. Ernennung Chateaubriand's an Chenier's Stelle zum Mitgliede des Institutes. Geburt und Tausch des Königs von Rom. Oeffentliche Feste in der Hauptstadt und im ganzen Reiche. Nationalconcilium. Der Papst zu Fontainebleau. . . . .	333
<b>Vierunddreißigstes Capitel.</b>	
Rückblick auf den Gang der Kriegereignisse in Spanien und Portugal in den Jahren 1809 bis 1812. . . . .	341
<b>Fünfunddreißigstes Capitel.</b>	
Bruch mit Rußland. . . . .	352
<b>Sechsenddreißigstes Capitel.</b>	
Feldzug in Rußland (1812). . . . .	357
<b>Siebenunddreißigstes Capitel.</b>	
Alexander zu Moskau. Der Gouverneur Rostopschin. Neufferster Entschluß. Schlacht an der Moskwa. . . . .	373

Achtunddreißigstes Capitel.

Marſch nach Moskau. Beſetzung dieſer Hauptſtadt durch die Franzoſen. . . . . 379

Neununddreißigſtes Capitel.

Brand von Moskau. Folgen dieſes Unglücks. Napoleon erwartet vergeblich Friedensvorſchläge. Rückzug der Franzoſen. Der Marſchall Mortier läßt den Krenl in die Luft ſprengen. . 382

Vierzigſtes Capitel.

Rückzug der Franzoſen. Napoleon zu Smolenſk. Verſchwörung des Generals Mallet. . . . . 391

Einundvierzigſtes Capitel.

Aufbruch von Smolenſk. Schreckliche Lage der Armee. Schlacht an der Beresina. Rückkehr des Kaiſers nach Paris. . . 399

Zweiundvierzigſtes Capitel.

Betrachtung über den unglücklichen Ausgang des ruffiſchen Feldzuges. Napoleon empfängt die Glückwünſche der großen Staatskörperschaften. Aushebung von dreihundertfunfzigtauſend Mann. Abfall des preußiſchen Generals York. Murat verläßt die Armee. Eröffnung des geſetzgebenden Körpers. . 406

Dreiundvierzigſtes Capitel.

Feldzug von 1813. . . . . 410

Vierundvierzigſtes Capitel.

Fortſetzung des Feldzuges von 1813. . . . . 418

Fünfundvierzigſtes Capitel.

Fortſetzung des Feldzugs von 1813. . . . . 422

Sechsendvierzigſtes Capitel.

Schlachten bei Wachau und Leipzig. Abfall der Sachſen. Unglücklicher Ausgang des Feldzuges. Rückkehr des Kaiſers nach Paris. . . . . 429

Siebenundvierzigſtes Capitel.

Der Senat begrüßt den Kaiſer. Aushebung von dreihunderttauſend Mann. Zusammentritt und Auflöſung des geſetzgebenden Körpers. . . . . 436

Achtundvierzigſtes Capitel.

Anfang des Feldzuges von 1814. . . . . 441

## Neunundvierzigstes Capitel.

Congreß von Chatillon. Ende des Feldzuges von 1814. Einzug der Verbündeten in Paris. . . . . 448

## Fünfzigstes Capitel.

Absetzung und Abdankung Napoleon's. Zurückberufung der Bourbonen. Abschied in Fontainebleau. Abreise nach der Insel Elba. 460

## Einundfunfzigstes Capitel.

Aufkunft zu Porto Ferrajo. Aufenthalt auf Elba. Rückkehr nach Frankreich. Landung bei Cannes. Triumphmarsch nach Paris. Der 20. März 1815. . . . . 469

## Zweiundfunfzigstes Capitel.

Die hundert Tage. . . . . 485

## Dreiundfunfzigstes Capitel.

Aufkunft Napoleon's zu Rochefort. Schreiben an den Prinzenregenten. Er verfügt sich auf den Bellerophon und geht nach England unter Segel. Benehmen des englischen Ministeriums gegen ihn. Gegensatz zur lebhaften Theilnahme, welche die britische Nation für ihn an den Tag legt. Napoleon protestirt gegen die Bestimmung, welche ihm das englische Cabinet anweist. Er schiffet sich auf dem Northumberland nach St. Helena ein. . . . . 504

## Vierundfunfzigstes Capitel.

Ueberfahrt. Ankunft auf St. Helena. Aufenthalt auf dieser Insel bis zu Las Cases' Abreise. . . . . 509

## Fünfundfunfzigstes Capitel.

Sir Hudson Lowe. Täglicher Kampf Napoleon's gegen die Anmaßungen und das gehässige Verfahren des Gouverneurs. Leiden und Gesundheitsabnahme des Kaisers. Las Cases wird gezwungen, sich von Napoleon zu trennen. . . . . 515

## Sechsendfunfzigstes Capitel.

Letzte Lebensjahre Napoleon's Sein Tod. . . . . 529

## Siebenundfunfzigstes Capitel.

Ueberbringung der irdischen Ueberreste Napoleon's nach Frankreich und feierliche Beisetzung derselben in der Invalidenkirche zu Paris. . . . . 547



Geschichte  
des  
Kaisers Napoleon.

---



## Erstes Capitel.

Herkunft und Kindheit Napoleon's.

Napoleon Bonaparte erblickte das Licht der Welt am 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsica. Karl Bonaparte und Lätitia Ramolino waren seine Eltern. Wenn wir in abergläubischeren Zeiten lebten, würden diesem Ereignisse Volksweissagungen und Feuerzeichen am Himmel nicht gefehlt haben. „Seine Mutter,“ sagt Las Cases, „eine Frau von starkem Geiste und kräftigem Körper, die im Kriege gewesen war, wollte wegen des hohen Festtags die Messe hören; sie sah sich jedoch genöthigt, schleunig heimzukehren, und da sie nicht mehr im Stande war, ihr Schlafgemach zu erreichen, gebar sie ihr Kind auf einem alten Teppiche mit großen Heldenfiguren aus der Fabel oder vielleicht der Iliade: dieses Kind war Napoleon.“

Unter dem Consulate, am Vorabend der Wiedereinführung der Monarchie, fußten einige Schriftsteller auf den unbestreitbaren Adel der Familie Bonaparte und unternahmen es, ein fürstliches Geschlechtsregister für den künftigen Kaiser zu entwerfen und seine Ahnen unter den alten Königen des Nordens aufzufinden. Aber der Soldat, der die französische Revolution in sich pulsiren fühlte und nicht vergessen hatte, daß ihn lediglich sein Verdienst unter der Herrschaft der Gleichheit von dem untersten Offiziersgrade zum höchsten Range erhoben, ließ durch seine Zeitungen antworten, daß sein Adel bloß auf den Diensten, die er dem Staate geleistet, beruhe und sich erst von Montenegro hereschreibe.

Der Vater Napoleon's hatte zu Pisa und Rom studirt. Er war ein unterrichteter, beredter Mann und entwickelte viel Kraft und Feuer bei mehreren höchst wichtigen Gelegenheiten, namentlich in der außerordentlichen Consulta von Corsica behufs der Unterwerfung dieser Insel unter Frankreich. Karl Bonaparte erschien später zu Versailles an der Spitze der Abgeordneten seiner Provinz auf Veranlassung der Zwistigkeiten, die sich zwischen den beiden französischen Generalen, Herrn von Marboeuf und Herrn von Marbonne Belez, welche auf Corsica befehligten, erhoben hatten. Der am Hofe so mächtige Einfluß des Letzteren scheiterte an dem Freimuth und Gewichte des Zeugnisses Karl Bonaparte's, welcher, treu der Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit, beredt zu Gunsten des Herrn von Marboeuf sprach. Das ist der Ursprung und die einzige Ursache des Schutzes, den dieser Vornehme seitdem der Familie Bonaparte angedeihen ließ.

Ob schon Napoleon der Zweitgeborne unter den Söhnen Karl Bonaparte's war, wurde er doch als das Haupt der Familie betrachtet. Sein Großoheim Lucian, der Leiter und die Stütze aller der Seinigen, hatte ihm auf dem Sterbebette diesen Titel beigelegt und dem Ältesten (Joseph) empfohlen, es nie zu vergessen. „Es war eine wahrhafte Entzerrung, wie die Esau's zu Gunsten Jacob's,“ sagte Napoleon später davon. Diese denkwürdige Auszeichnung verdankte er dem ernsten und besonnenen Benehmen, so wie dem gesunden Sinne und hohen Verstande, den er schon früh gezeigt hatte. Im Jahr 1777 bezog er die Militärschule zu Brienne und legte sich da vor Allem auf das Studium der Geschichte, Geographie und Mathematik. Bichegru war sein Repetent, Bourienne sein Kamerad. Besonders in der Mathematik machte er große Fortschritte. Auch seine Vorliebe für politische Gegenstände bemerkte man bereits. Leidenschaftlich für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes glühend, weihte er Paoli die höchste Verehrung und vertheidigte ihn mit Wärme selbst wider die Meinung seines Vaters. Es ist nicht wahr, daß er auf der Schule einsiedlerisch und schweigsam, ohne Umgang und Freunde gewesen sei, wie man dies so oft gedruckt gelesen hat. Eben so ungegründet ist, was auch immer Bourienne als in Ungnade gefallener Höfling sagen mag, daß er sich „hart in seinen Reden und sehr

unliebenswürdig gezeigt habe.“ Sein frühzeitiger Ernst, sein trotziges und barsches Benehmen waren es, wesswegen man ihn mit Unrecht des Menschenhasses und der Unempfindlichkeit der Seele geziehen hat. Napoleon war im Gegentheil von Natur sanft und liebevoll. Erst zur Zeit seiner Mannbarkeit zeigte sich einige Veränderung in seinem Charakter, er wurde düster und mürrisch. Das ist wenigstens das Zeugniß, welches er in seinen Dictaten auf St. Helena selbst über sich abgelegt hat.

Man hat behauptet, er habe aus Hang zur Abgeschlossenheit und aus eben so ausschließlicher als frühzeitiger Vorliebe für die Kriegskunst sich gleichsam in sein Gärtchen verbannt und gegen die Angriffe seiner Kameraden befestigt. Einer der Letzteren hat diese Behauptung Lügen gestraft und erzählt, was zu ihr Veranlassung gegeben haben mag: es ist die berühmte Anekdote von der aus Schnee erbauten und mit Kugeln von Schnee belagerten und vertheidigten Festung. „Im Winter von 1783 auf 1784,“ sagt er, „der sich durch die Massen von Schnee auszeichnete, die sich auf den Straßen, in den Höfen, überall anhäuften, fühlte sich Napoleon äußerst behindert; es gab keine kleinen Gärten, keine glückliche Einsamkeit mehr, die er so sehr suchte. In den Erholungsstunden mußte er sich unter die Menge seiner Mitschüler mischen und mit ihnen in einem ungeheuern Saale auf und nieder gehen. Um sich der Einförmigkeit dieser Promenade zu entziehen, wußte Napoleon die ganze Schule aufzuwiegeln, indem er seinen Kameraden vorstellte, wie ganz anders sie sich unterhalten würden, wenn sie mit Schaufeln verschiedene Gänge durch den Schnee bahnten, Hornwerke, Laufgräben, Brustwehren, Raketen und dergleichen aufwürfen. — „Wenn die erste Arbeit gethan ist,“ sagte er, „könniten wir uns in Rotten theilen, eine Art von Belagerung anstellen, und ich würde als Erfinder dieses neuen Vergnügens die Leitung der Angriffe übernehmen.“ Die muntere Schaar nahm diesen Vorschlag mit Begeisterung auf; er wurde ausgeführt, und dieser kleine Scheinkrieg dauerte vierzehn Tage, mußte aber aufhören, als Kies und Steine in den Schnee, woraus man Kugeln machte, gemengt und mehrere Schüler, sowohl unter den Angreifenden als unter den Vertheidigern, ziemlich schwer verletzt wurden.

Ich erinnere mich genau, selbst einer der am ärgsten durch diese Kanonade gemißhandelten Zöglinge gewesen zu sein."

Um dergestalt eine ganze Schule in Aufregung zu bringen, muß der junge Bonaparte, trotz seines Hangs zum einsamen Nachdenken, doch wohl einen gewissen Einfluß auf die Masse der Zöglinge bewahrt, kaum er seinen Verhältnissen zu ihnen keineswegs jenen Charakter der Wildheit, Rohheit und Bitterkeit gegeben haben, den man ihm auf das Zeugniß einiger gegen ihn eingenommenen oder schlecht unterrichteten Biographen hin zuzuschreiben beliebt hat. Er besaß nicht nur die Achtung seiner Kameraden, sondern auch im höchsten Grade die seiner Lehrer. Die meisten derselben haben seitdem behauptet, seine große Bestimmung vorausgesagt zu haben. Sein Lehrer der Geschichte, Equille, versicherte zur Zeit des Kaiserreichs, daß man in den Archiven der Militärschule eine Anmerkung finden würde, in der er mit wenigen Worten die ganze Zukunft seines Zöglings vorahnend ausgesprochen habe. „Corsicaner von Geburt und Charakter," heiße es in derselben, „werde er es weit bringen, wenn ihn die Umstände begünstigten." Sein Lehrer der schönen Wissenschaften, Domairon, selbst ein ausgezeichnete Redner, nannte seinen Styl „von Vulkanfeuer durchglühten Granit." Bei der Prüfung im Jahre 1783 wurde er von dem Ritter von Keralio für die Militärschule von Paris ausersehen. Umsonst stellte man diesem General, der das Amt eines Inspectors versah, vor, daß der junge Zögling das erforderliche Alter nicht habe und nur in der Mathematik stark sei. „Ich weiß, was ich weiß," gab er zur Antwort, „und wenn ich hier über die Regel hinausgehe, so geschieht es nicht aus Familienrücksichten, denn ich kenne die Familie dieses Kindes nicht, sondern ganz um seiner selbst willen. Ich gewahre hier einen Funken, den man nicht zu zeitig pflügen kann."

Napoleon hatte nicht sobald diese neue Schule bezogen, als er sich auch über die weichliche und üppige Erziehung, die man hier jungen Leuten gab, welche zu dem beschwerlichen Leben der Lager und dem mühevollen Berufe der Waffen bestimmt waren, erstaunt zeigte. Er faßte seine Gedanken hierüber in einer Denkschrift an den Schulvorsteher Berton zusammen und stellte vor: „wie die königlichen Zöglinge,

sämmtlich arme Edelleute, statt hochherziger Eigenschaften nur Liebe zu kleinlicher Ruhmsucht oder vielmehr solche Gefinnungen des Dünkels und der Eitelkeit einsaugen könnten, daß sie, wenn sie in ihre Heimath zurückkehrten, weit entfernt, das mäßige Einkommen ihrer Familie freudig zu theilen, viel eher sich der Urheber ihrer Lage schämen und ihr bescheidenes Haus verachten würden. „Statt,“ fuhr er fort, „diesen Böglingen eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, ihnen täglich Mahlzeiten von zwei Gängen zu geben und mit einem, theils der Pferde, theils der Stallmeister wegen, kostspieligen Marstall zu prunken, wäre es nicht zweckmäßiger, sie, soweit dies ohne Beeinträchtigung ihrer Studien geschehen kann, zu nöthigen, sich selbst zu genügen? Sollte dies nicht, da alle nichts weniger als reich, alle zu Kriegsdiensten bestimmt sind, die einzige Erziehung sein, die ihnen zusagt? Indem man sie an Enthaltbarkeit, an Sorgfalt für ihr Aeußeres gewöhnt, würden sie lernen, jeder Witterung und Jahreszeit zu trotzen, die Beschwerden des Krieges mit frohem Muthe zu tragen und den Soldaten, die unter ihren Befehlen stehen werden, Hochachtung und blinde Anhänglichkeit einzuflößen.“ So entwarf Napoleon, selbst fast noch Kind, in einer Schülerschrift die Grundzüge zum Plane einer Einrichtung, welche er auf dem Gipfel seiner Macht zu verwirklichen berufen war. Uebrigens zeichnete er sich zu Paris durch die glänzenden Prüfungen, die er bestand, eben so sehr aus, wie er es zu Brienne gethan. Er verließ die Militärschule im Jahre 1787 und kam als Unterlieutenant zum Artillerieregiment La Fere, das damals zu Grenoble in Besatzung lag.

---

## Zweites Capitel.

Von Napoleon's Eintritt in den Dienst bis zur Belagerung von Toulon.

Paris war damals der Aufenthalt des berühmten Abbé Raynal, welcher den kaum achtzehnjährigen Napoleon seines vertrauten Umganges werth hielt und mit ihm, ohne daß der junge Offizier dabei zu sehr im Schatten stand, die höchsten Fragen der Geschichte, Gesetzgebung und Politik verhandelte.

Nach Valence geschickt, wo damals ein Theil seines Regimentes stand, wurde er bald in die besten Zirkel, insbesondere in jenen der Frau von Colombier, einer Dame von seltenem Verdienste, die in der guten Gesellschaft den Ton angab, eingeführt. Hier lernte er den Herrn von Montalivet kennen, den er später zu seinem Minister des Innern erhob. Frau von Colombier hatte eine Tochter\*), welche dem jungen Artillerieoffizier die erste Liebe einflößte. Diese eben so zärtliche als unschuldige Neigung wurde von ihrem Gegenstande erwidert und führte zu kleinen Zusammenkünften, bei denen, nach Napoleon's Zeugniß, die ganze Seligkeit der beiden Liebenden darin bestand, daß sie miteinander Kirschen aßen. Uebrigens war nie die Rede davon, sie zu vermählen. Die Mutter dachte trotz ihrer Achtung und Vorliebe für den jungen Mann an eine solche Verbindung durchaus nicht, wie oft man auch das Gegentheil behauptet haben mag. Dafür sagte sie ihm aber oft seine hohe Bestimmung voraus, ja sie erneuerte ihre Prophezeihungen auf dem Sterbebette, kurz nachdem die französische Revolution die Laufbahn eröffnet hatte, auf welcher sie in Erfüllung gehen sollten.

Indeß hinderte weder eine Herzensangelegenheit noch eine Gesellschaft Napoleon an Fortsetzung seiner ernstern Studien und an Versuchen, die schwersten Probleme des staatlichen Lebens zu lösen. Er trug unter dem Schleier der Anonymität den Preis davon, welchen die Akademie von

---

\*) Napoleon sah sie später zu Lyon als Gattin des Herrn von Bressieux wieder. Er ernannte sie zur Ehrendame einer seiner Schwestern und gab ihrem Manne ein einträgliches Amt.



Lyon auf die beste Beantwortung der von dem Abbé Raynal gestellten Frage gesetzt hatte: „Welches sind die Grundsätze und Einrichtungen, die den Menschen eingeprägt werden müssen, um sie so glücklich als möglich zu machen?“ Napoleon antwortete als Schüler des achtzehnten Jahrhunderts und wurde gekrönt. Die Erinnerung an diesen Triumph muß ihm später nicht willkommen gewesen sein, denn als ihm Talleyrand zur Kaiserzeit seine Preisschrift überreichte, warf er sie eiligst in das Feuer.

Die französische Revolution brach aus und die gesammte aufgeklärte Jugend jubelte ihr Beifall zu. Die von ihren Vorrechten und Titeln verblendeten Edelleute, deren es eine große Menge in der Armee gab, theilten diesen Enthusiasmus keineswegs. Napoleon aber, von dem Paoli gesagt hatte, „daß er nach der Antike geformt, ein Mensch des Plutarch sei,“ ahmte das Beispiel der Mehrzahl seiner Kameraden nicht nach, welche in das Ausland gingen, um über die Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu grollen. Er gehorchte eben so wohl seiner Uezeugung als dem Borgefühle seiner Bestimmung, indem er mit Wärme die Volkspartei ergriff. Aber dieser glühende Patriotismus hinderte nicht, daß er in seiner Seele einen instinetmäßigen Abscheu gegen die Anarchie nährte und mit Entrüstung und Schmerz Zeuge der demagogischen Orgien war, welche den Todeskampf einer Staatsgewalt bezeichnen, deren Erbschaft ihm dereinst anheimfallen sollte. So rief er am 20. Juni 1792, als er sich auf der Wasserterrasse der Tuileries befand und sah, wie ein Mann des Pöbels Ludwig XVI. die rothe Mütze auf das Haupt setzte, voll Unwillen und Zorn aus: „Wie hat man nur das Gefindel einlassen können! Man hätte vier- bis fünf- hundert mit Kartätschen niederschmettern sollen, die Uebrigen würden noch laufen.“

Zeuge des 10. Augusts, den Napoleon als eine unvermeidliche und nahe Folge des 20. Juni vorausgesehen hatte, verließ er, zwar als ein eifriger Anhänger der französischen Revolution, aber den Ideen der Ordnung und Achtung vor der Staatsgewalt ergeben, die Hauptstadt, um sich nach Corsica zu verfügen. Paoli intriguirte dort zu Gunsten Englands. Der junge französische Patriot zertrümmerte von dem Augen-

blicke an das Idol seiner Jugend. Er übernahm einen Befehlshaberposten in der Nationalgarde und bekämpfte auf Leben und Tod den Greis, für den er bis dahin so viele Hochachtung, Sympathie und Bewunderung gezeigt hatte. Nachdem die englische Partei die Oberhand behalten und ihren Triumph durch den Brand von Ajaccio gefeiert hatte, flüchtete die Familie Bonaparte, deren Haus von den Flammen verzehrt worden, nach Frankreich und nahm ihren Wohnsitz zu Marseille. Napoleon weilte nicht lange in dieser Stadt, sondern beeilte sich nach Paris zurückzukehren, wo die Ereignisse mit solcher Hast und Gewalt sich drängten, daß dort jeder Tag, ja jede Stunde das Zeichen zu einer neuen Krisis gab.

Der Süden hatte eben die Fahne des Föderalismus aufgepflanzt und Verrätherei hatte den Engländern Toulon überliefert. General Cartaux wurde von dem Convent beauftragt, die Provence wieder unter die Geseze der Republik zurückzuführen und die Niederlage und Züchtigung der Rebellen und Verräther zu vollbringen. Kaum hatte der Sieg diesen General nach Marseille geführt, so wurde die Belagerung von Toulon befohlen. Napoleon ging als Commandant der Artillerie dahin ab. Um dieselbe Zeit gab er unter dem Titel: „das Abendessen von Beaucuire“ eine Flugschrift heraus, welche das Gepräge der Meinungen trägt, die er damals als eifriger Patriot und geschickter Militair bekennen mußte, und über die Unruhen im Süden und die Episode des Föderalismus Urtheile enthält, die in dem einfachen Artillerieoffizier jene überlegene Einsicht und gesunde Vernunft verrathen, welche man nachher an dem Kaiser bewundert hat.

---

### Drittes Capitel.

Belagerung und Einnahme von Toulon. Anfang der italienischen Feldzüge.  
Absehung.

Als Napoleon unter den Mauern von Toulon ankam, fand er zwar eine Armee von unerschrockenen Freiwilligen, aber keinen Anführer, der des Befehls über sie würdig war. Der General Cartaux, der eine Heppigkeit und Prachtliebe entfaltete, welche mit der Strenge republikanischer Grundsätze in schreiendem Widerspruche standen, besaß noch weit mehr Unwissenheit als Brunktsucht. Die Eroberung von Toulon war eine Aufgabe über seine Kräfte, sein Dünkel aber zu groß, um seine Unfähigkeit einzusehen. Im Gegentheile schrieb er sich ausschließlich das Talent der Planentwerfung und Ausführung zu, welches zu einer solchen Unternehmung gehörte. Dieses lächerliche Selbstvertrauen gab ihm jenen berücktigten Befehl ein, der seine Zurückberufung veranlaßte und in folgenden Ausdrücken abgefaßt war: „Der Befehlshaber der Artillerie wird Toulon drei Tage lang heftig beschiefen, nach deren Verlauf ich es mit drei Colonnen angreifen und wegnehmen werde.“

Zum Glück befand sich zur Seite dieses seltsamen und lakonischen Taktikers ein Subalternoffizier, der durch sein militairisches Wissen und Talent eben so hoch stand, als sein Rang niedrig war. Es war ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren. Das Bewußtsein der Ueberlegenheit über alle seine Umgebungen gab ihm die Kühnheit, lieber seinen Oberbefehlshaber zu beleidigen, als Maßregeln, die er für unheilvoll erkannte, ohne Widerspruch auszuführen. Bei seinen täglichen Kämpfen mit Cartaux begab es sich einmal, daß die Gattin des Oberbefehlshabers zu ihrem Manne sagte: „Laß doch den jungen Mann gewähren, er versteht mehr als Du und verlangt nichts von Dir. Du erstattest ja die Berichte und der Ruhm bleibt Dir doch.“

Gleich bei seiner Ankunft im Lager hatte Napoleon mit jenem sichern Schnellblicke, der später seinem Genie auf den Schlachtfeldern so gute Dienste leistete, erkannt, daß man, um Toulon wieder zu nehmen, es an der Ausfahrt der Rhede angreifen müsse, und, indem er auf die-

fen Punkt der Karte deutete, gesagt: „Hier ist Toulon!“ Er machte jedoch lange Zeit vergebliche Versuche, seinem Rathe Abnahme zu verschaffen. Nur der Commandant der Ingenieurs theilte denselben, aber auch der Beistand dieses aufgeklärten Offiziers vermochte die alberne Hartnäckigkeit des Oberbefehlshabers nicht zu besiegen. Da fand sich endlich unter den Volksrepräsentanten ein Mann, der mit hinreichendem Verstand und Scharfsinn begabt war, um unter der Uniform eines einfachen Artillerieanführers den großen Feldherrn zu ahnen. Napoleon erhielt alle Vollmachten, deren er bedurfte, um seinem Plane den Erfolg zu sichern, Cartaux wurde zurückgerufen, die Engländer wurden aus Toulon verjagt, und als sich der Sieger später an diesen ersten Triumph erinnerte, den er zum Theil dem Zutrauen jenes Volksrepräsentanten verdankte, sagte er mit Dankbarkeit, „daß Gasparin ihm seine Laufbahn eröffnet habe.“

Napoleon gab während der Belagerung das Beispiel der größten Kaltblütigkeit und Todesverachtung, und die Soldaten bewunderten nicht minder seine heroische Ruhe, als die Generale über den Umfang und die Schnelligkeit seines Geistes staunen mußten. Es wurden ihm mehrere Pferde unter dem Leibe getödtet und er selbst erhielt eine Wunde am linken Schenkel, die beinahe die Abnahme des Fußes nothwendig gemacht hätte.

Als er sich während der Belagerung von Toulon eines Tages in einer Batterie befand und einer der Ladenden getödtet wurde, ergriff er sogleich den Sekkolben und lud selbst ein Duzend Schüsse. Dadurch zog er sich einen bössartigen Ausschlag, von dem der Artillerist behaftet gewesen war, zu, welcher sein Leben gefährdete und die außerordentliche Magerkeit veranlaßte, die er während der Feldzüge in Italien und Aegypten behielt. Erst zur Zeit des Kaiserreiches bewirkte Corvisart seine vollständige Herstellung.

Nicht alle Generale, unter deren Befehlen er stand, waren eben so eifersüchtig und ungeschickt als Cartaux. Die Generale Duthell und Dugommier beehrten ihn mit einer Hochachtung und Rücksicht, die man gewöhnlich gegen Untergebene nicht beobachtet. Dugommier staunte, als er ihn nach der Einnahme von Kleingibraltar mit prophetischer Zuver-

sicht sagen hörte: „Begeben Sie sich zur Ruhe, wir haben Toulon erobert, übermorgen werden Sie in der Stadt schlafen.“ Das Erstaunen machte aber der lebhaftesten Bewunderung Platz, als die Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung ging. Napoleon hat in seinem Testamente der Generale Duthail und Dugommier, gleich Gasparin's, gedacht. Dugommier schrieb damals an den Wohlfahrtsausschuß, indem er für den Artilleriecommandanten Bonaparte den Grad eines Brigadegenerals verlangte: „Befördert diesen jungen Mann, dem wenn man gegen ihn undankbar sein sollte, wird er sich selbst seinen Weg bahnen.“ Die Volksrepräsentanten willfahrten dem Begehren. Der neue General erhielt bei der Armee von Italien unter Dumerbion eine Anstellung und trug zur Einnahme von Saorgio und zu den Siegen am Tanaro und bei Oneille bei.

Napoleon stand durch sein Genie zu hoch über den Leidenschaften und Meinungen, die mit solcher Wuth an einander stießen, um nicht unter dem Einflusse des Revolutionsfiebers Mäßigung und Unparteilichkeit zu bewahren. So bediente er sich seines Einflusses und seiner Macht lediglich, um seine politischen Gegner wider die ausgebrochene Verfolgung zu schützen und jene Ausgewanderten zu retten, welche der Sturm an die Küste der Provence geworfen hatte und unter denen sich die Familie Chabillant befand. Als die Rache des Conventes an den Föderalisten des Südens den ältesten und reichsten Kaufmann von Marseille, Hugues, einen Greis von vierundachtzig Jahren, auf das Blutgerüst brachte, entsetzte er sich so sehr, daß er noch später davon sagte: „bei einem solchen Schauspieler habe ich in der That geglaubt, das Ende der Welt sei gekommen.“ Trotz des Schauders, den solche Handlungen der Barbarei Napoleon einflößten, beurtheilte er doch die blutbefleckten Machthaber jener Zeit mit Ruhe und ohne Vorurtheil. „Der Kaiser,“ heißt es im Memorial von St. Helena, „ließ Robespierre die Gerechtigkeit widerfahren, zu sagen, er habe lange Briefe desselben an seinen Bruder, den jüngern Robespierre, der sich damals bei der Südarmee als Volksrepräsentant befand, gesehen, worin jener diese Ausschweifungen mit Wärme bekämpfte und verleugnete, ja sagte, daß sie die französische Revolution entehren und tödten würden.“ Der jün-

gere Nobespierre hatte, wie Gasparin, den werdenden großen Mann begriffen und bewundert. Er bot Alles auf, ihn bei seiner Zurückberufung und kurz vor dem neunten Thermidor mit nach Paris zu nehmen. „Wenn ich mich nicht,“ sagte Napoleon, „standhaft geweigert hätte, wer weiß, wohin mich ein erster Schritt geführt haben würde und welches andere Schicksal mir zu Theil geworden wäre?“

Es war bei der Belagerung von Toulon, daß Napoleon Duroc und Junot kennen lernte und an sich fesselte, Duroc, der allein seine innige Freundschaft und sein ganzes Vertrauen besessen hat, und Junot, auf welchen er durch folgenden Zug aufmerksam gemacht wurde. Als der Artilleriecommandant bei seiner Ankunft vor Toulon eine Batterie errichten ließ, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, an Ort und Stelle zu schreiben, und verlangte einen Sergeant oder Corporal, um ihm zu dictiren. Es trat einer vor, und der Brief war kaum geschrieben, als dicht daneben eine Kugel einschlug und ihn mit Erde bedeckte. „Wohlan,“ sagte der Soldat, der geschrieben hatte, „so brauche ich keinen Streufand.“ Es war Junot, und dieser Beweis von Unererschrockenheit und Kaltblütigkeit reichte hin, um ihn seinem Commandanten zu empfehlen, der ihn später zu den höchsten Würden des Heeres beförderte.

Die Eroberung von Toulon, welche man dem jungen Bonaparte verdankte, schützte ihn nicht vor den Quälereien und Verfolgungen, denen damals fast alle Truppenanführer von Seiten der Commissare des Conventes ausgesetzt waren. Ein Decret, das jedoch unvollzogen blieb, forderte ihn vor die Schranken des Conventes, um wegen einiger Maßregeln, die er in Bezug auf die Befestigung von Marseille angeordnet hatte, Rede zu stehen. Ja ein Repräsentant, erzürnt über die Herbeheit seines Charakters und über seine Unnachgiebigkeit, sprach wider ihn die so oft mörderische, diesmal aber zum Glück eitle und leere Formel der Erklärung außer das Gesetz aus. Indesß zeigten nicht alle Volksrepräsentanten, die sich bei der Südarkmee befanden, eben so feindselige Gesinnungen in Betreff Napoleon's. Insbesondere überhäufte ihn einer von ihnen, der eine sehr schöne und liebenswürdige Frau hatte, mit Artigkeiten und Zuorkommenheiten, und gestattete ihm in seinem Hause alle Rechte der Vertraulichkeit, welche der Artilleriegeneral benutzte oder

vielmehr mißbrauchte, wenn man anders der Ausplauderei des Memorials von St. Helena glauben darf, wonach die Gattin das Wohlwollen und die Vorliebe des Mannes getheilt hätte, der einer der Ersten war, die auf den Sieger von Toulon die Aufmerksamkeit des Conventes um die Zeit des 13. Vendemiaire lenkten. Nachdem Napoleon Kaiser geworden war, sah er seine liebenswürdige Wirthin zu Nizza wieder. Zeit und Unglück hatten das, was Napoleon einst bezaubert hatte, gar sehr geändert oder vielmehr gänzlich vernichtet. „Aber warum,“ fragte der Kaiser diese Dame, „haben Sie sich nicht an unsere Bekannten von der Armee von Nizza gewendet, um bis zu mir zu gelangen? Mehrere von ihnen sind Männer geworden, die in fast beständigem Verkehr mit mir stehen.“ — „Ach, Sire,“ antwortete sie, „man kennt mich nicht mehr, seitdem Sie groß und ich unglücklich geworden.“ Sie war damals Wittve und in der äußersten Dürftigkeit. Napoleon gewährte ihr Alles, was sie verlangte.

Napoleon hat, sich der Zeit jenes glücklichen Abenteurers, wie man es in der Sprache der Welt, wenn auch nicht in jener der Moral nennt, erinnernd, gesagt: „Ich war damals sehr jung, war glücklich, auf meinen kleinen Erfolg stolz, und suchte mich daher auch durch jede Aufmerksamkeit, die in meiner Macht stand, dankbar zu bezeigen. Sie werden gleich hören, wie man die Gewalt mißbrauchen und wovon das Schicksal von Menschen abhängen kann, denn ich will mich nicht besser machen als Andere. Als ich eines Tages mit ihr inmitten unserer Stellungen in der Umgegend des Col di Tenda unter dem Vorwande einer Recognition, als Befehlshaber der Artillerie, umherging, wandelte mich plötzlich der Gedanke an, ihr das Schauspiel des kleinen Krieges zu gewähren, und ich befahl einen Vorpostenangriff. Wir blieben zwar im Vortheile, aber es lag offen am Tage, daß kein Ergebnis erzielt werden konnte; der Angriff war eine Laune und doch blieben einige Menschen dabei. Ich habe mir dieses Ereigniß, so oft ich mich daran erinnerte, zum bitteren Vorwurfe gemacht.“

Die Ereignisse des neunten Thermidor thaten der Laufbahn Napoleons für den Augenblick Einhalt. Entweder hatte ihn seine Verbindung mit dem jüngern Robespierre den Männern der Reaction ver-

dächtig gemacht, oder die Neider seines Ruhms bedienten sich dieses oder irgend eines andern Vorwandes, um ihn zu stürzen, kurz er wurde auf Befehl von Albitte, Laporte und Salicetti, die ihm eine Reise nach Genua zum Verbrechen auslegten, welche er in Folge des Beschlusses und der Verhaltungsbefehle ihres durch sie ersetztten Collegen Ricord gemacht hatte, seiner Functionen enthoben und gefangen gesetzt.

Des Vertrauens der Armee für unwürdig erklärt und vor den Wohlfahrtsausschuß gefordert, nahm der General Bonaparte diese Anklage und Beschimpfung nicht stillschweigend hin. Er setzte sogleich an die Repräsentanten, die ihn hatten verhaften lassen, eine Note auf, in der man schon jenen stolzen, kraftvollen und bündigen Styl findet, welchen man seitdem in allen seinen Reden und Schriften bewundert hat. Wir lassen einige Bruchstücke dieser merkwürdigen Schrift folgen: „Ihr habt mich meiner Verrichtungen enthoben, verhaftet und für verdächtig erklärt. So bin ich denn beschimpft, ohne gerichtet, oder vielmehr gerichtet, ohne gehört worden zu sein! In einem revolutionären Zustande giebt es zwei Menschenklassen, die Verdächtigen und die Patrioten. . . . In welche Classe will man mich stellen? Bin ich nicht seit dem Beginne der Revolution allen ihren Grundsätzen treu geblieben? Hat man mich nicht stets im Kampfe entweder gegen die inneren oder gegen die auswärtigen Feinde erblickt? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, habe meine Besizung verlassen, habe Alles für die Republik verloren. Seitdem habe ich vor Toulon mit einiger Auszeichnung gedient, habe mir einen Theil an den Vorbeeren erworben, welche die Armee von Italien durch die Einnahme von Saorgio, bei Dneille und am Tanaro errungen hat. Bei der Entdeckung der Verschwörung Robespierre's ist mein Benehmen das eines Mannes gewesen, der gewohnt ist, nur die Principien im Auge zu haben. Man kann mir daher den Namen eines Patrioten nicht streitig machen. Warum erklärt man mich also für verdächtig, ohne mich gehört zu haben? Unschuldig, Patriot, verleumdet, werde ich mich über den Wohlfahrtsausschuß, welche Maßregeln derselbe immer ergreife, nicht beklagen können. Wenn drei Männer erklären, daß ich ein Verbrechen begangen habe, werde ich mich über die Jury, die mich verurtheilen wird, nicht beklagen



können. Sollen aber Volksvertreter die Regierung in die Nothwendigkeit versetzen, ungerecht oder unpolitisch zu sein? Hört mich, vernichtet die Unterdrückung, die mich umgiebt, und gebt mir die Achtung der Patrioten zurück. Eine Stunde nachher mögen die Bösewichter mein Leben nehmen, ich achte es nicht, habe es so oft gering geachtet. Ja, nur der Gedanke, daß es dem Vaterlande noch nützlich sein könne, läßt mich dessen Last mit Muth ertragen.“

Diese edle und stolze Sprache überzeugte die Volksrepräsentanten, daß sie es mit einem Manne von hohen Fähigkeiten und starkem Charakter zu thun hätten und daher verzweifeln müßten, ihn unter das Joch der Willkür und Verfolgung zu beugen, ohne sich einem kräftigen und langen Widerstande von seiner Seite auszusetzen. Albitte und Salicetti opferten die Eigenliebe der Klugheit, widerriefen im Einverständnisse mit dem General Dumerbion ihren Befehl und gaben Bonaparte „dessen militairische und Localkenntnisse der Republik,“ wie sie sagten, „von Nutzen sein könnten,“ die Freiheit zurück. Aber die Reaction, welche in Folge der Ereignisse des 9. Thermidor eintrat, hatte die Leitung des Kriegsausschusses einem ehemaligen Artilleriecapitain, Namens Aubry, in die Hände gespielt. Napoleon wurde seiner Waffe entnommen und sollte als Infanteriegeneral in der Vendée dienen. Entrüstet über eine so beleidigende Versetzung und wenig geneigt, sein Talent einem so undankbaren Kriege zu widmen, beschwerte er sich nach seiner Ankunft zu Paris unverzüglich bei dem Kriegsausschuß und führte vor demselben eine sehr warme, ja heftige Sprache. Aubry blieb unbeugsam und sagte zu Napoleon: „er sei jung, man müsse die Aelteren vorrücken lassen,“ worauf Napoleon antwortete: „daß man auf dem Schlachtfelde schnell alt werde und daß er davon herkomme.“ Der Präsident des Kriegsausschusses war niemals im Feuer gewesen, weshalb die geistvolle und treffende Antwort ihn erbitterte. Er blieb halbstarrig bei der einmal ergriffenen Maßregel, und da Napoleon in seinen Entschlüssen nicht minder hartnäckig war, ließ er sich lieber absetzen, als daß er der Ungerechtigkeit wich.

---

## Viertes Capitel.

Absetzung. Der dreizehnte Vendemiaire. Josephine. Vermählung.

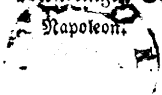
Das Decret, durch welches der künftige Beherrscher von Europa in seiner Laufbahn aufgehalten, abgesetzt und von der Liste der französischen Generale im activen Dienst gestrichen wurde, trägt die Unterschrift von Merlin (von Douai), Berlier, Boissy-d'Anglas und Cambaceres, welche sich später an Eifer und Schmeichelei überboten, um von dem jungen Offiziere, den sie jetzt mit solcher Rücksichtslosigkeit behandelten, ein beifälliges Lächeln zu erhalten. Doch fand sich unter den Reactionsmännern des Thermidor einer, der die militairischen Talente, die Bonaparte vor Toulon bewiesen hatte, nicht völlig feiern lassen wollte. Es war Pontecoulant, Aubry's Nachfolger, welcher, ohne sich um die Vorwürfe der herrschenden Partei zu kümmern, Napoleon zur Verrfertigung von Plänen verwendete. Aber auch diese dunkle, dem Charakter eines Kriegers, für welchen Thätigkeit, Waffenlärm und Ruhm wesentliche Lebens Elemente waren, so wenig entsprechende Stellung wurde bald als zu vortheilhaft und ehrenvoll für den jungen Offizier, dessen Bestimmung man vereiteln, dessen Degen man zerbrechen wollte, angesehen. Retourneur de la Manche, Pontecoulant's Nachfolger im Vorzüge des Kriegsausschusses, zeigte dieselbe Mißgunst wie Aubry, und Napoleon verlor jede Art von Anstellung. Er verzweifelte, die Eifersucht, das Vorurtheil und den mächtigen Haß, dessen Gegenstand er war, zu überwinden, wendete seine Blicke nach dem Orient und setzte eine Schrift auf, um die französische Regierung zu überzeugen, daß es im Interesse der Regierung liege, die Vertheidigungsmittel der Pforte gegen die ehrgeizigen und länderfüchtigen Pläne der europäischen Monarchen zu verstärken. „Der General Bonaparte,“ heißt es in dieser Schrift, „der seit seiner Jugend in der Artillerie dient, der sie bei der Belagerung von Toulon und in zwei Feldzügen der Armee von Italien befehligt hat, erbietet sich mit einer Sendung der Regierung nach der Türkei zu gehen. Glückt es ihm, die Streitmacht der Türken furchtbarer zu machen, ihre gegenwärtigen Festungen zu verstärken und

den Bau neuer zu veranlassen, so wird er dadurch seinem Vaterlande einen wahrhaften Dienst erweisen.“

„Wenn ein Secretär im Kriegsministerium,“ sagt Bourienne, „unter diese Eingabe „„Bewilligt““ geschrieben hätte, so würde dieses Wort vielleicht das Schicksal von Europa geändert haben.“ Das Wort wurde aber nicht geschrieben. Die Regierung war zu sehr mit der inneren Politik und mit Parteikämpfen beschäftigt, um militairischen Plänen von eben so unsicherem als fernem Erfolge Aufmerksamkeit zu schenken. Napoleon blieb daher zu Paris, zwar von der Staatsgewalt zur Unthätigkeit verurtheilt, aber von der Vorsehung zur Verfügung im Dienste der Revolution gestellt.

Sie ließ ihn nicht lange harren. Die Royalisten, kühn gemacht durch die Reaction, welche auf den neunten Thermidor folgte, reizten die Pariser Sectionen zur Empörung gegen den Convent. Da erinnerten sich dessen Stimmführer, welche trotz ihres Wüthens gegen die Jacobiner dem Königthume gegenüber zu schuldvoll dastanden, um nicht von dem Triumphe einer Gegenumwälzung Alles fürchten zu müssen, daß sie eine Menge feuriger Patrioten, die in einer so gefahr-vollen Lage nützliche Bundesgenossen sein konnten, geächtet, entwaffnet und eingekerkert hatten. Die verfolgten Republikaner gehorchten dem Aufrufe ihrer Verfolger und griffen zu den Waffen gegen die gemeinsame Gefahr. Aber man bedurfte nach Menou's Schlappe und Verhaftung einen General für diese Stegreif-Armee, denn Barras, der zum Oberbefehlshaber ernannt worden, vermochte das Commando höchstens dem Namen nach zu führen. Er hatte Verstand genug, dies einzusehen und sich einen Gehülfen geben zu lassen, der im Waffenhandwerke erfahrener war als er. Zu dem Ende schlug er den General Bonaparte vor und der Convent bestätigte diese Wahl durch ein Decret, dessen Fassung Bonaparte auf den öffentlichen Tribünen hörte, denn dahin hatte er sich begeben, um das Benehmen der Versammlung, die das Schicksal der Republik in Händen hatte, ganz nahe zu beobachten.

Napoleon nahm seine Maßregeln so gut, daß nach einem Kampfe von wenigen Stunden die Armee der Pariser aus allen ihren Stellungen



gen verdrängt und der Aufruhr vollständig unterdrückt war. Der Convent belohnte seinen Retter mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern. Von diesem Tage an konnte Napoleon voraussehen, daß er bald über die sämtlichen Streitkräfte von Frankreich verfügen werde, und er betrat in der That die erste Stufe des Thrones, indem er den obersten Befehl in der Hauptstadt übernahm.

Der erste Gebrauch, den Napoleon von seiner Gewalt und seinem Einflusse machte, war, daß er den General Menou, dessen Untergang die Ausschüsse wollten, rettete. Die Besiegten vermochten ihm, trotz seiner Mäßigung, ihre Niederlage nicht zu verzeihen, ihre Rache beschränkte sich jedoch auf den Spitznamen „Kartätschengeneral“. Die Bevölkerung von Paris war tief verletzt und gedemüthigt, und der Getreidemangel trieb die Unzufriedenheit mit den Kriegsheuten, die sie bezwungen und niedergeschmettert hatten, auf den höchsten Gipfel. „Als eines Tages die Brodvertheilung,“ erzählt Las Cases, „unterbleiben mußte und sich zahlreiche Zusammenrottungen an den Thüren der öffentlichen Backhäuser bildeten, ritt Napoleon mit einem Theile seines Generalstabes vorüber, um über die öffentliche Sicherheit zu wachen. Volkshaufen, vor Allem Weiber, umringen ihn und verlangen mit heftigem Geschrei Brod; die Menge nimmt zu, die Drohungen mehren sich und die Lage wird immer kritischer. Insbesondere zeichnet sich eine unförmlich dicke und fette Frau durch ihre Geberden und Worte aus. „Dieser ganze Haufen von Spaulententrägern,“ schrie sie, indem sie die Offiziersgruppe apostrophirte, „macht sich über uns lustig; wenn sie nur essen und sich recht mästen, ist es ihnen gleichgültig, ob das Volk vor Hunger stirbt.“ Napoleon unterbricht sie mit den Worten: „Meine Gute, seh' sie mich einmal genau an: wer ist von uns Beiden besser gemästet?“ Nun war Napoleon damals außerordentlich mager. „Ich war ein wahrhaftes Pergament,“ sagte er von sich selbst. Ein allgemeines Gelächter entwaffnet den Pöbel und der Generalstab setzt seinen Weg fort.“

Der Ernst der aufrührerischen Bewegung vom 13. Vendemiaire und das allgemeine Geschrei aller Parteien gegen den Convent vermochte diesen, die vollständige Entwaffnung der Sectionen zu befehlen.

Während man diese Maßregel in Vollzug setzte, kam ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren zu dem Oberbefehlshaber und flehte ihn an, ihm den Degen seines Vaters zurückzugeben, der die Armeen der Republik commandirt habe. Es war Eugen Beauharnais. Napoleon gewährte seine Bitte und behandelte ihn mit großer Theilnahme. Der Knabe weinte vor Rührung, sprach zu seiner Mutter von dem liebevollen Wesen des Generals, und diese hielt sich für verpflichtet, ihm ihren Dank in Person abzustatten. Napoleon wurde von ihr so sehr eingenommen, daß er sehulich wünschte, die durch den Zufall eröffnete Bekanntschaft fortzusetzen. Er brachte alle Abende bei Josephinen zu. Einige Trümmer der alten Aristokratie trafen sich hier und fanden die Gesellschaft des „kleinen Kartätschengenerals,“ wie man ihn in den Salons nannte, doch so übel nicht. Wenn sich die Gesellschaft zurückgezogen hatte, blieben einige vertraute Freunde, wie der alte Montesquiou und der Herzog von Nivernois, um bei geschlossenen Thüren von dem alten Hofe zu sprechen und „einen Abstecher nach Versailles zu machen.“ Es war übrigens keine vorübergehende Bekanntschaft, welche Napoleon mit Frau von Beauharnais angeknüpft hatte. Die feurigste und zärtlichste Liebe hatte sich seines Herzens bemächtigt und er setzte sein höchstes Glück in eine dauernde Verbindung mit dem Gegenstande seiner Anbetung. Die Vermählung erfolgte am 9. März 1796. Eine Negerin hatte Josephinen vorausgesagt, sie würde dereinst Königin werden; wenigstens pflegte sie dies zu erzählen, ohne dabei sonderlich ungläubig auszufehen. Ihre Verbindung mit Bonaparte war der erste Schritt zur Erfüllung der Prophezeiung.

---

## Fünftes Capitel.

### Erster Feldzug in Italien.

Scherer, der Oberbefehlshaber der Armee von Italien, hatte zwar im November 1795 den schönen Sieg von Loano errungen, aber ihn nicht benutzt, um rasch vorzudringen und der Armee gute Winterquartiere zu verschaffen. Wieder mußte sie die strenge Jahreszeit in unwirthlichen ausgefogenen Gebirgsgegenden zubringen und wurde in Folge der schlechten Verpflegungsmaßregeln dem fürchterlichsten Nothstande preisgegeben. Die Armee litt an Allem Mangel und vermochte die Küste von Genua nicht mehr zu halten. In Ermangelung des Geldes und der Lebensmittel schickte das Directorium ihr einen neuen Feldherrn. Zum Glück war es Bonaparte; sein Genie ersetzte Alles.

Bonaparte reiste am 21. März 1796 von Paris ab und übergab den Befehl über die Armee des Innern dem alten General Hatry. Sein Feldzugsplan war fertig. Er hatte beschlossen, durch das Thal, welches die letzten Ausläufer der Alpen und Apenninen scheidet, in Italien einzudringen und die österreichisch-sardinische Armee zu trennen, indem er die Kaiserlichen nöthigte, Mailand zu decken, und die Piemontesen, ihre Hauptstadt zu schützen. Er kam Ende März zu Nizza an. Das Hauptquartier, welches seit dem Anfange des Feldzuges diese Stadt nicht verlassen hatte, wurde sogleich nach Albenga verlegt. „Soldaten!“ sprach Napoleon nach der ersten Heerschau, „ihr hungert und seid nackt; man schuldet uns viel und kann uns nichts geben. Die Geduld und Standhaftigkeit, die ihr in Mitte dieser Felsen zeigt, verdient Bewunderung, verschafft euch aber keinen Ruhm. Ich werde euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in unsre Gewalt fallen, und da werdet ihr Reichthümer, Ehre und Ruhm ernten. Soldaten von Italien, sollte es euch an Muth fehlen?“ Eine solche Sprache hatten die Soldaten noch nicht vernommen, sie hörten sie mit Begeisterung und Hoffnung trat an die Stelle der Muthlosigkeit.

Die feindliche Armee wurde von Beaulieu, einem General, der sich schon in den früheren Feldzügen Ruhm erworben hatte, befehligt. Als

er Nachricht erhielt, daß die französische Armee, welche sich bisher nur mühsam im Vertheidigungszustande erhielt, plötzlich zum Angriffe übergegangen sei und sich aufschicke, die Thore von Italien zu erbrechen, verließ er schleunig Mailand, um Genua zu Hülfe zu eilen. In Novi schlug er sein Hauptquartier auf, theilte sein Heer in drei Corps und erließ ein Manifest, welches der französische Oberbefehlshaber an das Directorium mit dem Bemerkten schickte, daß er morgen durch eine Schlacht antworten werde. Sie fand am 11. April bei Montenotte statt und eröffnete den Feldzug auf eine glänzende Weise durch den ersten Sieg des republikanischen Feldherrn, der später daher den Ursprung seines Adels hergeleitet wissen wollte.

Neue Kämpfe brachten neue Erfolge. Bonaparte, am 14. zu Millesimo, am 16. zu Dego Sieger, hatte auf das Manifest Beaulieu's nicht durch eine Schlacht, sondern durch drei Triumphe in vier Tagen geantwortet. Das Ergebniß dieser glänzenden Tage, wo die Namen Joubert, Massena und Augereau zum ersten Male glorreich vor Frankreich genannt worden, war die Abschneidung der von Provera befehligten Arrièregarde des Feindes, welche die Waffen strecken mußte, die Trennung der Oesterreicher von den Piemontesen und die Eröffnung der Straßen nach Mailand und Turin für die Truppen der Republik. Auf den Höhen von Mentezemoto, deren sich Augereau an demselben Tage bemächtigte, an welchem Serrurier den General Colli zwang, das verschanzte Lager von Ceva zu verlassen, zeigte der Oberbefehlshaber seiner Armee die stolzen Gipfel, die der Schnee in der Ferne bezeichnete und die sich wie prachtvolle Eiscascaden über die reichen Ebenen von Piemont erhoben. „Hannibal hat die Alpen überstiegen,“ sagte er zu seinen Soldaten, indem er den Blick auf diese Gebirge heftete, „wir haben sie umgangen.“ Am 22. ein neuer Sieg. Der Tanaro wird überschritten, die Redoute von Bicoque erstürmt, Mondovi und seine Magazine befinden sich in der Gewalt der republikanischen Armee. Am 26. wird Cherasco eingenommen. Man findet da Kanonen und es wird eifrig gearbeitet es zu besetzen. Am 28. wird hier Waffenstillstand geschlossen.

Einige Tage zuvor, am 24., hatte Bonaparte auf ein Schreiben

des Generals Colli so geantwortet: „Das vollziehende Directorium hat sich das Recht vorbehalten, über den Frieden zu unterhandeln; die Bevollmächtigten des Königs, Ihres Herrn, müssen sich daher nach Paris begeben oder zu Genua die Bevollmächtigten erwarten, welche die französische Regierung dorthin schicken dürfte. Die militairische und politische Lage der beiden Armeen macht jeden reinen und einfachen Waffenstillstand unmöglich. Obschon ich überzeugt bin, daß die Regierung Ihrem Könige ehrenvolle Friedensbedingungen gewähren wird, so kann ich doch auf unbestimmte Voraussetzungen hin meinen Marsch nicht einstellen. Indessen gibt es ein Mittel, um in Gemäßheit der wahren Interessen Ihres Hofes zu Ihrem Zwecke zu gelangen und zugleich jedes unnütze, daher der Vernunft und den Gesetzen des Krieges zuwiderlaufende Blutvergießen zu vermeiden, dieses ist: daß Sie von den drei Festungen Coni, Alessandria und Tortona zwei, je nach Ihrer Wahl, meiner Gewalt übergeben.“ Die Festungen Coni und Tortona wurden den Republikanern überliefert, ja man fügte sogar Ceva hinzu, und der Waffenstillstand ward geschlossen.

Bestürzung ergriff das Ausland. Napoleon aber, um den Enthusiasmus der Truppen zu steigern, richtete von Cherasco aus folgende Proclamation an sie: „Soldaten! ihr habt in vierzehn Tagen sechs Siege erfochten, einundzwanzig Fahnen, fünfundfünfzig Kanonen, mehrere feste Plätze genommen, den reichsten Theil von Piemont erobert, funfzehntausend Gefangene gemacht und mehr als zehntausend Mann getödtet oder verwundet. Ihr habt euch bisher um unfruchtbare Felsen geschlagen, die zwar durch euern Muth berühmt geworden sind, aber dem Vaterlande nichts nützen. Ihr steht heute durch eure Thaten den erobernden Armeen von Holland und des Rheins gleich. Von Allem entblößt habt ihr Alles ersetzt. Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, seid über Flüsse gegangen ohne Brücken, habt Eilmärsche ohne Schuhe gemacht, Lager im Freien ohne Wein und oft ohne Brod gehalten. Die republikanischen Phalange, die Soldaten der Freiheit waren allein im Stande zu ertragen, was ihr ertragen habt! Das dankbare Vaterland wird zum Theil euch sein Glück verdanken, und wenn ihr als Sieger von Toulon den unsterblichen Feldzug von 1793



vorbedeutet habt, so weiffagen eure jezigen Siege einen noch viel schönern. Die beiden Armeen, die euch kürzlich mit solcher Dreistigkeit angegriffen haben, fliehen erschreckt vor euch; die ruchlosen Menschen, welche euer Elend verspotteten und in Gedanken sich der Triumphe unserer Feinde freuten, sind bestürzt und zittern. Aber nicht verkehlt darf euch werden, Soldaten, daß ihr nichts gethan habt, weil es für euch noch etwas zu thun gibt. Weder Turin noch Mailand ist euer; die Asche der Ueberwinder des Tarquinius wird noch von den Mördern Basserville's mit Füßen getreten! Im Anfange des Feldzuges waret ihr von Allem entblößt, heute seid ihr mit Allem im Ueberflusse versehen. Zahlreich sind die euern Feinden abgenommenen Magazine; Belagerungs- und Feldgeschütz ist angekommen. Soldaten! das Vaterland hat das Recht, von euch große Thaten zu erwarten. Werdet ihr seine Erwartung rechtfertigen? Die größten Hindernisse sind ohne Zweifel überwältigt; aber ihr müßt noch Schlachten liefern, Städte einnehmen, über Flüsse setzen. Gibt es Einen unter uns, dessen Muth gesunken wäre? Einen, der lieber auf dem Gipfel der Apenninen und Alpen umkehrte, um geduldig den Hohn dieser knechtischen Soldatesca zu ertragen? Nein! unter den Siegern von Montenotte, Millesimo, Dego und Mondovi gibt es keinen solchen Menschen. Alle brennen vor Begierde, den Ruhm des französischen Volkes in die Ferne zu tragen. Alle wollen jene stolzen Könige demüthigen, die sich erdreisteten, für uns Fesseln schmieden zu wollen. Alle wollen einen glorreichen Frieden erzwingen, einen Frieden, der das Vaterland für die unermesslichen Opfer, die es gebracht hat, entschädige. Freunde! ich verspreche euch einen solchen Sieg, aber unter einer Bedingung, die ihr zu erfüllen schwören müßt; diese ist, die Völker zu achten, die ihr befreit, und jenen schrecklichen Plünderungen ein Ziel zu setzen, denen sich Bösewichter, die von euern Feinden aufgehegt sind, überlassen. Ohne das werdet ihr nicht die Befreier der Völker, sondern ihre Geißel, nicht der Stolz des französischen Volkes sein, sondern vielmehr von ihm verleugnet werden. Eure Siege, euer Muth, eure Erfolge, das Blut unserer geliebtenen Brüder, Ruhm sogar und Ehre wären verloren. Was mich und die Generale, die euer Zutrauen besitzen, betrifft, so würden wir erröthen, eine

Armee ohne Zucht und Zaum, die kein anderes Gesetz als das des Stärkeren kennt, zu befehligen. Aber mit der Obergewalt von der Nation ausgerüstet, stark durch Recht und Gesetz, werde ich jener kleinen Anzahl von Menschen ohne Muth und Herz die Gesetze der Menschlichkeit und Ehre, die sie mit Füßen treten, achten zu lehren wissen. Ich werde nicht dulden, daß Räuber eure Lorbeern bes Flecken. Ich werde die Verfügungen meines Tagesbefehls mit Strenge vollziehen lassen. Die Blünderer werden unachtsam erschossen werden, mehrere hat dieses Loos bereits getroffen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Vergnügen den Eifer zu bemerken, womit die guten Soldaten der Armee sich beeilt haben, über die Vollziehung der Befehle zu wachen. Völker Italiens! die französische Armee kommt, um eure Ketten zu brechen. Das französische Volk ist der Freund aller Völker, kommt daher jener mit Vertrauen entgegen. Euer Eigenthum, eure Religion und eure Gebräuche werden geachtet werden. Wir führen den Krieg als edelmüthige Feinde und wollen nur den Tyrannen zu Leibe, die euch in Knechtschaft halten.“

Nur zehn Stunden von Turin sprach Napoleon mit solcher Zuversicht und nahm von Italien gleichsam Besitz. Der König von Sardinien wurde darüber betroffen und betrieb die eröffneten Unterhandlungen lebhafter. Die ersten Conferenzen fanden bei seinem Oberhofmeister Salmatoris statt, der zur Zeit des Kaiserreiches Napoleon's Palastpräfect wurde, und der Waffenstillstand von Cherasco enthielt die Bedingung, daß der König von Sardinien sogleich aus der Coalition scheidet und einen Bevollmächtigten nach Paris sende, um über den definitiven Frieden zu unterhandeln. Dies Alles wurde pünktlich erfüllt. Der sardinische Monarch hatte die republikanische Armee zu dicht auf dem Nacken, um an einen Wortbruch denken zu können. Er schickte den Grafen von Revel mit den friedlichsten Verhaltensbefehlen nach Paris. Seinerseits hatte Napoleon bereits den Escadronschef Murat nach dieser Hauptstadt abgehen lassen, um die Nachricht von den Siegen, welche die Eröffnung des Feldzuges bezeichnet hatten, zu überbringen. „Sie können,“ schrieb er an das Directorium, „dem Könige von Sardinien den Frieden als Gebieter vorschreiben.... Wenn es in Ihrem Plane liegt, ihn zu entthronen, so mögen Sie ihn einige Wochen hinhalten und

es mir zu wissen thun. Ich bemächtige mich Valenza's und marschire auf Turin. Ich werde zwölftausend Mann gegen Rom schicken, sobald ich Beaulieu geschlagen habe." Die Vertreter der Nation nahmen diese Botschaft auf, indem sie zum fünften Male binnen sechs Tagen decretirten, daß sich die Armee von Italien um das Vaterland verdient gemacht habe. Bald steigerte der Friede mit dem Könige von Sardinien den öffentlichen Freudenrausch. Er wurde am 15. Mai unter den vortheilhaftesten Bedingungen für Frankreich geschlossen.

Da Bonaparte nun bloß die Kaiserlichen zu bekämpfen hatte, ging er mit sich selbst zu Rathe, ob er die Linie des Ticino behaupten oder mit jener kühnen Schnelligkeit, die ihn binnen wenigen Tagen zum Herrn der schönsten Provinzen der sardinischen Monarchie gemacht hatte, nach der Etzch vordringen sollte. Er hat in einer Note zum Memorial von St. Helena die Gründe aufbewahrt, die für die eine und für die andere Ansicht sprachen. Die erste, ganz einer scheuen Klugheit gemäße Ansicht sagte weder der Lage der jungen Republik, der es Noth that, die Coalition durch wiederholte Schläge und immer neue Wunder einzuschüchtern, noch dem jungen Feldherrn zu, den sein Charakter und sein Ehrgeiz zu Entschlüssen trieb, welche die meiste Thätigkeit und Kühnheit erforderten, aber mit den Schwierigkeiten auch die meisten Wechselfälle glänzender Erfolge boten. Bonaparte rückte daher vor und schrieb an das Directorium: „Ich marschire morgen gegen Beaulieu, zwinge ihn über den Po zurückzugehen, setze unverzüglich über diesen Strom, bemächtige mich der ganzen Lombardei und hoffe vor Ablauf eines Monats auf den Tyroler Gebirgen zu stehen, die Rheinarmee zu treffen und mit ihr den Krieg nach Baiern zu spielen.“ Unter dem 9. Mai schrieb er an den Director Carnot: „Wir sind endlich über den Po gegangen. Der zweite Feldzug hat begonnen; Beaulieu ist außer Fassung gebracht, er berechnet schlecht und fällt fast jedesmal in die Fallstricke, die man ihm legt. Vielleicht wünscht er eine Schlacht, denn dieser Mensch besitzt die Verwegenheit der Wuth, nicht des Genies. Noch ein Sieg und wir sind Herren von Italien. Was wir dem Feinde abgenommen haben, ist unberechenbar. Ich sende Ihnen zwanzig Gemälde von den größten Meistern, von Correggio und Michel Angelo.“

Am Tage nach dem Datum des obigen Briefes hatte die Geschichte einen neuen Sieg zu verzeichnen. Der Name von Lodi, welches die Republikaner erstürmten, ist durch ihn unsterblich geworden. Der Gewinn dieser Schlacht war das Vorbild zur Eroberung der Lombardei. In wenigen Tagen fielen Pizzighetone, Cremona und alle die vornehmsten Städte des Mailändischen in die Gewalt der französischen Armee. So war denn eine der schönsten Provinzen der österreichischen Monarchie, nach der die Franzosen schon vor Jahrhunderten verlangt hatten, waren jene Ebenen, wo König Franz seinen Degen als Gefangener abgab, durch einen Feldherrn des republikanischen Frankreichs, der plötzlich wie ein Meteor vom Himmel in die erstaunte Welt herabfiel, erobert, um als Republik eine ephemere Selbstständigkeit zu erhalten!

Wenn das Glück und das Genie Napoleon's die Freunde und Feinde Frankreichs mit Staunen und Bewunderung erfüllten, so flößten sie dagegen der argwöhnischen Regierung, die damals an der Spitze der Republik stand, einige Unruhe ein. Das Directorium ahnte in dem Sieger von Montenotte und Lodi seinen Nachfolger und wollte die Eröffnung der Erbschaft so weit als möglich hinauschieben. Zu dem Ende versuchte es, Demjenigen, der durch eine Reihe unverhoffter Siege bewiesen hatte, daß er allein zu handeln und zu siegen verstehe, einen Gehülfen zu geben. Bonaparte täuschte sich nicht im Mindesten über die Absicht, aus welcher man ihm Kellermann an die Seite geben wollte, und vertraute seine Unzufriedenheit in einem Schreiben demjenigen der Directoren, dessen Charakter, Dienstleistungen und Kenntnisse ihm die meiste Achtung einflößten. „Ich glaube,“ schrieb er an Carnot, „daß Kellermann mir in Italien beigegeben, Alles verderben wollen heißt. Ich kann nicht gern mit einem Manne dienen, den ich für den ersten General von Europa halte; übrigens glaube ich, daß ein mittelmäßiger Feldherr besser ist als zwei gute. Der Krieg ist, wie die Regierung, eine Sache des Taktes.“ Napoleon hatte nach Absendung dieses Schreibens fortgefahren, nach seinen eignen Ansichten zu handeln und seinen Plan auszuführen. Er hatte am 15. Mai seinen Triumpheinzug in Mailand gehalten, an demselben Tage, an welchem zu Paris der Friede unterzeichnet wurde, den er durch die Siege von Montenotte, Dego,

Millesimo und Mondovì von Sardinien erzwungen. Das Directorium wagte nicht, seinen Beiegebungsplan auszuführen. Kellermann wurde zum Generalgouverneur der durch den Friedensvertrag mit Sardinien an Frankreich abgetretenen Provinzen ernannt und Bonaparte behielt den ungetheilten Oberbefehl über die Armee von Italien.

Seine erste Sorge war, das Centrum der Operationen an die Etsch zu verlegen und die Blokade von Mantua zu beginnen. Die französische Armee zählte kaum dreißigtausend Mann. Dennoch setzte die Berwegenheit ihres Anführers den Hofkriegsrath in Schrecken. Man beschloß zu Wien, Wurmsers vom Rheine abzurufen und mit einer Verstärkung von dreißigtausend Mann der besten Truppen nach Italien zu senden. Seinerseits verhehlte Napoleon sich nicht, daß die täglichen Gefechte und die Krankheiten seine ohnehin so schwache Armee endlich den Kaiserlichen gegenüber zu einer bedenklichen Minderzahl herabbringen müßten; er verlangte daher von dem Directorium ohne Unterlaß, daß es ihm Rekruten sende und daß die Rheinarmee durch Wieder- aufnahme der Feindseligkeiten eine kräftige Ablenkung des Feindes mache. „Ich hoffe,“ hatte er wenige Tage nach dem Siege von Lodi an Carnot geschrieben, „daß man sich am Rheine schlägt; wenn der Waffenstillstand fort dauern sollte, würde die Armee von Italien erdrückt werden. Würdig der Republik wäre es, vorzudringen und mit den drei vereinigten Armeen im Herzen entweder Baierns oder des überraschten Oesterreichs den Friedensvertrag zu unterzeichnen.“ Napoleon hatte um so mehr Grund, die Mitwirkung der Rheinarmee und der Sambre- und Maas- armee zu verlangen, als ihm diese bei seiner Abreise von Paris für die Mitte des April zuverlässig versprochen worden war. Indessen setzten sich diese Heere erst Ende Juni in Bewegung, während Wurmsers, den ein minder später Angriff in Deutschland zurückgehalten haben möchte, mit seinen Verstärkungen in Italien anlangte.

Diejenigen, welche der französische Oberbefehlshaber verlangt hatte, kamen nicht so schnell; das Directorium blieb, sei es aus Unvermögen oder bösem Willen, gegen sein Andringen taub. Dergestalt gezwungen, mit dreißigtausend Mann einer Armee von fast hunderttausend die Spitze zu bieten, suchte Napoleon in sich selbst die Mittel, dem nu-

merischen Uebergewichte der Kaiserlichen die Wage zu halten. Er entwarf einen Plan von Märschen und Gegenmärschen, von Scheinangriffen und verstellten Rückzügen, von kühnen Manoeuvren und schnellen Bewegungen, durch die er die drei feindlichen Corps zu trennen und zu vereinzeln hoffte, um dann im Sturm Schritte mit seinen vereinigten Streitkräften über jedes einzeln herzufallen und eines nach dem andern zu schlagen. Der vollkommenste Erfolg rechtfertigt den Plan und die Hoffnung des Feldherrn, der in der Einsicht und Tapferkeit der republikanischen Generale und Soldaten mächtige Bundesgenossen findet. Während Wurmsfer ihn vor Mantua beschäftigt glaubt, entschlüpft er gleichsam der Belagerung dieser Festung und scheint sich zu vervielfältigen, um fast gleichzeitig alle feindlichen Divisionen zu bekämpfen, welche er in einer Reihe von Gefechten, die den Namen des Feldzuges der fünf Tage führen und bei Salo, Lonato, Castiglione u. s. w. geliefert wurden, über den Haufen wirft, versprengt, vernichtet. Quosdanowich befehligte die Oesterreicher in der Mehrzahl dieser Treffen, Wurmsfer in Person aber wurde in dem unglücklichsten von allen, in dem von Castiglione, geschlagen.

In dem Bericht über den bewundernswürdigen Feldzug, den der siegreiche Feldherr auf dem Schlachtfelde dictirte und am 19. Thermidor des Jahres IV. (6. August 1796) an das Directorium schickte, findet man folgende Angaben: „Die zwanzigtausend Mann Verstärkungstruppen, welche von der österreichischen Rheinarmee der italienischen zur Hülfe gesendet wurden, waren seit mehreren Tagen angekommen, so daß die letztere, da auch eine große Anzahl Rekruten und frische Bataillone aus dem Innern von Oesterreich eingetroffen waren, außerordentlich furchtbar erschien. Die allgemeine Meinung war, daß die Oesterreicher bald wieder in Mailand sein würden. Indem der Feind aus Tyrol über Brescia und an der Etzsch heruntermarschirte, nahm er mich in die Mitte. Wenn nun gleich die französische Armee zu schwach war, um den vereinigten Divisionen des Feindes zu widerstehen, vermochte sie doch jede einzeln zu schlagen, und zwar in Folge der Stellung, in der ich mich zwischen ihnen befand. Es war mir daher, indem ich schnell zurückging, möglich, die feindliche, von Brescia herabgekommene Division zu umzingeln, voll-

ständig zu schlagen und gefangen zu nehmen, von da nach dem Mincio zurückzumarschiren, Wurmsfer anzugreifen und zu nöthigen, sich nach Tyrol zurückzuziehen. Aber um diesen Plan auszuführen, mußte man binnen vierundzwanzig Stunden die Belagerung von Mantua, das auf dem Punkte genommen zu werden stand, aufheben, mußte man sogleich über den Mincio zurückgehen, um den feindlichen Divisionen nicht die Zeit zu lassen, mich zu umzingeln. Das Glück war dem Plane hold, und das Treffen von Desenzano, die zwei Treffen von Salo, das Treffen von Lonato, die Schlacht von Castiglione waren dessen Ergebnisse.“

„Am 16. mit Tagesanbruch standen wir dem Feinde gegenüber. General Guieuz sollte mit dem linken Flügel Salo, General Massena mit dem Centrum Lonato, General Nugereau mit dem rechten Flügel Castiglione angreifen. Der Feind, statt angegriffen zu werden, griff seinerseits Massena's Vorhut an, die zu Lonato stand; schon war sie umzingelt und der General Digeon gefangen, schon hatte uns der Feind drei Geschütze der reitenden Artillerie genommen. Ich ließ sogleich die achtzehnte und zweiunddreißigste Halbbrigade in Colonnen formiren; während wir im Sturmschritt den Feind zu durchbrechen suchten, dehnte sich dieser noch mehr aus, um uns zu überflügeln, ein Manoeuvre, das mir sogleich die sicherste Bürgschaft des Sieges schien! Massena schickte immer Plänkler gegen die Flügel des Feindes vor, um seinen Marsch aufzuhalten; die erste Colonne durchbrach bei Lonato den Feind; das funfzehnte Dragonerregiment griff die Uhlanen an und eroberte unsere Geschütze wieder. In einem Augenblick war der Feind aufge-  
rollt und zerstreut. Er wollte seinen Rückzug nach dem Mincio bewerk-  
stelligen, ich aber befahl meinem Adjutanten, dem Brigadeführer Junot, sich an die Spitze meiner Compagnie Guides zu stellen, den Feind zu verfolgen und ihm bei Desenzano zuvorkommen. Junot stieß auf den Obersten Binder mit einem Theile seines Husarenregiments und griff es an; allein nicht zufrieden, mit der äußersten Nachhut zu kämpfen, machte er einen Umweg rechts, griff das Regiment in der Fronte an, verwundete den Obersten und wollte ihn gefangen nehmen, da wurde er selbst umringt und, nachdem er sechs Feinde mit eigener Hand getödt-

tet, vom Pferde in einen Graben gestürzt und mit sechs Wunden bedekt, von denen jedoch, wie man hofft, keine einzige tödtlich ist.“

„Der Feind zog sich gegen Salo zurück. Da sich aber Salo in unserer Gewalt befand, so wurde diese in den Gebirgen umherirrende Division fast ganz gefangen genommen. Während dieser Zeit marschirte Mugercau auf Castiglione, bemächtigte sich dieses Ortes und hielt den ganzen Tag hindurch hartnäckige Kämpfe gegen doppelt überlegene Streitkräfte aus. Artillerie, Infanterie, Cavalerie, Alles hat seine Pflicht vollständig erfüllt und der Feind ist an diesem denkwürdigen Tage auf allen Punkten geschlagen worden, hat zwanzig Kanonen, zweihis dreitausend Todte oder Verwundete und viertausend Gefangene, darunter drei Generale, verloren. Wurmsfer beschäftigte sich den ganzen 17. damit, die Trümmer seiner Armee zu sammeln, seine Reserve herbeizuziehen, aus Mantua Alles, was irgend entbehrt werden konnte, zu nehmen und sein Heer auf der Ebene zwischen dem Dorfe Scanello, an das er seinen rechten, und der Ghiesa, an die er seinen linken Flügel lehnte, in Schlachordnung aufzustellen. Noch war das Schicksal Italiens nicht entschieden. Wurmsfer vereinigte ein Corps von 25,000 Mann, hatte eine zahlreiche Reiterei und fühlte in sich die Kraft, dem Geschehe noch immer das Gleichgewicht halten zu können. Meinerseits ertheilte ich Befehl zur Vereinigung aller Colonnen der Armee.“

„Ich verfügte mich persönlich nach Lonato, um die Truppen zu besichtigen, die ich dort wegziehen dürfte; aber wie groß war mein Erstaunen, als nach meiner Ankunft in diesem Orte ein Parlamentär anlangte, der den Commandanten von Lonato aufforderte, sich zu ergeben, da er von allen Seiten eingeschlossen wäre. In der That meldeten mir mehrere Cavalerievedetten, daß einige Colonnen schon ganz dicht an unsere Feldwachen heran gekommen wären, wie auch, daß die Straße von Brescia nach Lonato bereits bei der San-Marcobrücke abgeschnitten sei. Ich entnahm aus dem Allen, daß es nur die Trümmer der abgeschnittenen Division sein könnten, welche, nachdem sie eine Zeit lang umhergeirrt waren und sich vereinigt hatten, sich nun einen Ausweg zu bahnen suchten. Der Fall war in der That schwierig, denn ich hatte zu Lonato nur etwa zwölfhundert Mann. Ich ließ den Parlamentär kommen, ihm die Binde



von den Augen nehmen und sagte zu ihm: wenn sein General tollkühn genug wäre, den Oberbefehlshaber der Armee von Italien gefangen nehmen zu wollen, so möge er nur vorrücken; er müßte wissen, daß ich zu Lonato sei, da alle Welt wisse, daß sich die republikanische Armee daselbst befinde; alle Generale und Oberoffiziere der Division, fuhr ich fort, wären für die mir widerfahrene persönliche Beleidigung verantwortlich; endlich erklärte ich ihm, daß ich, wenn die ganze Division nicht binnen acht Minuten die Waffen gestreckt hätte, keinem einzigen Manne derselben Pardon geben lassen würde. Der Parlamentär schien sehr erstaunt, mich hier zu finden, und einen Augenblick später streckte diese ganze Colonne die Waffen. Sie war viertausend Mann mit zwei Kanonen und fünfzig Pferden stark, kam von Gavardo und suchte einen Ausweg, um sich zu retten. Da sie am Morgen nicht über Salo hatte durchbrechen können, versuchte sie es über Lonato.“

„Am 18. mit Tagesanbruch standen wir dem Feinde gegenüber, doch wurde es sechs Uhr und noch regte sich nichts. Ich ließ die ganze Armee eine rückgängige Bewegung vollziehen, um den Feind heranzulocken, während der General Serrurier, den ich mit jedem Augenblick erwartete, den linken Flügel Wurmser's umging. Jene Bewegung brachte zum Theil die erwartete Wirkung hervor. Wurmser dehnte seinen rechten Flügel aus, um zu beobachten. So wie wir die von dem General Fiorella befehligte Division des Generals Serrurier, welche den linken Flügel angriff, erblickten, befahl ich dem Generaladjutanten Verdere, eine Redoute anzugreifen, welche der Feind in der Mitte der Ebene zur Unterstützung seines linken Flügels aufgeworfen hatte. Meinem Adjutanten, dem Bataillonschef Marmont, trug ich auf, zwanzig leichte Geschütze dahin zu richten und durch dieses Feuer den Feind zu zwingen, uns diesen interessanten Posten zu überlassen. Nach einer lebhaften Kanonade trat der ganze linke Flügel des Feindes einen völligen Rückzug an. Augereau griff das an den Thurm von Solferino gelehnte Centrum, Massena den rechten Flügel des Feindes an, der Generaladjutant Leclerc rückte an der Spitze der fünften Halbbrigade der vierten zu Hülfe. Die ganze Cavalerie, unter dem Befehle des Generals Beaumont, marschirte auf den rechten Flügel, um die leichte Artillerie

und die Infanterie zu unterstützen. Wir waren allenthalben siegreich, erfochten überall den vollständigsten Erfolg. Wir haben dem Feinde achtzehn Kanonen und hundertzwanzig Munitionswagen abgenommen, sein Verlust an Todten und Gefangenen beträgt gegen zweitausend Mann. Er war in vollkommene Unordnung gerathen, aber unsere von den Anstrengungen ermatteten Truppen konnten ihn nur drei Stunden weit verfolgen. Der Generaladjutant Frontin ist getödtet worden, dieser tapfere Mann starb im Angesichte des Feindes. So ist denn binnen fünf Tagen abermals ein Feldzug beendet worden. Wurmsler hat in diesen fünf Tagen siebzig Kanonen, alle seine Munitionswagen der Infanterie, zwölf- bis funfzehntausend Gefangene, sechstausend Todte und Verwundete und fast alle seine vom Rheine gekommenen Truppen verloren. Alle Offiziere, Soldaten und Generale haben unter so schwierigen Umständen die größte Bravour an den Tag gelegt.“

Diese wundergleichen Ereignisse erregten den Enthusiasmus der Völker von Italien, welche Sympathie mit der französischen Revolution bewiesen hatten, im höchsten Grade. Die Anhänger Oesterreichs geriethen in Bestürzung; sie hatten die Unklugheit begangen, ihre Freude über die Ankunft Wurmsler's zu äußern und wegen der Ueberlegenheit der Kaiserlichen an Truppenzahl die Niederlage der Franzosen und ihre Vertreibung aus der Halbinsel im voraus zu feiern. Der Cardinal Mattei, Erzbischof von Ferrara, war einer dieser Unklugen gewesen. Er hatte aber mehr gethan, als sich bloß beim Heranrücken der Oesterreicher über die den Franzosen bevorstehenden Unfälle zu freuen; er hatte die Bevölkerung, über die er seine friedliche Macht ausübte, zu feindseligen Handlungen gegen die französische Armee gereizt. Nach der Schlacht von Castiglione ließ ihn Napoleon verhaften und nach Brescia bringen. Der italienische Priester, bekehrt durch das Mißlingen seiner Umtriebe und durch die Niederlage seiner Freunde, demüthigte sich vor dem Sieger, indem er das einzige Wort sprach: *Peccavi!* Diese anscheinende Berknirschung half ihm. Napoleon begnügte sich, ihn auf drei Monate in ein Seminarium einzusperrn. Er war geborner römischer Fürst und nachher der Bevollmächtigte des heiligen römischen Stuhles zu Tolentino.

Aber es fehlte viel, daß die hohe Priesterschaft den Geist oder die Gesinnungen der italienischen Nation gegen Frankreich vorgestellt hätte. In Piemont, der Lombardei und den Legationen zählte die revolutionäre Propaganda zahlreiche Profelyten. Vor Allem hatten die Mailänder eine günstige Stimmung für die Fahne der Republik gezeigt, wofür ihnen auch der Obergeneral laut dankte. „Als sich die Armee,“ schrieb er an sie, „zurückzog, hielten einige Anhänger Oesterreichs und Feinde der Freiheit sie für rettungslos verloren; als ihr selbst unmöglich auch nur ahnen konntet, daß dieser Rückzug eine bloße Kriegslist war, habt ihr Anhänglichkeit an Frankreich und Liebe für die Freiheit gezeigt, habt ihr einen Eifer und einen Charakter entwickelt, der euch die Achtung der Armee erworben hat und den Schuß der französischen Republik sichern muß. Jeden Tag zeigt sich euer Volk der Freiheit würdiger, jeden Tag gewinnt es an Kraft. Es wird ohne Zweifel dereinst mit Ruhm auf der Weltbühne auftreten. Empfanget das Zeugniß meiner Zufriedenheit und den aufrichtigen Wunsch des französischen Volks, euch frei und glücklich zu sehen.“

Napoleon beschränkte sich diesen Völkern gegenüber keineswegs auf bloße Wünsche, sondern stiftete die transpadanische und cispadanische Republik. Diese wichtigen Schöpfungen, welche er gleichsam, während er von einem Schlachtfelde zum andern eilte, improvisirte, hinderten ihn keineswegs, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Kaum von der furchtbaren Armee befreit, die der Wiener Hof bestimmt hatte, die Franzosen aus Italien zu verdrängen, betrieb er auf das Eifrigste die Belagerung von Mantua, wohin sich Wurmser mit einigen Truppen und Lebensmitteln erst am Tage der Einnahme von Legnago (13. September) hatte werfen können, nachdem er selbst und seine Unterbefehlshaber in zehn Treffen geschlagen worden waren, und zwar: am 6. August zu Peschiera; am 11. zu Corona; am 24. zu Borgo-Forte und zu Governolo; am 3. September zu Serravalle; am 4. zu Roveredo; am 5. zu Trient, welches eingenommen wurde; am 7. zu Covolo; am 8. zu Bassano; am 12. zu Cerca.

Am Tage nach dem Einzuge Wurmser's in Mantua wurden die Trümmer seiner Armee abermals bei Due Castelli geschlagen, und den

Tag nachher, am 13., vollendete das Treffen von San-Giorgio den Ruin der kaiserlichen Armee. Würmser wurde jedoch in dieser schwierigen Lage von seinem Hofe nicht im Stiche gelassen. Der deutsche Kaiser betrachtete ihn als den erfahrensten seiner Feldherren und wußte, daß Mantua der Schlüssel seiner Staaten sei. Neue Anstrengungen wurden zu Wien gemacht, um das Unglück des vorigen Feldzugs auszugleichen und durch den Entsatz von Mantua die Befreiung Italiens von den Franzosen vorzubereiten. Eine frische kaiserliche Armee, etwa sechzigtausend Mann stark, eilte unter dem Feldzeugmeister Alvinczy Mantua zu Hülfe.

Auf die erste Nachricht von dem Anmarsche dieser Armee beklagte Napoleon sich bitter, daß man seinen Rath am Rheine nicht befolgt hatte, wo die republikanischen Streitkräfte stark genug waren, um eine heilsame Ablenkung zu bewirken. Dringend hatte er Verstärkungen verlangt, man hatte ihm aber keine geschickt. Obgleich er fortwährend auf sich selbst und seine Truppen vertraute, glaubte er doch gegen das Directorium Besorgnisse wegen des Ausganges des neu bevorstehenden Feldzugs an den Tag legen zu müssen, um der Regierung endlich ihr schreiendes Unrecht gegen die Armee von Italien, welche sie inmitten so vieler und großer Triumphe vernachlässigt hatte, begreiflich zu machen. „Ich bin euch,“ schrieb er, „einen Bericht über die seit dem 21. dieses Monats stattgefundenen Operationen schuldig. Wenn derselbe nicht erfreulich ist, könnt ihr die Armee doch deshalb nicht anklagen: ihre geringe Zahl und die Erschöpfung an den tapfersten Männern, in der sie sich befindet, lösen mir die größten Besorgnisse um sie ein. Keine der erwarteten Verstärkungen ist eingetroffen, die 83. Halbbrigade regt sich nicht, alle aus den Departements heranziehenden Ergänzungstruppen werden zu Lyon und insbesondere zu Marseille aufgehalten. Man glaubt, es sei gleichgültig, sie acht oder zehn Tage hinzuhalten, bedenkt aber nicht, daß sich das Schicksal von Italien und Europa während dieser Zeit entscheiden muß. Die ganze österreichische Monarchie ist in Bewegung gewesen und ist es noch. Nur die Thätigkeit unserer Regierung im Anfange des Kriegs kann einen Begriff von der Art geben, wie man zu Wien die Angelegenheiten betreibt. Kein Tag vergeht, wo

nicht 5000 Oesterreicher ankommen; seit den zwei Monaten aber, wo es offen am Tage liegt, daß ich Verstärkungen haben muß, ist nicht mehr als ein einziges Bataillon von der 40. Halbbrigade angelangt, eine schlechte, noch nicht an das Feuer gewohnte Truppe, während alle unsere alten Krieger der Armee von Italien in der achten Division in Unthätigkeit schmachten. Ich thue meine Schuldigkeit und die Armee thut die ihrige; das Herz blutet mir, aber mein Gewissen ist ruhig. Verstärkungen brauche ich! schickt mir Verstärkungen! aber man darf keinen Scherz mehr treiben, nicht auf den Listen, sondern unter den Waffen muß ich die Leute haben. Wenn ihr sechstausend Mann ankündet, meldet mir der Kriegsminister sechstausend Mann auf den Listen und dreitausend Mann unter den Waffen; sie kommen zu Mailand an und da weißt es sich aus, daß es nur funfzehnhundert Mann sind, und das ist Alles, was die Armee an Verstärkungen erhalten hat. Die Verwundeten bilden den Kern der Armee; die besten Oberoffiziere und Generale sind jetzt kampfunfähig und Alles, was man mir sendet, ist so ungeschickt, entbehrt so gänzlich der Zuversicht, die ein Soldat haben muß! Die Armee von Italien ist erschöpft, besteht nur noch aus einer Handvoll Leute. Die Helden von Lodi, Millesimo, Castiglione und Bassano sind entweder für ihr Vaterland gestorben, oder befinden sich im Spitale; den Corps ist nur ihr Ruhm und Stolz geblieben. Foubert, Lannes, Lamusse, Victor, Murat, Charlot, Dupuis, Rampon, Pigeon, Menard und Chabran sind verwundet; man läßt uns im Herzen Italiens im Stich. Der Glaube, daß ich eine starke Armee befehlige, ist uns nützlich; zu Paris aber macht man in öffentlichen Reden bekannt, daß sie nur dreißigtausend Mann zähle. Ich habe in dem letzten Feldzuge wenig Mannschaft verloren, aber nur ausgesuchte Leute, die nicht ersetzt werden können. Was ich von tapferen Männern noch habe, sieht bei den beständigen Wechselfällen und bei unseren geringen Streitkräften den gewissen Tod vor Augen. Bald vielleicht schlägt die Stunde des tapfern Augereau, des unerschrockenen Massena, Berthier's, die meinige vielleicht selbst, und was wird dann aus unsern tapferen Leuten werden? Dieser Gedanke macht mich vorsichtig, ich wage kaum mehr dem Tode zu trotzen, weil er denjenigen, die der Gegenstand mei-

ner Sorge sind, zur Entmuthigung und zum Unglücke gereichen würde. Binnen wenigen Tagen werden wir eine letzte Anstrengung versuchen; begünstigt uns das Glück, so ist Mantua und ganz Italien unser. Werde ich durch mein Belagerungsheer verstärkt, so gibt es nichts, das ich nicht zu unternehmen vermöchte. Wenn mir die 83. Halbbrigade, die dreitausend fünfhundert bei der Armee bekannte Leute zählt, gesendet worden wäre, so würde ich für Alles stehen können! Binnen wenigen Tagen werden vielleicht vierzigtausend Mann nicht genügen.“

Die traurigen Ahnungen Bonaparte's, welche er gewiß nicht so lebhaft fühlte, als er sich stellte, gingen nicht in Erfüllung und das Glück begünstigte die französischen Waffen. Der Sieger von Lodi bedurfte nur wenige Tage, um alle Hoffnungen, welche die Coalition auf den Ruf Alvinczy's und das numerische Uebergewicht seiner Truppen setzen mochte, zunichte zu machen. Eine dreitägige Schlacht, die mit dem denkwürdigen Siege von Arcole endete, gewährte den französischen Waffen die volle Anerkennung jener unbestreitbaren Ueberlegenheit, gegen welche die alten Generale und die alten Soldaten des Hauses Oesterreich umsonst ankämpften. Bei dieser Schlacht war es, wo Napoleon, als er sah, daß seine Grenadiere unter dem schrecklichen Feuer des Feindes, der gute Stellungen inne hatte, einen Augenblick wankten, vom Pferde sprang, eine Fahne ergriff und nach der Brücke von Arcole, wo die Leichen aufgeschichtet lagen, mit dem Ausrufe stürzte: „Soldaten, seid ihr nicht mehr die Helden von Lodi? folgt mir!“ Dasselbe that Augereau. Diese heldenmüthigen Beispiele blieben nicht ohne Einfluß auf den Ausgang der Schlacht. Alvinczy verlor in ihr dreißig Geschütze, fünftausend Gefangene und sechstausend Tode; Davidowich kehrte nach Tyrol, Wurmsfer nach Mantua zurück.

Am 29. Brumaire (19. November), mithin zwei Tage nach der Schlacht von Arcole, stattete der siegreiche Feldherr seinen Bericht über sie an das Directorium ab. „Man hatte es für gerathen gehalten,“ schrieb er, „den Flecken Arcole zu räumen, und wir erwarteten, mit Tagesanbruch von der ganzen feindlichen Armee angegriffen zu werden, welche, wie sich auswies, Zeit gefunden hatte, ihr Gepäck und ihren Artilleriepark fortzubringen und sich rückwärts zu wenden, um uns zu

empfangen. Mit grauendem Morgen entspann sich der Kampf allenthalben mit der größten Lebhaftigkeit. Massena, der den linken Flügel befehligte, schlug den Feind und verfolgte ihn bis an die Thore von Caldero. Der General Robert, der auf dem mittlern Damwege war, warf den Feind mit dem Bajonette und bedeckte das Schlachtfeld mit dessen Leichen. Dem Adjutanten Vial befaß ich, mit einer Halbbrigade längs der Etich hinzumarschiren, um dem linken Flügel des Feindes in den Rücken zu fallen; aber dieses Land bietet unübersteigliche Hindernisse dar. Umsonst stürzt sich dieser tapfere Generaladjutant mit seinen Truppen bis an den Hals in das Wasser, er vermag keine hinreichende Ablenkung zu bewirken. Ich ließ während der Nacht vom 26. auf den 27. (Brumaire) Brücken über die Canäle und Sümpfe schlagen; sie dienten dem General Augereau mit seiner Division zum Uebergange. Um zehn Uhr des Vormittags stießen wir auf den Feind; der General Massena befehligte den linken Flügel, der General Robert das Centrum, der General Augereau den rechten Flügel. Der Feind griff das Centrum mit Macht an und drängte es zurück. Da zog ich die 32. Halbbrigade von dem linken Flügel weg, stellte sie in dem Gehölze in Hinterhalt, und in dem Augenblicke, wo der Feind das Centrum kräftig drängte und im Begriffe war, unsern rechten Flügel zu überflügeln, brach der General Gardanne aus seinem Verstecke hervor, fiel dem Feind in die Flanke und richtete ein fürchterliches Gemekel an. Da der linke Flügel des Feindes sich an den Sumpf lehnte und durch seine Mehrzahl an Truppen unsern rechten in Schranken hielt, befaß ich dem Bürger Hercules, einem Offizier von meinen Guiden, fünf und zwanzig Mann aus seiner Compagnie zu wählen, mit ihnen eine halbe Stunde weit die Etich entlang zu reiten, den Sumpf, an den sich der feindliche linke Flügel lehnte, zu umgehen, dann in vollem Galopp gegen seinen Rücken anzusprengen und dabei mehrere Trompeten erschallen zu lassen. Diese List gelang vollkommen, das Fußvolk schwankte und der General Augereau verstand es, den günstigen Augenblick zu benutzen. Indessen widerstand der Feind noch, obschon er eine rückgängige Bewegung machte, als plötzlich eine kleine Colonne von neunhundert Mann mit vier Kanonen, die ich durch Porto-Regnago hatte ziehen lassen, um

eine Stellung in seinem Rücken zu nehmen, dessen Niederlage vervollständigte. Der General Massena, der sich inzwischen an das Centrum angeschlossen hatte, rückte geradezu auf Arcole, bemächtigte sich dessen und verfolgte den Feind bis zu dem Dorfe San-Bonifacio, wo der Einbruch der Nacht unsern weiteren Fortschritten ein Ende machte. Die Generale und Offiziere unseres Generalstabes haben eine Thätigkeit und Unererschrockenheit ohne Gleichen gezeigt; zwölf bis funfzehn sind getödtet worden; es war in der That ein Verzweiflungskampf; es giebt keinen unter ihnen, dessen Uniform nicht von Kugeln durchlöchert wäre.“

Alvinczy versuchte nach seiner Niederlage das Haupt wieder zu erheben; er kehrte mit Provera durch die Schluchten von Tyrol zurück, und dieser neue Angriff gewährte der französischen Armee und ihren Anführern nur Gelegenheit zu abermaligen Triumpfen. Die herrliche Schlacht von Rivoli, die Gefechte von San-Giorgio und an der Favovite waren eben so viele Triumphe des Genies Napoleon's und zwangen Provera, sich mit seinem Armeecorps fast im Angesichte Wurmsfer's zu ergeben, welcher bald nachher selbst in Mantua capitulirte.

Man liest in den Bulletins, welche Bonaparte in seinem Hauptquartier zu Roverbello am 28. und 29. Nivose des Jahres V. (17. und 18. Januar 1797) dictirte, folgende Angaben in Betreff dieser neuen Siege: „Am 24. schlug der Feind unerwartet eine Brücke bei Angbiari, eine Stunde von Porto-Legnago, und ließ seine Vorhut darüber gehen. Zu gleicher Zeit meldete mir der General Soubert, daß eine sehr beträchtliche Colonne durch Montagna marschire und seine Vorhut bei Corona zu umgehen drohe. Aus verschiedenen Anzeichen erkannte ich den eigentlichen Plan des Feindes und zweifelte nicht im Mindesten, derselbe beabsichtige mit seiner Hauptmacht meine Linie von Rivoli anzugreifen, um von da nach Mantua zu gelangen. Ich ließ in der Nacht den größten Theil der Division Massena's aufbrechen und verfügte mich in Person nach Rivoli, wo ich zwei Stunden nach Mitternacht anlangte. Ich ließ den General Soubert sogleich die wichtige Stellung von San-Marco besetzen, ließ die Höhe von Rivoli mit Feuerschlünden bewaffnen und verfügte Alles, um bei Tagesanbruch mit Nachdruck angriffsweise vorzugehen und den Feind selbst auffuchen zu können. Mit



grauendem Morgen geriethen unser rechter und der feindliche linke Flügel auf den Anhöhen von San-Marco an einander; der Kampf war schrecklich und hartnäckig. Bereits seit drei Stunden schlug man sich, und noch hatte der Feind seine gesammten Streitkräfte nicht entwickelt; eine feindliche Colonne war die Etsch entlang gegangen und marschirte unter dem Schutz einer großen Anzahl Geschütze gerade gegen die Höhe von Rivoli, um sie zu nehmen und dadurch unsern rechten Flügel und das Centrum zu umgehen. Ich befahl dem Cavaleriegeneral Leclerc, sich dahin zu verfügen, um den Feind anzugreifen, falls es demselben gelingen sollte, sich der Höhe von Rivoli zu bemächtigen, und den Escadronschef Lasalle schickte ich mit fünfzig Dragonern ab, um der Infanterie, welche das Centrum angriff, in die Flanke zu fallen und sie kräftig anzugreifen. In demselben Moment hatte der General Joubert von den Höhen von San-Marco einige Bataillone herabmarschiren lassen, die sich in die Hochebene von Rivoli einsenkten. Der Feind, der bereits auf dieser Hochebene vorgedrungen war, wird lebhaft von allen Seiten angegriffen, läßt viele Todte und einen Theil seiner Artillerie auf dem Wahlplatze und kehrt in das Etschthal zurück. Erst in demselben Augenblicke stellt sich die Colonne, die schon seit langer Zeit marschirt, um uns zu umgehen und uns jeden Rückzug abzuschneiden, auf den Bergspitzen hinter uns in Schlachtordnung auf. Ich hatte die 75. Halbbrigade als Reserve gelassen, und sie hielt nicht nur diese Colonne in Zaum, sondern griff auch deren vorgerückten linken Flügel an und brachte ihn in Unordnung. Inzwischen langte die 18. Halbbrigade an, während der General Rey hinter der Colonne, die uns umgangen hatte, Stellung nahm: alsbald ließ ich den Feind aus einigen Zwölfpfündern beschießen, befahl dann den Angriff, und in weniger als einer Viertelstunde war die ganze, viertausend Mann starke Colonne gefangen genommen.

„Der Feind, nach allen Richtungen verstreut, wurde nach allen Richtungen verfolgt, und während der ganzen Nacht brachte man Gefangene ein. Fünfzehnhundert Mann, die sich über Guarda zu retten suchten, wurden von fünfzig Mann der 18. Halbbrigade festgenommen, welche, sobald sie jene erkannt hatten, dreist auf sie losmarschirten und

ihnen geboten, die Waffen zu strecken. Noch war der Feind Herr von Corona, konnte aber nicht mehr gefährlich sein. Man mußte sich beeilen, gegen die Division des Generals Provera zu marschiren, welcher am 24. Nivose bei Anghiari über die Etsch gegangen war. Ich ließ den General Victor mit der tapfern 57. Halbbrigade herbeiziehen und den General Massena zurückgehen, der mit einem Theil seiner Division am 25. zu Roverbello ankam. Dem General Foubert hinterließ ich, als ich abzog, den Befehl, mit Tagesanbruch den Feind anzugreifen, falls er verwegen genug sein sollte, zu Corona zu bleiben. Der General Murat war die ganze Nacht mit einer Halbbrigade der leichten Infanterie marschirt und sollte am Morgen auf den Höhen von Montebaldo erscheinen, welche Corona beherrschen. In der That wurde der Feind nach einem lebhaften Widerstande in Unordnung gebracht und Alles, was sich am gestrigen Tage gerettet hatte, gefangen genommen. Die Cavalerie konnte sich nur dadurch retten, daß sie durch die Etsch schwamm, wobei viele Leute ertranken. Wir haben in den zwei Schlachttagen von Rivoli dreizehntausend Gefangene gemacht und neun Geschütze erobert.“

Der übrige Theil des Bulletins ist der Schilderung der Treffen von San-Giorgio, Anghiari und an der Favorite gegen den General Provera gewidmet. Es heißt darin: „Am 27. Nivose eine Stunde vor Tagesanbruch griffen die Feinde die Favorite an, während Wurmsfer einen Ausfall machte, um auf der Seite von San-Antonio die Einschließungslinien anzugreifen. Der General Victor warf an der Spitze der 57. Halbbrigade Alles, was er vor sich fand, über den Haufen. Wurmsfer sah sich genöthigt, nach Mantua, das er kaum verlassen hatte, wieder zurückzukehren, und der Wahlplatz war mit seinen Todten und Gefangenen bedeckt. Serrurier ließ nun den General Victor mit der 57. Halbbrigade vorrücken, um Provera gegen die Vorstadt San-Giorgio zu treiben und dadurch eingeschlossen zu erhalten. Verwirrung und Unordnung herrschten in den Reihen des Feindes: Cavalerie, Infanterie, Artillerie, Alles war durcheinander gemengt. Die schreckliche 57. Halbbrigade ließ sich durch Nichts aufhalten: auf der einen Seite eroberte sie drei Kanonen, auf der andern zwang sie das Husarenregiment Erddöy zum Abzigen. In diesem Augenblicke verlangte der wackere

General Provera zu capituliren; er zählte auf unsern Edelmuth und täuschte sich auch nicht. Wir gewährten ihm die Capitulation, deren Artikel ich mitschicke: sechstausend Gefangene, darunter alle Wiener Freiwilligen, und zwanzig Kanonen waren die Frucht dieses so denkwürdigen Tages. Die republikanische Armee hat mithin binnen vier Tagen in zwei Schlachten und sechs Treffen gesiegt, fünfundzwanzigtausend Mann, darunter einen Feldmarschalllieutenant, zwei Generale, zwölf bis fünfzehn Obersten u. s. w. gefangen genommen, zwanzig Fahnen, sechzig Geschütze erobert und wenigstens sechstausend Mann verwundet oder getödtet.“

So viele Unglücksfälle und die in Mantua herrschende Hungersnoth bewogen Wurmser, wegen einer Capitulation zu unterhandeln. Er schickte daher seinen ersten Adjutanten, den Grafen Klenau, in Serrurier's Hauptquartier, der jedoch keinen Vorschlag anhören wollte, ohne darüber an seinen Obergeneral zu berichten. Napoleon kam, den Conferenzen incognito beizuwohnen, nach Roverbello, hüllte sich in seinen Mantel und fing zu schreiben an, während Klenau und Serrurier unterhandelten. Er schrieb seine Bedingungen an den Rand der Anträge Wurmser's und sagte, als er damit fertig war, zu dem österreichischen Offizier, der ihn ohne Zweifel für einen bloßen Schreiber vom Generalstabe gehalten haben mochte: „Wenn Wurmser auch nur für achtzehn oder zwanzig Tage Lebensmittel hätte und sich ergeben wollte, würde er keine ehrenvolle Capitulation verdienen. Hier sind die Bedingungen, die ich ihm bewillige,“ fuhr er fort, indem er Serrurier die Schrift hinreichte. „Sie werden darin vor Allem lesen, daß ich ihm für seine Person die Freiheit gewähre, weil ich sein hohes Alter und seine Verdienste achte und nicht will, daß er das Opfer der Intriganten werde, die ihn zu Wien verderben wollen. Wenn er die Thore morgen öffnet, so gelten diese Bedingungen; kamt er vierzehn Tage, ein, zwei Monate zögern, so wird er dennoch dieselben erhalten. Er kamt daher bis auf den letzten Bissen Brod ausharren. Ich breche jetzt auf, um über den Po zu gehen und auf Rom zu marschiren. Sie kennen meine Absichten, hinterbringen Sie dieselben Ihrem General.“ Ueberascht, sich so plötzlich vor dem Obergeneral zu befinden, und von

Bewunderung durchdrungen, gestand Menau, daß Würmser nur noch für drei Tage Lebensmittel habe. Der alte Feldmarschall aber bewies Napoleon seine Dankbarkeit, indem er denselben von einem Vergiftungsplan, der gegen ihn in der Romagna im Werke war, in Kenntniß setzte. Uebrigens war es Serrurier, der, in Abwesenheit des Obergenerals, bei der Uebergabe von Mantua an der Spitze der französischen Truppen stand. Sie erfolgte am 2. Februar 1797.

Drei Tage nach der Capitulation von Mantua schickte Bonaparte, unzufrieden mit dem Benehmen des Papstes, eine Colonne der französischen Armee gegen Rom und erließ am 6. Februar 1797 aus seinem Hauptquartier Bologna eine Proclamation, deren Anfang so lautet: „Die französische Armee betritt das päpstliche Gebiet und wird die Religion und das Volk beschützen. Der französische Soldat führt in der einen Hand das Bajonett, den sicheren Bürgen des Sieges, mit der anderen bietet er den verschiedenen Städten und Flecken Friede, Schutz und Sicherheit an. Wehe denjenigen, die dieses Anerbieten verachten und, verführt von ausgelehrten Heuchlern und Bösewichtern, über ihre Häuser den Krieg mit seinen Schrecknissen und die Rache einer Armee bringen, welche binnen sechs Monaten hunderttausend Mann der besten Truppen des Kaisers gefangen genommen, einhundert Geschütze erobert, hundertundzehn Fahnen erbeutet und fünf Armeen vernichtet hat!“

Der Widerstand des heiligen Stuhles konnte kein ernstlicher sein. Pius VI., in seiner Hauptstadt bedroht, beeilte sich von dem republikanischen General Frieden zu verlangen, der ihm auch durch Vertrag vom 19. Februar unter folgenden Bedingungen bewilligt wurde: 1. Der Papst leistet auf alle Ansprüche auf Avignon und die Grafschaft Venaisin Verzicht; 2. er tritt der französischen Republik für ewige Zeiten Bologna, Ferrara und die Romagna ab; 3. er liefert ihr die von Bonaparte verlangten Kunstwerke, den Apollo von Belvedere, die Verkündigung von Raphael u. s. w. aus; 4. er stellt die französische Schule zu Rom wieder her, und zahlt als Militärcontribution funfzehn Millionen in Baarem oder in Effecten. Diesem Vertrage fügte Pius VI. am 22. Februar ein merkwürdiges Breve hinzu, worin er Bonaparte seinen „theuren Sohn“ nennt.

Indessen hatten die vielfältigen und großen Unfälle der österreichischen Armee in Wien weder den Haß gegen die französische Revolution besiegen noch Friedensgedanken erzeugen können. Der Erzherzog Karl wurde nach Italien geschickt, den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen zu übernehmen und die Unfälle seiner Vorgänger wieder gut zu machen. Da er anfangs glaubte, Bonaparte wäre mit Bestrafung des Papstes wegen der Verletzung des Vertrages von Bologna beschäftigt und hätte einen großen Theil der Armee mitgenommen, so beschloß er, diese Abwesenheit zu einem kräftigen Angriffe zu benutzen, und zwang den General Guyeux, über die Brenta zurückzugehen. Bald gewahrte er jedoch seinen Irrthum. Napoleon, der nur vier bis fünftausend Mann geführt hatte, erschien unerwartet an der Brenta, verlegte sein Hauptquartier im Anfange des März nach Bassano und erließ von da folgende Proclamation:

„Soldaten! Die Einnahme von Mantua hat einen Feldzug beschlossen, der euch ein ewiges Recht auf die Dankbarkeit des Vaterlandes gibt. Ihr habt in vierzehn Feldschlachten und siebenzig Treffen den Sieg errungen, habt mehr als hunderttausend Mann gefangen genommen, habt fünfshundert Stücke Feldgeschütz, zweitausend Stücke von schwerem Caliber und vier vollständige Brückengeräthschaften erobert. Die Contributionen, welche dem von euch eroberten Lande auferlegt worden sind, haben die Armee während des ganzen Feldzuges genährt, gekleidet und besoldet; überdies habt ihr dem Finanzministerium zur Erleichterung des öffentlichen Schatzes dreißig Millionen gesendet. Ihr habt das Museum von Paris mit mehr als dreihundert Meisterwerken der Kunst des alten und neueren Italiens, zu deren Hervorbringung dreißig Jahrhunderte erforderlich gewesen sind, bereichert. Ihr habt für die Republik die schönsten Länder Europa's erobert. Die lombardische und transpadanische Republik verdanken euch ihre Freiheit; die französischen Fahnen wehen zum ersten Male an den Gestaden des adriatischen Meeres, im Angesichte des alten Macedoniens und nur durch eine vierundzwanzigstündige Schifffahrt davon getrennt; die Könige von Sardinien und Neapel, der Papst, der Herzog von Parma haben sich von dem Bunde unserer Feinde getrennt und sich um unsere Freundschaft beworben; ihr

habt die Engländer aus Livorno, Genua und Corsica vertrieben. Aber ihr habt noch nicht Alles vollendet, eine große Bestimmung ist euch noch vorbehalten, in euch setzt das Vaterland seine theuersten Hoffnungen, ihr werdet fortfahren dessen würdig zu sein. Von so vielen Feinden, die sich verbündeten, um die Republik in der Wiege zu ersticken, steht euch nur noch der Kaiser gegenüber. Dieser Fürst ist freiwillig vom Range einer großen Macht herabgestiegen und in den Sold der Kaufleute von London getreten; er hat keinen Willen und keine Politik, als die dieser treulosen Insulaner, welche, selbst den Schrecknissen des Krieges fremd, über die Drangsale des Continentes lachen und sich freuen. Das vollziehende Directorium hat nichts unterlassen, um Europa den Frieden zu geben; die Mäßigung seiner Vorschläge athmete nicht die Kraft seiner Armeen; es hat nicht euren Muth, sondern nur die Menschlichkeit und den Wunsch, euch euren Familien wiederzugeben, zu Rathe gezogen; man hat es aber zu Wien nicht angehört! Die einzige Hoffnung auf den Frieden besteht darin, daß man ihn im Herzen der Erbstaaten des Hauses Oesterreich auffucht. Ihr werdet dort ein wackeres Volk finden, das durch den Krieg, den es durch die Türken auszuhalten gehabt hat, so wie durch den gegenwärtigen, sich in einer gedrückten Lage befindet. Die Bewohner Wiens und der österreichischen Staaten seufzen unter der Verblendung und Willkür ihrer Regierung. Es gibt darunter keinen Einzigen, der nicht überzeugt wäre, englisches Gold habe die Minister des Kaisers bestochen. Achtet ihre Religion und ihre Gebräuche und beschützt ihr Eigenthum: denn es ist die Freiheit, welche ihr dem tapfern Ungarvolke bringt. Das Haus Oesterreich, welches seit drei Jahrhunderten in jedem Kriege einen Theil seiner Macht eingebüßt hat und die Völker durch Entziehung ihrer Rechte unzufrieden macht, wird sich am Ende dieses sechsten Feldzuges (weil es uns zu demselben zwingt) genöthigt sehen, den Frieden, den wir bewilligen, anzunehmen und in der Wirklichkeit zu einer Macht zweiten Ranges herabzusteigen, in den es sich schon dadurch versetzt hat, daß es in den Sold Englands trat und sich zu seiner Verfügung stellte.“

Napoleon hatte wirklich beschlossen, den Krieg nach Oesterreich selbst zu spielen, damit der Anblick der dreifarbigten Fahne unter den

Mauern von Wien auf die österreichische Staatskanzlei einen tieferen Eindruck hervorbringe, als die fernem Unglücksfälle Beauclien's, Provera's, Alvinczy's und Wurms'er's. Sein Plan war, auf der Straße von Kärnth'n nach Deutschland vorzudringen und auf dem Sömmering Stellung zu nehmen. Er ging über die Piave, und am 16. März vernichtete die Schlacht am Tagliamento die schönen Hoffnungen, mit denen der Erzherzog nach Italien gekommen sein mochte. Er entschloß sich zum Rückzuge, konnte aber denselben vom Tagliamento bis an die Mur nicht bewerkstelligen, ohne in mehreren Gefechten beträchtliche Einbuße zu erleiden. Am 31. traf Napoleon in Klagenfurt, der Hauptstadt von Kärnth'n, ein. Beim Betreten dieser Provinz hatte er eine Proclamation an die Einwohner erlassen, um sie zu vermögen, die Franzosen als Befreier, nicht als Feinde zu betrachten. „Die französische Nation,“ sagte er darin, „ist die Freundin aller Nationen, insbesondere aber der tapferen Völker von Deutschland. Ihr verabscheut gewiß so sehr, wie wir nur immer selbst, die Engländer, welche durch den gegenwärtigen Krieg allein gewinnen, und euer Ministerium, das an sie verkauft ist.“

Napoleon überwachte inmitten seiner Triumphe einen geheimen Feind, der seit langer Zeit nur auf eine günstige Gelegenheit harrte, um loszubrechen; es war der Senat von Venedig! Diese wesentlich aristokratische, dem Bunde der Könige gegen die französische Revolution ergebene Körperschaft reizte in Oberitalien und dem venetianischen Gebiet zu Aufruhr und Mord gegen die Armee der Republik auf. Die Stunde der Bücktigung durfte nicht länger verschoben werden. Bonaparte schrieb an den Dogen: „Das ganze Festland der durchlauchtigen Republik Venedig ist unter den Waffen. Allenthalben ist das Feldgeschrei der Bauern: „Tod den Franzosen!““ Mehrere Hundert Soldaten der Armee von Italien sind schon als Opfer gefallen. Umsonst verleugnen Sie die Versammlungen, welche Sie organisiert haben: glauben Sie denn, daß ich darum, weil ich mich im Herzen Deutschlands befinde, so ohnmächtig sei, um dem ersten Volke der Welt nicht Achtung verschaffen zu können? Glauben Sie denn, daß die Legionen von Italien die Niedermeßelungen dulden werden, die Sie angestiftet haben? Das Blut

meiner Waffenbrüder wird gerächt werden, und es gibt unter den französischen Bataillonen kein einziges, dessen Muth und Kräfte durch einen so edlen Auftrag nicht verdoppelt würden. Der Senat von Venedig hat das edelmüthige Benehmen, welches wir stets gegen ihn beobachtet haben, mit der schwärzesten Treulosigkeit vergolten. Ich sende Ihnen meinen ersten Adjutanten als Ueberbringer des gegenwärtigen Schreibens. Krieg oder Frieden! Wenn Sie nicht zur Stelle alle Maßregeln ergreifen, um diese Versammlungen zu zerstreuen, wenn Sie nicht die Urheber der verübten Mordthaten verhaften und an mich ausliefern lassen, so ist der Krieg erklärt. Der Türke steht nicht an Ihren Grenzen, kein Feind bedroht Sie; Sie haben geffliffentlich Vorwände erhoben, um sich den Schein zu geben, die gegen die Armee gerichtete Zusammentrottung zu rechtfertigen: sie muß aber binnen vierundzwanzig Stunden zerstreut sein! Wir leben nicht mehr in den Zeiten Karls VIII. Wenn Sie mich gegen den deutlich genug ausgesprochenen Wunsch der französischen Regierung zum Kriege nöthigen sollten, brauchen Sie darum nicht zu glauben, daß nach dem Beispiele der von Ihnen bewaffneten Söldner der französische Soldat die Fluren der unschuldigen und unglücklichen Bewohner der Terra firma verwüsten werde; ich will dieselben beschützen und sie werden einst sogar die Verbrechen segnen, welche die französische Regierung nöthigten, sie von ihrer tyrannischen Regierung zu befreien.“

Napoleon, der auf den Beistand der Sambre- und Maas-Armee gerechnet, aber inzwischen in Erfahrung gebracht hatte, daß diese Armee sich weder geregt habe noch regen werde, wagte nicht, über den Sommer zu gehen und sich im Innern von Deutschland, ohne Stütze für seine Flügel, allein einzulassen. So wie er daher von dem Directorium officiële Nachricht erhalten hatte, daß die Rheinarmee und die Sambre- und Maas-Armee die ablenkenden Bewegungen, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit er so eindringlich auseinandergesetzt, nicht machen würden, forderte er den Erzherzog in einem Schreiben auf, mit ihm den Ruhm zu theilen, Europa den Frieden zu geben und den unermesslichen Opfern, welche der Krieg Oesterreich sowohl als Frankreich kostete, ein Ziel zu setzen. „Tapfere Soldaten,“ schrieb er, „führen den Krieg und



wünschen den Frieden. Haben wir nicht genug Leute getödtet, nicht der trauernden Menschheit genug Leiden zugesügt? Sie, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe stehen und über alle die kleinlichen Leidenschaften, welche so oft die Minister und die Regierungen beherrschen, erhaben sind, Sie zeigen gewiß nach dem Titel des Wohlthäters der ganzen Menschheit und des wahrhaften Retters von Deutschland! Was mich betrifft, Herr Oberbefehlshaber, so werde ich, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hiermit mache, auch nur einem einzigen Menschen das Leben rettet, auf die Bürgerkrone, die ich dadurch verdient haben dürfte, stolzer sein, als auf den ganzen traurigen Ruhm, der mir aus kriegerischen Erfolgen zu Theil werden kann.“ Die friedlichen Gesinnungen, welche dieses Schreiben enthielt, wurden bald zu Wien bekannt und hoben in etwas die Bestürzung, welche die Nähe der republikanischen Fahnen daselbst verbreitet hatte. Der Kaiser schickte unverzüglich den neapolitanischen Gesandten Gallo an Bonaparte und der Waffenstillstand von Judenburg war die Folge dieses Schrittes. Am 26. Germinal waren die Unterhandlungen zu Leoben eröffnet und am 29. daselbst die Friedenspräliminarien unterzeichnet. Bonaparte sagte, als er sich einst mit den österreichischen Bevollmächtigten unterhielt, zu ihnen: „Ihr Hof hat vier Armeen ohne Feldherrn gegen mich gesendet, diesmal aber einen Feldherrn ohne Armee.“ Und als die Bevollmächtigten ihm an der Spitze des Vertragsentwurfes den Artikel zeigten, in welchem der Kaiser die französische Republik anerkannte, rief Napoleon lebhaft aus: „Löschen Sie das aus; das Dasein der Republik ist so offenbar wie die Sonne, ein solcher Artikel paßt nur für Blinde.“

Der Augenblick, an Benedig zu denken, war gekommen. Diese Republik lief selbst der Gefahr, die sie bedrohte, in den Rachen. Ihre Nobilität, die an Oesterreich hingen, reizten im Bunde mit der italienischen Priesterschaft die unwissende Bevölkerung der Küsten des adriatischen Meeres auf und ließen in Verona während des Osterfestes eine große Anzahl Franzosen ermorden. Die Diener der Religion vergaßen ihre Sendung des Friedens und der christlichen Liebe und verkündigten in Predigten, „daß es erlaubt, ja verdienstlich wäre, die Jacobiner umzubringen.“ Bonaparte eilte unverzüglich herbei, um im Gebiete von

Verona Aufruhr und Mord zu unterdrücken und wegen der venetianischen Vesper Rache zu nehmen. Als er von dem Aufruhr hörte, sagte er zu seinem alten Schulkameraden Bourienne, den er zu seinem Privatsecretär gemacht hatte und der auf der Reise zu ihm beinahe ein Opfer der Dolche geworden wäre: „Gib dich zufrieden, diese Schurken sollen es mir büßen. Ihre Republik ist gewesen!“ Wenige Tage nachher schrieb er an das Directorium, „das Einzige, was man thun müsse, sei, diese gräßliche und blutdürstige Regierung zu vernichten und den venetianischen Namen von der Oberfläche der Erde zu vertilgen.“

Umsonst nahmen die Proveditoren von Brescia, Bergamo und Cremona die Verhöre so auf, daß durch dieselben angedeutet wurde, die Franzosen hätten selbst die Greuel veranlaßt, deren Opfer sie geworden; Bonaparte strafte sie feierlich in einem Manifeste Lügen, welches das Todesurtheil der venetianischen Aristokratie enthielt und mit folgenden Verfügungen schloß: „Der Obergeneral fordert den französischen Gesandten bei der Republik Venedig auf, genannte Stadt zu verlassen; er befiehlt sämmtlichen Agenten der Republik Venedig in der Lombardei und der venetianischen Terra firma, sie binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen; befiehlt sämmtlichen Divisionsgeneralen, die Truppen der venetianischen Republik feindlich zu behandeln und in allen Städten der Terra firma den Löwen des heiligen Marcus herunterreißen zu lassen.“ Dieser Tagesbefehl wurde pünktlich vollzogen. Schrecken bemächtigte sich des Großrathes von Venedig. Er legte seine Gewalt nieder und gab die Souverainetät dem Volke zurück, welches sie einer Municipalität anvertraute. Am 16. Mai wurde die dreifarbige Fahne auf dem St. Marcusplage durch den General Baraguay d'Hilliers aufgepflanzt. Die vollständigste demokratische Revolution wurde im ganzen Umfange der venetianischen Staaten durchgeführt. Dandolo, einer der zwei einzigen Männer von Verdienst, die Napoleon, wie er selbst erklärte, in Italien getroffen hatte, wurde durch die Volksgunst an die Spitze der Bewegung gestellt. Der Löwe des heiligen Marcus und die korinthischen Pferde wurden nach Paris geschafft; letztere haben längere Zeit den Triumphbogen des Carroufels geschmückt!

Während die Unterhandlungen mit Oesterreich ihren Fortgang hatten, erfuhr Napoleon den Rheinübergang der Generale Hoche und Moreau. Erst vor wenigen Tagen hatte ihm das Directorium gemeldet, daß dieser Uebergang nicht stattfinden werde, und nachdem die Verweigerung dieser mächtigen Mitwirkung ihn vermocht hatte, die Feindseligkeiten einzustellen und vor den Thoren von Wien Halt zu machen, sah er sich jetzt verurtheilt, mit dem Säbel in der Scheide und durch einen Waffenstillstand gebunden, den kriegerischen Bewegungen zuzusehen, um die er vergeblich während zwei Monaten zu einer Zeit gebeten hatte, wo sie ihm behülflich sein konnten, die Fahne der Republik in der österreichischen Hauptstadt aufzupflanzen. Offenbar hatten seine zu schnellen Erfolge das Directorium beunruhigt, offenbar ahnten die Fünfherrscher in dem Eroberer von Italien den künftigen Kaiser. Er hat später selbst auf St. Helena gestanden, daß in der That seit Vodi in ihm der Gedanke entstanden sei, er könne wohl ein Hauptmitspieler auf dem politischen Schauplatze werden. „Damals,“ sagte er, „glimmte der erste Funke eines großartigen Ehrgeizes auf.“

Die Directoren, welche diesen Funken wahrgenommen hatten und fürchteten, sahen mit Verdruß, daß sich die Dankbarkeit der Nation und die Bewunderung Europa's auf einen einzigen Mann zu concentriren begünne, und wollten diesem daher die Mittel nicht gewähren, der Vorliebe, deren Gegenstand er geworden, dadurch die Krone aufzusetzen, daß er an der Spitze aller republikanischen Armeen zu Wien im Triumph einzog. Napoleon errieth sie, wie sie ihn errathen hatten, was ihn jedoch keineswegs hinderte, seinem Mißvergnügen in allen seinen Briefen und Gesprächen Luft zu machen. Er befand sich eben auf einer Insel des Tagliamento, als die Stafette anlangte, welche ihm die Nachricht brachte, Moreau sei über den Rhein gegangen. „Die Aufregung des Generals,“ sagt Bourrienne, „beim Durchlesen dieser Depeschen läßt sich schlechterdings nicht beschreiben. So groß war der Umsturz seiner Gedanken, daß er für einen Augenblick die Idee faßte, wieder auf das linke Ufer des Tagliamento zu gehen und Alles unter irgend einem Vorwande abzubrechen. Er rief aus: „Wie ganz anders wären die Präliminarien geworden, wenn sie überhaupt stattgefunden hätten!“ Zuverlässig würde Napoleon nicht so

friedliche Gesinnungen, als er in dem Schreiben an den Erzherzog Karl ausdrückte, gezeigt haben, wenn er auf die Mitwirkung der französischen Armeen in Deutschland hätte rechnen können. Die Eroberung von Wien zog ihn eben so sehr an, als ihn die von Rom in geringe Versuchung geführt hatte. Die eifersüchtige und argwöhnische Doppelzüngigkeit des Directoriums gestattete nicht, seinen Ehrgeiz diesmal zu befriedigen.

Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge. Der Obergeneral benutzte die Muße, welche ihm der Waffenstillstand ließ, um die Lombardei und die venetianischen Staaten zu besuchen und für sie eine Regierung zu organisiren. Dazu brauchte er Männer, suchte sie aber vergebens. „Guter Gott!“ rief er aus, „was sind Männer doch selten! Italien zählt achtzehn Millionen Einwohner und kaum finde ich unter ihnen zwei, Dandolo und Melzi.“ Zulezt sprach Bonaparte, ärgerlich über die Hindernisse, welche die Leiter der Republik seinen Plänen in den Weg gelegt hatten, so wie der Zögerungen der österreichischen Diplomaten überdrüssig, davon, das Commando der Armee von Italien niederzulegen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um die Ruhe zu genießen, deren er bedürftig zu sein vorgab. Aber es war nur ein blinder Lärm. Er begnügte sich in seiner officiellen Correspondenz mit bitteren Klagen und mit Annahme eines immer stolzern und höhern Tons. Nachdem er erklärt hatte, „daß in Anbetracht der Lage der Dinge selbst die Unterhandlungen mit dem Kaiser eine militairische Operation geworden wären,“ was ihn zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden, ja gewissermaßen über das Schicksal der Republik machte, stellte er sich von Ruhm übersättigt, um seine Bewunderer, Nebenbuhler und Feinde zu überzeugen, daß nicht seine eigenen, sondern Frankreichs Interessen die einzigen Beweggründe der großen Thätigkeit, die er entwickelte, wären. „Ich bin auf Wien losgegangen,“ hieß es in einem seiner Briefe, „nachdem ich mehr Ruhm, als man braucht, um glücklich zu leben, erworben hatte, und indem ich die schönen Ebenen Italiens hinter mir ließ, ganz wie ich im Anfange des letzten Feldzugs handelte, da ich Brod für die Armee suchte, welche die Republik nicht zu ernähren vermochte.“

Das Directorium wurde in seiner niedrigen Eifersucht und Furcht durch Aufbegehungen der innern Politik unterstützt. Die auf die Ereignisse des Thermidor folgende Reaction hatte den Royalismus wieder belebt, der sich in den Wahlen von seiner Niederlage im Vendemaire zu erholen begann. Es war natürlich, daß die Partei der Gegenumwälzung den Einfluß eines Feldherrn fürchtete, der die Republik durch fünfzig Siege gerettet hatte, und dessen Ruhm und Geltung an das Heil und an die Fortschritte der Revolution geknüpft waren. Die Redner und Schriftsteller dieser Partei benutzten die unbeschränkte Freiheit der Tribune und Presse, um alle Arten von Gerüchten zu verbreiten und höchst beleidigende Vermuthungen über den Charakter und die Pläne Napoleon's glaubhaft zu machen. Das Directorium ließ die Mitglieder des Clivoclubs, wie sehr es auch sonst gegen dieselben ankämpfte, in Betreff des Helden von Lodi und Arcole, dessen schnelle Berühmtheit es verdunkelte, Alles, was sie nur mochten, thun und sagen. Man druckte in den Zeitungen und Flugchriften, man verkündigte in den Räthen und in den Clubs, daß die Regierung von Venedig das Opfer der treulosen und hinterlistigen Aufreizungen des französischen Oberbefehlshabers geworden, und daß alle jene Mordthaten, über die man sich im Angesichte der Welt beklagt und die man so ernst gerächt hatte, nur im Hauptquartiere der republikanischen Armee vorausgesehene und machiavellistisch veranstaltete Ereignisse gewesen wären. Dumolard, einer der Hauptstimmführer der Royalisten, stellte im Rathe der Alten einen Antrag, in welchen er einen Satz einfließen ließ, der über die Ursachen und die Schwere der zu Venedig begangenen Verletzungen des Völkerrechts Zweifel ausdrückte. Napoleon, der von allen diesen böswilligen Angriffen und Andeutungen genau unterrichtet war, schrieb darüber an das Directorium: „Ich hätte, nachdem ich fünf Friedensverträge geschlossen und dem Bunde unserer Feinde einen tödtlichen Streich beigebracht, ein Recht wenn nicht auf die Ehren eines Triumphs, so doch auf Ruhe und auf den Schutz der ersten Obriigkeiten der Republik. Aber ich werde verkannt, verdächtigt, geschmäht durch alle die elenden Mittel, welche die Politik zur Verfolgung zu gebrauchen versteht. Unsere Leute sind von Verräthern ermordet worden, mehr als vierhundert

Menschen sind auf diese Art gefallen, und die ersten Obrigkeiten der Republik wollen es zum Verbrechen machen, daran einen Augenblick geglaubt zu haben! Ich weiß wohl, daß es Gesellschaften giebt, in deren Schooß man ausruft: „Ist denn dieses Blut so rein?“ Hätten elende, allem Gefühl der Vaterlandsliebe und des Nationalruhms abgestorbene Menschen allein es gesagt, so würde ich mich nicht beklagen, würde es nicht einmal berücksichtigt haben; aber ich habe das Recht, mich über die Erniedrigung zu beschweren, in welche die ersten Beamten der Republik diejenigen ziehen, welche den Ruhm des französischen Namens so sehr vermehrt und erhoben haben. Bürger Directoren! ich wiederhole meine Bitte um Entlassung. Ich bedarf der Ruhe, wenn mich anders die Dolche von Ellichy leben lassen wollen. Ihr habt mich mit Unterhandlungen beauftragt, ich bin dazu nicht sehr geeignet.“

Napoleon ließ, um den Verleumdungen der Ellichy'schen Partei in Betreff Benedigs zu antworten, in der Armee unter dem Schleier der Anonymität eine Schrift verbreiten, welche alle lügenhaften Behauptungen der Royalisten widerlegte und die Wahrheit wieder in ihre Rechte einsetzte. Das Anerbieten seiner Entlassung war, wie ich schon hervorgehoben habe, nicht aufrichtig gemeint. Was die Bescheidenheit betrifft, womit er versicherte, er sei zu diplomatischen Verhandlungen nicht recht geeignet, so kann man aus folgendem Zug bei den Unterhandlungen von Campo-Formio, den er selbst auf St. Helena erzählte, beurtheilen, was es mit derselben für eine Bewandniß hatte. „Herr von Cobenzl,“ berichtet Napoleon, „war der Mann der österreichischen Monarchie, die Seele ihrer Pläne, der Lenker ihrer Diplomatie. Er hatte die ersten Botschafterstellen von Europa bekleidet und war lange bei der Kaiserin Katharina beglaubigt gewesen, deren besonderes Wohlwollen er sich erworben hatte. Stolz auf seinen Rang und seine Wichtigkeit, zweifelte er ganz und gar nicht, durch die Würde seines Benachmens und durch seine Vertrautheit mit dem Leben an Höfen leicht einen, aus den revolutionairen Lagern hervorgegangenen General zu erdrücken: in der That näherte er sich dem französischen General mit einem gewissen Uebermuth, aber es bedurfte nur der Haltung und der ersten Worte desselben, um ihn sogleich auf seinen Platz zu verweisen,

den er nachher nie wieder zu verlassen versuchte. Die Conferenzen,“ fügt Las Cases hinzu, „hatten Anfangs keinen Fortgang. Herr von Cobenzl verstand es nach der Sitte des österreichischen Cabinets sehr gut, die Sachen in die Länge zu ziehen. Der französische General indessen war entschlossen, zu Ende zu kommen. Die Conferenz, welche die letzte sein sollte, war eine der lebhaftesten; er kam zu derselben mit dem Vertrag in den Händen, der jedoch abgelehnt wurde. Da erhob er sich und rief mit dem größten Nachdrucke: „„Sie wollen den Krieg? wohl! Sie sollen ihn haben.““ Zugleich ergriff er ein prächtiges Theebret von Porcellan, von dem Herr von Cobenzl oft mit Vergnügen erzählte, daß er es von der Kaiserin Katharina zum Geschenk erhalten habe, und warf es mit solcher Gewalt gegen den Fußboden, daß es in tausend Stücke zersprang. „„Sehen Sie,““ rief er heftig, „„so wird Ihre Monarchie binnen drei Monaten zerschmettert werden, darauf können Sie sich verlassen!““ Und mit diesen Worten eilte er aus dem Saale. Herr von Cobenzl, erzählte der Kaiser, blieb versteinert zurück, aber der zweite Bevollmächtigte, Herr von Gallo, ein weit süßamerer Mann, begleitete den französischen General bis an seinen Wagen und suchte ihn zurückzuhalten; „„er machte mir,““ fügte der Kaiser hinzu, „„eine Menge Complimente mit seinem Hute in einer so kläglichem Stellung, daß ich mich trotz meines scheinbaren Zorns nicht enthalten konnte, innerlich sehr darüber zu lachen.““ Diese Art zu unterhandeln scheint zwar zu rechtfertigen, was Napoleon von seiner geringen diplomatischen Geschicklichkeit gesagt hatte, erreichte aber nichtsdestoweniger den beabsichtigten Zweck. Man mußte mit der berechneten Langsamkeit des österreichischen Cabinets zu Ende kommen. Napoleon trug dazu durch das Zerbrechen des schönen Gesenks der Kaiserin Katharina bei. Seine Heftigkeit nützte den Interessen Frankreichs mehr, als es die schlaue Feinheit eines alten Höflings zu thun vermocht hätte.

Während Napoleon in Italien über den langsamen Gang der diplomatischen Unterhandlungen, über die Unthätigkeit, zu der er sich durch den bösen Willen des Directoriums verurtheilt sah, so wie über die Schmähungen zürnte, womit ihn die Parteien im Innern aus allen Theilen von Europa durch die Beihülfe von Emigranten und besoldeten

Correspondenten überhäufte, wurde das Dasein des Directoriums durch die royalistische Mehrheit in den beiden Räthen (der Fünfhundert und der Alten) bedroht: der 18. Fructidor nahte heran. Die Armee von Italien, welche unter der Fahne der Republik in so vielen Schlachten gesiegt, und der berühmte Feldherr, der sie im Sturmschritt von Sieg zu Sieg geführt hatte, mußten die Aufmerksamkeit beider Parteien, die Besorgnisse der einen und die Hoffnungen der andern, erregen. Napoleon, noch kürzlich durch die Glichyaner und das Directorium öffentlich oder insgeheim verleumdet, sah sich plötzlich von allen Seiten gesucht und geschmeichelt. Franz Ducoudray, einer der einflussreichsten Redner der monarchischen Mehrheit, nahm keinen Anstand, dem Kartätschengeneral vom 13. Vendemiaire den Namen eines Helden beizulegen, und sagte von ihm, „er habe sich durch seine Tapferkeit als Unterhändler ausgezeichnet, nachdem er binnen acht Monaten es in der Kriegskunst den berühmtesten Feldherren gleichgethan.“

Aber dieses eigenmüthige Lob eines gewandten Mannes vermochte den Haß nicht zu verdecken, den seine Partei in ihren Zeitungen und Clubs gegen den Oberbefehlshaber der Armee von Italien nährte und kundgab. Aubry, dieser alte Feind Bonaparte's, war einer der Führer der Partei von Glichy. Durch einige wüthende Redner unterstützt, verlangte er mit lautem Geschrei die Absetzung und Verhaftung Napoleon's. Das war für diesen mehr als genug, um zwischen dem Directorium und den beiden Räthen nicht zu schwanke. Aber Napoleon verachtete das Directorium, in dessen Schooß es nur einen Mann gab, dessen Charakter er schätzte und dessen Verdienste und Fähigkeiten er ehrte, und gerade dieser Mann, Carnot, hatte sich aus grundsätzlichen Bedenklichkeiten, welche ihn einem Staatsstreich wider das Ansehen der Royalisten abgeneigt machten, von der directorialischen Mehrheit getrennt. Indessen trug Napoleon's ganze Vergangenheit, alle seine Erinnerungen, so wie seine Borausicht über die Verachtung gegen Barras und über die Achtung vor Carnot den Sieg davon. Er war zu einer Zeit entschlossen, an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann über Lyon nach Paris zu marschiren, und würde diesen Entschluß auch ausgeführt haben, wenn den Glichyanern in der Hauptstadt



die Wahrscheinlichkeit des Erfolges geblieben wäre. Was ihn vor Allem bestimmte, sein gewaltiges Schwert in die Wagschale der Directoren gegen die Mehrheit in den beiden Rätthen zu legen, war die Entdeckung der Verrätherei Bichegrus's, welcher diese Mehrheit leitete und dessen verbrecherische Einverständnisse mit dem Auslande durch die Wegnahme und Untersuchung der Papiere des Grafen von Antraignes an das Licht gekommen waren. Dieser royalistische Intrigant wurde in den venetianischen Staaten verhaftet und zu Mailand auf sein Ehrenwort freigelassen, welches er brach, nach der Schweiz flüchtete und dort gegen Napoleon, dem er eigentlich Dank schuldig war, eine Schmähschrift herausgab. Die Entrüstung Bonaparte's gegen die Partei des Auslandes brach in der Adresse los, die er im Namen der Armeen von Italien übersandte, um die beiden Rätthe einzuschüchtern und das Directorium zu ernuthigen. „Bietet etwa,“ ließ er seine Waffengefährten sagen, „die Straße nach Paris mehr Hindernisse dar, als die nach Wien? Nein, sie wird uns von den der Freiheit treugebliebenen Republikanern geöffnet werden. Mit ihnen vereint werden wir die Freiheit vertheidigen: unsere Feinde haben dann gelebt! Mit Schmach bedeckte, rachfüchtige Menschen verschwören und rühren sich in der Mitte von Paris, während wir vor den Thoren von Wien triumphirt haben. Ihr, die ihr den Vertheidigern der Republik Verachtung, Schmach, Schande und Tod zugebracht habt, zittert! Es ist nur ein Schritt von der Etsch bis zum Rhein und an die Seine, zittert! Eure Muthlosigkeiten sind gezählt, euer Lohn hängt an der Spitze unserer Bajonnette.“ Napoleon wählte zum Ueberbringer dieser Adresse Augereau, denjenigen seiner Unterfeldherren, welcher durch persönliche Festigkeit inmitten der Dinge, die sich vorbereiteten, am besten nach der ersten Rolle greifen und den Oberbefehlshaber ersetzen konnte. Was das Geld betraf, welches Baras durch seinen Secretair Bottot hatte verlangen lassen, um das Gelingen des Streiches, den man im Sinne führte, zu sichern, so begnügte sich Napoleon es zu versprechen, gab es aber niemals her. Er schickte übrigens auch seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, von dessen Eifer und Scharfblick er hoffte, daß er sich von Allem unterrichten und nach Erforderniß der Umstände handeln werde.

Die Verbindung Bonaparte's mit Desaix schreibt sich aus dieser Zeit her. Desaix, der bei der Rheinarmee angestellt war, bewunderte aus der Ferne die Triumphe des Oberbefehlshabers der Armee von Italien. Er benutzte die Muße, welche ihm der Waffenstillstand von Leoben ließ, um den großen Feldherrn persönlich kennen zu lernen. Diese beiden Männer verstanden sich, so wie sie sich sahen, und wurden Freunde. Als ihm Napoleon bei einer ihrer Unterredungen das Geheimniß von Bichegru's Verrätherei mittheilen wollte, antwortete Desaix: „Wir sind davon seit drei Monaten unterrichtet. Ein dem General Klinglin abgenommener Wagen hat uns die ganze Correspondenz Bichegru's mit den Feinden der Republik in die Hände gespielt. — Hat denn Moreau dem Directorium davon keine Kunde gegeben? — Nein. — Das ist ein Verbrechen. Wenn es sich um den Untergang des Vaterlandes handelt, ist Stillschweigen Mitschuld.“ Als Bichegru nach dem 18. Fructidor zur Deportation verurtheilt wurde, zeigte ihn Moreau schimpflicher Weise an. „Indem er nicht früher sprach,“ sagte Napoleon, „hat er das Vaterland verrathen; indem er so spät sprach, hat er einen Unglücklichen noch mehr beschwert.“

Bonaparte vernahm mit der größten Freude die Niederlage und Nechtung der Elichyaner, welche ihm Augereau mit folgenden Worten meldete: „Endlich, mein General, ist meine Sendung beendet, die der Armee von Italien gemachten Versprechungen sind diese Nacht in Erfüllung gegangen.“ Aber so wie sich das Directorium von den Royalisten befreit sah, kehrte es zu seiner geheimen und hartnäckigen Eifersucht auf Napoleon zurück. Ob schon es nach allen Depeschen, die es von ihm erhalten und in denen er stets den Staatsstreich mit einem Nachdrucke, der an Heftigkeit grenzte, gefordert hatte, sehr wohl die Ansicht des Generals kannte, ließ es doch in Paris das Gerücht, um von da zur Armee zu gelangen, aussprengen, daß die Meinung Bonaparte's über den 18. Fructidor zweifelhaft wäre. Um diesem Verdachte mehr Halt zu geben, befahl es Augereau, selbst an alle Divisionsgenerale das Unlauffchreiben zu richten, welches eigentlich nur von dem Oberbefehlshaber an sie hätte ausgehen sollen. Napoleon erfuhr alle diese Schliche und zögerte nicht, darüber seine Unzufriedenheit und Ent-

rüstung zu erkennen zu geben. „Es ist klar,“ schrieb er an das Directorium, „daß die Regierung gegen mich ungefähr so handelt, wie gegen Bichegru nach dem Vendemiaire des Jahres IV. Ich bitte Euch, mir einen Nachfolger zu ernennen und meine Entlassung zu gewähren. Keine Macht auf Erden kann mich vermögen, nach diesem Beweise schauderhaften Undankes von der Regierung, den ich durchaus nicht zu erwarten Ursache hatte, fort zu dienen. Meine sehr angegriffene Gesundheit fordert gebieterisch Ruhe. Auch meiner Seele ist es Bedürfnis, sich wieder unter die Masse der Bürger zu mischen. Seit nur zu langer Zeit ist meinen Händen eine große Gewalt anvertraut. Ich habe sie unter allen Umständen zum Besten des Vaterlandes ausgeübt, und das ist um so schlimmer für diejenigen, welche nicht an die Tugend glauben und die meinige in Verdacht haben konnten. Mein Lohn ruht in meinem Gewissen und in der Meinung der Nachwelt. Halten Sie sich für versichert, daß ich, wenn je Gefahr eintreten sollte, mich in die erste Reihe stellen werde, um die Freiheit und die Verfassung des Jahres III zu vertheidigen.“

Das Directorium, welches sich zu einem unmittelbaren und offenen Kampf gegen den berühmten Krieger nicht stark genug fühlte, beeilte sich, ihm Aufklärungen und Entschuldigungen zukommen zu lassen, um seinen Groll zu besänftigen. Bonaparte war des Oberbefehls nicht so sehr überdrüssig, als er sich den Anschein geben wollte; er stellte sich daher, als lasse er die schmeichelhaften Aufklärungen, die man ihm gab, gelten, und correspondirte mit den Mitgliedern und Ministern des Directoriums emsig über die Möglichkeitsfälle des Kriegs, die Bedingungen des Friedens und über die schwierigsten Fragen der allgemeinen Politik. Nachdem die Gefahren für die Republik sowohl von außen als im Innern für den Augenblick beschworen waren, neigte er sich zur Mäßigung und Milde. „Das Schicksal von Europa,“ schrieb er an den Director Francois von Neuschateau, „ruht in der Eintracht, Weisheit und Kraft der Regierung. Es gibt eine kleine Anzahl Menschen, die man durch eine gute Regierung zu Paaren treiben muß. Ein Beschluß des vollziehenden Directoriums vermag Throne zu stürzen: sorgen Sie, daß besoldete Schriftsteller oder ehrgeizige Schwärmer, sie

mögen sich unter was immer für einer Maske verbergen, uns nicht abermals in die wilden Wogen der Revolution hineinziehen.“

Um diese Zeit war es, daß ein seit der constituirenden Versammlung berühmter Mann, dessen Ruf sich seitdem durch thätige Theilnahme an der Errichtung wie an dem Sturze aller Regierungen, welche Frankreich von Reaction zu Reaction bis in seinen gegenwärtigen Zustand getrieben haben, immer nur vergrößert hat, daß Tallayrand, stets bereit die neu aufgehende Sonne zu begrüßen, mit Bonaparte Verbindungen und Verhältnisse einzuleiten suchte. Er schrieb ihm mehre Briefe über den 18. Fructidor, und drückte sich in allen mit der ganzen Hestigkeit eines feurigen Revolutionsmannes aus. Es ist interessant zu lesen, wie derjenige, der später so mächtig beitrug, die beiden Zweige des Hauses Bourbon auf den Thron zu setzen, und dessen letzte politische Gesinnungen, wenigstens dem Anscheine nach, der jetzt regierenden Dynastie entschieden freundlich waren, seinem künftigen Kaiser, dem Götzen, dem er abwechselnd Weihrauch streute und Fallstricke legte, mit Enthusiasmus anzeigte, „daß augenblicklicher Tod gegen Jeden ausgesprochen worden wäre, der sich erkühnen würde, das Königthum, die Constitution von 1793 oder Orleans zurückrufen zu wollen.“ Napoleon nahm die Zuvoorkommenheiten des Hauptes jener Partei, die man damals die „Constitutionellen und Diplomaten“ nannte, wie ein Mensch auf, der sich Stützen zu verschaffen und Werkzeuge für den großen Ehrgeiz, der ihn besetzte, zu bereiten strebte. Er fühlte, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei, daß sie aber kommen werde, und es schien ihm, als müsse er seinen Ruhm durch neue Wunder vergrößern, als müsse er den Widerwillen der Volksmasse gegen die Stürme der Demokratie noch wachsen lassen. Vielleicht sann er schon damals auf den Zug nach Aegypten: wenigstens haben dies viele Leute geglaubt, als sie die Proclamation lasen, die er am 16. September 1797 an die Seeleute der Flotte des Admirals Bruëys erließ, worin er, nachdem er den Triumph des Directoriums „über die Verräther und Emigranten, welche sich der Nationaltribune bemächtigt hatten,“ gepriesen, zu diesen tapferen Leuten sagte: „Ohne euch können wir den Ruhm des französischen Namens nur in eine kleine Ecke von Europa tragen; mit euch werden

wir über Meere schiffen und die Fahne der Republik in den entferntesten Ländern aufpflanzen!“

Um diesen riesenhaften Plan zu verwirklichen, mußte er zuerst Frieden in Europa schließen. Oesterreich, dessen auf eine Revolution im Innern von Frankreich gestützte Hoffnungen durch den 18. Fructidor vernichtet worden waren, hatte nicht mehr dieselben Gründe, den Gang der Unterhandlungen zu verzögern; aber das Directorium, aufgebläht durch seinen Sieg über die Royalisten, des Kaisers Verbündete, zeigte jetzt kriegerische Gesinnungen. „Man braucht Oesterreich nicht mehr zu schonen,“ schrieb es an Bonaparte, „sein Einverständniß mit den Verschwornen im Innern liegt offen am Tage.“ Diese kriegerischen Verhaltensbefehle stimmten aber mit den Absichten des Oberbefehlshabers nicht überein. Die Nähe des Winters bestimmte ihn, den Abschluß des Friedens zu beschleunigen. „Es ist mehr als ein Monat erforderlich,“ sagte er zu seinem Secretair, „bevor die Rheinarmeen mich unterstützen können, wenn sie anders in der Verfassung dazu sind, aber schon in vierzehn Tagen wird der Schnee alle Straßen und Wege versperren. Es ist zu Ende, ich werde den Frieden schließen. Venedig soll die Kriegskosten und die Rheingrenze bezahlen. Das Directorium und die Advocaten mögen dazu sagen, was sie wollen.“ In der That wurde der Frieden am 26. Vendemiaire des Jahres VI (17. October 1797) geschlossen. Die Freilassung der Gefangenen von Olmütz, Lafayette, Latour-Maubourg und Bureau de Pusy, war eine der ersten Bedingungen des Vertrags. Napoleon bestand auf ihr mit Festigkeit und forderte sie mit Wärme. Die Unparteilichkeit gebietet zu sagen, daß er hierin in Gemäßheit der Verhaltensbefehle des Directoriums gehandelt hat. Der erste Act der großen glänzenden Rolle, welche das Schicksal Napoleon auf der Bühne der Welt beschieden hatte, war vorüber!

---

## Sechstes Capitel.

Reise nach Rastatt. Rückkehr nach Paris. Abfahrt nach Aegypten.

Es gewährte Napoleon, als ihn der Krieg und die Unterhandlungen endlich nicht länger an der österreichischen Grenze festhielten, große Freude, seine Eroberungen zu besuchen und die Lombardei zu bereisen, die ihn als Befreier begrüßte. Der Volksjubel folgte ihm allenthalben, und als ein Befehl aus Paris ihn nöthigte, nach Rastatt zu reisen, um an die Spitze der dortigen französischen Gesandtschaft zu treten, traf er dieselbe Bewunderung und Begeisterung in der ganzen Schweiz, die er von Genf bis Basel durchreiste. Bevor er Mailand verließ, schickte er dem Directorium durch Joubert die „Fahne der Armee von Italien,“ welche auf der einen Seite die Namen aller von ihr bewirkten Großthaten, auf der andern die Inschrift trug: „Der Armee von Italien das dankbare Vaterland.“ Während seiner letzten Anwesenheit in Mantua hatte er eine Todtenfeier zu Ehren des Generals Hoche, der kürzlich gestorben war, veranstaltet und die Vollendung des Denkmals Virgil's betrieben.

Unter den Bewunderern und Neugierigen, die sich während der Reise zu ihm drängten, befand sich ein Beobachter voll Geist und Scharfblick, dessen Bemerkungen nach Paris gesendet und in einer Zeitung im December des Jahres 1797 abgedruckt wurden. Man las darin: „Ich habe mit dem lebhaftesten Interesse und der gespanntesten Aufmerksamkeit den Mann beobachtet, der so große Thaten vollbracht hat und dessen Laufbahn, oder Alles an ihm müßte trügen, noch nicht geschlossen ist. Ich habe gefunden, daß er seinem Portrait sehr ähnlich sieht; er ist klein, hager, blaß und hat ein angegriffenes, aber keineswegs, wie man hat behaupten wollen, kränkliches Aussehen. Es kam mir vor, als hörte er mit mehr Zerstretheit als Theilnahme zu und wäre mehr mit dem, was er dachte, als mit dem, was man zu ihm sagte, beschäftigt. Seine Physiognomie drückt viel Geist aus, man gewahrt darin scharfes, zur Gewohnheit gewordenes Denken, ohne daß irgend etwas verriethe, was in der Seele vorgeht. Es ist unmöglich, diesem denkenden

Kopfe, dieser starken Seele nicht kühne Gedanken zuzuschreiben, welche auf das Schicksal von Europa Einfluß haben werden.“

Als er über das Schlachtfeld von Murten fuhr, wo die Schweizer im Jahre 1456 die Armee Karl's des Kühnen vernichteten, meinte Lannes, daß die jetzigen Franzosen besser kämpften, als die damaligen. „Zu jener Zeit“, unterbrach ihn Napoleon barsch, „waren die Burgunder keine Franzosen.“

Napoleon gewährte gleich nach seiner Ankunft zu Rastatt, daß sein neuer Posten auf keine Weise für ihn passe. Nur zu Paris, im Mittelpunkt der politischen Bewegung, oder an der Spitze der Armee konnte dieser wunderbare Mann von nun an den seiner würdigen Platz finden. Er hatte jedoch nicht nöthig, seine Rückkehr nach der Hauptstadt zu fordern, ein Schreiben des Directoriums rief ihn dahin. Sein Secretair Bourienne, der noch nicht wußte, daß er von der Emigrantenliste gestrichen worden sei, scheute sich, ihm dahin zu folgen, und wollte in Deutschland bleiben. „Kommen Sie nur,“ sagte Bonaparte zu ihm, „und gehen Sie über den Rhein ohne Furcht; man wird Sie nicht von meiner Seite reißen, dafür stehe ich Ihnen.“ Die Aufnahme Napoleon's zu Paris war von der Art, wie er sie von der allgemeinen Gunst, welche seine Großthaten seinem Namen erworben hatten, zu erwarten berechtigt war. Das Directorium, das officielle Organ der Nationaldankbarkeit, verheimlichte seine Besorgniß und Eifersucht und gab dem Eroberer von Italien ein glänzendes Fest im Luxembourg. Es war Talleyrand, der den Helden den Directoren vorstellte und bei dieser Veranlassung eine Rede hielt, welche den feurigsten und reinsten Republikanismus athmete. „Man wird,“ sagte er, „und zwar vielleicht mit einigem Staunen meine Bemühungen bemerken, den Ruhm Bonaparte's zu erklären, sogar zu verringern: ihn kann es nicht beleidigen. Soll ich es sagen? Ich habe feinetwegen einen Augenblick jene argwöhnische Unruhe besorgt, welche in einer jungen Republik stets über Alles entsteht, das die allgemeine Gleichheit zu bedrohen scheint; aber ich habe mich getäuscht, die persönliche Größe, weit entfernt, an die Gleichheit zu rühren, ist vielmehr ihr schönster Triumph, und am heutigen Tage müssen sich die französischen Republikaner größer als je fühlen!“

Napoleon legte in seiner Antwort der französischen Nation zum ersten Male den Namen der großen bei und drückte sich aus wie folgt: „Bürger Directoren! Das französische Volk hatte, um die Freiheit zu erringen, die Könige zu bekämpfen. Um eine auf die Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, mußte es achtzehn Jahrhunderte der Vorurtheile besiegen. Die Constitution des Jahres III und ihr habt über alle diese Hindernisse triumphirt. Die Religion, der Feudalismus und der Royalismus haben nacheinander Europa seit zwanzig Jahrhunderten beherrscht: aber erst mit dem Frieden, den ihr geschlossen habt, beginnt die Epoche der repräsentativen Regierungen. Es ist euch gelungen, die große Nation zu organisiren, deren Gebiet nur durch die Grenzen beschränkt ist, welche die Natur selbst gesetzt hat. Ihr habt mehr gethan. Die beiden schönsten Theile von Europa, einst so berühmt durch die Wissenschaften, die Künste und die großen Männer, deren Wiege sie waren, sehen mit den größten Hoffnungen die Freiheit den Gräbern ihrer Ahnen entsteigen. Ich habe die Ehre, euch den zu Campo-Formio unterzeichneten und von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigten Friedensvertrag zu überreichen. Sobald das Glück des französischen Volks auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, wird ganz Europa frei werden.“

Die wirkliche Macht, die Napoleon ausübte, war so groß, daß das Directorium, dessen oberste Gewalt er verkannt und dessen Rechte er sich angemast hatte, ihn wegen der bewiesenen Verachtung und Verwegenheit zur Rechenschaft zu ziehen nicht nur nicht wagte, sondern vielmehr durch das Organ seines Präsidenten mit den größten Schmeicheleien überhäufte. „Die Natur,“ antwortete Barras auf die Rede des Generals, „karg mit ihren Wundern, gewährt der Welt nur in langen Zwischenräumen große Männer; aber sie wollte die Morgenröthe der Freiheit durch eine dieser seltenen Erscheinungen bezeichnen, und die erhabene, in den Annalen der Nationen neue Revolution des französischen Volks sollte ein in der Geschichte der berühmten Männer neues Genie aufweisen.“ Diese dem Reide durch die öffentliche Meinung abgenöthigte Schmeichelei bezeichnet die ganze Höhe der Stellung, welche Napoleon errungen hatte, und es ist bemerkenswerth, daß sich das



Oberhaupt der republikanischen Regierung gedrungen fühlte, zu einem bloßen General, seinem Untergebenen, so zu sprechen, wie es später an derselben Stelle der Präsident seines Senats oder der erste seiner Diener gethan hat.

Die Pariser bewiesen Verföhnlichkeit, der Sieger von Arcole hatte den Kartätschengeneral des Monats Vendemiaire vergessen gemacht. Allenthalben, wo Napoleon erschien, war er der Gegenstand des stürmischsten Beifalls. So wie man wußte, daß er im Theater war, verlangten ihn Parterre und Logen mit lautem Geschrei. Diese so schmeichelhaften Beweise von Bewunderung schienen ihn dennoch zu beengen, denn er sagte einmal: „Wenn ich gewußt hätte, daß die Logen so durchsichtig sind, wäre ich nicht hier erschienen.“ Als er einst eine komische Oper, welche die Menge anzog und in welcher Madame Saint-Aubin und Elleviou sangen, zu hören wünschte, ließ er um deren Aufführung mit dem bescheidenen Beifage, „wenn es möglich wäre,“ ersuchen. Der Director des Theaters erwiderte mit Artigkeit, daß nichts unmöglich für den Eroberer von Italien wäre, der diesen Ausdruck seit langer Zeit aus den Wörterbüchern gelöscht habe.

Trotz der allgemeinen Aufmerksamkeit, deren Gegenstand Napoleon war, ließ er sich durch den Weihrauch, der ihm so verschwenderisch gestreut wurde, nicht betäuben, sondern beurtheilte seine Lage mit ruhiger Kaltblütigkeit und besorgte, daß eine zu lange Unthätigkeit die Erinnerung an seine geleisteten Dienste verwischen und den Enthusiasmus seiner Bewunderer herabstimmen möchte. „Man bewahrt zu Paris das Andenken an nichts,“ sagte er. „Wenn ich lange weile, ohne etwas zu thun, bin ich verloren. Eine Berühmtheit verdrängt in diesem großen Babylon die andere; hat man mich dreimal im Theater gesehen, wird man mich nicht mehr beachten; ich gehe daher auch nur selten hinein.“ Auch wiederholte er Cromwell's Rede, als man ihm bemerklich machte, wie sehr seine Anwesenheit Enthusiasmus verursache: „Bah! das Volk würde sich eben so sehr drängen, wenn ich zum Schaffot geführt werden sollte.“ Er lehnte eine Galavorstellung ab, die ihm die Verwaltung des Opernhauses anbot, und besuchte das Schauspiel nur in einer vergitterten Loge.

Schon zu jener Zeit gab es Complotte gegen seine persönliche Sicherheit. Eine Frau ließ ihm zu wissen thun, daß man damit umgehe, ihn zu vergiften; man verhaftete den Menschen, der ihm diese Warnung hinterbracht hatte, und führte ihn in Begleitung des Bezirksfriedensrichters zu der Frau, von der die Benachrichtigung ausgegangen war. Man fand die Unglückliche in ihrem Blute schwimmend; die Mörder hatten, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß dieselbe ihre schändlichen Pläne behorcht und angezeigt habe, sich ihres Zeugnisses durch ein neues Verbrechen entledigt.

Von dem Directorium beseitigt, wünschte Napoleon in das Institut aufgenommen zu werden, obschon er ganz anderer Beschäftigungen bedurfte, als eines wissenschaftlichen oder literarischen Zeitvertreibes. Er wurde Mitglied an Carnot's Stelle, den der 18. Fructidor getroffen hatte, und zwar in der Abtheilung der Wissenschaften und Künste. Das Schreiben, das er hierauf an den Präsidenten Camus erließ, ist zu merkwürdig, um nicht ganz mitgetheilt zu werden. „Bürger Präsident! Die Wahl durch die ausgezeichneten Männer, aus denen das Institut zusammengesetzt ist, ehrt mich. Ich fühle gar wohl, daß ich, bevor ich ihres Gleichen werden kann, lange Zeit ihr Schüler bleiben muß. Wenn es eine ausdrucksvollere Weise gäbe, um Ihnen die Achtung, die ich für Sie hege, zu erkennen zu geben, so würde ich mich derselben bedienen. Die wahrhaften Eroberungen, die einzigen, welche kein Bedauern veranlassen, sind die, welche man über die Unwissenheit erficht. Die sowohl ehrenvollste als für die Völker nützlichste Beschäftigung ist, zur Erweiterung der menschlichen Kenntnisse beizutragen. Die wahrhafte Macht der französischen Republik muß von nun an darin bestehen, nicht zu gestatten, daß ihr irgend eine neue Idee nicht angehöre. Bonaparte.“

Es lag Napoleon daran, zu zeigen, daß ihn weder Glück noch Vorliebe für seinen Beruf verblendet habe. Um die Höhe zu erreichen, welche sein ehrgeiziges Genie vor sich sah und nach der alle seine Gedanken mit Beharrlichkeit sich richteten, mußte er in sich mehr erblicken lassen, als einen großen Feldherrn, der nichts schätzt als die Kriegskunst und den Muth der Schlachten. Es war für ihn von Wichtigkeit, daß die große Nation, über die er zu herrschen strebte, sich gewöhne, in

ihm den fähigsten Mann zu erblicken, nicht nur um sie mit den Waffen zu vertheidigen, sondern auch um die Entwicklung ihrer intellectuellen Reichthümer und die Ausübung jenes univervellen Einflusses zu beschützen, den sie eben so sehr durch ihre geistige als durch ihre kriegerische Ueberlegenheit errungen hatte. Aber war der Augenblick bereits gekommen, die stolzen Ansprüche, die er seit dem italienischen Feldzuge insgeheim in sich trug, an das Licht der Welt treten zu lassen? Napoleon glaubte nicht und mußte also darauf sinnen, sich jener Ruße, die seinen unermesslichen Ruhm zu schmälern, wenn nicht zu verschlingen drohte, so schnell als möglich zu entreißen.

Der Zug nach Aegypten wurde daher beschlossen. Das Directorium ließ sich willig finden, weil seine geringe, bloß die Gefahren des nächsten Tages umfassende Voraussicht ihm die Entfernung des berühmten Kriegers wünschenswerth erscheinen ließ, ohne zu bedenken, daß neue Triumphe die Nation noch mehr blenden, mithin die Popularität, welche es fürchtete, vergrößern würden. Bonaparte, der den Plan entworfen hatte, bereitete auch allein die Ausführung vor und organisirte das ganze Expeditionsheer. Er war es auch, der die verschiedenen Ausschüsse von Gelehrten und Künstlern bildete und wählte, welche den französischen Truppen folgen sollten, um das Glück der Waffen zu Gunsten der Fortschritte der Civilisation zu benutzen. Als man ihn fragte, ob er lange Zeit in Aegypten verweilen würde, antwortete er: „Vielleicht nur wenige Monate, vielleicht sechs Jahre; Alles hängt von den Umständen ab.“ Er nahm eine Feldbibliothek mit sich, die aus wissenschaftlichen, artistischen, geographischen, geschichtlichen, dichterischen, politischen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen bestand. Man findet in dem Verzeichniß: Plutarch, Polybius, Thucydides, Titus Livius, Tacitus, Raynal, Voltaire, Friedrich II., Homer, Tasso, Ossian, Virgil, Fenelon, La Fontaine, Rousseau, Marmontel, Le Sage, Goethe, das alte und neue Testament, den Koran, die Vedas, den Geist der Gesetze, die Mythologie.

Als Bonaparte auf dem Punkte stand, Paris zu verlassen, hätte ihn beinahe ein Streit Bernadotte's mit dem österreichischen Cabinet wegen der dreifarbigen Fahne, die von diesem Botschafter auf seinem

Hôtel aufgesteckt, von dem Wiener Pöbel aber beschimpft worden war, in Europa zurückgehalten. Das Directorium wollte die Beschimpfung durch einen neuen Krieg rächen, den der Eroberer von Italien führen sollte. Er aber, dessen Pläne durch diese neue Bestimmung durchkreuzt worden wären, bemerkte mit Recht: daß die Politik die Ereignisse lenken müsse, nicht umgekehrt die Ereignisse die Politik. Das Directorium mußte einer so einleuchtenden Wahrheit nachgeben und Napoleon machte sich nach Toulon auf den Weg.

Als Bonaparte am 8. Mai 1798 in dieser Stadt, der Wiege seines Ruhmes, ankam, erfuhr er, daß die drakonische Gesetzgebung, welche die Emigranten gegen sich hervorgerufen und die der 18. Fructidor wieder in Kraft gesetzt, fortwährend Trauer in der neunten Militärdivision verbreite. Da er als General in einer seinem Commando nicht unterworfenen Provinz keine Befehle zu ertheilen hatte, schrieb er als Mitglied des Nationalinstituts an die Militaircommissare des Südens, um sie zur Milde und Menschlichkeit bei ihren Urtheilen zu ermahnen. „Ich habe mit großem Schmerze vernommen,“ schrieb er, „daß Greise von siebzig bis achtzig Jahren, daß unglückliche, schwangere oder von kleinen Kindern umgebene Frauen, als des Verbrechens der Emigration schuldig, erschossen worden sind. Sollten denn die Soldaten der Freiheit Henker geworden sein? Sollte denn das Mitleid, das sie sogar auf den Schlachtfeldern bewiesen haben, in ihren Herzen erstorben sein? Das Gesetz vom 18. Fructidor war eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt. Seine Absicht ging dahin, die Verschwörer zu treffen, nicht aber schwache Weiber und hinfällige Greise. Ich ermahne euch daher, Bürger, daß ihr, so oft das Gesetz Greise über sechzig Jahre vor euren Richterstuhl stellt, erkläret, daß ihr inmitten der Kämpfe die Greise und Weiber eurer Feinde verschont habt. Der Militair, welcher das Todesurtheil gegen eine die Waffen zu führen unfähige Person zu unterzeichnen vermag, ist ein Clender.“ Dieser edelmüthige Schritt rettete einem alten Emigranten, den die Commission hürichten lassen wollte, das Leben.

Als Alles zur Einschiffung bereit war und die Abfahrt nahe schien, redete Napoleon so zu seiner Armee: „Offiziere und Soldaten!

Vor zwei Jahren kam ich, den Befehl über euch zu übernehmen; damals befandet ihr euch auf der Küste von Genua in dem tiefsten Glende, selbst eure Uhren hattet ihr hingegeben, um euch gegenseitig zu unterstützen; ich versprach eurer Noth ein Ende zu machen, ich führte euch nach Italien; da wurde euch Alles zu Theil. . . Habe ich euch nicht Wort gehalten?" Die Soldaten antworteten mit dem einstimmigen Ruf: „Ja!“ Napoleon fuhr fort: „Wohlan! vernehmet denn, daß ihr noch nicht genug für das Vaterland gethan habt und daß das Vaterland noch nicht genug für euch gethan hat. Ich werde euch in ein Land führen, wo ihr durch eure künftigen Thaten diejenigen, welche jetzt eure Bewunderer in Erstaunen setzen, überbieten und dem Vaterlande Dienste leisten werdet, wie es das Recht hat sie von einer Armee unbezwinglicher Helden zu erwarten. Ich verspreche jedem Soldaten, daß er nach der Heimkehr von diesem Zuge genug haben werde, um sich sechs Morgen Landes zu kaufen. Ihr werdet neuen Gefahren trotzen, werdet sie mit euren Brüdern, den Seeleuten, theilen. Ihre Waffe hat sich bis jetzt unseren Feinden nicht furchtbar gemacht, ihre Thaten sind den ewigen nicht gleichgekommen, es hat ihnen die Gelegenheit dazu gefehlt: aber der Muth der Soldaten des Meeres ist dem ewigen gleich, ihr Sinn ist auf den Sieg gerichtet, sie werden ihn mit euch erringen. Theilt ihnen jene unbezwingliche Hoffnung mit, die euch überall siegreich gemacht hat; unterstützet ihre Anstrengungen; lebt an Bord mit ihnen in jener Eintracht, welche Menschen, die lediglich und rein für ein und dasselbe Ziel glühen, auszeichnet: auch sie haben in der schwierigen Kunst des Seewesens sich Ansprüche auf den Dank der Nation erworben. Gewöhnt euch an die Schiffsmanoeuvres, werdet der Schrecken eurer Feinde zu Wasser wie zu Lande, und thut es hierin den römischen Soldaten gleich, welche es verstanden, Karthago auf dem Schlachtfelde, die Karthager auf ihren Flotten zu schlagen.“ Der Ruf: „Es lebe die Republik!“ war die Antwort der Armee.

Josephine hatte ihren Gemahl an Bord begleitet. Bonaparte liebte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Ihr Abschied war rührend im höchsten Grade. Sie hatten in der That zu befürchten, die Trennung möchte eine ewige sein, wenn sie an die Gefahren

dachten, denen der General entgegeneilte. Die Flotte ging am 19. Mai unter Segel.

Wie leichtsinnig auch die Directoren von ihrem Standpunkte aus gehandelt haben mögen, indem sie, um einen Mann, dessen Ruhm ihnen lästig und gefährlich war, loszuwerden, eine Armee von erprobter Tapferkeit und unvergleichlichem Feuer in ein so fernes Land schickten, die Hälfte aller Kriegsschiffe Frankreichs auf das Spiel und dessen größten Feldherrn in die Gefahr setzten, den Engländern in die Hände zu fallen: so würde doch die Eroberung von Aegypten, wenn sie auf die Dauer hätte behauptet werden können, die Gestalt der Welt umgewandelt und dieses alte und berühmte Land längst zum Wohnsitz moderner Cultur und eines außerordentlich blühenden Handels gemacht haben. Die Lage zwischen zwei Meeren und drei Welttheilen ist wie geschaffen, Aegypten zur Königin des Orientes zu erheben; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn die Feindschaft und der Meid der Engländer nicht verhindert hätte, Truppen, Kriegs- und Colonisationsbedürfnisse hinzusenden, wenn vor Allem in Europa die Dinge nicht eine so bedrohliche Wendung für Frankreich genommen hätten, daß Napoleon zurückkehren zu müssen glaubte, dieses schöne Land der Mittelpunkt eines großen europäischen Reiches geworden wäre, dessen Grenze sich vom Bosphorus bis an den indischen Ocean erstreckt hätte.

---

## Siebentes Capitel.

### Eroberung von Aegypten.

Aus dem Hafen von Toulon nahm die Flotte die Richtung gegen Malta. Als man eines Abends auf dem Meer von Sicilien fuhr, glaubte der Secretair des Oberbefehlshabers bei einem schönen Sonnenuntergange die Gipfel der Alpen in der Ferne zu gewahren. Er theilte seine Entdeckung Bonaparte mit, der jedoch nur durch eine Geberde des Unglaubens antwortete. Der Admiral Brueys sah jedoch durch sein

Glas und erklärte, daß Bourienne sehr richtig gesehen habe. Da rief Bonaparte: „Die Alpen!“ und setzte nach einem Momente tiefen Sinns hinzu: „Nein, ich vermag nicht ohne Nührung Italien zu betrachten! Dort liegt der Orient, dahin segele ich. Eine gefährliche Unternehmung ruft mich hin. Diese Gebirge beherrschen die Ebenen, wo ich so oft das Glück gehabt habe, die Franzosen zum Siege zu führen. Mit ihnen werden wir wieder siegen.“

Während der Ueberfahrt gefiel er sich sehr darin, sich mit den ihn begleitenden Gelehrten und Generalen zu unterreden, wobei er mit jedem über den Gegenstand seiner Studien sprach. Mit Monge und Berthollet unterhielt er sich oft über mathematische Wissenschaften, wohl auch über Metaphysik und Politik. Der General Caffarelli du Falga, den er besonders schätzte und liebte, gewährte ihm durch die Lebendigkeit seines Geistes und die Annuth seines Gespräches gleichfalls jeden Tag angenehme Zerstreuung. Nach dem Mittagessen liebte er es, schwierige Fragen über die ernstesten Gegenstände aufzuwerfen und sie den Sprechern zuzuthemen, die er bezeichnete, theils um sie aus der Discussion beurtheilen zu lernen, theils um sich selbst zu unterrichten, und stets gab er demjenigen den Vorzug, der das scheinbar Widersinnige mit dem größten Scharfsinn zu vertheidigen wußte. Diese Wortgefechte hatten daher für ihn nur den Werth einer Verstandesübung, einer intellektuellen Gymnastik. Auch brachte er gern das doppelte Problem des Alters der Welt und ihrer wahrscheinlichen Zerstörung in Anregung. Seine Phantasie und Denkkraft fühlte sich nur bei erhabenen und großartigen Gegenständen wohl und heimisch.

Nach einer ruhigen Fahrt von zwanzig Tagen erschien die französische Flotte am 10. Juni vor Malta, das sich ohne Widerstand besetzen ließ; Caffarelli sagte daher zu Bonaparte nach Besichtigung der Festungswerke: „Wir dürfen uns wahrhaftig glücklich schätzen, mein General, daß es Jemanden in der Stadt gegeben hat, uns die Thore zu öffnen.“ Napoleon hat indessen auf St. Helena geleugnet, daß er diese wichtige Eroberung besonderen Einverständnissen verdankt habe. „In Mantua,“ sagte er, „habe ich Malta eingenommen; die edelmüthige Behandlung Wurmser's hat mir die Unterwerfung des Großmeisters und der Ritter ver-

schafft.“ Bourienne behauptet im Gegentheile, die Mitter wären verkauft und verrathen worden. Wie dem immer sei, Bonaparte verweilte nur wenige Tage auf Malta. Die Flotte segelte nach Candia, das man am 25. Juni zu Gesichte bekam, und dieser Umweg täuschte Nelson und hinderte ihn, die französische Expedition vor Alexandrien zu empfangen, worauf er gerechnet hatte. Das war ein großes Glück für die französische Armee, denn Brueys erklärte, daß der englische Admiral auch nur mit zehn Schiffen alle Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich habe. „Der Himmel gebe,“ sagte er oft mit beklommenem Herzen, „daß wir hinkommen, ohne den Engländern zu begegnen!“

Bevor man die afrikanische Küste berührte, redete Bonaparte noch einmal zu den Soldaten, um ihren Enthusiasmus durch die Aussicht auf eine baldige und große Eroberung aufzufrischen und sie vor den Gefahren der Entmuthigung und Zuchtlosigkeit zu schützen. Folgendes ist die berühmte Proclamation, welche er damals an sie erließ:

Bonaparte, Mitglied des Nationalinstituts,  
Obergeneral.

Am Bord des Orient, den 4. Messidor des Jahres VI.

„Soldaten! Ihr steht im Begriff, eine Eroberung zu unternehmen, deren Wirkungen auf die Civilisation und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr werdet dadurch England den härtesten und empfindlichsten Stoß beibringen, bis ihr demselben den Todesstreich geben könnet. Wir werden ermüdende Marsche machen, werden Schlachten liefern, alle unsere Unternehmungen aber werden gelingen, denn die Beschlüsse des Schicksals sind für uns. Die Mamelukenbey's, welche ausschließlich den englischen Handel begünstigen, unseren Kaufleuten so großen Schaden zugefügt haben und die unglücklichen Bewohner des Nillandes tyrannisiren, werden wenige Tage nach unserer Ankunft nicht mehr sein. Die Völker, unter denen wir leben werden, sind Mahomedaner; ihr erster Glaubensartikel lautet: „Es gibt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet!“ Widersprecht ihnen nicht, handelt gegen sie, wie wir gegen die Juden, gegen die Italiener gehandelt haben;



achtet ihre Mufti's, ihre Imams, wie ihr die Rabbiner und Bischöfe geachtet habt; übt in Betreff der Ceremonien, die der Koran für die Moscheen vorschreibt, dieselbe Duldung aus, die ihr gegen die Klöster und Synagogen, die Religionen Moses und Christi, geübt habt. Die römischen Legionen beschützten alle Religionen. Ihr werdet hier Gebräuche finden, die sich von den französischen unterscheiden, ihr müßt euch an sie gewöhnen. Die Völker, zu denen wir kommen, behandeln die Frauen anders als wir: in allen Ländern aber ist derjenige, der Nothzucht verübt, ein Scheusal. Das Blündern bereichert nur eine geringe Anzahl Menschen, es entehrt uns, vernichtet unsere Hülfquellen und verwandelt uns in Feinde derjenigen Völker, die zu Freunden zu haben unser Interesse erheischt. Die erste Stadt, welche wir treffen werden, ist von Alexander erbaut worden; auf jedem Schritte werden wir auf große Erinnerungen stoßen, würdig, Franzosen zum Wettstreit anzuspornen.“

Außer dieser Proclamation erließ Bonaparte einen Tagesbefehl, der die Todesstrafe jedem Individuum der Armee androhte, das sich Blünderung, Nothzucht, Erhebung von Contributionen oder Expressionen irgend einer Art erlauben würde. Er machte die Corps für die Ausschweifungen derjenigen ihrer Mitglieder verantwortlich, welche durch die militairische Kameradschaft der Anwendung dieser furchtbaren Strafe entzogen werden möchten. Auch die Befehlshaber wurden einer Verantwortlichkeit unterworfen, welche ihre Wachsamkeit und Strenge steigern mußte.

Die Flotte langte am ersten Juli vor Alexandrien an. Nelson war zwei Tage zuvor da gewesen und hatte, überrascht daß er die französische Expedition nicht vorfand, vermuthet, sie habe die Küsten von Syrien erreicht, um zu Alexandrette sich auszuschießen. Bonaparte besorgte sein baldiges Wiedererscheinen und beschloß, die Ausschiffung seiner Armee unverzüglich zu bewerkstelligen. Der Admiral Bruëys hatte Bedenklichkeiten und widersetzte sich aus allen Kräften. Bonaparte aber machte sein Recht des obersten Befehls geltend. „Admiral,“ sagte er zu Bruëys, der einen Aufschub von zwölf Stunden verlangte, „wir haben keine Zeit zu verlieren; das Glück hat mir nur drei Tage zugemessen, wenn ich sie nicht benutze, sind wir verloren.“

Der Admiral mußte nachgeben und das war ein Glück für die Expedition, denn da Nelson sie nicht, wo er sie suchte, fand, kehrte er nach Alexandrien zurück. Es war aber zu spät; die Festigkeit und Thätigkeit Bonaparte's hatten die französische Armee gerettet, sie befand sich bereits am Lande. Die Ausschiffung fand in der Nacht vom ersten zum zweiten Juli, um ein Uhr nach Mitternacht zu Marabut, drei Stunden von Alexandrien, statt. Man marschirte sogleich gegen diese Stadt und erstieg die Wälle. Kleber, der den Angriff befehligte, wurde am Kopfe verwundet. Diese Eroberung kostete übrigens wenig Anstrengung und war von keinen Ausschweifungen begleitet: es wurde weder geplündert noch gemordet.

Bonaparte erließ, so wie er den Fuß an das Land gesetzt hatte, folgendes Schreiben an den Pascha von Aegypten: „Das vollziehende Directorium der französischen Republik hat sich mehrmals an die hohe Pforte gewendet und Bücktigung der Beys von Aegypten verlangt, welche den französischen Kaufleuten so großen Schaden zugefügt haben. Die hohe Pforte hat aber erklärt, daß die Beys eigensinnige und habfüchtige Leute wären, welche den Grundsätzen der Gerechtigkeit kein Gehör schenken; daß sie die Beleidigungen, welche die Beys ihren guten und alten Freunden, den Franzosen, zugefügt, nicht nur nicht gut heiße, sondern jenen sogar ihren Schutz entziehe. Die Republik hat sich entschlossen, eine mächtige Armee herzuschicken, um den Räubereien der Beys von Aegypten ein Ende zu machen, wie sie es in diesem Jahrhundert schon mehrmals gegen die Beys von Tunis und Algier zu thun genöthigt gewesen ist. Du, der du der Herr der Beys sein solltest, aber von ihnen in Cairo ohne Macht und Gewalt festgehalten wirst, mußst meine Ankunft mit Freuden sehen. Du weißt gewiß schon, daß ich nicht komme, um irgend etwas gegen den Koran oder den Sultan zu unternehmen; du weißt, daß das französische Volk der alleinige und einzige Bundesgenosse ist, den der Sultan in Europa hat. Komm mir daher entgegen und verfluche mit mir das gottlose Geschlecht der Beys!“

Bei seinem Einzuge in Alexandrien erließ er unverzüglich folgende Proclamation an die Einwohner:

Bonaparte, Mitglied des Nationalinstituts,  
Obergeneral der französischen Armee.

„Seit nur zu langer Zeit beleidigen die Beys, welche Aegypten beherrschen, die französische Nation und fügen ihren Kaufleuten großen Schaden zu. Die Stunde der Züchtigung ist gekommen. Seit langer Zeit tyrannisiren diese Haufen im Caucasus oder in Georgien aufgekaufter Sklaven das schönste Land der Erde: aber Gott, in dessen Händen alle Dinge ruhen, hat beschlossen, daß ihr Reich zu Ende gehe. Bewohner von Aegypten, man wird euch sagen, ich käme, um eure Religion zu vernichten! Glaubt es nicht, sondern antwortet, daß ich komme, um euch eure Rechte wiederzugeben und die Gewalttherrscher zu bestrafen; daß ich Gott, seinen Propheten und den Koran mehr ehre, als es die Mameluken thun. Antwortet, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, daß nur Weisheit, Talente und Tugenden einen Unterschied zwischen ihnen machen. Durch welche Weisheit, welche Talente, welche Tugenden zeichnen sich denn nun die Mameluken aus, daß sie ausschließlich Alles besitzen, was das Leben schön und angenehm macht? Wenn Aegypten ihr Erbpacht ist, mögen sie die Urkunde aufzeigen, die sie von Gott darüber empfangen haben. Aber Gott ist gerecht und barmherzig gegen das Volk. Alle Aegypter sollen von nun an gleiches Unrecht zu allen Aemtern haben; die weisesten, unterrichtetesten und tugendhaftesten werden herrschen und das Volk wird glücklich sein. Ihr habt einst große Städte, große Canäle und einen großen Handel besessen; wer hat das Alles zerstört? Der Geiz, die Ungerechtigkeit und die Tyrannei der Mameluken. Sagt es dem Volke, ihr Scheiks, Imams und Kadi's, daß wir die Freunde der echten Muselmänner sind. Haben wir nicht den Papst vernichtet, welcher Krieg gegen die Muselmänner predigte? Haben wir nicht die Malteserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, sie sollten die Muselmänner beständig bekriegen? Sind wir nicht in allen Jahrhunderten die Freunde des Großherrn (dessen Wünsche Gott erfüllen möge!), die Feinde seiner Feinde gewesen? Haben sich nicht im Gegentheile die Mameluken gegen die Obermacht des Großherrn erhoben und mißachteten sie dieselbe nicht fortwährend? Nur

ihren Laimen gehorchen diese Menschen. Dreimal glücklich diejenigen, welche es mit uns halten! Sie werden zunehmen an Reichthum und Ansehen. Glücklich diejenigen, welche neutral bleiben, denn sie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen und sich mit uns zu vereinigen. Aber Wehe, dreifaches Wehe über diejenigen, welche sich für die Mameluken bewaffnen und gegen uns kämpfen! Für sie gibt es keine Hoffnung: sie sind verloren!"

Bonaparte vertraute Kleber den Oberbefehl in Aegypten an, verließ diese Stadt am 7. Juli und brach nach Damanshur auf durch die Wüste, wo Hunger, Durst und eine erstickende Hitze der Armee unerhörte Leiden bereiteten, denen viele Soldaten erlagen. Zu Damanshur fand man einige Erfrischungen, und Bonaparte schlug hier sein Hauptquartier bei dem Scheik auf, der sich arm stellte, um den Expreffungen zu entgehen, die ihm der Anschein des Reichthums zugezogen haben möchte. Er setzte von da seinen Marsch nach Cairo fort und hatte binnen vier Tagen die Mameluken bei Ramanieh geschlagen und die Flottille und die Reiterei der Beys bei Schebreis vernichtet. In dem letzteren Gefechte hatte er seine Infanterie in Vierecke gestellt, an denen alle Angriffe der feindlichen Reiterei trotz ihrer Berwegenheit und ihres Ungestüms sich brachen. Im Beginn dieses Gefechtes, als der von einer überlegenen Macht angegriffene Divisionschef Berée seine gefährliche Lage in einen glänzenden Sieg umwandelte, nahmen die Gelehrten Monge und Berthollet persönlich am Kampfe Theil.

Diese mehrfachen über die Araber errungenen Vortheile waren nur das Vorspiel zu einem noch viel vollständigeren Triumphe, welcher der französischen Armee die Thore von Cairo öffnete. Gegen Ende des Juli stand sie dem Murad Bey am Fuße der Pyramiden gegenüber. Hier war es, wo Bonaparte, begeistert durch den Anblick dieser uralten Riesendenkmäler, im Augenblick, als er die Schlacht liefern wollte, ausrief: „Soldaten, ihr greift nun die Tyrannen von Aegypten an, bedenket, daß von den Gipfeln dieser Denkmäler vierzig Jahrhunderte auf euch herniederschauen!“ Diese riesenhaften und geheimnißvollen Zeugen wurden nicht umsonst angerufen: die französische Armee antwortete der beredten Aufforderung ihres Anführers durch einen vollständigen Sieg.

Folgendes ist die von dem Sieger selbst herrührende Schilderung der blutigen und schrecklichen Schlacht.

„Schlacht bei den Pyramiden.

„Am 3. stießen wir bei Tagesanbruch auf die feindlichen Vortruppen, die wir von Dorf zu Dorf zurücktrieben. Um zwei Uhr des Nachmittags befanden wir uns den Verschanzungen der feindlichen Armee gegenüber. Ich befahl den Divisionsgeneralen Desaix und Neynier, auf dem rechten Flügel zwischen Gizeh und Embabeh so Stellung zu nehmen, daß dem Feinde die Communication mit Oberägypten, seiner natürlichen Rückzugslinie, abgeschnitten würde. Die Armee war aufgestellt wie in der Schlacht von Schebrois. So wie Murad Bey die Bewegung des Generals Desaix gewahrte, beschloß er, ihn anzugreifen, und entsandte einen seiner tapfersten Beys mit einer auserlesenen Schaar, die mit der Schnelligkeit des Bliges gegen die beiden Divisionen heranstürmte. Man ließ sie bis auf fünfzig Schritte herannahen und empfing sie dann mit einem Hagel von Kugeln und Kartätschen, die eine große Menge auf dem Schlachtfelde niederstreckten. Die Feinde warfen sich nun in den Raum zwischen den beiden Divisionen und ein Doppelfeuer vervollständigte ihre Niederlage. Ich benutzte den Augenblick, indem ich der Division des Generals Bon, die am Nil stand, befahl, zum Angriff der Verschanzungen vorzurücken, und dem General Bial, der die Division des Generals Menou commandirte, auftrug, sich zwischen das Corps, welches ihn angegriffen hatte, und die Verschanzungen so zu stellen, daß der dreifache Zweck erreicht würde, dieses Corps zu hindern, dahin zurückzukehren, den Rückzug demjenigen, das sie besetzt hielt, abzuschneiden, endlich sie, falls es nöthig sein sollte, von der linken Seite anzugreifen. So wie die Generale Bial und Bon auf die gehörige Weite vorgerückt waren, befahlen sie der ersten und dritten Division jedes Bataillons, Angriffscolumnen zu formiren, während die zweite und vierte ihre Stellung beibehielten, stets ein Bataillonsviereck bildend, das nur drei Mann tief war und vorrückte, um die Angriffscolumnen zu unterstützen. Die von dem tapfern General Rampon befehligten Angriffscolumnen des Generals Bon stürzten sich schon mit ihrem gewöhn-

lichen Ungestüm, trotz des Feuers einer ziemlich bedeutenden Artillerie, auf die Verschanzungen, als die Mameluken zum Angriffe heransprengten. Unsere Colonnen hatten Zeit, Halt und Front nach allen Seiten zu machen und jene mit dem Bajonnett und einem Kugelregen zu empfangen. Sogleich war das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt. Schnell erstürmten nun unsere Truppen die Verschanzungen. Die fliehenden Mameluken stürzten sich in Masse auf ihren linken Flügel, aber ein Carabiniersbataillon, unter dessen Feuer sie auf fünf Schritte vorüber mußten, richtete eine fürchterliche Verheerung unter ihnen an. Viele sprengten in den Nil und ertranken.

„Mehr als vierhundert beladene Kameele und fünfzig Geschütze sind in unsere Hände gefallen. Ich schätze den Verlust der Mameluken auf zweitausend Mann auserwählter Cavalerie. Von den Beys sind sehr viele getödtet oder verwundet worden. Murad Bey hat eine Wunde in der Wange erhalten. Unser Verlust beträgt zwanzig bis dreißig Todte und hundertundzwanzig Verwundete. Noch in der Nacht wurde die Stadt Cairo von den Feinden geräumt. Alle ihre Kanonierschaluppen, Corvetten, Briggs, ja sogar eine Fregatte ist verbrannt worden, und unsere Truppen sind in Cairo eingezogen. Während der Nacht hat der Pöbel die Häuser der Beys verbrannt und verschiedene Excesse begangen. Cairo, eine Stadt von mehr als dreihunderttausend Einwohnern, hat den schlechtesten Pöbel der ganzen Welt.

„Nach der großen Anzahl von Gefechten und Schlachten, welche die Truppen, die ich befehlige, gegen überlegene Streitkräfte geliefert haben, würde ich es mir nicht beikommen lassen, ihre Haltung und Kaltblütigkeit zu loben, wenn nicht in der That diese ganz neue Art der Kriegsführung ihnen eine Geduld, die im Widerspruche mit dem französischen Ungestüm steht, auferlegt hätte. Wenn sie sich von ihrem Feuer hätten hinreißen lassen, so würden sie den Sieg nicht errungen haben, der ihnen nur durch große Selbstbeherrschung und Geduld zu Theil werden konnte. Die Cavalerie der Mameluken hat große Bravour bewiesen. Sie vertheidigten ihre Habe, und es gab keinen unter ihnen, bei dem unsere Soldaten nicht drei-, vier- bis fünfhundert Louisd'or gefunden hätten. Der ganze Luxus dieser Menschen besteht in ihren Pfer-

den und Waffen. Ihre Häuser sind erbärmlich. Es dürfte schwer halten, ein fruchtbareres Land und zugleich eine elendere, unwissendere und verdummtere Bevölkerung zu finden. Sie zieht einen Knopf unserer Soldaten einem Sechsfrankenthaler vor; in den Dörfern kennt man nicht einmal Scheeren. Ihre Häuser sind aus Lehm gebaut. Man findet darin nichts als eine Strohmatten und einige irdene Töpfe. Diese Leute essen und verzehren im Allgemeinen äußerst wenig. Sie kennen den Gebrauch der Wassermühlen nicht, so daß wir auf unermesslichen Haufen Getreide lagerten, ohne Mehl haben zu können. Wir nährten uns nur von Fleisch und Hülsenfrüchten. Das wenige Mehl, das sie bereiten, wird zwischen Steinen zermahlt, und nur in einigen großen Ortschaften gibt es Ochsenmühlen.

„Wir sind beständig von Araberhaufen belästigt worden; diese Leute sind die größten Räuber und ruchlosesten Elenden auf Erden; sie morden Türken wie Franzosen, kurz Alles, was in ihre Hände fällt. Der Brigadegeneral Mireur und andere Adjutanten und Offiziere des Generalstabes sind von diesen Räubern, die hinter den Dämmen und in den Gräben auf ihren vortrefflichen kleinen Pferden im Hinterhalte lauern, ermordet worden: wehe dem, der sich auf hundert Schritte von den Colonnen entfernt! Der General Mireur wollte trotz der Gegenstellungen der Feldwache, und wie durch ein Verhängniß, das ich oft bei Denjenigen bemerkt habe, die ihrer letzten Stunde nahe gekommen sind, angetrieben, einen Hügel auf zweihundert Schritte vom Lager besteigen: drei Beduinen waren hinter demselben verborgen und ermordeten ihn. Die Republik hat einen wirklichen Verlust erlitten: er war einer der tapfersten Generale, die ich kennen gelernt habe.

„Die Republik kann keine bequemere und fruchtbarere Colonie besitzen als Aegypten. Das Klima ist sehr gesund, weil die Nächte kühl sind. Trotz eines vierzehntägigen Marsches voll Beschwerden aller Art, trotz der Entbehrungen des Weines und alles dessen, was die Anstrengungen erleichtert, haben wir keine Kranken. Eine Art Wassermelonen, die es hier im Ueberflusse gibt, ist den Soldaten sehr dienlich gewesen.

„Die Artillerie hat sich besonders ausgezeichnet. Ich ersuche um

den Grad eines Divisionsgenerals für den Brigadegeneral Dommartin. Ich habe den Brigadeführer Destaing, der die vierte Halbbrigade befehligt, zum Brigadegeneral befördert; der General Zayonczek hat sich in mehreren wichtigen Sendungen, die ich ihm auftrug, sehr gut benommen. Der Obercommissär Suey hat sich auf unserer Nilflottille eingeschifft, um uns zu dem Zwecke, Lebensmittel aus dem Delta herbeizufördern, näher zu sein. Da er bemerkte, daß ich meinen Marsch beschleunigte, und wünschte, während der Schlacht mir zur Seite zu sein, bestieg er eine Kanonierschaluppe und trennte sich trotz aller Gefahren, die ihn bedrohten, von der Flottille. Die Schaluppe stieß auf; er wurde von einer großen Anzahl Feinde angefallen, bewies aber den größten Muth, und es gelang ihm, obschon schwer verwundet, durch sein Beispiel den der Mannschaft wieder zu beleben und die Schaluppe aus der schlimmen Lage, in die sie gekommen war, zu ziehen.

„Wir befinden uns seit unserer Abfahrt ohne alle Nachrichten aus Frankreich. Ich bitte, der Gattin des Oberwundarztes der Armee, Larrey, ein Geschenk von zwölfhundert Franken auszusenden. Er hat uns durch seine Thätigkeit und seinen Eifer mitten in der Wüste die größten Dienste geleistet. Er ist ein Arzt, der vor allen anderen geschaffen ist, an der Spitze des Feldlazarethes einer Armee zu stehen.“

Am folgenden Tage, den 4. Thermidor (22. Juli), näherte sich Bonaparte Cairo und erließ folgende Proclamation: „Bewohner von Cairo! Ich bin mit eurem Betragen zufrieden; ihr habt sehr wohl gethan, gegen mich nicht Partei zu ergreifen. Ich bin gekommen, um das Geschlecht der Mameluken zu vertilgen und sowohl den Handel als die Eingebornen des Landes zu beschützen. Mögen Diejenigen, welche Furcht empfinden, sich beruhigen; mögen Diejenigen, welche sich entfernt haben, in ihre Häuser zurückkehren; möge das Gebet heute wie gewöhnlich stattfinden und so immer, denn das ist mein Wille. Besorget nichts für eure Familien, eure Häuser, eure Habe, und vor Allem nichts für die Religion des Propheten, die ich verehere. Da es unerläßlich ist, Männer mit der Handhabung der Polizei zu beauftragen, damit die Ruhe nicht gestört werde, so wird sich ein aus sieben Personen bestehender Divan in der Moschee Ber versammeln; zwei werden stets bei dem



Blatzcommandanten sein und vier sich mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung beschäftigen.“

Am 24. Juli zog Bonaparte in der Hauptstadt Aegyptens ein. Am 25. schrieb er an seinen Bruder Joseph, Mitglied des Rathes der Fünfhundert: „Du wirst in den öffentlichen Blättern die Nachrichten über die Schlachten und die Eroberung von Aegypten lesen, welche hart genug bestritten worden ist, um dem militairischen Ruhm der Armee noch ein Blatt hinzuzufügen. Aegypten ist das an Getreide, Reis, Hülsenfrüchten und Fleisch reichste Land, das es auf Erden gibt. Die Barbarei ist aber auf ihrem Gipfel. Es gibt hier kein Geld, selbst nicht um die Truppen zu besolden. Ich kann in zwei Monaten wieder in Frankreich sein. Besorge mir einen Landsitz, entweder bei Paris oder in Burgund. Ich rechne darauf, da den Winter zuzubringen.“ Dieses Schreiben beweist, daß Napoleon seine Eroberung für hinreichend gesichert hielt, um sie der Klugheit und Geschicklichkeit seiner Unterbefehlshaber ohne Gefahr anvertrauen zu können.

---

## Achtes Capitel.

Seeschlacht von Abukir. Anstalten und Einrichtungen Bonaparte's in Aegypten. Syrischer Feldzug. Rückkehr nach Aegypten. Landschlacht von Abukir. Abreise nach Frankreich.

Bei Abukir war inzwischen Nelson auf die französische Flotte gestoßen und hatte sie nach einem Verzweigungskampfe vernichtet. Sobald die Nachricht von dieser Katastrophe in der Armee sich verbreitete, erreichten Unzufriedenheit und Bestürzung den höchsten Grad. Soldaten und Generale bekamen heftigere Anfälle von Heimweh als je und machten dem Gefühl ihrer Enttäuschung durch Murren Luft. Napoleon, der mit einem Blick die ganze Unermesslichkeit dieses Unglücks übersah, schien Anfangs niedergedrückt, und als man ihm sagte, das Directorium werde eilen, es gut zu machen, unterbrach er den Redner

mit den Worten: „Gehen Sie mit dem Directorium! es ist ein Bündel Schelme. Es beneidet und haßt mich und wird mich hier zu Grunde gehen lassen. Und sehen Sie nicht,“ auf seinen Generalstab deutend, „diese Gesichter hier? Jeder wetteifert, zuerst fortzukommen.“ Niedergeschlagenheit konnte aber in seiner großen Seele nicht um sich greifen; er faßte sich schnell, um im Tone heldenmüthiger Ergebung auszurufen: „Wohlan, wir werden hier bleiben oder groß wie die Alten von hier scheiden!!“

Von diesem Augenblicke an beschäftigte Bonaparte sich mit unermüdblichem Eifer und einer Thätigkeit ohne Gleichen mit der Civilorganisation von Aegypten. Mehr als je fühlte er die Nothwendigkeit, sich die Eingeborenen geneigt zu machen und dauerhafte Einrichtungen im Lande zu gründen. Eine seiner ersten und vornehmsten Schöpfungen war die eines wissenschaftlichen Instituts nach dem Muster des von Paris. Er theilte es in vier Classen: Mathematik, Physik, Nationalökonomie, schöne Literatur und Künste. Monge wurde zum Präsidenten ernannt, und Bonaparte ehrte sich selbst, indem er nur den Vicepräsidenten-Titel annahm. Die Einsetzung dieser gelehrten Körperschaft geschah mit Feierlichkeit.

Bonaparte war bei den Muselmännern bereits populär geworden. Sie nannten ihn Sultan Kebab (Vater des Feuers) und luden ihn zu allen ihren Festen ein. So kam es, daß er, aber ohne dabei, wie man geglaubt hat, die Hauptrolle zu spielen, dem Feste der Ueberschwemmung des Nil und der Geburtsfeier Mahomed's bewohnte. Die Rücksicht, welche er bei jeder Gelegenheit für die Religion des Propheten an den Tag legte, trug nicht wenig dazu bei, seinem Namen und seiner Macht bei den Aegyptern Achtung zu verschaffen. Man hat in diesem Benehmen Sympathie für den Islam erblicken wollen, während es doch nur geschickte Politik war \*).

Der Jahrestag der Stiftung der Republik wurde zu Cairo am

---

\*) Bourienne, ein Augenzeuge, straft Alles Lügen, was Walter Scott und Andere über eine förmliche Theilnahme Bonaparte's an den religiösen Ceremonien der Mahomedaner aufgetischt haben. Er bekräftigt, daß derselbe dabei nur als einfacher Zuschauer und stets in europäischem Costüm erschienen sei.

1. Bendemiaire des Jahres VII gefeiert. „Soldaten!“ sprach Bonaparte zu seinen Waffengefährten, „vor sieben Jahren war die Unabhängigkeit des Volkes bedroht; ihr nahmt Toulon ein und das war das Vorzeichen des Verderbens eurer Feinde. Ein Jahr nachher schlugt ihr die Oesterreicher bei Dego, und nach wieder einem Jahre standet ihr auf den Gipfeln der Alpen. Vor zwei Jahren kämpftet ihr gegen Mantua, und wir gewannen die berühmte Schlacht von San Giorgio. Im verfloffenen Jahre standet ihr auf der Rückkehr aus Deutschland an den Quellen der Drau und des Isonzo. Wer hätte damals gedacht, daß ihr heute am Gestade des Nil, im Mittelpunkte des alten Continents stehen würdet! Vom Engländer, so berühmt durch die Künste und den Handel, bis zu dem abscheulichen und grimmigen Beduinen zieht ihr die Blicke der Welt auf euch. Soldaten! eure Bestimmung ist schön, denn ihr seid dessen, was ihr vollbracht habt, und der Meinung, die man von euch hegt, würdig. Ihr werdet mit Ehren sterben, wie die Tapfern, deren Namen auf die Pyramide eingegraben sind \*), oder mit Lorbeern bekränzt, von allen Völkern bewundert in euer Vaterland zurückkehren. Seit den fünf Monaten, die wir fern von Europa sind, waren wir der beständige Gegenstand der Sorge unserer Vaterlandsgeossen. Heute feiern vierzig Millionen Bürger die Epoche der repräsentativen Regierung, denken vierzig Millionen Bürger an euch und sprechen: Ihren Anstrengungen, ihrem Blute verdanken wir den allgemeinen Frieden, die Ruhe, das Gedeihen des Handels und die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit!“

Die Scheiks stimmten aus Dank für die Theilnahme, welche Bonaparte an ihren Festen genommen \*\*), wenigstens dem Anschein nach in

---

\*) Er hatte auf die Pompejusssäule die Namen der ersten vierzig Soldaten, welche in Aegypten fielen, eingraben lassen.

\*\*) Es war bei dem Scheik El Bekri, wo Napoleon der Geburtsfeier Mahomed's beivohnte. Er sah da zwei junge Mameluken, Ibrahim und Rustan, hat den Scheik um sie, und dieser trat sie ihm auch ab. Er trug übrigens weder einen Turban noch irgend ein anderes Zeichen des Mahomedanismus. Er hatte sich allerdings einen türkischen Anzug machen lassen, aber nur um sich mit seinen Vertrauten zu belustigen. Da man ihm offen sagte, daß die Tracht weder zu seinem Gesichte noch zu seiner Haltung passe, zog er sie kein zweites Mal an.

den Jubel der französischen Arme ein; sie ließen die große Moschee von Freudentönen widerhallen und beteten zu Allah, er möge den Liebling des Sieges segnen \*) und das Heer der tapfern Abendländer gedeihen lassen. Mitten unter diesen Freundschaftsbezeugungen stifteten aber die mit England verbündeten Mamelukenfürsten Ibrahim Bey und Murad Bey eine Empörung an, die in der Hauptstadt Aegyptens selbst ausbrach. Bonaparte befand sich eben in Altcairo und kehrte, so wie er von dem, was vorging, Kenntniß erhielt, eilig in sein Hauptquartier zurück. Die Franzosen leerten die Straßen von Cairo und zwangen die Empörer, sich in die große Moschee zu flüchten, wo sie von der Artillerie niedergeschmettert wurden. Sie hatten sich geweigert zu capituliren: der Kanonendonner machte aber auf ihre abergläubische Phantasie einen solchen Eindruck, daß sie um Gnade baten. Napoleon wies ihre zu spät gemachten Vorschläge zurück. „Die Stunde des Erbarmens ist vorüber,“ antwortete er, „ihr habt angefangen; an mir ist es zu enden.“ Die Thore wurden gesprengt und das Blut der Türken floß in Strömen. Bonaparte hatte außer dem Tode Anderer auch den des Platzcommandanten Generals Dupuis und des tapfern Sulkowsky, den er eben so sehr liebte als achtete, zu rächen.

Der englische Einfluß vermochte den Divan von Constantinopel zu feindseligen Handlungen gegen Frankreich. Ein von Schmähungen und Verwünschungen strotzendes Manifest des Großherrn weihte die Fahnen der Republik der Schande und ihre Soldaten der Vertilgung. Bonaparte antwortete darauf durch eine Proclamation, die mit folgenden

---

\*) Napoleon hat in Aegypten wie in Europa unvergängliche Spuren seiner Anwesenheit hinterlassen: sein Name wird eben so sehr von den Barbaren, als von den andern Völkern, die er seinen Waffen unterwarf, verehrt. Der berühmte Orientalist Champollion der Jüngere, den der Tod nur zu früh der Wissenschaft und seinen Freunden entriß, erzählte uns, daß er auf seiner Reise nach den Ruinen von Aegypten von einem Bey in der Thebais bewirthet wurde und die Gesundheit des Vizekönigs ausbringen zu müssen glaubte, vollkommen überzeugt, daß sein Wirth diese officielle Höflichkeit durch einen Toast auf den König von Frankreich, damals Karl X., erwidern würde. Der Bey setzte aber die diplomatische Schicklichkeit bei Seite und sagte, indem er sich einem Gefühl von Bewunderung überließ, das unser berühmter Freund jedenfalls theilte, mit begeistertem Tone: „Ich werde eine Gesundheit ausbringen, die Du gewiß nicht unbeantwortet lassen wirst: Auf den großen Bonaparte!“

Worten schloß: „Der frömmste der Propheten hat verkündet: Der Aufruhr ist entschlafen, Fluch dem, der ihn wieder weckt!“

Bald nachher begab er sich nach Suez, um die Spuren des alten Canals, der einst den Nil mit dem rothen Meere verband, zu besichtigen. Monge und Berthollet begleiteten ihn. Indem er die Quellen des Moses zu sehen wünschte, wäre er bald ein Opfer seiner Neugierde geworden, weil er sich bei Nacht und steigender Fluth verirrte. Er selbst hat gesagt: „Ich lief Gefahr, wie Pharaon unzukommen, was nicht verfehlt hätte, allen Predigern der Christenheit einen herrlichen Text gegen mich zu liefern.“ Da die Mönche vom Berge Sinai seine Anwesenheit in der Nähe erfahren hatten, schickten sie eine Deputation an ihn mit der Bitte, er möge sich neben Ali, Saladin und anderen großen Männern in ihr Klosterbuch einschreiben. Napoleon verweigerte eine Gunst nicht, die seiner eigenen Leidenschaft für den Ruhm schmeichelte.

Inzwischen hatte sich Djezzar Pascha der Feste El Arisch in Syrien bemächtigt. Napoleon, der seit einiger Zeit einen Feldzug in dieser Provinz im Sinne hatte, beschloß, seine Absicht unverzüglich in das Werk zu setzen. Die Nachricht von dem Erfolge Djezzar's hatte ihn zu Suez getroffen; er eilte sogleich nach Cairo zurück, um die Truppen, die er zu seinem Zuge bedurfte, zu holen, und nachdem er durch die nächtliche Hinrichtung der Häupter des letzten Aufstandes die Ruhe und Unterwerfung der Hauptstadt gesichert hatte, verließ er Aegypten und betrat Asien. Er durchzog die Wüste, größtentheils auf einem Dromedar reitend, weil es der Hitze und den Beschwerden besser widerstand als seine Pferde. Als sich einmal die Avantgarde verirrte, fand er sie eben in dem Augenblicke auf, wo sie sich der Verzweiflung überließ und nahe daran war, der Ermattung und dem Durste zu erliegen. Bonaparte tröstete die unglücklichen Soldaten mit der Nähe von Wasser und Lebensmitteln, rief ihnen aber zugleich zu: „Und wenn sie noch länger ausgeblieben wären, würde dies eine Ursache gewesen sein, zu murren und den Muth zu verlieren? Nein, Soldaten, lernt mit Ehre sterben!“ Indes stiegen die physischen Leiden und Entbehrungen zuweilen bis zu einem solchen Grade, daß die Unterordnung und Manns-

zucht schwer darunter litt. Es geschah, daß der französische Soldat auf dem glühenden Sande von Arabien seinen Offizieren mit Mühe und Noth einige Tropfen schlanmniges Wasser oder den Schatten einer alten Mauer ließ, wie er ihnen nachher auf den russischen Eisfeldern die Ecke eines schlechten Heerdes oder Pferdefleischschnitte streitig machte. Als der Obergeneral eines Tags bei der brennenden Sonnenhitze dem Ersticken sich nahe fühlte, erhielt er gleichsam als Gnade, sein Haupt in dem Schatten einiger Mauertrümmer ausruhen lassen zu dürfen. „Und damit machte man mir,“ erzählte Napoleon selbst, „ein außerordentliches Zugeständniß.“ Indem er einige Steine mit dem Fuße wegstieß, fand er eine Camee, die den Augustus vorstellte und welcher die Gelehrten einen hohen Werth beilegten. Napoleon schenkte sie Anfangs dem General Andreoffy und nahm sie ihm später wieder, um sie Josephinen zu geben. Dieser schöne Fund wurde in den Ruinen von Belusium gemacht.

Indem Bonaparte die türkische Armee in Syrien aufsuchte, beabsichtigte er, seine indirecten Angriffe gegen die britische Macht noch weiter fortzusetzen. Der Plan eines Zugs durch Persien nach Indien war in seinem Geiste beschlossen, und er hatte an Tippoo-Saib folgendes Schreiben erlassen: „Du wirst meine Ankunft am rothen Meere mit einem unzählbaren und unbezwinglichen Heere, das vor Begierde brennt, dich von dem eisernen Joche der Engländer zu befreien, gehört haben. Ich eile, dir zu wissen zu thun, wie sehr ich wünsche, daß du mir über Mascate oder Meffa Nachrichten über deine politische Lage zukommen lässest. Es wäre mir sehr lieb, wenn du nach Suez oder Cairo einen gewandten Mann, der dein Vertrauen besitzt und mit dem ich mich besprechen könnte, schicken wolltest.“ Dieses Schreiben blieb ohne Antwort. Es war vom 25. Januar 1799 und das Reich Tippoo-Saib's wurde bald nachher gestürzt.

Bonaparte langte vor El Arisch in der Mitte des Februar an. Dieses Fort capitulirte am 16. Februar nach einer vollständigen Niederlage der Mameluken. Sechs Tage später öffnete Gaza die Thore. Als man in Jerusalem's Nähe kam, antwortete Bonaparte auf die Frage, ob er nicht Verlangen trage, durch diese Stadt zu ziehen, lebhaft:

„Durchaus nicht! Jerusalem liegt nicht auf meiner Operationslinie. Ich will nicht mit Bergvölkern in schwierigen Gegenden zu thun haben. Ueberdies würde ich auf der andern Seite von einer zahlreichen Cavalerie angegriffen werden. Ich geize nicht nach dem Schicksal des Crassus.“

Am 6. März wurde Jaffa erstürmt und der Plünderung und dem Gemetzel preisgegeben. Bonaparte schickte seine Adjutanten Beauharnais und Croisier ab, die Wuth der Soldaten zu besänftigen. Sie langten gerade zur rechten Zeit an, um viertausend Arnauten oder Albanesen, welche einen Theil der Besatzung ausmachten und dem Gemetzel entronnen waren, indem sie sich in große Caravanserais geflüchtet hatten, das Leben zu retten. Als der Obergeneral diese Masse von Gefangenen erblickte, rief er mit durchdringendem Tone aus: „Was soll ich mit ihnen anfangen? Habe ich Lebensmittel, sie zu ernähren, habe ich Fahrzeuge, sie nach Aegypten oder Afrika zu schaffen? Was hat man mir da angethan?“ Die Adjutanten entschuldigten sich mit der Gefahr, die sie liefen, wenn sie die Capitulation verweigert hätten, und erinnerten ihn an den Auftrag der Menschlichkeit, den sie erhalten hatten. „Ganz gewiß,“ erwiderte er lebhaft, „für Weiber, Kinder und Greise, aber nicht für bewaffnete Soldaten. Man durfte mir durchaus nicht diese Unglücklichen vorführen. Was soll ich mit ihnen machen?“ Er berathschlugte drei Tage lang über das Schicksal dieser Unglücklichen, in der Hoffnung, das Meer und die Winde würden ihm Fahrzeuge zuführen, um ihn von seinen Gefangenen zu befreien, ohne Ströme Blutes vergießen zu müssen. Aber das Murren der Armee gestattete ihm nicht, eine Maßregel, die ihm den größten Widerwillen einflößte, länger zu verschieben. Der Befehl, die Arnauten oder Albanesen niederzuschießen, wurde am 10. März gegeben.

Das Erschießen wehrloser Gefangenen muß mit Schauder erfüllen. Napoleon vertheidigte diese Handlung auf St. Helena als dem Kriegsrechte völlig angemessen, weil diese Arnauten die Besatzung von El Arisch gebildet hatten, auf ihr Wort, in diesem Feldzuge nicht weiter zu dienen, freigelassen worden waren, sich aber sogleich wieder mit den Türken vereinigt, die Besatzung von Jaffa verstärkt und durch ihren

hartnäckigen Widerstand einer großen Anzahl Franzosen das Leben gekostet hatten. Wären sie abermals freigelassen worden, so würden sie, wie von El Arisch nach Jaffa, so von Jaffa nach Acre gezogen sein, die Besatzung dieses Platzes verstärkt und der ohnedies schwachen französischen Armee neue Verluste zugefügt haben. Die Pflicht gegen die eigenen Soldaten zwang daher, das Leben dieser Gefangenen nicht zu schonen und sie nach dem eisernen Gesetze des Kriegs zu behandeln. Die Nothwendigkeit ist eine Gottheit, welche von der Moral zwar verworfen wird, deren Dasein aber nicht wegzuleugnen ist.

Die Einnahme von Jaffa wurde den Bewohnern der Stadt Cairo durch folgende Verkündigung bekannt gemacht: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, Mildten, Allerheiligsten, des Gebieters der Welt, der mit seinem Eigenthume schaltet, wie er will, und über den Sieg verfügt, folgt die Beschreibung der Gnaden, die der allerhöchste Gott über die französische Republik ausgegossen hat; wir haben Jaffa in Syrien erobert! Djezzar wollte mit den arabischen Räubern nach Aegypten, der Wohnung der Armen, ziehen. Aber die Beschlüsse Gottes lassen die Listen der Menschen zu Schanden werden. Aus barbarischer Gewohnheit und Eingebung des Stolzes und der schlechten Grundsätze, die er von den Mameluken und seinem geringen Verstande empfangen hatte, wollte er Blut wie Wasser fließen lassen: er bedachte nicht, daß Alles von Gott kommt! Am 26. des Ramazan schloß die französische Armee Jaffa ein. Am 27. ließ der Obergeneral Gräben ziehen, weil er sah, daß die Stadt mit Kanonen und einer großen Menschenmenge besetzt sei. Am 29. war der Graben hundert Fuß lang. Der Obergeneral ließ Kanonen, Mörser und Batterien nach der Seite des Meeres schaffen, damit Niemand entriimmen könne. Am Donnerstag, dem letzten Tage des Ramazan, hatte der Obergeneral Mitleid mit den Bewohnern von Jaffa; er ließ den Statthalter auffordern; statt der Antwort wurde aber der Abgesandte gegen alle Gesetze des Kriegs und Mahomed's verhaftet. Als bald brach der Zorn Bonaparte's los, er ließ Kanonen abfeuern und Bomben werfen. In wenigen Augenblicken war die Artillerie von Jaffa unbrauchbar gemacht. Zu Mittag hatte die Mauer eine Bresche, man stürmte, und in weniger



als einer Stunde hatten die Franzosen die Stadt und die Forts eingenommen. Die beiden Armeen singen an zu kämpfen. Die Franzosen blieben Sieger und die Plünderung dauerte die ganze Nacht hindurch. Am Freitag hatte der Obergeneral Mitleid mit den Aegyptern, die sich in Jaffa befanden; er verzieh ihnen, Armen wie Reichen, und ließ sie in ihr Vaterland zurückkehren. Eben so handelte er gegen Diejenigen, die von Damaskus und Aleppo waren. Mehr als viertausend Soldaten Djezzar's wurden im Kampfe durch Kugeln und blanke Waffen getödtet. Die Franzosen haben wenig Leute verloren. Es gibt wenig Verwundete unter ihnen, denn sie sind durch den Brückenweg eingedrungen, ohne gesehen zu werden. O Anbeter Gottes! unterwerfet euch seinen Beschlüssen, widersehet euch seinem Willen nicht, sondern haltet seine Gebote. Wisset, daß die Welt sein Eigenthum ist, und daß er sie gibt, wem er will. Heil und Gottes Barmherzigkeit sei mit euch!"

Die französische Armee hatte nach Syrien den Keim der Pest mitgebracht; diese entwickelte sich bei der Belagerung von Jaffa und nahm jeden Tag an Heftigkeit zu. Bonaparte sagte von dem Generaladjutanten Gresseux, der Niemanden berühren wollte, um nicht angesteckt zu werden: „Wenn er sich vor der Pest fürchtet, wird er daran sterben!“ Seine Prophezeiung ging während der Belagerung von Acre in Erfüllung. Bonaparte langte vor dieser Festung am 16. März an, stieß aber auf einen kräftigeren Widerstand, als er erwartet hatte. Der General Caffarelli wurde tödtlich verwundet; als er in den letzten Zügen lag, ließ er sich Voltaire's Vorrede zum „Geist der Gesetze“ vorlesen, was den Obergeneral, der übrigens von diesem Verluste schmerzlich ergriffen wurde, nicht wenig überraschte.

Aus Oberägypten langten Nachrichten im Hauptquartier an. Desaix meldete unter andern, daß die Oscherme „Italien“ nach einem blutigen Kampfe an dem westlichen Gestade des Nil gescheitert sei. Napoleon, dessen Genie abergläubischen Eingebungen nicht ganz unzugänglich war \*), rief, als er dieses traurige Ereigniß erfuhr, aus: „Italien ist

---

\*) Indessen weigerte er sich doch in Cairo, sich von einem der herumziehenden Propheten, die den Orient durchstreifen, wahr sagen zu lassen.

für Frankreich verloren; es ist darum geschehen, meine Ahnungen täuschen mich niemals.“

Während der Belagerung von St. Jean d'Acre wurde die berühmte Schlacht am Berge Tabor gewonnen, wo Kleber, von zwölftausend Reitern und eben so vielem Fußvolk angegriffen und umringt, mit dreitausend Infanteristen den kräftigsten Widerstand leistete. So wie Bonaparte von der Stärke des Feindes Kunde erhielt, brach er mit einer Division zur Unterstützung Kleber's auf. Auf dem Schlachtfelde angelangt, theilte er seine Division in zwei Vierecke und stellte diese so, daß sie mit dem Vierecke Kleber's ein gleichseitiges Dreieck bildeten, mit hin der Feind in der Mitte war. Das schreckliche Feuer, das nun von den Endpunkten dieses Dreiecks ausging, machte die Mameluken um sich selbst wirbeln, bald flohen sie nach allen Richtungen und ließen die Ebene mit ihren Leichen bedeckt. Diese Armee, welche die Einwohner als so zahlreich beschrieben, wie die Sterne des Himmels und der Sand des Meeres, war von sechstausend Franzosen vernichtet worden.

Da Napoleon nach einer zweimonatlichen Belagerung seine kleine Armee durch die Verheerungen der Pest und durch die häufigen Kämpfe mit einer unerschrockenen, von einem hartnäckigen Anführer beschligten Besatzung immer mehr schmelzen sah, entschloß er sich nach Aegypten zurückzukehren. Er ließ alle die großen Entwürfe auf den Orient, die seine Phantasie bald an den Indus bald an den Bosphorus versetzten, fahren, und sagte in dieser Beziehung später: „Wenn St. Jean d'Acre gefallen wäre, so hätte dies die Gestalt der Welt verändert; das Schicksal des Orientes steckte in diesem Neste.“

Er kündigte seine Rückkehr nach Aegypten durch folgende Proclamation aus seinem Hauptquartier von St. Jean d'Acre rechtfertigend an: „Soldaten! Ihr habt die Wüste, welche Afrika von Asien trennt, mit größerer Schnelligkeit durchzogen, als eine Araberschaar. Die arabische Armee, welche auf dem Marsche begriffen war, um in Aegypten einzufallen, ist vernichtet, ihr habt ihren Anführer, ihre Feldgeräthe, ihr Gepäck, ihre Wasserfläuche, ihre Kameele erobert. Ihr habt euch aller festen Plätze, welche die Brunnen der Wüste vertheidigten, bemächtigt. Ihr habt auf der Ebene am Berge Tabor jene Schaaren zerstreut, die in

der Hoffnung, Aegypten zu plündern, aus allen Ländern Asiens herbeigeströmt waren. Die dreißig Schiffe, die ihr vor zwölf Tagen vor Acre habt anlangen sehen, trugen die Armee, welche Alexandrien belagern sollte; aber sie mußte Acre zu Hülfe eilen und hat da ihr Ziel gefunden; ein Theil ihrer Fahnen wird euern Einzug in Aegypten schmücken. Nachdem wir mit einer Handvoll Menschen den Krieg drei Monate lang im Herzen von Syrien geführt, vierzig Feldgeschütze, fünfzig Fahnen erobert, sechstausend Gefangene gemacht, die Befestigungen von Gaza, Jaffa, Caiffa und Acre der Erde gleich gemacht haben, kehren wir nach Aegypten zurück: die für Landungen günstige Jahreszeit ruft mich dahin. Nur wenige Tage noch, und ihr hattet die Hoffnung, den Pascha in seinem eigenen Palaste gefangen zu nehmen; allein in dieser Jahreszeit ist die Einnahme des Castells von Acre den Verlust einiger Tage nicht werth; die Tapfern, die ich da verloren hätte, sind jetzt zu wesentlicheren Unternehmungen nöthig.“

Das Zeichen zum Rückzuge wurde am 20. Mai gegeben. Bonaparte befahl, daß Alles zu Fuße gehe, um die Pferde für die Verwundeten und Pestkranken zu sparen. Als sein Stallmeister fragte, welches Pferd er für sich behalten wolle, schickte er ihn voll Zorn mit den Worten fort: „Alles geht zu Fuße, ich vor Allen! Haben Sie den Befehl nicht vernommen? Hinweg!“ Am 28. langte man zu Jaffa an. Die Spitäler waren mit Kranken angefüllt und das Fieber wüthete mit der größten Hefigkeit. Der Obergeneral besuchte die Unglücklichen, fühlte ihre Leiden tief und wurde, von dem traurigen Anblick erschüttert. Der Befehl, die Spitäler zu räumen, wurde ertheilt. Allein es befanden sich darunter Pestkranke, deren Zahl sich nach Bourienne auf sechzig belief, und zwar waren davon, sagt das Memorial von St. Helena, sieben bis acht schon so krank, daß sie höchstens noch vierundzwanzig Stunden leben konnten. Was nun mit den Sterbenden anfangen? Bonaparte fragte um Rath und erhielt zur Antwort, daß Mehrere augenblickliche Tödtung verlangten, daß ihre Berührung für die Armee die verderblichsten Folgen haben könne, und daß es eben so sehr eine Handlung der Klugheit wie der Barmherzigkeit wäre, ihr Ende um

einige Stunden zu beschleunigen. Es ist ziemlich ausgemacht, daß ihnen ein Schlaftrunk gegeben wurde.

Als sich Bonaparte Cairo näherte, befahl er, Alles zu einem Triumpheinzuge in dieser Hauptstadt vorzukehren, um den bösen Eindruck zu vermindern, den der Ausgang des syrischen Feldzuges auf den Geist der Einwohner und Soldaten hervorbringen konnte. Der Divan von Cairo entsprach den Wünschen Bonaparte's, ordnete Feste an und erließ eine Kundmachung, worin sich folgende Stelle befindet: „Er ist nach Cairo zurückgekehrt, der Wohlbehütete, der Anführer des französischen Heeres, der General Bonaparte, welcher die Religion Mahomed's liebt. Er ist in Cairo durch die Pforte des Sieges eingezogen. Dieser Tag ist ein großer Tag, nie hat die Welt seines Gleichen erblickt. Er war zu Gaza und Jaffa; er hat die Einwohner von Gaza beschützt, aber da sich die von Jaffa in ihrer Bethörtheit nicht ergeben wollten, überlieferte er sie in seinem Grimme sämmtlich der Plünderung und dem Tode. Er hat die Wälle der Erde gleich gemacht und Alles vernichtet, was sich innerhalb derselben befand.“

Napoleon beschäftigte sich während seines Aufenthaltes in Cairo auch mit statistischen Arbeiten über Aegypten. Die Bemerkungen, welche er dictirte, sind in den Memoiren seines Secretairs abgedruckt. Ein neuer Einfall Murad Bey's in Unterägypten entriß ihn seinen friedlichen Beschäftigungen. Er verließ Cairo am 14. Juli und schlug den Weg nach den Pyramiden ein.

Am 15. des Abends traf von Marmont, der zu Alexandrien befehligte, die Botschaft ein, daß die Türken unter dem Schutze der Engländer eine Landung bei Abukir bewerkstelligt hätten. Der Obergeneral eilte sogleich der muselmännischen, von Mustapha Pascha befehligten Armee entgegen, um das Unglück von Abukir in Abukir selbst zu rächen. Die Rache war vollständig. Zehntausend Mann wurden in das Meer gesprengt, alle übrigen gefangen oder getödtet. Doch wir wollen Bonaparte selbst sprechen lassen, wie er dem Directorium diesen großen Tag beschrieb.

„Ich habe euch bereits in meiner Depesche vom 21. Floreal angezeigt, daß die Jahreszeit der Landungen mich bestimmte, Syrien zu ver-

lassen. Am 23. Messidor zeigen sich hundert Segel, darunter mehrere Linienfahrer, vor Alexandrien und gehen bei Abukir vor Anker. Am 27. landet der Feind und erstürmt mit bemerkenswerther Unerfrorenheit die verfallne Redoute von Abukir. Das Fort capitulirt, der Feind schiffte sein Feldgeschütz aus und nimmt, durch noch fünfzig Schiffe verstärkt, eine Stellung ein; sein rechter Flügel lehnt sich an das Meer, sein linker an den See Madieh auf hohen Sandhügeln. Ich breche aus meinem Lager bei den Pyramiden am 27. auf, komme am 1. Thermidor zu Ramanieh an, wähle Birket zum Mittelpunkte meiner Unternehmungen und treffe am 7. Thermidor um sieben Uhr des Morgens auf den Feind. Der General Lannes marschirt den See entlang und stellt sich dem linken Flügel des Feindes gegenüber in Schlachordnung auf, während der General Murat, der die Avantgarde befehligt, seinen rechten durch den General Destaing angreifen läßt, der von dem General Lanusse unterstützt wird. Eine schöne Ebene von vierhundert Toisen trennt die Flügel der feindlichen Armee: unsere Reiterei wirft sich dazwischen und erreicht mit Gedankenschnelligkeit den Rücken des rechten und linken Flügels des Feindes, welcher niedergefäbelt, überritten, in das Meer gesprengt wird: auch nicht ein einziger entkam. Wenn es eine europäische Armee gewesen wäre, würden wir dreitausend Gefangene gemacht haben: hier waren es dreitausend Tödt.

„Die zweite Linie des Feindes hat fünf bis sechshundert Toisen weiter zurück eine furchtbare Stellung inne. Die Landenge ist hier außerordentlich schmal, war mit größter Sorgfalt befestigt und auf den Flanken von dreißig Kanonierschaluppen unterstützt; vor dieser Stellung hielt der Feind Abukir besetzt, welches er mit Schießcharten versehen und fest gemacht hatte. Der General Murat erstürmt den Flecken, der General Lannes stürzt sich mit der 22. und einem Theil der 69. Halbbrigade auf den linken, der General Fugières greift in geschlossenen Colonnen den rechten Flügel des Feindes an. Vertheidigung und Angriff sind gleich lebhaft; aber die unerfrorene Reiterei des Generals Murat hat beschlossen, die Hauptehre des Tages zu ernten; sie greift den Feind auf seinem linken Flügel an, stürmt in den Rücken seines rechten, trifft ihn an einer schlimmen Stelle und richtet ein fürchterliches Ge-

mekel an. Bernard, Bataillonschef, und Bayle, Grenadiercapitain der 69. Halbbrigade, dringen die ersten in die Redoute und bedecken sich dadurch mit Ruhm. Die ganze zweite Linie des Feindes bleibt, wie die erste, auf dem Schlachtfelde oder findet den Tod in den Fluthen. Der Feind hat noch eine Reserve von dreitausend Mann in dem Fort von Abukir, vierhundert Loisen hinter der zweiten Linie. Der General Lanusse berennt und sechs Mörser bombardiren es. Das Gestade, an welches die Bogen im verfloffenen Jahre englische und französische Leichen trugen, ist heute mit denen unserer Feinde bedeckt; man zählt deren mehrere Tausend, kein einziger Mann dieser Armee ist entronnen. Mustapha, Pascha von Rumelien, Obergeneral der Armee und ein leiblicher Better des türkischen Botschafters zu Paris, ist mit allen seinen Offizieren gefangen; ich schicke euch seine drei Roßschweife. Der Gewinn dieser Schlacht ist hauptsächlich dem General Murat zu verdanken, ich verlange für ihn den Grad eines Divisionsgenerals; seine Cavaleriebrigade hat das Unmögliche geleistet. Ich habe dem General Berthier im Namen des vollziehenden Directoriums als Beweis der Zufriedenheit mit den Diensten, welche er während des ganzen Feldzugs zu leisten nicht aufgehört hat, einen Dolch von sehr schöner Arbeit zum Geschenke gemacht.“

Bonaparte benutzte diesen Erfolg, einen Parlamentair an den englischen Gesandten zu schicken. Dieser sandte ihm das Journal de Francfort vom 10. Juni 1799. Der französische Feldherr, der sich seit langer Zeit beklagte, daß man ihn ohne alle Nachrichten aus Europa lasse, durchflog das Zeitungsblatt mit gieriger Hast. Er ersah daraus die traurige Lage der Angelegenheiten in Frankreich und die Unglücksfälle, welche die französische Armee getroffen hatten. „Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ rief er aus. „Italien ist verloren!! Die Elenden! Alle Früchte unserer Siege sind dahin! Ich muß abreisen.“ Von diesem Augenblicke an war sein Entschluß gefaßt. Er vertraute ihn Berthier und dem Admiral Gantheaume, welcher Befehl erhielt, die Fregatten Muiron und Carrère und zwei kleine Fahrzeuge, Revanche und Fortuna, bereit zu halten, um den General und sein Gefolge nach Frankreich zu bringen. Es handelte sich nun darum, den

Oberbefehl der Armee in würdigen Händen zu lassen. Bonaparte hatte nur die Wahl zwischen Desaix und Kleber. Da er den ersteren mit sich zu nehmen wünschte, entschloß er sich, den zweiten zu seinem Nachfolger zu ernennen, obschon er mit ihm nicht in dem besten Vernehmen stand \*). In einem Schreiben theilte er ihm seinen Plan mit und übertrug ihm die nöthige Vollmacht. Man findet in den Verhaltensbefehlen, die er ihm ertheilte, folgende Stelle: „Die Christen werden stets unsere Freunde bleiben, nur muß man zu verhüten trachten, daß sie zu übermüthig werden, damit die Türken gegen uns nicht denselben fanatischen Haß fassen, wie gegen die Christen, was uns sehr nachtheilig sein würde.“ „Die Nachrichten aus Europa,“ sagte er in einer aus Alexandrien datirten Proclamation, „haben mich bestimmt, nach Frankreich abzureisen. Ich hinterlasse den Oberbefehl über die Armee dem General Kleber. Die Armee wird bald von mir hören. Es schmerzt mich tief, von Soldaten zu scheiden, die ich so sehr liebe; dies wird jedoch nur kurze Zeit währen, und der General, den ich ihnen zurücklasse, besitzt das Vertrauen der Regierung und das meinige.“

Bonaparte ging Ende August unter Segel und nahm Berthier, Marmont, Murat, Lannes, Andreossy, Monge, Berthollet und Andere mit sich. Er entging dem englischen Kreuzer, der sich von der afrikanischen Küste entfernt hatte, um auf Cypern Proviant einzunehmen. Nachdem er dem Sidney Smith entkommen, landete er zu Frejus am 6. October 1799.

---

\*) Bonaparte hatte an Kleber im Jahre 1798 geschrieben: „Seien Sie überzeugt, daß ich einen hohen Werth auf Ihre Achtung und Ihre Freundschaft lege. Ich besorge, daß wir miteinander etwas gespannt sind. Sie würden ungerecht sein, wenn Sie an dem Schmerz zweifeln könnten, den ich darüber empfinde. An dem Himmel Aegyptens vergehen die Wolken, wenn es deren gibt, in sechs Stunden; bei mir wären sie, wenn es deren gegeben hätte, in dreien vorübergegangen.“ Das Alles beweist mehr die Besorgniß eines Bruches als gegenseitige Zuneigung; die beiden Krieger konnten und mußten sich achten, es ist aber offenbar, daß sie sich nicht liebten.

---

## Zehntes Capitel.

Rückkehr nach Frankreich. Der achtzehnte Brumaire.

Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Frejus wurde nicht ohne Gefahren und ohne Gegenwinde bewerkstelligt. Die Flottille hatte, bevor sie die Gewässer von Aegypten zu verlassen vermochte, so sehr gegen widrige Winde zu kämpfen gehabt, daß der Admiral vorschlug, wieder nach dem Hafen zurückzukehren; auch wäre diese von der ganzen Mannschaft gewünschte Maßregel ohne den festen Willen Bonaparte's wirklich ergriffen worden. Auf dieselben Hindernisse und Rathschläge stieß er bei seiner Abfahrt von Ajaccio und setzte ihnen dieselbe Festigkeit entgegen. Durch diese Macht des Entschlusses und den seltsamen Fahrweg, den er dem Admiral Gantheume längs der afrikanischen Küste, um dann die Spitze von Sardinien zu gewinnen, vorschrieb, entging er wahrscheinlich den englischen Kreuzern. Die Aussicht einer langen Unthätigkeit während der Quarantaine war ihm höchst peinlich und der Anblick jedes fernen Segels flößte ihm die lebhafteste Unruhe ein. Zu Ajaccio erfuhr er den traurigen Ausgang der Schlacht von Novi und wiederholte ohne Unterlaß: „Ohne diese verwünschte Quarantaine würde ich mich, so wie ich den Fuß an das Land gesetzt hätte, an die Spitze der italienischen Armee stellen. Noch gibt es Hülfsmittel. Ich bin überzeugt, daß mir kein General den Oberbefehl verweigern würde. Die Nachricht eines von mir erfochtenen Sieges würde dann gleichzeitig mit dem von Abukir in Paris eintreffen. Das würde einen guten Eindruck machen.“ Man sieht, daß Bonaparte das Bedürfnis fühlte, durch irgend eine glänzende That den übeln Eindruck zu mildern, den seine Abreise aus Aegypten hervorbringen konnte, welche so unverhofft kam, daß sie ihn dem Vorwurfe, seine Armee verlassen zu haben, aussetzen mußte. Als er aber den ganzen Umfang der Unglücksfälle erfuhr, welche die französischen Waffen jenseits der Alpen erlitten hatten, verlor er die Hoffnung, die schnellen Triumphe, von denen er geträumt, zu verwirklichen, und versank in einen solchen Zustand der



Betrübniß, daß man sagte, er habe Trauer um Italien angelegt. Der ungestüme Zudrang der Bewohner von Frejus befreite ihn übrigens von seiner Besorgniß wegen der Quarantaine. So wie sie erfuhren, daß der General Bonaparte in ihrem Hafen eingelaufen sei, bedeckten sie das Meer mit Booten, drängten sich um das Schiff, das den großen Mann an Bord hatte, und schriegen: „Wir wollen lieber die Pest als die Oesterreicher!“ Es wurde dadurch unmöglich, die Sanitätsgesetze zu beobachten, und Bonaparte benutzte diesen Umstand, seine Rückkehr nach Paris zu beschleunigen.

Welche Ansicht man sich immer über die plötzliche Rückkehr eines Oberbefehlshabers, der seine Armee jenseits des Meeres, unter einem brennenden Himmel und in einem ungesunden Lande zurückließ, bilden mag, empfing ihn doch die Mehrheit der Nation als Befreier. Die Republik hatte in den Händen, in welche sie gerathen, und bei den Formen, die sie angenommen, den Sieg nicht an die französischen Fahnen fesseln können; durch gehäuften Unglücksfälle waren die Früchte der ersten, unsterblichen Feldzüge verloren gegangen: es ist mithin leicht zu begreifen, daß die Geister allgemein einer großen politischen Umwandlung geneigt waren. Die Nationalmeinung wünschte laut Vereinigung der öffentlichen Gewalten in kräftigen Händen, aber im Sinne und Interesse der Revolution, nicht gegen sie. Bonaparte's Ankunft wurde als Vorzeichen des Ereignisses angesehen, welches einer neuen Phase in dem unwiderstehlichen Laufe der französischen Revolution ihren Ursprung geben sollte. So wie daher seine Rückkehr bekannt wurde, suchten die Parteien sich an ihn anzuschließen, um in seinem Rufe und Genie eine Stütze zu finden und ihn zum Gelingen ihrer Combinationen und Pläne zu benutzen.

Die aus Barras, Gohier und Moulins bestehende Mehrheit des Directoriums wollte die Verfassung vom Jahre III beibehalten: Barras, weil er in ihr das Mittel sah, im Besitze der Gewalt zu bleiben; Gohier und Moulins, weil sie aufrichtig an die Möglichkeit glaubten, die republikanische Herrschaft in ihrer gegenwärtigen Form aufrecht zu erhalten. Sieyes im Gegentheile, welcher stets im Herzen Vorliebe für die Monarchie und einen geringschätzigen Widerwillen gegen die demo-

kratischen Formen hegte, hartete mit Ungeduld der Gelegenheit, seiner geheimen Neigung folgen zu können. Man beschuldigte ihn sogar, sich mit dem Gedanken getragen zu haben, die Republik zu Gunsten eines Prinzen aus dem Hause Braunschweig zu verrathen, gleichwie man Barras im Verdacht hatte, er habe aus Verzweiflung an seiner Sache und durch so viele Wechselfälle ermüdet Verhältnisse mit dem Hause Bourbon angeknüpft. Sieyès war daher zum Voraus für denjenigen gewonnen, welcher es wagen würde, einen Staatsstreich gegen die Männer und Einrichtungen der Republik zu führen, und sein Amtsgenosse Roger Ducos dachte und handelte fast nur wie er. Inzwischen verkaufte Bonaparte anfangs diesen unvermeidlichen Mitschuldigen, ja er legte sogar bei einem Gastmahle, das ihm Gohier am Tage seiner ersten Zusammenkunft mit dem Directorium gab und wobei Alles mit Steifheit und Kälte zuging, eine beleidigende Geringschätzung gegen ihn an den Tag. In Folge dieses Gastmahls sagte Sieyès mit übler Laune: „Seht, wie dieser kleine Uebermuth das Mitglied einer Regierung behandelt, die ihn hätte erschießen lassen sollen!“

Aber diese gegenseitige Abneigung, welche der Metaphysiker und der Krieger wider einander fühlten, wich bald dem gemeinschaftlichen Verlangen, die in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge umzuwandeln. Als eines Tags Jemand vor Bonaparte gesagt hatte: „Wer eine Stütze in den Personen, welche die Freunde der Republik als Jacobiner behandeln, sucht, darf überzeugt sein, Sieyès an der Spitze dieser Leute zu finden,“ verminderte sich sein Widerwille, wenigstens bestrebte er sich, ihn zu verhehlen, um zur Ausführung seiner Pläne den Mann zu gebrauchen, den er anfangs geringschätzig aufgenommen hatte und den er zuverlässig nicht liebte. Das Directorium wollte, um sich einer so gefährlichen Nachbarschaft zu entledigen, Bonaparte an die Spitze desjenigen Heeres verbannen, das ihm am besten zusagte. Aber dieses für jeden andern General so glänzende Anerbieten vermochte den künftigen Herrscher von Frankreich nicht in Versuchung zu führen. „Ich wollte keine abschlägige Antwort geben,“ sagte er, „aber ich verlangte von den Directoren Zeit zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, und um anderen, mich in Verlegenheit setzenden Anerbietungen auszuweichen,

entfernte ich mich. Ich werde nicht mehr in ihre Sitzungen kommen, ich entscheide mich für die Partei Sieyes, sie ist stärker in der öffentlichen Meinung, als die des Brassers Barras.“

Die Combinationen, welche den 18. Brumaire herbeiführten, wurden hauptsächlich von Lucian Bonaparte in den Råthen, und von Sieyes, Talleyrand, Fouché, Real, Regnault de Saint-Jean-d'Angely und einigen Anderen eingefädelt. Insbesondere zeigte Fouché Ungeduld, das republikanische System zu stürzen, obschon er sich vordem zum Werkzeuge der grausamsten Forderungen desselben hergegeben hatte. „Ihr General,“ sagte er zu Bonaparte's Secretair, „mag sich beeilen; wenn er zaudert, ist er verloren!“ Cambaceres und Lebrun entschieden sich langsamer. Die Rolle des Verschwörers paßte nicht zur Umsicht des Einen und zur Mäßigung des Andern. Als Bonaparte von ihrem Zögern hörte, rief er, als wenn er schon über die Geschicke Frankreichs verfügte: „Ich will keine Ausflüchte; sie mögen nicht glauben, ich bedürfe ihrer, sondern sich heute entschließen; thun sie es morgen, so ist es zu spät, ich fühle mich jetzt stark genug, um allein zu stehen.“

Fast alle zu Paris anwesenden Generale von Ruf gingen in Bonaparte's Ansichten ein; Moreau selbst stellte sich zu seiner Verfügung, und wir werden gleich sehen, welche Rolle er an dem Tage, der vorbereitet wurde, zu übernehmen einwilligte. Es fehlte aber dem berühmten Verschwörer die Unterstützung desjenigen seiner Waffengefährten, dessen Widerstand, Talente und Charakter er am meisten scheute: Bernadotte blieb hartnäckig dabei, die Republik und die Constitution des Jahres III vertheidigen zu wollen. Joseph Bonaparte, der mit ihm verschwägert war, brachte ihn dennoch am Morgen des 18. Brumaire mit zu seinem Bruder. Alle anwesenden Generale waren in Uniform, nur Bernadotte kam in Civilkleidung. Das mißfiel Bonaparte, er gab ihm darüber sein lebhaftes Erstaunen zu erkennen, zog ihn in ein Cabinet und erklärte sich über seine Pläne mit der größten Offenheit. „Ihr Directorium ist verabscheut,“ sagte er zu ihm, „Ihre Verfassung wird abgenutzt, man muß reines Haus machen und der Regierung eine andere Richtung geben. Ziehen Sie Ihre Uniform an; doch kann ich nicht länger auf Sie warten, Sie werden mich in den Tuileries in der

Mitte unserer Kameraden finden. Zählen Sie weder auf Moreau, noch auf Beurnonville, noch auf irgend einen General Ihrer Ansicht. Wenn Sie die Menschen besser kennen lernen werden, so werden Sie sehen, daß dieselben viel versprechen und wenig halten. Verlassen Sie sich nicht auf sie.“ Bernadotte antwortete, daß er an keiner Empörung Theil nehmen wolle, worauf Bonaparte von ihm das Versprechen einer völligen Neutralität verlangte, aber anfangs nur eine halbe Zusage erhielt. „Ich werde als Bürger ruhig bleiben,“ erklärte der strenge Republikaner, der sich seitdem hat zum Könige machen lassen; „wenn mir aber das Directorium Befehl ertheilt, zu handeln, so werde ich gegen alle Friedensförer marschiren.“ Statt daß sich Bonaparte bei dieser Erklärung von dem Ungestim seines Temperaments fortreißen ließ, suchte er seine Gereiztheit zu mäßigen, um durch Versprechungen und Schmeicheleien die feindliche Dazwischenkunft eines Mannes von Geist und Muth, welcher die Verschwörung scheitern machen konnte, abzuwenden.

Während dies in dem kleinen Hause der Siegsstraße, wo der Sieger von Arcole und von den Pyramiden wohnte, vorging, schickte der Rath der Alten eine Botschaft an ihn mit folgendem Decrete: „Artikel 1. Der gesetzgebende Körper wird nach der Gemeinde Saint-Cloud verlegt. Artikel 2. Die beiden Rätthe werden sich morgen am 19. zu Mittag dahin verfügen. Artikel 3. Der General Bonaparte ist mit der Ausführung des gegenwärtigen Decrets beauftragt. Er wird alle für die Sicherheit der Volksvertreter nothwendigen Maßregeln treffen. Der die 17. Militairdivision befehligende General, die Garde des gesetzgebenden Körpers, die sechshafte Nationalgarde, die Truppen, die sich in der Gemeinde von Paris und dem constitutionellen Bezirke, so wie in dem ganzen Umfange der 17. Militairdivision befinden, stehen von diesem Augenblick an unter seinen Befehlen. Artikel 4. Der General Bonaparte ist in die Mitte des Rathes berufen, um die Zufertigung des gegenwärtigen Decrets zu übernehmen und den Eid zu leisten. Er wird sich mit den inspicirenden Commissarien beider Rätthe in Einvernehmen setzen.“

Der General erwartete dieses Decret, da es zwischen ihm und

seinen Anhängern im Rathe verabredet worden war. Nachdem er es den Truppen vorgelesen, fügte er hinzu: „Soldaten! das außerordentliche Decret des Rathes der Alten ist dem 102. und 103. Artikel der Verfassungsurkunde angemessen. Es überträgt mir den Oberbefehl der Stadt und der Armee. Ich habe denselben angenommen, um die Maßregeln zu unterstützen, welche der Rath der Alten ergreifen wird und die gänzlich zu Gunsten des Volkes sind. Die Republik wird seit zwei Jahren schlecht regiert. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr so großen Uebeln ein Ziel setzen würde; ihr habt sie mit einer Eintracht gefeiert, welche mir die Verpflichtungen auflegt, die ich erfülle; ihr werdet die ewigen erfüllen und eurem General mit der Kraft, der Festigkeit und dem Vertrauen beistehen, die ich stets bei euch gefunden habe. Freiheit, Sieg und Friede werden die französische Republik wieder zu dem Rang erheben, welchen sie in Europa eingenommen hatte und den sie nur durch Ungeschicklichkeit oder Verrath hat verlieren können.“ Die Truppen antworteten mit dem einstimmigen Rufe: „Es lebe Bonaparte! Es lebe die Republik!“ Da erschien auch Augereau und sagte zu Bonaparte: „Wie, General! Sie wollen etwas für die Republik thun und haben Augereau nicht rufen lassen!“ Bonaparte ließ aber dem Mitgliede des Reitschulclubs merken, daß man es weder fürchte, noch von ihm etwas hoffe.

Das Decret des Rathes der Alten wurde nun öffentlich bekannt gemacht und der Generalmarsch in allen Vierteln von Paris geschlagen. Bonaparte ließ hierauf folgende Proclamation anschlagen: „Bürger! Der Rath der Alten, Vollmachtsträger der Nationalweisheit, hat das beigefügte Decret erlassen, zu welchem er durch den 102. und 103. Artikel der Verfassungsurkunde ermächtigt ist. Ich übernehme es, alle Maßregeln für die Sicherheit der Nationalrepräsentation zu treffen. Die Verlegung ist nothwendig und vorübergehend. Der gesetzgebende Körper wird sich dadurch in den Stand gesetzt finden, die Nationalrepräsentation der drohenden Gefahr zu entreißen, in welche die Desorganisation aller Zweige der öffentlichen Verwaltung uns immer tiefer stürzt. Er bedarf in diesem wichtigen Momente der Einmüthigkeit und des Vertrauens der Patrioten. Sammelt euch um jenen Körper, denn

dies ist das einzige Mittel, die Republik auf den Grundlagen der bürgerlichen Freiheit, des innern Wohlstandes, des Sieges und des Friedens festzustellen.“

Während Bonaparte dergestalt der That nach und mit einem Schein von Gefeglichkeit den obersten Befehl in der Hauptstadt führte, that das Directorium nichts, ja es konnte, zu seiner Rechtfertigung sei es gesagt, nicht einmal etwas thun, um die Neze, von denen es umstrickt war, zu zerreißen und mit seinem Ansehen zugleich die Verfassung zu behaupten. Gohier erwartete ruhig bei sich im Palaste Luxemburg das Haupt der Verschworenen, das sich bei ihm vertraulich zu Tische geladen hatte, und war weit von dem Argwohn entfernt, daß sein ruhmgekrönter Gast durch diese Einladung den Präsidenten der Republik im Speisesaal festhielt, um ihn in Unkenntniß dessen zu erhalten, was gegen die Directorialregierung angesponnen oder ausgeführt wurde. Moulins machte seinem Unwillen in vereinzeltten und fruchtlosen Protestationen Luft; Barras erfuhr, daß der Staatsstreich, von dem man ihn hatte hoffen lassen, daß derselbe auch ihm Früchte bringen würde, ohne ihn vor sich gehen werde und er nichts zu thun habe, als sich in die Nullität zu schicken, in die er verwiesen werden sollte. Sieyès und Roger Ducos hatten beschlossen, ihre Aemter niederzulegen, und figurirten, insbesondere jener, unter den Leitern des Complots. Bonaparte konnte daher auf keine anderen Hindernisse stoßen, als in den Räthen.

Er begab sich an deren Versammlungsort am 19. Brumaire um ein Uhr Nachmittags, nachdem er alle wichtige Posten von seinen Truppen unter den Befehlen ergebener Generale hatte besetzen lassen. Mit sich nahm er Berthier, Lefebvre, Murat, Lannes und andere Generale. Moreau machte er zum Kerkermeister der widerspänstigen Directoren Gohier und Moulins, deren Amtsniederlegung nichtsdestoweniger öffentlich bekannt gemacht wurde, denn an Lügen ließ man es an diesem Tage nicht fehlen. Sieyès und Roger Ducos gaben in der That ihre Entlassung, und jener, stets bedacht, sich eine Hintertüre offen zu halten, hatte die Vorsicht gebraucht, sich Hausarrest geben zu lassen. Barras, den Talleyrand von dem, was er bereits bei Bourrienne's Be-

sich geahnt, in volle Kenntniß setzte, legte seine Entlassung in die Hände des berühmten Unterhändlers nieder und hinterließ ein Schreiben an den Präsidenten des Rathes der Alten, worin er seine Uneigennützigkeit und seine ausschließliche Liebe für Vaterland und Freiheit bezeugte und erklärte: „er kehre mit Freuden in den Stand eines einfachen Bürgers zurück und schätze sich glücklich, daß er nach so vielen Stürmen die Geschicke der Republik, an deren Leitung er Theil genommen, ungeschmälert und geachteter als je anderen Händen übergeben könne.“

Ob schon die Verschworenen den Rath der Alten zu beherrschen vermeinten, stieß Bonaparte in dieser Versammlung doch auf größeren Widerstand, als er vorhergesehen hatte. Sein Erscheinen gab das Zeichen zu den ungestümsten Aufforderungen, und da er bisher nur gewohnt gewesen war, zu gehorsamen Menschenmassen zu reden, so brachte die feindliche Haltung einiger strengen oder überspannten Republikaner in ihm eine Bestürzung hervor, die beinahe dem Erfolge des Unternehmens verderblich geworden wäre. Abgerissene Sätze, Worte ohne Zusammenhang, Ausrufungen, die von dem Murren der Versammlung unterbrochen wurden, das war Alles, was er an den Schranken hervorbringen konnte. Bald richtete er seine Reden und Anschuldigungen an die demokratische Partei, bald nahm er den Ton eines Schutzredners an und suchte sein Benehmen durch die Dienste, welche er geleistet, zu rechtfertigen. Am Schlusse rief er die Freiheit und Gleichheit an, und da dies Langlet veranlaßte, ihn an die Verfassung zu mahnen, erwiderte er mit mehr Zuversicht: „Die Verfassung! Ihr habt sie am 18. Fructidor verlegt, am 22. Floreal, am 30. Prairial. Die Verfassung! Sie wird von allen Parteien angerufen und von allen verlegt, ja heute sogar geschwört man sich in ihrem Namen. Wenn ich Alles erklären, wenn ich Männer nennen soll, so will ich es thun. Ich darf sagen, daß die Directoren Barras und Moulins mir vorgeschlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu stellen, welche alle Männer mit liberalen Ansichten zu stürzen beabsichtigt.“ Diese letzten Worte regten alle Leidenschaften auf, die im Rathe der Alten tobten. Man forderte den geheimen Ausschuß, die Mehrheit widersetzte sich aber und Bonaparte wurde gedrungen, sich im Angesichte der Nation klar auszusprechen.

Seine Verlegenheit stieg auf das Höchste, und in der lebhaftesten Aufregung schloß er mit folgendem Ausrufe, als er sich zurückzog: „Wer mich liebt, der folge mir!“

Mit noch größerer Heftigkeit tobte das Ungewitter im Rathe der Fünfhundert, dessen Mehrheit in der Anhänglichkeit an die Republik und Verfassung unerschüttert geblieben war. Die Vorlesung des Schreibens von Barras, welches alle durch die Ereignisse des vorigen Tags hervorgerufenen Ahnungen bestätigte, hatte die kräftigsten Vorschläge wider jeden, der sich an der bestehenden Ordnung vergreifen würde, veranlaßt. Auf den Antrag Delbret's erneuerten die Volksvertreter eben ihren Schwur, als Bonaparte mit einem Geleite von Grenadieren im Saale erschien. Bei diesem Anblicke gab sich eine fast allgemeine Entzündung im Saale kund. Man schrie von allen Seiten: „Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Cromwell! Bonaparte werde außer das Gesetz erklärt!“ Einige Deputirte sprangen von ihren Sitzen auf und eilten dem General entgegen, um ihm diese Entweihung des Tempels der Gesetze vorzuwerfen. „Was willst du hier, Berwegener?“ rief Bigonnet, „entferne dich!“ Zwar gelangte Bonaparte bis an die Tribune und wollte sprechen; seine Stimme wurde aber durch das tobende Geschrei erstickt: „Es lebe die Verfassung! Es lebe die Republik! Außer das Gesetz den Dictator!“ Mehrere Deputirte stürzten wüthend gegen ihn, darunter sein Landsmann Arena, welcher rief: „Du willst also deinem Vaterlande den Krieg erklären!“ Und da diese Aufregung allgemein schien, vermochte Bonaparte, noch ganz erschüttert von dem unerwarteten Widerstande, auf den er im Rathe der Alten gestoßen, nicht, gegen diesen neuen noch drohenderen parlamentarischen Tumult zu kämpfen, und eilte rasch zu seiner Begleitung und in die Mitte der Truppen. Hier fühlte er sich freier und fühlte seine ganze Zuversicht wiederkehren, als Lucian, welcher den Vorsitz aufgeben gemußt, weil er nicht über die Nechtung seines Bruders hatte abstimmen lassen wollen, ihm nicht nur die Stütze der amtlichen Macht, die er zwar im Schooße der Versammlung so eben niedergelegt hatte, auf die er sich aber nichtsdestoweniger außerhalb derselben lehnte, sondern auch den Beistand seiner Beredsamkeit, seines Muthes und seiner Thätigkeit brachte.



Lucian stieg zu Pferde, durchritt die Reihen der Soldaten und rief im Tone eines Mannes, der noch immer Dolche und Mörder zu sehen schien: „Bürger, Soldaten! Ich verkünde euch als Präsident des Rathes der Fünfhundert, daß die große Mehrheit desselben in diesem Augenblicke unter der Schreckensherrschaft einiger mit Dolchen bewaffneten Volksrepräsentanten steht, welche die Tribune umlagern, ihren Kollegen den Tod androhen und die schrecklichsten Beschlüsse durchsetzen. Ich erkläre euch, daß diese verwegenen Räuber, ohne Zweifel von England gedungen, sich gegen den Rath der Alten empört und es gewagt haben, von der Nechtung jenes Generals zu sprechen, der mit Vollziehung seines Decrets beauftragt ist, gleich als wären wir noch in den schrecklichsten Zeiten ihrer Herrschaft, gleich als ob das Wort „außer dem Gesetz“ hinreichte, um die dem Vaterlande theuersten Häupter fallen zu machen. Ich erkläre euch, daß diese kleine Anzahl von Wüthenden durch ihre Angriffe gegen die Freiheit dieses Rathes sich selbst außer das Gesetz gestellt hat. Im Namen des Volks, das seit so vielen Jahren das Spielwerk dieser elenden Böglinge des Schreckens ist, übertrage ich den Kriegern die Sorge, die Mehrheit ihrer Repräsentanten zu befreien, damit sie, durch die Bajonnette von den Dolchen errettet, über das Schicksal der Republik berathen könne. General, Soldaten, Bürger! Ihr Alle werdet nur diejenigen als Frankreichs Gesetzgeber anerkennen, die sich zu mir begeben werden; diejenigen aber, welche in der Drangerie bleiben, mögen durch Gewalt vertrieben werden! Diese Räuber sind keine Volksrepräsentanten mehr, sondern Dolchrepräsentanten. Möge ihnen dieser Titel bleiben, möge er ihnen überallhin nachfolgen; mögen, so oft sie es wagen sich öffentlich zu zeigen, alle Finger auf sie weisen und sagen: das sind die Dolchrepräsentanten! Es lebe die Republik!“

Die Soldaten blieben selbst bei dieser Sprache unentschlossen. Da fügte Lucian, um sie zu gewinnen, hinzu: „Ich schwöre, die Brust meines eigenen Bruders zu durchbohren, wenn er je die Freiheit der Franzosen antasten sollte.“ Dieser mit Feuer ausgesprochene Schwur trug den Sieg über die Unentschiedenheit der Truppen davon. Dennoch gab Bonaparte nicht ohne Zögern Murat den Befehl, sich an die Spitze

der Grenadiere zu stellen und die Volksvertreter auseinander zu treiben. Da ihn aber die Hoffnung, durch den Einfluß seiner Anwesenheit und Worte Alles zu erlangen, völlig getäuscht hatte, und sein Bruder und die vornehmsten Mitverschwornen in ihn drangen, die Versammlung gewaltsam aufzulösen, entschloß er sich endlich, und der Saal wurde in einem Augenblicke geräumt.

Um indessen ihren Handlungen den Charakter der Gesetzmäßigkeit zu geben, wollten die siegreichen Urheber des 18. Brumaire sich dennoch der verfassungsmäßigen Formen, die sie eben zertrümmert hatten, bedienen; sie suchten daher zu diesem Zwecke allenthalben nach Resten der von ihnen auseinander gesprengten Versammlung, um ein Scheinbild der Volksvertretung herzustellen. Es gelang Lucian, in der Drangerie von Saint-Cloud etwa dreißig Abgeordnete zu versammeln, welche sich zur maschinenmäßigen Ausübung der höchsten Gewalt, die Bonaparte in der Wirklichkeit bereits besaß, hergaben und, nebst der Ausstoßung von einundsechzig ihrer Collegen, die Auflösung des Directoriums und die Einsetzung einer aus drei Mitgliedern, Sieyes, Roger Ducos und Bonaparte, bestehenden Consularcommission beschloßen. Diese große Umwandlung war um neun Uhr des Abends vollendet.

Es war elf Uhr des Nachts und noch hatte Bonaparte den ganzen Tag über keine Nahrung zu sich genommen. Als er endlich nach Hause kam, dachte er, statt seine leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen und ob schon die Nacht bereits weit vorgeschritten war, an nichts als an Bervollständigung des denkwürdigen Ereignisses, indem er es dem französischen Volke mit seiner gewöhnlichen Geistesüberlegenheit verkündigte und erklärte. Zu diesem Zwecke entwarf er folgende Proclamation: „Bei meiner Rückkehr nach Paris habe ich Spaltung in allen Staatsgewalten und Uebereinstimmung nur in Betreff der einzigen Wahrheit gefunden, daß die Verfassung zur Hälfte zerstört sei und die Freiheit nicht retten könne. Alle Parteien haben sich an mich gewendet, mir ihre Pläne anvertraut, ihre Geheimnisse enthüllt, meinen Beistand verlangt: ich habe es ausgeschlagen, Parteimann zu sein. Der Rath der Alten hat mich berufen und ich habe der Berufung entsprochen. Ein Plan zur allgemeinen Wiederherstellung war von Männern ent-

worfen worden, in denen die Nation gewohnt ist, die Vertheidiger der Freiheit, Gleichheit und des Eigenthums zu erblicken. Dieser Plan erforderte eine ruhige, freie, jedem Einflusse und jeder Besorgniß fremde Prüfung. Deswegen beschloß der Rath der Alten die Verlegung des gesetzgebenden Körpers nach Saint-Cloud und beauftragte mich mit der Verwendung der zu seiner Unabhängigkeit nothwendigen Truppenmacht. Ich glaubte die Annahme des Oberbefehls meinen Mitbürgern, den in unseren Armeen unkommenden Soldaten, unserem um den Preis ihres Blutes erkauften Nationalruhm schuldig zu sein.“ Bonaparte erzählte hierauf den Vorgang von Saint-Cloud, bestätigte durch sein gewichtiges Zeugniß Lucian's verwegene Fabel von den Dolchen und Stiletten und schloß so: „Franzosen! gewiß werdet ihr den Eifer eines Soldaten der Freiheit, eines der Republik ergebenen Bürgers, anerkennen. Die erhaltenden, schützenden, freisinnigen Ideen sind durch die Vertreibung der Parteimenschen, welche die Rätthe unterdrückten und die, um die hassenswerthesten aller Sterblichen zu werden, nicht aufgehört haben, die elendesten zu sein, wieder in ihre Rechte eingesetzt worden.“

---

## Behntes Capitel.

### Einführung der Consularregierung.

Die grundsatzstrengen Männer, die unbeugsamen Republikaner verwarfen in der Ueberzeugung, die Sache des Volks sei mit den demokratischen Formen der Verfassung des Jahres III dem Schwerte und der Verleumdung erlegen, den Staatsstreich des Brumaire laut als Majestätsverbrechen gegen die Nation. Die Masse des Volks und aller Parteien aber, die unermessliche Mehrheit der höheren und mittleren Stände und die Arbeiterklasse fast einstimmig, Alles, was auf die materielle Wohlfahrt Frankreichs, auf seinen innern Frieden und seine äußere Sicherheit höhern Werth legte als auf Fragen des constitutionellen

Mechanismus und der Regierungsmetaphysik, das Land mit einem Worte, mit Ausnahme weniger unbezähmbarer Geister, beeiferte sich, Bonaparte von dem Verbrechen zu Saint-Cloud freizusprechen und es allgemein als ein Ereigniß des Besserwerdens zu betrachten und zu begrüßen.

„Man hat metaphysisch erörtert,“ sagte Napoleon auf St. Helena, „und wird noch lange erörtern, ob wir nicht die Geseze verletzt haben, nicht Verbrecher gewesen sind; aber das sind eitle Abstractionen, höchstens gut für Bücher und auf den Rednerbühnen, welche vor der gehierischen Nothwendigkeit verschwinden; eben so gut könnte man den Seefahrer anklagen, der seine Masten kappt, um nicht zu scheitern. Die Thatsache ist, daß das Vaterland ohne uns verloren gewesen wäre und daß wir es gerettet haben. Daher sollten auch die Urheber, die großen Urheber dieses merkwürdigen Staatsstreichs, statt der Ableugnungen und Rechtfertigungen, sich nach dem Beispiele jenes Römers begnügen, ihren Anklägern mit Stolz zu antworten: „Wir haben das Vaterland gerettet, kommt und laßt uns den Göttern Dank sagen!“ Und ganz gewiß haben diejenigen, die zu jener Zeit an dem politischen Wirbel Theil genommen, um so weniger das Recht, sich mit Grund aufzulehnen, da Alle über die Unerläßlichkeit einer Veränderung übereinkamen, Alle sie wollten und jeder sie mit seiner Partei zu bewerkstelligen suchte. Ich bewirkte die meinige mit Hülfe der Gemäßigten. Das plötzliche Ende der Anarchie, die unverzügliche Rückkehr der Eintracht, der Ordnung, der Kraft und des Ruhmes waren die Ergebnisse. Würde die von den Jacobinern oder den Unmoralischen \*) bewirkte Veränderung dieselben Folgen gehabt haben? Es ist erlaubt, mit Nein zu antworten. Indessen ist es darum nicht weniger natürlich,

---

\*) Napoleon bezeichnete die drei aus der Revolution hervorgegangenen Parteien, die sich damals um die oberste Gewalt stritten, so: „Die Reitschule (die Jacobiner), zu deren Hauptern ein sehr bekannter General (Bernadotte, Jourdan und Augereau waren Mitglieder) gehörte, die Gemäßigten unter Sieyès' Leitung, und die Ungefalteten mit Barras an der Spitze.“ Er fügt hinzu, daß ihm die Jacobiner die Dictatur angeboten hätten, und daß er sie ausgeschlagen, weil er vorausgesehen, daß er, nachdem er mit ihnen gesiegt, bald über sie hätte siegen müssen.

daß sie darüber unzufrieden geworden sind und lautes Geschrei erhoben haben. Erst ferneren Zeiten, erst weniger betheiligten Menschen kommt es zu, über diese große Begebenheit ein vorurtheilsfreies Urtheil zu fällen.“

Die gleichzeitigen Republikaner vermochten den Staatsstreich, der sie getroffen, natürlich nicht vorurtheilsfrei zu beurtheilen. Ihre Erbitterung beunruhigte die neue Regierung, welche einen Augenblick damit umging, einige ihrer Häupter zu ächten. Indessen kamen die zu einem solchen Ostracismus ausersehenen Bürger damit davon, daß sie unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden.

Um von der Unordnung, welche in Frankreich unter dem Directorium, als Bonaparte ihm die Gewalt entriß, herrschte, einen vollständigen Begriff zu geben, genügt es zu sagen, daß, als der Consul einen Courier an Championnet, der in Italien befehligte, senden wollte, man in dem öffentlichen Schatz nicht so viel Geld fand, um die Reisekosten zu bestreiten; daß er ferner die Bestandslisten der Armeen haben wollte, aber Commissarien an Ort und Stelle senden mußte, weil in den Kanzleien des Kriegsministeriums keine Listen vorzufinden waren. „Geben Sie mir wenigstens,“ gebot Bonaparte den Beamten, „die Soldliste; die müssen Sie doch haben, und sie wird zum Zwecke führen.“ — „Wir bezahlen die Armee nicht,“ war die Antwort.

Gleich bei der ersten Sitzung der Consularcommission fragte Sieyès, welcher sich schmeichelte, wegen seines Alters und seiner politischen Verdienste von seinem jungen Amtsgenossen, auf den er eifersüchtiger als je war, einen Beweis der Rücksicht zu erhalten: „Wer von uns wird den Vorsitz führen?“ Das sollte seine Collegen nöthigen, ihm diese Ehre zu überlassen. Aber die Gewalt der Dinge trug über die Artigkeit den Sieg davon, denn Roger Ducos antwortete lebhaft: „Sehen Sie nicht, daß der General den Vorsitz führt?“ Sieyès, der ganz mit Metaphysik gepanzert war, dachte nicht im Entferntesten daran, daß ein junger Krieger, der aus dem Lager kam und dessen militairische Studien und Arbeiten sein ganzes Dasein ausgefüllt zu haben schienen, ihm, dem alten Geschlechter, von dem man, wie von Bayne, mit Recht sagte, daß er stets eine Constitution bei sich in der Tasche führe, den

Ruhm streitig machen könne, neue Regierungsformen zu erfinden. Er brachte daher kühn die Frucht seines langen Nachdenkens zu Markte; als er aber einen Großwähler vorschlug, der zu Versailles mit einem Einkommen von sechs Millionen residiren und weiter nichts zu thun haben solle, als zwei Consuln zu ernennen, deren Wahl der Senat nach Willkür vernichten und den Wähler selbst absorbiren konnte, brach Bonaparte in ein Gelächter aus und säbelte, wie er sich selbst ausdrückte, die metaphysischen Spielereien seines Collegen zusammen. Sieyes, eben so furchtsam, wenn er auf ernstern Widerstand stieß, als eitel, vertheidigte sich schlecht. Er wollte seine Schöpfung durch einen Vergleich mit dem Königthume rechtfertigen. „Da nehmen Sie ja,“ erwiderte der General, „den Mißbrauch für das Princip, den Schatten für den Körper. Und wie können Sie denn glauben, daß ein Mann von einigem Talent und etwas Ehrgefühl sich dazu hergeben werde, ein mit Millionen gemästetes Schwein vorzustellen?“

Von diesem Augenblicke an war der Bruch zwischen dem Krieger und dem Metaphysiker entschieden, und Beide sahen ein, daß sie nicht lange mehr eines Weges wandeln könnten. Die Verfassung des Jahres VIII wurde verkündet. Sie führte ein Scheinbild einer zwischen dem Senat, dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper getheilten Nationalrepräsentation ein, während die wahrhafte Repräsentation in dem Consulate oder vielmehr in dem ersten Consul concentrirt war. So wie Bonaparte zu diesem höchsten Posten gelangt war, entledigte er sich Sieyes', indem sich dieser mittelst einer Nationaldotation abfinden ließ. Er entfernte auch Roger Ducos, der seine natürliche Ruhestelle im Senate fand, und wählte Cambaceres und Lebrun zu seinen neuen Collegen.

Die ersten Maßregeln des Senats konnten nur gutmachende sein. Die Gesetze in Betreff der Geiseln und der gezwungenen Anleihen wurden abgeschafft. Duldung trat an die Stelle der Verfolgung; die zur obersten Gewalt gelangte Philosophie gestattete den Gläubigen, ihre Priester zurückzurufen und ihre Altäre wieder aufzurichten. Die Emigranten und Geächteten aller Meinungen und Epochen kehrten zurück; unter ihnen trat Carnot aus der Verbannung in das Institut und in das Ministerium.

Bonaparte behielt in den ersten Zeiten seiner obersten Gewalt und während er noch im Luxemburg residirte, die ganze Einfachheit des Geschmacks, des Benehmens und Lebens bei, die in seiner Natur lag und die er während seines Oberbefehls über Heere niemals verloren hatte. Er war sehr mäßig, fühlte aber doch schon, daß er einst ein starker Esser werden, daß seine Magerkeit verschwinden und Wohlbeleichtheit an ihre Stelle treten werde. Die warmen Bäder, die er sehr häufig nahm, waren vielleicht nicht ohne Einfluß auf diese Veränderung. Von den vierundzwanzig Stunden des Tags schlief er sieben, und gebot stets, ihn nur in dem Falle zu wecken, wenn schlimme Nachrichten einkommen sollten. „Bei guten Nachrichten,“ pflegte er zu sagen, „hat es niemals Eile, während man bei schlimmen keinen Augenblick verlieren darf.“ Trotz des ziemlich bürgerlichen Lebens, welches Napoleon in seinem Consularpalaste führte, empfing er doch täglich die berühmten Männer jener Epoche, und Josephine machte die Honneurs seines Salons mit dem ganzen Anstande und der Anmuth einer großen Dame der alten französischen Gesellschaft. Hier war es, wo jene Ausdrücke der Artigkeit und Höflichkeit, die der republikanische Rigorismus aus dem Umgange verbannt hatte, sich trotz der auf ihnen lastenden Achtung wieder zeigten; der „Herr“ suchte auf Unkosten des „Bürgers“ neuerdings in Schwung zu kommen. Der erste Consul, fast immer in Gedanken vertieft, nahm selten an den witzigen Unterhaltungen und dem angenehmen Zeitvertreibe des glänzenden Circels, der sich um ihn zu bilden anfing, Theil. Doch überkam ihn zuweilen die gute Laune, und dann bewies er durch den Reiz, die Lebendigkeit, ja selbst die Fülle seiner Worte, daß er liebenswürdig sein konnte, wenn er wollte. Er wollte es aber selten sein, und vor Allem hatten die Damen Ursache, sich über diesen Mangel an gutem Willen zu beklagen.

Dem Anscheine nach schroff und zornmüthig, verbarg Bonaparte unter diesem Anschein von Rauheit eine den lieblichsten Gefühlen und den sanftesten Gemüthsbewegungen zugängliche Seele. So ernst und düster, so rauh und heftig, so strenge und unerbittlich er auch unter dem Einflusse seiner politischen Ideen und als Mann der Staatsgewalt war, eben so große Sanftmuth, Innigkeit, Bärtlichkeit und Freund-

lichkeit zeigte er in den vertrauten Verhältnissen des Privatlebens. Zum Beweis dessen führen wir am besten das Bruchstück eines Briefes an, den er im Jahre III an seinen Bruder Joseph schrieb: „Zu welchen Ereignissen uns auch das Geschick fortreißen mag, du weißt wohl, mein Lieber, daß du keinen bessern Freund, keinen, dem du theurer bist und der aufrichtiger dein Glück wünscht, haben kannst als mich. Das Leben ist ein leichter Traum, der zerrinnt. Wenn du scheidest und glaubst, es werde für einige Zeit sein, so schicke mir dein Bildniß. Wir haben mit einander so viele Jahre in so inniger Vereinigung gelebt, daß sich unsere Herzen verschmolzen haben, und du weißt besser als jeder Andere, wie sehr das meinige dir angehört; ich empfinde, indem ich diese Zeilen niederschreibe, eine Gemüthsbewegung, wie sie mich selten in meinem Leben angewandelt hat; ich fühle, daß wir uns lange nicht wiedersehen werden, und bin außer Stande, meinen Brief fortzusetzen.“

Seine Mutter pflegte von Napoleon, als er schon den Gipfel der Macht erreicht hatte, zu sagen: „Der Kaiser hat leicht machen, er ist gut.“ Dasselbe Zeugniß ertheilt ihm Bourienne, obgleich er behauptet, Napoleon habe nicht an die Freundschaft geglaubt und sogar erklärt, daß er Niemanden liebe. Dieser Widerspruch hebt sich durch die Verschiedenheit der Stellung: der Staatsmann darf keine persönlichen Neigungen haben; als solcher, in der Sphäre der allgemeinen Interessen, die auf ihm ruhten, sagte Napoleon, daß er Niemanden liebe. Außerhalb der Politik aber ließ er den Rechten der Natur ihre volle Macht; man hat gesehen, daß er selbst auf den Schlachtfeldern die Freude und die Trunkenheit des Siegs durch eine Rückkehr zu jenen Gefühlen dämpfte, die das Kriegshandwerk ersticken oder beschränken muß. Während der italienischen Feldzüge ritt er einst nach einem blutigen Treffen mit seinem Generalstabe mitten zwischen den Todten und Verwundeten hin, und seine vom Sieg berauschten Offiziere überließen sich den Ausbrüchen einer Freude, welche durch die mehr oder minder herzzerreißenden Scenen, die sie beständig vor Augen hatten, nicht gezügelt werden konnte. Da gewahrte der siegreiche Feldherr einen Hund, der neben der Leiche eines österreichischen Soldaten heulte: „Sehen Sie, meine



Herren," rief er ihnen zu, „dieser Hund ertheilt uns in der Menschlichkeit eine Lehre.“

Ob schon die neue Verfassung die vollziehende Gewalt drei Consuln übertrug, so wußte doch die ganze Welt, daß nur ein einziger regiere; Cambaceres und Lebrun glichen von dem Zeitpunkte ihrer Ernennung an eher zwei Zeugen, wie sich Bourienne ausdrückt, als zwei Collegen Bonaparte's. Die Monarchie war daher der Thatfache nach unter dem Titel einer Republik wieder hergestellt. Der erste Consul that Alles und mußte Alles thun, was man ein Recht hatte von der Quelle seiner Macht, von der Ueberlegenheit seines Charakters und von der Gewalt der Umstände zu erwarten. Talleyrand hatte ihn richtig errathen und schon am ersten Tage, wo er sich einfand, um mit Bonaparte als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu arbeiten, als vorausgreifender und gewandter Höflichling in dem Sinne gesprochen. „Bürger Consul," redete er ihn an, „Sie haben mir das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut und ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen; aber ich glaube Ihnen schon jetzt erklären zu müssen, daß ich nur mit Ihnen arbeiten will. Das hat seinen Grund keineswegs in irgend einem eiteln Stolze von meiner Seite, ich spreche lediglich in Frankreichs Interesse: damit es gut regiert werde, damit Einheit der Handlung vorhanden sei, müssen Sie der erste Consul sein, muß der erste Consul in seiner Hand Alles vereinigen, was unmittelbar auf die Politik Bezug hat, folglich die Ministerien des Innern und der Polizei für die inneren, mein Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten, endlich zwei große Mittel der Ausführung, den Krieg und die Marine. Es würde daher vollkommen angemessen sein, daß die Minister dieser fünf Fächer nur mit Ihnen arbeiteten. Die Verwaltung der Gerechtigkeit und die gute Ordnung der Finanzen hängen zwar mit der Politik durch eine Menge Bande zusammen, jedoch nicht so enge. Wenn Sie mir es erlauben, General, so füge ich hinzu, daß es angemessen sein dürfte, dem zweiten Consul, der ein sehr geschickter Rechtsgelehrter ist, die Justiz und dem dritten Consul, der große Kenntnisse im Finanzwesen hat, die Finanzen zu überlassen. Das wird sie beschäftigen, wird sie vergnügen, und Sie, General, die Sie alle

Lebenstheile der Regierung zu Ihrer Verfügung haben, werden das große Ziel, das Sie sich vorgesetzt haben, die Wiedergeburt Frankreichs, erreichen.“ „Wissen Sie,“ sagte Bonaparte zu seinem Secretair, nachdem sich der Minister heurlaubt hatte, „daß Talleyrand gut zu rathen versteht. Er ist ein Mann von großem Verstande. Er ist nicht ungeschickt, er hat mich erfaßt. Was er mir rieth, das habe ich, wie Sie wohl wissen, Lust zu thun. Aber noch ein Schlag ist nothwendig; er hat recht; man schreitet schneller, wenn man allein ist. Lebrun ist ein redlicher Mann, aber es steckt keine Politik in seinem Kopfe, er schreibt Bücher; Cambaceres vereinigt in sich zu viele Ueberlieferungen der Revolution. Meine Regierung muß eine durchaus neue Regierung sein!“

Wohl muß dieser wesentliche Charakter der Neuheit von aller Welt instinctmäßig begriffen worden sein, weil einerseits die Freunde der Revolution der consularischen Regierung, obschon sie auf den Trümmern der republikanischen Verfassung des Jahres III erhoben worden war, in Masse zuzubelten, und weil andererseits der der alten Regierungsform zugethane Theil der Bevölkerung seine Zustimmung der neuen Staatsgewalt versagte, obschon so viele versöhnende und kluge Handlungen deren Einföhrung bezeichnet hatten.

In der Besorgniß, daß Hartnäckigkeit jenes Theils der Bevölkerung, welcher dem Königthume anhing und der Einföhrung der neuen Staatsgewalt seine Zustimmung versagt hatte, den Bürgerkrieg im Westen neuerdings aufache, erließ der erste Consul zuerst eine Proclamation an die Bewohner jener Gegenden, um sie gegen die Aufhebungen der englischen Agenten zu warnen. Diese Maßregel, unterstützt durch eine Armee von sechzigtausend Mann, erzielte glückliche Ergebnisse und beugte einer allgemeinen Schilderhebung vor. Die royalistischen Häuptlinge indessen, in ihrer Beharrlichkeit durch persönliche Ueberzeugung und Ermunterung vom Auslande unterstützt, blieben unter den Waffen, stets bereit den Kampf wieder zu beginnen. Bonaparte charakterisirte mit seiner gewöhnlichen Energie diese halbstarrigen Aufheber des royalistischen Aufruhrs und überlieferte sie in einer Proclamation der Verachtung der Nation und der Rache der Armee. Die Royalisten begriffen, daß die Zeit des Bürgerkriegs vorüber sei, daß sie gegen den

neuen Vertreter der Revolution keinen Feldzug führen, keine Schlacht liefern könnten, und mußten sich darein ergeben, die Geschichte der Vendée zu schließen.

Die halsstarrigen Feinde der Republik im Zaum halten oder bestrafen, ihre unerschrockenen Vertheidiger belohnen, das war die doppelte Aufgabe, welche Bonaparte mit unerschütterlicher Beharrlichkeit und strenger Gerechtigkeit löste. Da er wußte, wie sehr das Verdienst ausgezeichnet zu werden liebe, wie sehr es selbst durch Schätzung gewinne, vertheilte er hundert Ehrensäbel unter die Soldaten, welche durch Heldenthaten hervorragten. Das Volk, welches solche, einst nur der Geburt vorbehaltenen Ehrenzeichen an die Tapferkeit vergeben sah, zollte der Vertheilung Beifall, weil sie, weit entfernt die Gleichheit zu verletzen, zu deren Gunsten es die Revolution gemacht hatte, sie vielmehr auf die unerschütterliche Grundlage der Gerechtigkeit, die verhältnißmäßige Belohnung der Verdienste und Tugenden, gründete. Eine Denkschrift, die er zu jener Zeit von einem Grenadiersergeanten, Namens Nune, erhielt, gab ihm zu folgender Antwort Gelegenheit: „Ich habe Ihr Schreiben erhalten, tapferer Kamerad; Sie hatten nicht nöthig, von Ihren Thaten zu mir zu sprechen, ich kenne sie alle. Sie sind seit dem Tode des wackern Benazette der tapferste Grenadier der Armee. Sie haben einen der hundert Ehrensäbel erhalten, welche ich an die Armee vertheilte; alle Soldaten stimmten überein, daß Sie ihn am meisten verdienten. Ich wünsche sehr, Sie wiederzusehen; der Kriegsminister ertheilt Ihnen den Befehl, nach Paris zu kommen.“

Der erste Consul ermunterte die Gelehrten und Künstler auf jede Weise, und die durch bürgerliche Zwietracht gelähmte Nationalindustrie nahm unter seiner Regierung einen Aufschwung, den sie bisher niemals gekannt hatte. Die Bank von Frankreich wurde gestiftet; das von dem Institute ausgearbeitete System der Maße und Gewichte erhielt die Sanction der Gesetzgebung, kurz Bonaparte verwirklichte als Oberhaupt der französischen Regierung Alles, was er erdacht, gewollt und ahnen hatte lassen, als er nur noch republikanischer General war und darnach geizte, das Nationalmuseum zu bereichern, die Professoren zu befragen, die Gelehrten an die Spitze seines Generalstabs zu stellen und

sich der Achtung der Völker weit mehr durch seinen Titel als Mitglied des Instituts, als durch den des obersten Befehlshabers der Armee zu empfehlen.

Der Consul schätzte sich um so glücklicher, bei den intellectuellen Eroberungen an der Spitze stehen und die Fortschritte der Wissenschaften befördern zu können, als er selbst in seiner Jugend auf wissenschaftlichen Ruhm sein Augenmerk geworfen und geträumt hatte, Newton zu übertreffen. „Als ich jung war,“ sagte er, „hatte ich mir in den Kopf gesetzt, ein Erfinder, ein Newton zu werden.“ Geoffroy Saint-Hilaire erzählt, er habe ihn sagen hören: „Das Kriegshandwerk ist mein Beruf geworden, aber es war nicht meine Wahl, die Umstände haben mich hineingerissen.“ In den letzten Stunden seines Aufenthalts zu Cairo, als Monge mit Affectation Lagrange's Ausspruch wiederholte: „Niemand wird den Ruhm Newton's erreichen, es gab nur Eine Welt zu entdecken!“ rief er lebhaft aus: „Was habe ich gehört? Aber die Welt des Kleinen! Wer hat jemals an diese andere Welt gedacht? Ich habe an sie schon als junger Mensch von funfzehn Jahren geglaubt. Wer hat auf den Charakter der Wirksamkeit und Anziehung auf sehr kurze Entfernung, der Thätigkeit der kleinsten Atome geachtet, die wir doch auf irgend eine Weise nothwendig empfinden?“

Unter der Last seiner kriegerischen Beschäftigungen und inmitten der täglichen Triumphhe, die seine Feldzüge in Italien bezeichneten, blieb er stets seinem Geschmaek getreu und hörte nicht auf, die politische Vergrößerung Frankreichs und die wissenschaftliche Ausbeute im Interesse der allgemeinen Civilisation gleichen Schritt gehen zu lassen. In Pavia unterredete er sich mit dem großen Physiologen Scarpa. Im Jahre 1801 hatte er mehrere Besprechungen mit dem Physiker Volta, den er mit Geschenken und Ehrenstellen überhäufte. Im Jahre 1802 schrieb er einen Preis von 60,000 Franken für Denjenigen aus, welcher durch Entdeckungen und Experimente die Electricität und den Galvanismus um einen solchen Schritt vorwärts bringen würde, wie es Franklin und Volta in Betreff der Wissenschaft von diesen beiden Naturkräften gethan. Auch verlangte er von dem Institut eine Darstellung der Fortschritte, welche in Folge der Revolution bisher in den Künsten,

in der schönen Literatur und in den Wissenschaften gemacht worden. Genier wurde mit dem die schöne Literatur betreffenden Theile dieser Arbeit beauftragt.

Innigst wünschte der erste Consul den äußern Frieden, um durch ihn die Wohlthaten, die seine Gelangung zur höchsten Gewalt bereits bezeichnet hatten, zu vervollständigen. Zu diesem Zwecke richtete er am 26. December 1799, folglich in den ersten Tagen seiner Einsetzung in das Consulat mit Cambaceres und Lebrun, nachstehendes Schreiben unmittelbar an den König von England:

Bonaparte, erster Consul der Republik, an Seine Majestät den König von Großbritannien und Irland.

„Durch die Stimme der französischen Nation zur obersten Staatsstelle der Republik berufen, halte ich es, indem ich mein Amt antrete, für angemessen, dies Eurer Majestät unmittelbar zu wissen zu thun. Soll der Krieg, der seit acht Jahren einen Welttheil verwüstet, ewig dauern? Soll es wirklich kein Mittel geben, sich zu verständigen? Wie mögen die zwei aufgeklärtesten Nationen von Europa, welche beide mächtiger und stärker sind, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit verlangt, den Ideen einer eiteln Größe das Wohl des Handels, die innere Wohlfahrt und das Glück der Familien aufopfern? Wie mögen sie nicht fühlen, daß der Friede das erste Bedürfniß wie der höchste Ruhm sei? Solche Gefühle können dem Herzen Eurer Majestät, die Sie über ein freies Volk mit dem einzigen Zwecke, es glücklich zu machen, regieren, nicht fremd sein. Eure Majestät werden in dieser Eröffnung nichts Anderes erblicken als meinen aufrichtigen Wunsch, zum zweiten Male durch einen schnellen Schritt, voll Vertrauen, frei von jenen Formen, welche vielleicht nothwendig sind, die Abhängigkeit schwacher Staaten zu verschleiern, die aber bei starken nur den Wunsch verhehlen, sich gegenseitig zu täuschen, zum allgemeinen Frieden wirksam beizutragen. Frankreich und England können durch den Mißbrauch ihrer Kräfte zum Unglück aller Völker noch lange deren Erschöpfung verzögern; aber ich wage zu sagen, daß das Schicksal aller civilisirten

Nationen von dem Ende eines Kriegs abhängt, der die ganze Welt umfaßt. Bonaparte.“

Das war keine eitle Schaugebung von Mäßigung und Philanthropie. Wenn Bonaparte die Fortsetzung des Kriegs gewünscht und, wie man ihm so oft vorgeworfen hat, nur den Krieg geliebt hätte, so nöthigte ihn nichts zu diesem unmittelbaren und dringenden Schritt bei dem König von England. Mit welcher Offenheit, welcher Würde, welcher Gemessenheit spricht er nicht von seiner Verachtung der diplomatischen Formen! Leicht erkennt man in einer solchen Sprache das Kind der Demokratie, den Bewahrer der Interessen der Revolution. Daher weigerte sich auch der alte Monarch, in die Neuerung zu willigen, welche das Oberhaupt der Republik in den diplomatischen Verkehr einzuführen versuchte, ließ durch Lord Grenville antworten, daß die unmittelbare Correspondenz, die der erste Consul begonnen, der englischen Constitution nicht zusage, und beauftragte diesen Minister zu einer Note voll Beschuldigungen gegen Frankreich. Bonaparte sah ein, daß es, um diesen halsstarrigen Feind der Wiedergeburt Frankreichs zum Frieden zu zwingen, anderer Dinge bedürfe als einer Berufung auf Vermunft und Edelmut. Aber er wünschte nicht, zwei so mächtige Gegner, wie die Höfe von London und Wien, zugleich auf dem Nacken zu haben, und machte daher in der Absicht, den einen oder den andern von dem Bunde gegen Frankreich abzugeben, beiden Eröffnungen. Seine Bemühungen waren nach allen Seiten fruchtlos. Der Widerwille, den die auswärtigen Höfe gegen das französische Volk seit dem Beginn der Revolution gefaßt hatten, war zu stark, um etwas Anderem als dem Siege und der Nothwendigkeit zu weichen.

---

## Elftes Capitel.

Verlegung der Residenz der Consuln nach den Tuilerien. Neuer Feldzug in Italien. Schlacht von Marengo. Nationalfest.

Dem ersten Consul war zwar jeder Brunk lästig, aber er kannte die Wichtigkeit der Formen und Neußerlichkeiten zu genau, um nicht seine Regierung mit Allem zu umgeben, was deren Glanz in den Augen des Volks erhöhen konnte. Der Palast Luxemburg war die Wohnung einer schwachen Gewalt gewesen, welche aus den revolutionären Versammlungen hervorgegangen und inmitten des freudigen Jubels Frankreichs unter der Last des öffentlichen Unwillens zusammengebrochen war: das genügte, daß Bonaparte sich in einem solchen Aufenthaltsorte nicht wohl fühlte. Was zur luxuriösen Behausung einer wesentlich provisorischen Regierung, deren kurzes Dasein nur eine einzige Epoche der Spaltungen, Schändlichkeiten und Unglücksfälle bildete, hingereicht hatte, konnte einer Regierung nicht zusagen, die in sich Einheit und Kraft fühlte, die zur Macht und zum Ruhme Dauer zu fügen strebte. Der Consul bedurfte des Palastes der Könige, weil er in der That ihre Macht ausübte; nur in den Tuilerien, welche in den Erinnerungen der Nation als der natürliche Sitz des Staatsoberhauptes und als eine Art von Regierungsheiligthum geweiht waren, konnte Bonaparte residiren. Hatte man etwa zu fürchten, daß der Schatten der alten Monarchie ihm eingeben werde, ihr Gebäude wiederherstellen zu wollen? Das streuten in der That die eifersüchtigen Republikaner aus; aber auch die Convention und der Wohlfahrtsausschuß hatten in der königlichen Wohnung ihre Sitzungen gehalten, und wahrlich, ihr Aufenthalt in diesem Palaste mußte zu seiner revolutionären Weihe genügen.

Nachdem der Consul einmal den Entschluß gefaßt, wurde sein Umzug in die neue Residenz auf den 19. Januar 1800 festgesetzt. Als dieser Tag erschien, sagte er zu seinem Secretair: „Heute werden wir also in den Tuilerien schlafen. Ich muß in großem Zuge hin; das ist mir lästig; aber man muß zu den Augen sprechen, denn das macht gute Wirkung auf das Volk. Das Directorium war zu einfach, es genoß

daher auch keiner Achtung. Bei der Armee ist Einfachheit am Plage; aber in einer großen Stadt, in einem Palaste muß das Haupt einer Regierung durch alle möglichen Mittel die Blicke auf sich zu ziehen suchen.“ Um ein Uhr Mittags verließ Bonaparte das Luxemburg mit einem mehr imposanten als prächtigen Geleite, dessen Hauptpomp die schöne Haltung der Truppen bildete. Jedes Corps hatte seine Musik an der Spitze; die Generale und ihr Stab waren zu Pferde und das Volk drängte sich schaaarenweise auf ihren Weg, um sich die Helden so vieler Schlachten, die Auswahl jener Krieger, deren Namen ihm durch die unsterblichen Feldzüge der Revolution so bekannt geworden waren, zeigen zu lassen, sie zu sehen und zu bewundern. Aber unter ihnen suchte es vor Allen jenen, der heute über sie durch seine Macht nur emporragte, weil er ihnen stets durch sein Genie und seine Dienste überlegen gewesen war, den Mann, der in sich den kriegerischen Ruhm der ganzen Zeit vereinigte und an dessen Glück Frankreich mit Stolz sein eigenes Geschick knüpfte. Alle Blicke waren auf den ersten Consul gerichtet, dessen Wagen mit den sechs herrlichen Schimmeln bespannt war, die ihm der deutsche Kaiser nach dem Friedensschlusse von Campo-Formio zum Geschenke gemacht hatte. Cambaceres und Lebrun schienen nur die Kämmerlinge ihres Collegen zu sein. Der Zug bewegte sich durch einen großen Theil von Paris, und der Anblick Bonaparte's erregte allenthalben den lebhaftesten Enthusiasmus, „welcher damals,“ wie Bourienne sagt, „nicht durch die Polizei befohlen zu werden brauchte.“

Nachdem der erste Consul im Schlosse angelangt war, hielt er, zwischen Lannes und Murat reitend, Heerschau. Als die 96., die 43. und die 30. Halbbrigade vorbeimarschirten, zog er seinen Hut und verneigte sich aus Achtung vor ihren von feindlichen Kugeln zerrissenen und von Pulverdampf geschwärzten Fahnen. Nach Beendigung der Heerschau nahm er ohne Prunk von der alten Königsburg Besitz. Um indessen den Verdacht einer zu schnellen Herstellung der Monarchie zu entfernen, wollte er, daß die königliche Wohnung nur unter dem Titel Regierungspalast die seinige werde; und um die Reizbarkeit der Republikaner so sehr als möglich zu schonen, nahm er mit sich in seine neue Residenz eine Menge Bildnisse und Standbilder jener großen Männer



des Alterthums, deren Andenken den Freunden der Freiheit theuer war. David wurde unter andern beauftragt, seinen Junius Brutus in einer der Galerien der neuen Consularwohnung aufzustellen. Auch wurde daselbst eine Büste des jüngern Brutus, welche aus Italien gebracht worden, hingesezt.

Von der Zeit seiner Uebersiedelung in die Tuileries datiren sich die versöhnenden Maßregeln und die großen Anstalten, von deren einigen schon die Rede gewesen ist, wie das Decret, welches die Emigrantenliste schloß, die Organisation der Bank und der Präfecturen. Ein Ereigniß, welches die Republikaner von Amerika in Trauer versetzte, gab dem ersten Consul bald neue Gelegenheit, Kund zu thun, daß er sich, trotz seiner schnellen Belangung zur obersten Gewalt, fortwährend als das oberste Haupt einer Republik und als solches durch eine unwandelbare Sympathie an das Geschick aller freien Völker gebunden betrachte. „Washington ist nicht mehr!“ lautete ein Tagesbefehl an alle Truppen der Republik, „dieser große Mann hat gegen die Tyrannei gekämpft und die Freiheit seines Vaterlandes befestigt; sein Andenken wird dem französischen Volke, so wie allen freien Männern beider Welten, und insbesondere den französischen Soldaten, welche sich gleich ihm und den amerikanischen Soldaten für die Freiheit und Gleichheit schlagen, immerwährend theuer bleiben. Der erste Consul befehlt daher, daß alle Fahnen und Standarten der Republik zwölf Tage hindurch mit schwarzem Flor umhangen sein sollen.“ Am demselben Tage verkündeten die Consuln das Ergebnis der Abstimmung über die neue Verfassungsurkunde. Von drei Millionen zwölftausend fünfshundert neun- undsechzig Stimmenden hatten funfzehnhundert zweiundsechzig die Verfassung verworfen, drei Millionen elftausend siebenhundert sie angenommen.

Inzwischen hatte die Regierung Nachrichten von der Armee von Aegypten erhalten. Sie waren an das Directorium überschrieben, und Kleber schonte in ihnen Bonaparte keineswegs, beschuldigte ihn vielmehr, die Armee in Noth und Entblößung verlassen zu haben. Der erste Consul, der die Depeschen erbrach, schätzte sich glücklich, daß sie in seine Hände gefallen waren. Unfähig, seinem persönlichen Aerger

das zum Opfer zu bringen, was die allgemeinen Interessen Frankreichs von ihm forderten, antwortete er Kleber als Mann, der sich zu beherrschen und dadurch zu zeigen weiß, wie würdig er sei, Andern zu gebieten. Seine Antwort war eine an die Armee des Orients gerichtete Proclamation, die gewiß bewunderungswürdig abgefaßt war, um den Inhalt der aus Aegypten kürzlich eingetroffenen Berichte zu verbergen. Sie lautete:

„Soldaten! Die Consuln der Republik beschäftigen sich häufig mit der Armee des Orients. Frankreich ermißt den ganzen Einfluß eurer Eroberungen auf die Wiederherstellung seines Handels und auf die Civilisation der Welt. Ganz Europa sieht auf euch und ich bin oft in Gedanken bei euch. In welche Lage euch auch die Wechselfälle des Kriegs versetzen mögen, bleibt die Soldaten von Rivoli und Abukir, und ihr werdet unbezwinglich sein. Schenket Kleber das grenzenlose Vertrauen, das ihr in mich setzt; er verdient es. Soldaten, gedenkt des Tags, wo ihr sieggekrönt den heiligen Boden des Vaterlands betreten werdet, er wird ein Tag des Ruhms für die ganze Nation sein!“

Inzwischen hatte der Wiener Hof, nachdem er aus der Niedergeschlagenheit, in welche ihn die Erfolge der französischen Waffen versetzt, wieder erwacht war, abermals seinem eingewurzeltten Hass gegen die französische Republik nachgegeben, sich mit der feindseligen Politik des englischen Cabinets enger als je verbündet und alle Friedensanträge Bonaparte's zurückgewiesen. Dieser ordnete anfangs die Bildung einer Reservearmee von sechzigtausend Mann bei Dijon an, deren Befehl er Berthier, an dessen Stelle Carnot Kriegsminister wurde, anvertraute. Er zögerte jedoch nicht, sich selbst an die Spitze dieser Armee zu stellen, verließ Paris am 6. Mai, langte am 15. am Fuße des großen Bernhard an und bewerkstelligte den Uebergang in drei Tagen. Am 18. schrieb Bonaparte aus seinem Hauptquartier zu Martigny an den Minister des Innern und verkündigte ihm, daß dieser schwierige Uebergang bewerkstelligt sei und die ganze Armee vom 21. an auf italienischem Boden stehen werde. „Bürger Minister!“ schrieb er, „ich stehe am Fuße der großen Alpen, mitten im Walliserlande. Der Uebergang über den großen Bernhard setzte viele Schwierigkeiten entgegen, die aber alle mit

jenem Heldenmuth, der die französischen Truppen unter allen Umständen auszeichnet, besiegt worden sind. Ein Drittheil der Artillerie befindet sich schon in Italien, das Fußvolk steigt mit Macht nach diesem Lande nieder, Berthier ist in Piemont, in drei Tagen wird Alles herüber sein.“ Alles geschah in der That, wie der Consul es vorausgesehen hatte, mit Ordnung und Schnelligkeit.

Nachdem die Armee sich der Stadt Aosta bemächtigt hatte, sah sie sich durch das Fort Bard aufgehalten, welches man wegen seiner Lage auf einem Felsen für uneinnehmbar hielt, und das ein tiefes Thal, durch welches man mußte, sperrte. Um dieses Hinderniß zu überwinden, wurde außerhalb Kanonenschußweite ein Pfad, welcher dem Fußvolke und der Reiterei zum Uebergange diente, in den Felsen gehauen; die Räder der Wagen und Kanonen aber wurden mit Stroh umwickelt, und so gelangte man während einer finstern Nacht an dem Fort vorüber durch das Städtchen Bard, unter dem Feuer einer Batterie von zweiundzwanzig Geschützen, deren auf das Gerathewohl abgeschossene Kugeln jedoch den republikanischen Soldaten nur geringen Schaden zufügten.

In den ersten Tagen des Juni kam das Hauptquartier nach Mailand, von wo Bonaparte, nachdem er die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik decretirt hatte, folgende Proclamation an die Armee erließ: „Soldaten! Eines unserer Departements befand sich in der Gewalt des Feindes; Bestürzung herrschte im ganzen Norden von Frankreich; der größte Theil des ligurischen Gebiets, des treuesten Freundes der Republik, war überzogen. Die cisalpinische Republik, in dem vorigen Feldzuge vernichtet, war der Spielball einer grotesken Feudalregierung geworden. Soldaten! Ihr sehtet euch in Marsch, und schon ist das französische Gebiet befreit, schon ist in unserm Vaterlande Freude und Hoffnung an die Stelle der Bestürzung und Furcht getreten. Ihr werdet dem Volke von Genua wieder Freiheit und Unabhängigkeit geben, es wird für immer von seinen ewigen Feinden befreit werden. Ihr seid in der Hauptstadt der cisalpinischen Republik; der erschrockene Feind strebt nur noch darnach, seine Grenzen wieder zu erreichen. Ihr habt ihm seine Spitäler, seine Magazine, seine Reserveparks genommen. Der erste Act des Feldzugs ist zu Ende, Millionen Menschen sagen

euch einen Dank, den ihr täglich vernehmt. Soll man das französische Gebiet ungestraft verlegt haben? Werdet ihr die Armee, welche Bestürzung unter euren Familien verbreitet hat, in ihre Heimath zurückkehren lassen? Ich sehe euch zu den Waffen greifen. Wohlan! setzt euch zu ihrer Verfolgung in Marsch, hindert ihren Rückzug, entreißt ihr die Lorbeern, womit sie sich geschmückt hat, und belehrt dadurch die Welt, daß der Fluch auf den Wahnsinnigen lastet, welche es wagen, das Gebiet der großen Nation zu verletzen. Das Ergebniß unserer Anstrengungen wird fleckenloser Ruhm und ein fester Friede sein.“

Fleckenlosen Ruhm hatten die französische Armee und ihre Anführer seit langer Zeit erworben, es wurde ihnen aber schwerer, einen festen Frieden zu erlangen. Man war indessen am Vorabend einer jener Entscheidungsschlachten, welche auch die hartnäckigsten Feinde zwingen, ihren Haß, wenigstens für den Augenblick, zu ersticken. Am 9. Juni ging Bonaparte über den Po und schlug die Kaiserlichen bei Montebello, wo einer seiner Unterbefehlshaber, der General Lannes, seinen Namen berühmt machte. Am 14. erreichte er die Kaiserlichen abermals in den Ebenen von Marengo und ersocht einen jener großen Siege, welche die republikanischen Waffen verherrlicht haben. Wir wollen jedoch den Sieger selbst diesen unsterblichen Tag erzählen lassen:

„Nach der Schlacht von Montebello setzte sich die Armee in Marsch, um über die Siera zu gehen. Die von dem General Gardanne befehligte Vorhut stieß am 24. Prairial auf den Feind, welcher die Zugänge zur Bormida und die drei Brücken, die er bei Alessandria geschlagen hatte, vertheidigte, warf ihn und nahm ihm zwei Kanonen und hundert Gefangene ab. Die Division des Generals Gardanne langte zu gleicher Zeit am Po, Valenza gegenüber, an, um den Feind zu hindern über diesen Fluß zu gehen. Melas war demnach zwischen der Bormida und dem Po eingeschlossen. Der einzige Rückzug, der ihm nach der Schlacht von Montebello blieb, war abgeschnitten; der Feind schien keinen Plan gefaßt zu haben und alle seine Bewegungen verriethen große Unschlüssigkeit. Am 25. mit Tagesanbruch ging der Feind auf drei Brücken über die Bormida mit dem Entschlusse, sich einen Ausweg zu bahnen, drang mit Macht heran, überraschte unsere

Borhut und begann mit der größten Lebhaftigkeit die berühmte Schlacht von Marengo, welche endlich über das Schicksal Italiens und der österreichischen Armee entscheidet. Viermal zogen wir uns während der Schlacht zurück, und viermal drangen wir wieder vor. Mehr als sechzig Kanonen sind von beiden Seiten auf verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Stunden genommen und wieder verloren worden. Mehr als zwölf Cavalerieangriffe mit wechselndem Erfolge haben stattgefunden.“

„Es war drei Uhr des Nachmittags. Zehntausend Mann überflügelten unsern rechten Flügel in der herrlichen Ebene von San Giuliano und waren von einer Linie Reiterei und von vieler Artillerie unterstützt. Die Grenadiere der Consulargarde standen inmitten dieser unermesslichen Ebene wie eine Redoute von Granit; Nichts konnte sie erschüttern; Cavalerie, Infanterie, Artillerie, Alles war gegen dieses Bataillon gerichtet, doch vergeblich. Da sah man in Wahrheit, was eine Handvoll muthiger Männer vermag. Durch diesen hartnäckigen Widerstand wurde der linke Flügel des Feindes aufgehalten und unser rechter bis zur Ankunft des Generals Monnier gestützt, welcher den Flecken Castel-Ceriolo mit dem Bajonnette erstürmte. Da führte die feindliche Reiterei gegen unsern, bereits erschütterten linken Flügel eine rasche Bewegung aus, welche seinen Rückzug beschleunigte. Der Feind rückte auf der ganzen Linie vor und unterhielt einen Kartätschenhagel aus hundert Feuerschlingen.“

„Die Wege waren von Fliehenden, Verwundeten und Trümmern bedeckt. Die Schlacht schien verloren. Man ließ den Feind bis auf Flintenschußweite von San Giuliano vorrücken, wo die Division Desaix in Schlachtordnung aufgestellt war, vor ihr acht leichte Geschütze und auf den Flügeln zwei Bataillone im rechten Winkel. Die Fliehenden sammelten sich hinter ihr. Bereits beging der Feind Fehler, welche seine Niederlage voraussehen ließen. Er dehnte seine Flügel zu sehr aus. Die Gegenwart des ersten Consuls richtete den Muth der Truppen wieder auf. Kinder! rief er ihnen zu, bedenkt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten! Mit dem Geschrei: Es lebe die Republik! Es lebe der erste Consul! griff Desaix im

Sturmschritte aus dem Centrum an. Im Augenblicke war der Feind über den Haufen geworfen. Der General Kellermann der mit seiner schweren Cavaleriebrigade den ganzen Tag über die rückgängige Bewegung unseres linken Flügels geschickt hatte, führte einen Angriff mit solcher Kraft und so zur rechten Zeit aus, daß sechstausend Grenadiere und der General Zach, Chef des Generalstabes, gefangen genommen und mehrere feindliche Generale getödtet wurden. Die österreichische Cavalerie hatte eine Bewegung nach dem Centrum gemacht, um den Rückzug zu schützen. Der Brigadeführer Bessières führte an der Spitze der Freiwilligen und der Grenadiere der Garde einen Angriff mit eben so großer Schnelligkeit als Tapferkeit aus und durchbrach die Linie der feindlichen Cavalerie, was die gänzliche Niederlage ihrer Armee vervollständigte.“

„Wir haben fünfzehn Fahnen erobert, vierzig Kanonen genommen und sechs- bis achttausend Gefangene gemacht; mehr als sechstausend Feinde sind auf dem Schlachtfelde geblieben. Das neunte leichte Regiment hat sich den Beinamen des unvergleichlichen errungen. Die schwere Cavalerie und das achte Dragonerregiment haben sich mit Ruhm bedeckt. Auch unser Verlust ist beträchtlich: wir haben sechshundert Tödtete, funfzehnhundert Verwundete, und an Gefangenen neunhundert Mann verloren. Die Generale Champaux, Marmont und Boudet sind verwundet. Dem Obergeneral Berthier \*) wurden seine Kleider von Kugeln durchlöchert, mehreren seiner Adjutanten sind Pferde unter dem Leibe erschossen worden. Aber ein Verlust, der von der Armee tief empfunden und von der ganzen Republik gefühlt werden wird, verschließt unser Herz der Freude: Desaix ist beim Beginn des Angriffs seiner Division von einer Kugel getroffen worden; er starb auf der Stelle und hatte nur noch Zeit, zu dem jungen Lebrun, der bei ihm war, zu sagen: „„Gehen Sie und melden Sie dem ersten Consul, daß ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug gethan zu haben, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben.““

---

\*) Da die Consuln der Verfassung zufolge keinen Armeebefehl haben sollten, führte Berthier das nominelle Commando.

Dem General Desaix waren während seiner kriegerischen Laufbahn drei Pferde unter dem Leibe getödtet und er selbst dreimal verwundet worden. Erst seit drei Tagen war er im Hauptquartier eingetroffen, er dürstete nach Kampf und hatte den Abend zuvor mehrmals zu seinem Adjutanten gesagt: „Es ist lange her, daß ich nicht in Europa gefochten habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; es wird uns etwas widerfahren.“ Als man mitten im heftigsten Feuer dem ersten Consul Desaix's Tod meldete, sagte er nur: „Warum ist mir nicht gestattet zu weinen?“ Sein Leichnam wurde mit der Post nach Mailand geschafft, um dort einbalsamirt zu werden.

Zwei Tage später erließ Bonaparte aus dem Hauptquartier Torre di Garafola folgendes Schreiben an seine beiden Consulargenossen: „Am Morgen nach der Schlacht von Marengo, Bürger Consuln! schickte der General Melas an die Vorposten und ließ anfragen, ob er mir einen Unterhändler senden dürfe. Im Laufe des Tags wurde die Convention abgeschlossen, deren Abschrift beiliegt. In der Nacht wurde sie von den Generalen Berthier und Melas unterzeichnet. Ich hoffe, das französische Volk wird mit seiner Armee zufrieden sein.“

Die Schlacht von Marengo überlieferte Frankreich Piemont und die Lombardei. Der erste Consul verweilte nur kurze Zeit in Italien. Zu Mailand empfing ihn das Volk mit Enthusiasmus, und selbst die Priester stimmten in den allgemeinen Jubel ein. Um sich ihre Unterstützung zu sichern, sprach Bonaparte so zu der Geistlichkeit der Hauptstadt: „Ich betrachte euch als Diener einer Religion, welche auch die meinige ist, wie meine theuersten Freunde; ich erkläre euch, daß ich jeden, der es wagen sollte, unserer gemeinsamen Religion die geringste Beschimpfung oder euern geheiligten Personen die mindeste Beleidigung zuzufügen, als einen Störer der öffentlichen Ruhe ansehen und als solchen mit den härtesten und exemplarischen Strafen, wenn es sein muß, sogar mit der Todesstrafe belegen werde. Die neueren Philosophen haben sich alle ersinnliche Mühe gegeben, Frankreich zu überreden, die katholische Religion sei die unverföhnlichste Feindin jedes demokratischen Systems, jeder republikanischen Regierungsform: daher kam jene grausame Verfolgung, welche die französische Republik über die Religion und

ihre Diener verhängt hat, daher stammen alle Greuel, denen dieses unglückliche Volk überliefert worden ist. Auch ich bin Philosoph, fühle aber, daß in keinem Staate, er möge wie immer beschaffen sein, ein Mensch für tugendhaft und gerecht gelten kann, der nicht weiß, woher er kommt und wohin er geht. Die Vernunft allein vermag uns hierüber kein Licht zu geben; ohne die Religion wandelt man beständig in der Finsterniß und die katholische ist die einzige, die dem Menschen sichere und untrügliche Aufschlüsse über seinen Ursprung und sein letztes Ziel gibt.“

Ob schon in religiösen Dingen gleichgültig, wie dies sein Benehmen zu Cairo außer Zweifel stellt, war Napoleon doch nichts weniger als irreligiös. „Meine Vernunft,“ sagte er, „hält mich im Unglauben über viele Dinge; aber die Eindrücke meiner Kindheit und die Eingebungen meiner frühesten Jugend schleudern mich in die Ungewißheit zurück.“ Vor Allem beherrschte ihn aber die Idee der politischen Nothwendigkeit der Religion. Das Memorial von St. Helena, die Memoiren Napoleon's, der Doctor O'Meara, Pelet de la Lozère und Thibaudeau bestätigen dies in gleichem Grade. „Ich erblicke in der Religion,“ sagte er, „keineswegs das Mystorium der Menschwerdung, wohl aber das der gesellschaftlichen Ordnung; sie knüpft an den Himmel jene Idee der Gleichheit, welche den Armen hindert, den Reichen niederzumeßeln. Es hat weder Republiken, noch Demokratieen, noch irgend einen Staat je ohne Religion, ohne Cultus, ohne Priester gegeben.“ Dieser Anschauungsart der Religion muß man hauptsächlich die Aufnahme, welche Bonaparte der Mailänder Geistlichkeit zu Theil werden ließ, und die Rede zuschreiben, von der wir die vorzüglichsten Stellen angeführt haben.

Nachdem der erste Consul Italien in wenigen Tagen wiedererobert, eine Consulta zur Reorganisation der cisalpinischen Republik eingesetzt und die Universität von Pavia wiederhergestellt hatte, eilte er nach Frankreich zurück. Am 26. Juni ließ er die sterblichen Ueberreste des Generals Desaix auf den St. Bernhard bringen und befahl, daß daselbst dem jungen Helden ein Denkmal errichtet werde. Am 29. langte er zu Lyon an und bezeichnete seine kurze Anwesenheit durch eine



Sühnehandlung, welche ihm die Liebe dieser großen und gewerbfleißigen Stadt, in deren Schooße sein Andenken stets ein Gegenstand der Verehrung geblieben ist, verschaffte. Der Wiederaufbau der Façaden des Bellocour wurde befohlen und Bonaparte legte selbst den Grundstein. Am 3. Juli, mithin weniger als zwei Monate nach seiner Abreise von Paris, kehrte er im Triumphe, unter dem Jubel einer unermesslichen Volksmenge in diese Hauptstadt zurück. Seine erste Handlung war, die Tapferkeit seiner Waffengefährten zu belohnen.

Indeß der erste Consul in wenigen Tagen den schönsten Theil von Italien wiedereroberte, hatten Brune und Bernadotte, welche den Oberbefehl über die Armee des Westens führten, die Ruhe in der Bretagne hergestellt und ein Versöhnungsfest aller Franzosen war beschloffen worden. Durch Verfügung der Consuln wurde die Feier desselben auf den 14. Juli verlegt, damit die Nation die Wiederkehr der Eintracht und die Geburt der Freiheit in Eine Feier einschliesse, und auf daß diesem großen Feste nichts mangle, setzte man für denselben Tag die Grundsteinlegung der Departementalsäulen und der Nationalsäule fest, wovon jene in dem Hauptorte jedes Departements, diese zu Paris auf dem Vendomeplaze, und zwar sämmtlich den für Vaterland und Freiheit gefallenen Tapfern zu Ehren, errichtet werden sollten.

Das Marsfeld, welches am ersten Jahrestag der Erstürmung der Bastille die Abgeordneten aller Nationalgarden von Frankreich aufgenommen hatte, an jenem denkwürdigen Tage des Bundes, jenem Vaterlandsfeste, bei welchem Lafayette den aufkeimenden Patriotismus, Talleyrand den verscheidenden Glauben vertrat — das Marsfeld erblickte nach zehn Jahren bürgerlicher Unruhen und auswärtiger Kriege abermals die Vertheidiger der Revolution auf seiner weiten Fläche vereinigt, diesmal nicht um zu schwören, zu siegen oder zu sterben, sondern um die Abgeordneten der Armee feierlich bezeugen zu sehen, daß der Schwur der Abgeordneten der Nationalgarde glorreich erfüllt worden, daß das neue Frankreich das alte Europa besiegt habe. Offiziere von den beiden Armeen des Rheins und von Italien entfalteten vor den Consuln die dem Feinde abgenommenen Fahnen, brachten sie der Regierung als eine dem Vaterlande gezollte Huldigung dar, und Bonaparte

sprach zu den Ueberbringern die schönen Worte: „Die Fahnen, welche hier vor der Bevölkerung dieser riesenhaften Hauptstadt der Regierung überreicht werden, bezeugen das Genie der Oberbefehlshaber Moreau, Massena und Berthier, die militairischen Talente der Generale ihrer Unterbefehlshaber und die Tapferkeit der französischen Soldaten. Wenn ihr in die Lager zurückgekehrt sein werdet, so saget den Soldaten, daß das französische Volk am ersten Vendemiaire, wo wir den Gründungstag der Republik feiern werden, entweder die Verkündung des Friedens oder, wenn sich der Feind dessen hartnäckig weigert, neue Fahnen, die Früchte neuer Siege, erwarten kann!“

Dieser schöne Tag schloß mit einem Bankett, das der erste Consul den obersten Behörden der Republik gab und bei welchem er den Toast ausbrachte:

Dem 14. Juli und dem französischen Volke, unserem Souverain!

---

## Zwölftes Capitel.

Organisation des Staatsrathes. Congress von Luneville. Gründungsfest der Republik. Republikanisches Complot. Royalistische Verschwörung. Höllemaschine.

Es mußte für den ersten Consul eine große Freude sein, daß die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Oesterreich so bald auf die Feier des 14. Juli folgte und die friedlichen Gefinnungen rechtfertigte, die er gegen die von den Armeen von Deutschland und Italien nach Paris geschickten Abgeordneten ausgesprochen hatte.

Einen Monat später beschäftigte sich Bonaparte mit der Organisation des Staatsrathes und mit der Ernennung seiner Mitglieder. Am 3. September schloß er einen Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten ab, und am 26. desselben Monates bezeichnete er auf die Weigerung des deutschen Kaisers, die

Friedenspräliminarien zu ratificiren, Luneville zum Congreßorte und schickte den General Clark als Vertreter der Republik dahin.

Das Fest am 1. Vendemiaire war nicht minder prachtwoll als das am 14. Juli. Abgeordnete aller Departementalbehörden wohnten demselben bei. Man hatte diesen Tag auch zur Grundsteinlegung des Nationalmonumentes gewählt, welches auf dem Siegesplatze dem Andenken Desaix' und Kleber's errichtet wurde, die beide an einem und demselben Tage gefallen waren, jener zu Marengo durch eine feindliche Kugel, dieser zu Cairo durch den Dolch eines Meuchelmörders. Die von den Consuln befohlene Uebertragung der Asche Turenne's in den Marstempel erhöhte gleichfalls den Glanz des Jahrestages der Gründung der Republik. Der Kriegsminister Carnot hielt bei dieser Veranlassung eine Rede, und kein Mund war würdiger als der seinige, den unsterblichen Krieger zu feiern, dessen irdische Ueberreste Frankreich ehrte. Carnot wußte mit den Namen Kleber's und Desaix' den des tapfern und gelehrten Latour d'Auvergne zu verknüpfen, der vor Kurzem in Deutschland gefallen war und dessen Tod den Geschlechtsstamm des großen Mannes traf, dessen Andenken man eine so feierliche Huldigung darbrachte. Es war für alle Franzosen, die auf diesen Namen stolz sind, ein schöner Tag, an welchem das dankbare Vaterland in eine gemeinsame Apotheose seine berühmten Söhne aller Zeiten und Herrschaftsformen unter den Auspicien einer Regierung vereinigen durfte, die Carnot zum Minister, Bonaparte zum Oberhaupte hatte. Endlich bezeichnete auch noch die Einweihung des Prytaneums zu St. Cyr die Feier des achten Jahrestages der Gründung der republikanischen Aera.

Trotz des Brunkes der öffentlichen Staatsfeste, trotz der Bestrebungen des ersten Consuls, die argwöhnischen Patrioten nicht über die Beschaffenheit seiner geheimen Gedanken in Unruhe zu versetzen, verkündete doch die Art, wie er sich der obersten Gewalt bemächtigt, sammt den Gemüthungen, die er seitdem gezeigt hatte, seine Ungeduld, den republikanischen Einrichtungen ein Ende zu machen, zu sehr, als daß sich nicht unter den tief erbitterten Veteranen und Adepten der republikanischen Partei einige Fanatiker gefunden hätten, welche fähig waren, die Ermordung eines Mannes, der für sie nur ein Usurpator und Tyrann

war, zu erfinden und auszuführen. Der Exdeputirte Arena, der Bildhauer Gerachi, Topino-Lebrun, David's Schüler, und Damerville gehörten zu dieser Anzahl. Ein gewisser Harrel benutzte ihren Haß gegen Bonaparte und vermochte sie, einem Complotte beizutreten, dessen Fäden er den Händen der Polizei überlieferte. Eine solche Sicherheit fühlte der erste Consul in Betreff der Urheber dieser Verschwörung, daß er gerade der außerordentlichen Opernvorstellung, in welcher die Verschworenen ihn zu ermorden beschlossen hatten, beiwohnte.

Andererseits fingen die halbstarrigen Anhänger der Bourbonen, die sich einen Augenblick geschmeichelt hatten, in Bonaparte einen Monk zu finden, diese thörichte Hoffnung aber nun nicht länger zu nähren vermochten, an, sich gegen ihn zu verschwören. Der böse Wille des Auslandes, die Emigration und die Chouannerie reicheten sich die Hände, und die Höllemaschine flog auf. Es war am 3. Nivose; der erste Consul fuhr in das Opernhaus, wo man zum ersten Male Haydn's Schöpfung aufführte. Er war von Lannes, Berthier und Lauriston begleitet. Wie sie durch die Gasse St. Nicaise fuhren, wurden sie durch das Auffliegen eines Pulverfäßchens, das auf einem Karren befestigt war, erschreckt. Zehn Secunden früher, und es war um Bonaparte und sein Gefolge geschehen. Zum Glück trieb der betrunkene Kutscher die Pferde lebhafter als gewöhnlich an, und diese größere Schnelligkeit, Folge eines so seltsamen Umstandes, rettete den Mann, dessen tragisches Ende dem künftigen Schicksal Frankreichs und ganz Europa's eine andere Richtung gegeben haben würde. „Wir sind unterminirt!“ rief der erste Consul aus. Lannes und Berthier bestanden darauf, daß man nach den Tuileries zurückfahre. „Nein! nein!“ sagte Bonaparte, „nach dem Opernhaus!“ Er setzte sich da in den Vordergrund der Loge und zeigte eine so heitere und ruhige Stirne, als hätte die tiefste Ruhe in seiner Seele geherrscht. Das war jedoch nicht der Fall. Nachdem er dem Publicum einige Minuten dieses Schauspiel der Ruhe gegeben, wurde er von der Heftigkeit seiner Eindrücke fortgerissen und eilte heim nach den Tuileries, wo die einflussreichsten Personen jener Epoche zusammenströmten, um zu erfahren, was vorgefallen sei und was daraus entstehen werde. Kaum war Bonaparte in ihre Mitte getreten, so

überließ er sich dem ganzen Ungefühle seines Charakters und sprach zu ihnen mit kräftiger Stimme: „Seht das Werk der Jacobiner! Die Jacobiner sind es, die mich haben ermorden wollen! Dahinter stecken weder Adelige, noch Priester, noch Chouans. Ich weiß, woran ich bin, und werde mich nicht täuschen lassen. Die Septembriseurs, mit Roth bedeckte Bösewichte, stehen in offener Empörung, in permanenter Verschwörung, in Bataillonscarvé geschaart gegen alle Regierungen, die aufeinander gefolgt sind. Es sind Künstler, Maler \*), mit glühender Phantasie und mit etwas mehr Bildung als das Volk, auf welches sie Einfluß ausüben. Es sind die Mörder von Versailles, die Räuber vom 31. Mai, die Verschworenen vom Prairial, die Urheber aller gegen die Regierungen begangenen Verbrechen. Kann man sie nicht ankettten, so muß man sie zermalmen und Frankreich von diesem ekelhaften Bodensatz reinigen. Kein Mitleid gegen solche Frevler!“

Diese Worte, in denen sich vorgefaßtes Urtheil mit der gerechtesten Entrüstung paarte, wurden von dem ersten Consul in einer Antwort an die Deputation des Seinedepartements so ziemlich wiederholt. Was man aber beklagen muß, ist, daß ihnen die Hinrichtung der Opfer, welche der aufstrebende Polizeigent Harrel angezeigt hatte, und die Deportation von dreihundert Bürgern folgte, die sich durch die Beharrlichkeit und den Eifer ihres Patriotismus verdächtig gemacht. Der Polizeiminister Fouché, welcher zu sühnen hatte, daß er das Attentat nicht vorausgesehen und vereitelt, zeigte sich als einer der Eifrigsten bei Verfolgung der angeblichen Schuldigen, und die Maßregeln, die er vorschlug, erhielten leicht die Genehmigung des ersten Consuls, dessen Argwohn gegen die Republikaner er seit langer Zeit rege erhielt und leitete. Nach einem Monate entdeckte man, daß das Verbrechen von den Royalisten ausgegangen sei; zwei Sendlinge der Chouannerie, Carbon und Saint-Regent, wurden als überführte Urheber des Attentats zum Tode verurtheilt und hingerichtet: aber mit der Bestrafung der eigentlichen Schuldigen nahm die Regierung nicht die Rache zurück, die sie im Zorn gegen unschuldige Demokraten ausgesprochen, welche, als sie durch Man-

\*) Anspielung auf Geraci und Topino-Lebrun, jener Bildhauer, dieser Maler.

tes gebracht wurden, beinahe das Opfer der Entrüstung des Volkes geworden wären.

Diese dictatorische Justiz fand wenig Gegner, so sehr war damals die öffentliche Meinung für Bonaparte gestimmt. Der Admiral Truguet wagte indeß einige Aeußerungen zu Gunsten einer Partei, deren Grundsätze er theilte, und beklagte, daß der öffentliche Geist durch Schriften verdorben werde, welche die Wiederkehr zur Monarchie und erblichen Regierung predigten. Das war eine Anspielung auf die Schrift: „Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte,“ welche unter dem Schutz des Ministers des Innern erschienen war und offenbar den Zweck zu haben schien, die Stimmung des französischen Volkes in Betreff der Umwälzung, über welcher Bonaparte brütete, zu prüfen.

---

### Dreizehntes Capitel.

Einfegung der außerordentlichen Gerichtshöfe. Oeffentliche Bauten. Friede von Luneville. Großer Aufschwung der Wissenschaften und des Gewerbefleißes. Friedensverträge mit Spanien, Neapel und Parma. Concordat. Friede von Amiens. Te Deum in Notre-Dame.

Die Höllemaschine gab Veranlassung zur Einfegung von Specialtribunalen und außerordentlichen Gerichtshöfen, welche gewichtige und schnell wirkende Werkzeuge der unumschränkten Macht wurden, die der erste Consul der That nach über Frankreich ausübte. Diese furchtbare Einrichtung regte im Tribunat den muthvollen Widerstand eines Benjamin Constant, Daunou, Ginguené, Chenier, Isnard und Anderer auf. Auch im Senate ließen sich drei bis vier hochherzige Stimmen, die eines Lambrecht, Lanjuinais, Garat und Lenoir-Laroche, dagegen vernehmen. Aber die Bertheidiger der öffentlichen Freiheiten befanden sich in einer entschiedenen Minderzahl, und die Wünsche des ersten Consuls wurden leicht in gesetzkräftige Verfügungen verwandelt.

Neben dieser rückschreitenden Maßregel aber sah man jeden Tag Handlungen, geprägt mit dem Stempel des Genies, welches berufen war, den Ruhm und die Macht Frankreichs zur höchsten Höhe zu erheben. Nach allen Richtungen hin öffneten sich Straßen und Canäle, die schönen Künste gewannen neuen Glanz, die wissenschaftlichen Entdeckungen wurden aufgemuntert, Handel und Industrie betraten bisher unbekannte Bahnen. Am 17. Januar 1801 wurde die Wiederherstellung der afrikanischen Handelsgesellschaft befohlen. Von dem Atlas schwebte der Geist des ersten Consuls nach den Alpen, umfaßte in seiner Alles überwachenden Sorgfalt die Interessen der Civilisation bei den cultivirten wie bei den rohen Völkern und beauftragte durch ein Decret von demselben Tage den General Turreau, den Bau der schönen Straße über den Simplon zu leiten.

Am 9. Februar wurde der Continentsfriede zu Luneville unterzeichnet. Bonaparte ergriff diese Gelegenheit, um dem englischen Cabinette Schuld zu geben, daß es das einzige Hinderniß des allgemeinen Friedens sei. „Warum,“ sagte er in seiner Botschaft an den gesetzgebenden Körper und an das Tribumat, „warum ist dieser Friede nicht zugleich der allgemeine? Frankreich hat ihn gewünscht, er ist der immerwährende Gegenstand der Bestrebungen der Regierung gewesen, aber diese Bestrebungen sind fruchtlos geblieben. Europa weiß, was das britische Ministerium versucht hat, um die Unterhandlungen von Luneville scheitern zu machen.“ Als Napoleon bald nachher den Glückwunsch des gesetzgebenden Corps beantwortete, ließ er den riesenhaften Gedanken der Continentsperre vorschimmern. „Alle Mächte des Festlandes,“ sagte er damals, „werden sich vereinigen, um England auf die Bahn der Mäßigung, Billigkeit und Vernunft zurückzuführen.“ Bei dieser Gelegenheit zeigte der erste Consul auch seine Freude über die Eintracht, die er bei seiner kurz vorher unternommenen Reise durch die Departements beobachtet, und fügte hinzu: „Man braucht den unüberlegten Reden einiger Menschen kein Gewicht beizulegen.“ Das war eine Anspielung auf die kühnen Reden, welche im Tribumat bei Gelegenheit der Einsetzung der außerordentlichen Gerichtshöfe gehalten worden waren. Diese Körperschaft wurde als die letzte Zufluchtsstätte des republika-

nischen Geistes betrachtet. Man ging daher damit um, denselben zuerst durch die Reinigung und dann durch die gänzliche Unterdrückung des Tribunates zu ersticken.

Auf den Luneviller Frieden, der hauptsächlich mit dem Wiener Hofe geschlossen worden war, folgten besondere Verträge mit Neapel und Spanien. Um diese Zeit schuf Bonaparte auch die Departements der Roer, der Sarre, des Rheins und der Mosel, und des Donnersberges. Auch ließ sich der erste Consul durch ein Gesetz zur Gründung von Handelsbörsen ermächtigen und befahl ferner, daß in jedem Jahre vom 17. bis zum 22. September eine Ausstellung der Erzeugnisse des französischen Gewerbefleißes stattfinden solle.

Da Bonaparte im Frieden mit den Continentalmächten war, ihm auch gelungen zu sein schien, in dem neuen Systeme, welches die siegreiche Revolution der europäischen Diplomatie aufgedrungen hatte, England zu vereinzeln, haute er große Hoffnungen auf die persönliche Freundschaft, welche ihn mit dem Kaiser Paul I. verband. Der plötzliche Tod dieses Fürsten stürzte alle seine Pläne über den Haufen. So wie er von diesem Ereignisse Kunde erhielt, legte er die tiefste Betrübniß an den Tag und ließ folgende Zeilen in den *Moniteur* einrücken: „Paul der Erste ist in der Nacht vom 23. zum 24. März gestorben. Die englische Flotte ist am 30. durch den Sund gefahren. Die Geschichte wird die Beziehungen enthüllen, in denen diese beiden Ereignisse zu einander stehen mögen.“ Das war zum zweiten Male, daß Bonaparte durch widrige Zufälle die riesenhaften Pläne scheitern sah, welche er entworfen hatte, um die englische Macht in Ostindien zu stürzen.

Indessen genügte es dem ersten Consul nicht, Europa besiegt, Frankreich den Frieden geschenkt, Handel und Gewerbefleiß wiederbelebt, den Künsten und Wissenschaften einen neuen Aufschwung gegeben zu haben. Inmitten seiner unermesslichen, ruhmvollen Arbeiten und großartigen Schöpfungen fühlte er die Unvollkommenheit seines Reorganisationsplanes, fühlte, daß seinem Gebäude eine Hauptsache fehle: ein Platz für die Religion. Er hatte sie bisher zwar ganz gewiß nicht verkannt oder verachtet; es war aber in Bezug auf sie weder durch Verträge noch durch Gesetze irgend etwas geregelt, und wenn auch die Geistlichkeit



ihren Theil an den Gunstbezeugungen des Consuls erlangt hatte, war doch ihre neue Lage, wie vortheilhaft auch Bonaparte sie gemacht, darum nicht weniger schwankend. Um dieselbe auf eine gesetzliche Grundlage festzustellen, trat der erste Consul mit Rom in Unterhandlungen und schloß mit Pius VII. ein Concordat. Die Philosophen in seiner Umgebung, welche die Revolution des Brumaire willig aufgenommen, weil sie ihrem plötzlichen Glücke Stetigkeit verhieß, schrieen gegen die religiöse Wiederherstellung laut auf. Sie hätten gern gesehen, daß Bonaparte sich zum Haupte der gallikanischen Kirche erklärt und mit dem Papst entschieden gebrochen hätte. Der erste Consul sah jedoch besser die Wichtigkeit der Religion der Mehrheit und die Gefahr ein, die große Masse der Nation in einem so zarten Punkte zu verletzen. Schon während des Laufes der Revolution und unter der Herrschaft der verfolgungssüchtigen Philosophie des Berges und des Directoriums hatte sich die Lücke, welche die Abwesenheit der Religion im Staate ließ, einigen Männern fühlbar gemacht, die sich nach einander vergeblich bestrebten, sie auszufüllen, die Einen durch das Fest des höchsten Wesens, die Andern durch den Cultus der Theophilanthropen. „Derjenige,“ hatte Robespierre gesagt, „welcher im Systeme des Weltalls das höchste Wesen ersetzen könnte, wäre in meinen Augen ein Wunder von Genie; derjenige aber, welcher das höchste Wesen, ohne etwas an dessen Stelle gesetzt zu haben, aus den Gemüthern der Menschen zu verbannen sucht, ist nur ein Wunder von Dummheit oder Schlechtigkeit.“ Einige Jahre später hatte einer der erhabensten und tiefstinnigsten Geister der Emigrantenpartei, de Maistre, indem er das Nachlassen der gesellschaftlichen Bande, die Schwäche der moralischen Principien und die Unstetigkeit der Souverainetäten, denen es an einer Grundlage fehle, beklagte, die allgemeine Unordnung dem Verschwinden des Glaubens beigemessen und ausgerufen, daß einem so betrübenden Schauspiele gegenüber jeder wahrhafte Philosoph nur zwischen zwei Dingen zu wählen habe: „daß entweder das Christenthum auf irgend einem außerordentlichen Wege regenerirt werde, oder daß eine neue Religion entstehe.“

Bonaparte sah in den positiven Religionen nur die Einwirkung auf das Volk oder die Verlegenheit für die Staatsgewalt, je nach der

Beschaffenheit der Beziehungen jener zu den Regierungen. Zudem er von diesem Punkte ausging, war es natürlich, daß er sich damit beschäftigte, mit dem heiligen Stuhle die Interessen des katholischen Cultus zu regeln, daß er der Kirche und dem Episcopat ihren alten Glanz wiedergab. Er ließ seinem ganz Voltaire'schen Hofe zum Troß ein *Te Deum* wegen des Concordates und des eben zu Amiens mit England abgeschlossenen Friedens singen. Alle ausgezeichneten Personen jener Zeit wohnten dieser religiösen Feierlichkeit bei. Als Lannes und Augereau, die sich im Gefolge des ersten Consuls befanden, erfuhren, daß sie zur Messe geführt werden sollten, wollten sie sich entfernen. Bonaparte befahl ihnen jedoch zu bleiben und machte sich am nächsten Tage das hoshafte Vergnügen, Augereau zu fragen, wie ihm die Ceremonie gefallen habe? Aber der unerschrockene Soldat von Arcole und Lodi vergalt ihm den Scherz mit den Worten: „Sehr gut; es fehlte dabei nur eine Million Menschen, die sich haben todtgeschlagen lassen, um das zu vernichten, was wir wiederherstellen.“

In dieser bittern Antwort lag Uebertreibung. Jene Million F.ate nicht ihr Leben geopfert, um die Religion zu vernichten, sondern um die Wiederkehr ihrer Mißbräuche, der Zehnten, der Immunitäten, der Privilegien der Geistlichkeit zu verhüten. Nichts von dem Allen war aber durch das Concordat wiederhergestellt worden. Allerdings hatte es einen Augenblick den Anschein gehabt, als wolle die Revolution die Art an die Religion selbst legen und sie gänzlich vernichten, um den Dienst der Vernunft an ihre Stelle zu setzen. Der Beruf der Revolution bestand aber nicht darin, der Unterdrückung und Willkür ein Ende zu machen, um den Triumph der einen Partei über die andere zu sichern, die Sklaven zu befreien, um die Herren in Bande zu schlagen, der Philosophie die Gelegenheit zu gewähren, gegen die religiöse Intoleranz gehässige Repressalien anzuwenden, und der Welt das Vergerniß langer Saturnalien zu geben. Ganz im Gegentheil konnte sie nur dann triumphiren, wenn sie bewies, daß ihre Sache die der ganzen menschlichen Gesellschaft sei; daß das durch sie geschaffene neue Recht alle Mitglieder des Staates ohne Unterschied des Standes, der Meinung und des Glaubens schütze; daß es unter ihrer Fahne für alle

Ueberlieferungen, die ein Gegenstand der Achtung des Volkes sein mochten, für alle Interessen, materielle wie moralische, die aufgehört hatten, ihr feindlich gegenüber zu stehen, Sicherheit gebe. Je strenger und unverföhnlicher sie gegen die Priester gewesen, als es sich darum handelte, ihnen den reichen Antheil an Vorrechten im Staate, die ihnen die alte Regierungsform verliehen, abzunehmen oder ihre Widersetzlichkeit zu bekämpfen und zu bestrafen, desto mehr Werth mußte sie darein setzen, zu beweisen, daß ihre Strenge nur dieser schreienden Ungleichheit gegolten habe.

„Das Concordat von 1801,“ sagt Napoleon in seinen Memoiren, „war der Religion, der Republik und der Regierung in gleichem Grade nöthig. Es machte der Unordnung ein Ende, beruhigte die Gewissenszweifel der Käufer von Nationalgütern und zerriß den letzten Faden, durch welchen die alte Dynastie noch mit dem Lande zusammenhing.“ In einer der Conferenzen, welche der Abschließung des Concordats vorangingen, waren ihm die Worte entfallen: „Wenn es noch keinen Papst gegeben hätte, so hätte man ihn dieser Veranlassung wegen schaffen müssen, gleichwie die römischen Consuln in schwierigen Umständen einen Dictator ernannten.“

Nachdem Bonaparte mit dem Papstthume ausgeföhnt war, gab er diesem Bunde ein neues Unterpfand, indem er auf dem italienischen Boden, den er früher hatte mit Republiken bedecken wollen, Königreiche gründete. Toscana wurde zu Gunsten des Infanten von Parma, dem man seine Staaten genommen, um sie mit der Lombardei zu vereinigen, in eine kleine Monarchie verwandelt. Dieser Fürst, geschmückt mit dem Titel König von Etrurien, besuchte die französische Hauptstadt unter dem Namen Graf von Livorno. Man gab ihm glänzende Feste, bei denen die Eleganz und die Manieren der alten Aristokratie wieder zum Vorschein kamen. Der ganze Prunk dieser Aufnahme vermochte aber die Wichtigkeit der Person, die der Gegenstand derselben war, nicht zu verschleiern, und da man Bonaparte einiges Erstaunen merken ließ, daß er einen so unbedeutenden Menschen zum höchsten Range erhoben habe, gab er zur Antwort: „Die Politik hat es gewollt; übrigens kann es nichts schaden, wenn man der Jugend, welche keine Könige gesehen hat,

zeigt, wie man sie macht.“ Wenn aber der erste Consul durch die Außenseite einer prunkenden Gastfreundschaft die Verachtung durchblicken ließ, welche ihm die königliche Person, die er Etrurien aufgedrungen hatte, einflößte, so legte er andererseits in die Aufnahme eines neuen Gastes, der von den Ufern der Themse kam, um ihn zu besuchen, weniger Pomp und Etikette, aber um so mehr freundschaftliche Beeiferung. Das war keine fürstliche Nullität, die unter den Abzeichen des Ranges und des Luxus der Höfe einen armen Geist und eine klägliche Seele verbarg; es war eine erhabene Intelligenz im Verein mit einem edeln Charakter, ein Mann von durchaus höherer Art, bei dem, wie Napoleon sagte, „das Herz das Genie erwärmte, während bei Pitt das Genie das Herz austrocknete.“ Es war Fox.

Bonaparte gab dem berühmten Engländer die lebhaftesten Beweise der Zuneigung und Hochachtung. „Ich empfing ihn oft bei mir,“ sagt er in dem Memorial, „der Ruf hatte mir seine Geistesgaben gepriesen; ich erkannte in ihm schnell eine schöne Seele, ein gutes Herz, großartige, hochherzige, liberale Ansichten, eine wahre Zierde des menschlichen Geschlechtes. Ich gewann ihn lieb. Wir unterhielten uns oft ohne irgend ein Vorurtheil und über eine Menge Gegenstände. Fox ist das Muster eines Staatsmanns und seine Schule wird, früher oder später, die Welt beherrschen.“ Die Theilnahme, welche der erste Consul Fox bewies, fand in ganz Frankreich Anklang. „Man empfing ihn in allen Städten, durch welche er kam, wie einen Triumphator. Man gab ihm unaufgefordert Feste und erwies ihm an allen Orten, wo er erkannt wurde, die größten Ehren.“ (D'Meara.)

---

### Vierzehntes Capitel.

Vom Frieden von Amiens (25. März 1802) bis zum Bruche zwischen Frankreich und England (22. Mai 1803).

Langsam, wenn je, sollte sich die Lücke füllen, welche die französische Revolution nach Burke's Ausdruck in dem alten europäischen System hervorgebracht hatte. Indem sie sich im Gegentheile durch Frankreichs Eroberungen in Deutschland und Italien gegen den Süden und Osten hin ausdehnte, mußte sie die auswärtigen Cabinette mehr als je in Schrecken setzen. Die Erschöpfung der Finanzen aber, die Ermattung der Völker, die Nothwendigkeit, die verderblichen Folgen so vieler verlorenen Schlachten und unglücklichen Feldzüge gutzumachen, die Furcht vor neuen Unfällen, endlich eine Art Aberglauben an das Glück der Republik und ihres Oberhauptes, dies Alles bewirkte, daß das christliche und feudale Europa dem unwiderstehlichen Uebergewichte des revolutionären Frankreichs nachgab. Es war demselben endlich gelungen, sich mit dem Papstthume und Königthume auszuföhnen, ohne von seinen Grundfägen und Handlungen weder gegen den Papst noch gegen die Könige irgend etwas zurückzunehmen.

In was für einer herrlichen Lage befand sich jetzt nicht die französische Republik! Nachdem sie zehn Jahre hindurch das oft erdrückende Gewicht eines langen Krieges getragen, um der Herrschaft der Privilegien zu entgehen, erblickte sie sich endlich auf dem Gipfel der Macht, erfreute sich stolz und ruhig der Wohlthaten der Gleichheit und konnte die Welt nun durch Wunder des Friedens zur Bewunderung hinreißen, wie sie dieselbe durch Großthaten des Krieges in Erstaunen gesetzt hatte. Während ihre Heere aus den tapfersten Soldaten und besten Anführern jener Zeit bestanden, zählten auch ihre Verwaltungsbehörden alle Berühmtheiten in ihrem Schooße, die sich durch Erfahrung in den öffentlichen Angelegenheiten emporgeschwungen hatten; ihre politischen Versammlungen enthielten die Blüthe der europäischen Redner und Publicisten; ihr Institut war unter den akademischen Körperschaften unseres Welttheiles

ohne Gleichen; ihre Gelehrten erweiterten die Entdeckungen, deren Initiative sie sich errungen hatten; ihre Schriftsteller, Dichter, Maler und Bildhauer führten das Scepter im Reiche der schönen Künste; ihr Handel und ihre Industrie, in unglaublich kurzer Zeit mit unzähligen Straßen, Brücken und Canälen beschenkt, stellten ihren Reichthum in den gewölbten Sälen des Louvre zur Schau, auf daß der unfruchtbare Brunf der alten Monarchie vor dem fruchtbaren Luzus des neuen Frankreichs erblicke; die Jugend sah Schulen für jede Stufe des Wissens sich öffnen, um sich dieser großen Zeit würdig zu bilden, und fand in dem öffentlichen Schatze ausreichende Unterstützung, um in die Lyceen zu treten; ihre Museen und Bibliotheken bereicherten sich durch die Früchte ihrer Eroberungen, der Sieg hatte die mediceische Venus und die Pallas von Belletri nach Paris geführt. Ihr Name endlich, gefürchtet von den Königen, war ein Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung für die Völker. Kriegerischer Ruhm daher, politischer Ruhm, literarischer Ruhm, Triumph der Civilisation durch Waffen, Wissenschaft, Künste und Industrie, vollkommene Ruhe im Innern, allgemeiner Friede nach Außen, und überdies zum Staatsoberhaupte Bonaparte — das war die Lage der französischen Republik nach dem Frieden von Amiens!

Nichts fehlte damals der Größe und Wohlfahrt Frankreichs. Aber dieser blühende Staat, der Gegenstand von Europa's Neid, trug in seiner Verfassung die unvermeidlichen Keime der Unstetigkeit. Alle Welt war überzeugt, daß die Siege, die Ruhe, die Macht und der Glanz der Republik zu einem großen Theile das Werk des außerordentlichen Mannes waren, den die Vorsehung der französischen Revolution zu Hülfe gesandt hatte; alle Welt glaubte aber auch zugleich, daß die Erhaltung und Dauer dieser Macht und dieses Glanzes auf dem Genie, dessen Werk sie waren, jetzt beruhe und noch lange beruhen würde. Mußte es denn sein, daß dieses schöpferische und erhaltende Genie durch das Spiel des Mechanismus der Verfassung, durch die Dazwischenkunft von Cabalen und Intriguen vom Steuerruder des Staates entfernt und seiner ihm von Gott anvertrauten Sendung wieder beraubt werden konnte? War es vernünftig vorauszusetzen, daß Derjenige, der durch

geleistete Dienste, durch Ruhm, Einsicht, Willenskraft, durch alle Eigenschaften des Feldherrn und Staatsmannes der Erste war, von irgend einer legalen Nothwendigkeit wieder in einen untergeordneten Rang zurückgeschleudert werden könne? Der Senat glaubte genug gethan zu haben, indem er auf den Antrag des Tribunats, welches einen auffallenden Beweis der Nationaldankbarkeit gegen den ersten Consul verlangte, Bonaparte zum Consul auf zehn Jahre ernannte. Diese Verlängerung ließ aber der obersten Staatsgewalt fortwährend ihren temporären Charakter, schob daher die Uebelstände und Gefahren, welche definitiv entfernt und verhindert werden sollten, nur auf. Ein Mann wie Bonaparte, mit jener Stellung, zu der er Frankreich und zu der Frankreich ihn erhoben hatte, konnte eben so wenig nach zehn als nach fünf Jahren wieder einfacher Bürger oder der Zweite im Staate werden. Nur seine Trennung von Frankreich durch Verbannung oder Tod konnte ihn aufhören lassen, der Erste in Frankreich zu sein. Er und Frankreich begriffen dies; denn als er das Votum, durch welches der Senat ihm das Consulat auf zehn Jahre übertrug, verwarf, an das Volk appellirte und diesem die Frage stellte: „Soll Bonaparte Consul auf Lebenszeit sein?“ strömte das Volk zur Abstimmung und antwortete mit drei Millionen Stimmen: „Ja!“

Um seine unzeitige Sprödigkeit so sehr als möglich in Vergessenheit zu bringen, beeilte sich der Senat, die Abstimmung des Volkes als Gesetz zu verkünden, und fügte sogar ein neues Vorrecht des ersten Consuls hinzu, das, seinen Nachfolger zu ernennen. Bonaparte antwortete der Deputation dieses politischen Körpers: „Senatoren! Das Leben des Bürgers gehört seinem Vaterlande. Das französische Volk will, daß das meinige ihm gewidmet bleibe. Ich gehorche seinem Willen. Indem es mir ein neues, ein immerwährendes Unterpfand seines Vertrauens gibt, legt es mir die Pflicht auf, das System seiner Gesetze auf fürsorgende Einrichtungen zu stützen. Durch meine Anstrengungen, durch euern Beistand, durch die Mitwirkung aller Behörden, durch das Vertrauen und den Willen dieses unermesslichen Volkes werden Frankreichs Freiheit, Gleichheit und Glück gegen die Launen des Zufalls und die Unsicherheit der Zukunft geschützt werden. Das beste der Völker

wird das glücklichste sein, wie es das würdigste ist, und sein Wohl wird zu dem von ganz Europa beitragen. Zufrieden, daß ich durch das Nachwort Desjenigen, von welchem Alles kommt, berufen worden bin, auf Erden Gerechtigkeit, Ordnung und Gleichheit wiederherzustellen, werde ich ohne Klage wie ohne Besorgniß vor dem Urtheil der kommenden Geschlechter meine letzte Stunde schlagen hören.“

Das Urtheil der Mitwelt war für ihn in der That ein glänzendes Unterpfand und ein Vorzeichen der Apotheose, die ihm die Nachwelt widmete. Dennoch stieß der Wille des Volkes, der ihm den Besitz der höchsten Gewalt für seine Lebensdauer gesichert hatte, auf einige vereinzelte Protestationen, welche nur dazu dienten, edle Charaktere besser hervorzuheben, ohne der Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Nationalvotums irgend einen Abbruch zu thun. Es war auch kaum möglich, daß es anders kam. Das Consulat auf Lebenszeit schien die Geschichte der Republik an das Loos eines einzigen Mannes zu knüpfen und eine Art von lebenswieriger Monarchie einzuführen, welche die Republik hart an die Grenze der erblichen brachte; wie hätten da die argwöhnische Empfindlichkeit, das systematische Mißtrauen, die festgewurzelte Ueberzeugung der verschiedenen liberalen Schulen, die seit 1789 entstanden waren, plötzlich verschwinden können, um etwas, das ihrer innersten Natur widerstrebte, mit dem Schein der allgemeinen Beistimmung geschehen zu lassen? Man hätte ja dann glauben können, daß Frankreich, indem es Bonaparte mit einer so unermesslichen Macht ausstattete, nicht der Gewalt der Umstände allein weiche, sondern daß es, statt einfach durch die Einfegung eines Dictators eine provisorische Handlung der Klugheit zu begehren, dies aus Princip thue, sich eine definitive Verfassung gebe und zu Gunsten seiner künftigen Oberhäupter auf alle Grundsätze der Gleichheit und Bürgschaft, die es gegen seine alten Herren mit solchem Ruhme angerufen und vertheidigt hatte, gänzlich verzichte. Die Revolution durfte, indem sie Bonaparte als den ruhmreichsten und treuesten Vertreter ihrer gegenwärtigen Interessen und neuen Ansprüche erhob, keineswegs sich selbst in ihren früheren Repräsentanten verleugnen; sie mußte im Gegentheile einige Veteranen der Nationalversammlungen antreiben, ihr großes Werk zu vertheidigen und



die abstracten Rechte des Volkes gegen die vorübergehende Hingebung in Schutz zu nehmen. Nicht das Consulat allein hatte die Revolution gerettet und mit Ruhm bekränzt; schon vor demselben war diese doppelte Aufgabe von der constituirenden Nationalversammlung und von dem Convente auf eine bewunderungswürdige Weise gelöst worden. Der Convent und die Nationalversammlung mußten daher Organe finden, um in ihren Namen gegen den Zug der Geister zur absoluten Gewalt zu protestiren und dadurch zu verhindern, daß die im Jahre 1789 verkündeten liberalen Principien, deren Uebertreibung im Jahre 1793 eine Grundbedingung der Rettung des Staates gewesen, nicht ganz und gar in Vergessenheit geriethen und durch Verjährung verloren gingen. Die constituirende Nationalversammlung erschien in der Person Lafayette's, um über die Frage des Consulats auf Lebenszeit eine aufschiebende Stimme abzugeben, während der Schatten des Conventes durch Carnot's Mund eine schlechterdings verneinende gab.

Der Widerstand Lafayette's wurde von dem ersten Consul vorausgesehen, denn in mehren Unterredungen, die er mit dem Gefangenen von Olmütz seit dessen Rückkehr nach Frankreich gehabt, hatte er ihn niemals bewegen können, die Würde eines Senators anzunehmen. Wenn Bonaparte Lafayette besser gekannt hätte, würde er sich die Mühe erspart haben, ihn zum Proselyten machen zu wollen. Lafayette war nicht nur ganz derselbe, der er im Jahre 1789 gewesen, sondern es lag ihm auch daran, daß man in Frankreich, in Europa, in Amerika wisse, er sei noch derselbe. Von der Erinnerung an die wichtige Rolle durchdrungen, die er sowohl an Washington's als an Mirabeau's Seite so edel ausgefüllt, hatte er sich zu einer politischen Persönlichkeit ersten Ranges erhoben, deren unbefleckte Bewahrung ihn unaufhörlich beschäftigte, und die er durchaus nicht geneigt war, irgend Jemandem, wer es immer sei, unterzuordnen. Sein Ehrgeiz war, gleichfalls eine Epoche vorzustellen, der Ausdruck einer Idee, das lebende Panier der Patrioten von 1789 zu sein, und indem dieser Mann sich selbst so erschien, das Antlitz strahlend vom Ruhme des Ballhauses und der Bastille, in jener erhabenen Stellung, zu der ihn die Nationaldankbarkeit in den schönen Tagen der constituirenden Nationalversammlung

erhoben; indem er diese Stellung im Vordergrunde des Gemäldes jener großen Scenen, die den Triumph der Gleichheit über die Privilegien bezeichneten, als historisch, als unwiderruflich erworben ansah: wie hätte er da einwilligen sollen, von dem Piedestal, das ihm die Sieger vom 14. Juli errichtet hatten, herunterzusteigen, um sich in der Schaar der beflissenen Diener, die den Sieger vom 18. Brumaire umgaben, zu verlieren? Ohne Zweifel hatte es der oberste geheimnißvolle Lenker der menschlichen Angelegenheiten so gefügt, daß der 14. Juli und der 18. Brumaire innig verkettet waren, um einen und denselben Plan auszuführen, einer und derselben Sache den Erfolg zu sichern; aber diese innige, in den Tiefen des Umgestaltungssystemes der Vorsehung verborgene Verkettung ließ darum nicht weniger zwischen den verschiedenen Werkzeugen, deren sie sich nacheinander je nach den Umständen bediente, um einen und denselben Zweck zu erreichen, alle individuellen Unvereinbarkeiten und Gegensätze bestehen, welche aus der Verschiedenheit der Stellungen, Charaktere und Intelligenzen hervorgehen mußten. Darum konnte der Patriot der ersten Föderation, eifersüchtig auf seine Unwandelbarkeit, sich nicht mit dem Dictator von 1802 einverstehen. Darum mußte Lafayette die Toga des Senators ablehnen und sich hochherzig auf seinen Landsitz Lagrange zurückziehen, statt sich leichtsinnig in der glänzenden Welt der Tuileries zu verlieren.

In der Zwischenzeit des Senatsbeschlusses, der Bonaparte das Consulat auf zehn Jahre, und des Volksbeschlusses, der es ihm auf Lebenszeit übertrug, stiftete der erste Consul die Ehrenlegion. „Diese Einrichtung,“ ließ er seine Redner im gesetzgebenden Körper sagen, „löscht die Adelsauszeichnungen aus, welche den ererbten Ruhm über den erworbenen Ruhm und die Nachkommen der großen Männer über die großen Männer setzen.“

Das hieß, den Grundsätzen der neuen Philosophie eine abermalige Huldigung darbringen und die wahre Gleichheit auf die Basis der Belohnung nach dem Verdienste gründen; Bonaparte warf aber diese große Schöpfung in die Mitte eines Volkes, welches in seinem Schooße noch einige Anhänger der erblichen Auszeichnungen, die natürlich auf persönliche Auszeichnungen eifersüchtig waren, und einige Gleichmacher

zählte, die auch in der gerechtesten Auszeichnung die Wiederherstellung der alten oder die Stiftung einer neuen Aristokratie sahen. Dies reichte hin, daß die Einsetzung der Ehrenlegion nicht ohne Widerstand bewerkstelligt wurde; ja, sie ward von Männern angegriffen, welche man weder aristokratischer Eifersucht noch demokratischer Ueberspannung beschuldigen konnte. Bonaparte erstaunte darüber und maß den Rednern, welche den Gesekentwurf vertheidigt hatten, die Schuld davon bei. „Wenn die Vielfältigkeit der Ritterorden,“ sagte er, „und ihr Zweck, nur gewisse Dienste zu belohnen, die Kasten heiligte, ist im Gegentheil die einzige Decoration der Ehrenlegion und die Allgemeinheit ihrer Verleihung der wahrhafte Typus der Gleichheit.“ Aus diesem Grunde hatte er auch den Rath Derjenigen verworfen, die aus der Ehrenlegion einen rein militärischen Orden machen wollten. „Eine solche Idee,“ entgegnete er, „möchte zur Zeit des Feudalwesens und Ritterthumes, wo die Franken die Gallier unterjochten, ihr Gutes gehabt haben. Die Nation war geknechtet; nur die Sieger waren frei; sie waren Alles, waren es als Soldaten. Man darf an die gegenwärtige Zeit nicht den Maßstab barbarischer Jahrhunderte legen. Wir sind dreißig Millionen durch Aufklärung, Eigenthum und Handel vereinigte Menschen. Drei- bis vierhunderttausend Soldaten sind neben dieser Masse nichts. Abgesehen davon, daß der General nur in Folge seiner Bürgervollmacht den Befehl führt, tritt er auch, so wie er nicht mehr im wirklichen Dienste fungirt, in den Bürgerstand zurück. Die Armee ist die Nation. Wollte man das Militär von seinen Beziehungen zum Bürgerstande trennen, so würde man sich bald überzeugen, daß es kein anderes Gesetz kennt als das der Stärke, daß es auf sie Alles bezieht, nichts als sie im Auge hat. Die Eigenthümlichkeit des Militärs ist, Alles despotisch zu wollen, die des Civilisten dagegen, Alles der freien Berathung, der Wahrheit, der Vernunft zu unterwerfen. Was daher den Vorrang betrifft, so nehme ich gar keinen Anstand auszusprechen, daß derselbe dem Civilstande gebühre. Ich selbst regiere nicht als General, sondern weil mir die Nation die zum Regieren nothwendigen bürgerlichen Eigenschaften zutraut. Wenn sie diese Meinung von mir nicht hätte, würde sich die Regierung nicht halten können. Ich wußte wohl, was ich that, als

ich als Feldherr den Titel Mitglied des Institutes führte; ich war überzeugt, daß mich der geringste Tambour verstehen würde. Wenn die Ehrenlegion nicht die Belohnung sowohl der Civil- als der Militärverdienste wäre, würde sie aufhören, die Ehrenlegion zu sein.“

„Am dem Tage,“ sagte er später, „wo man sich von der ersten Organisation entfernt, wird man meine große Idee zerstören, wird die Ehrenlegion aufgehört haben zu existiren.“ Es war in der That eine große Idee, unter den Staatsbürgern Wettstreit zu erregen und wach zu erhalten, indem man Allen in gleichem Grade die Bahn der Ehrenausszeichnungen wie die der Aemter und Würden eröffnete. Von nun an galt das Verdienst Alles, der Zufall der Geburt nichts; dies war der Triumph der Revolution, entkleidet von ihren zufälligen Ansprüchen und begierig, nur das auf immer zu weihen, was sie wesentlich und andauernd gewollt hatte. Man darf daher annehmen, daß die Ehrenlegion nur darum so zahlreiche Gegner unter den berühmtesten Patrioten fand, weil sie an das von den Beduern der Regierung auseinandergesetzte Gute nicht glaubten und nur ein Mittel für Bonaparte, Creaturen um sich zu schaaren und die Nation unmerklich wieder an die alten Titel zu gewöhnen, darin erblickten, während er sie lediglich darauf verwies, die ersten Diener des Vaterlandes zu belohnen und die Grundsätze der Gleichheit durch Stiftung eines Allen zugänglichen Ordens zu verwirklichen. Man kann sonach sagen, daß der kraftvolle Widerstand, der sich im Schooße des Tribunates kund gab, weniger daher rührte, weil die umgekehrigen Tribunen den ersten Consul schlecht begriffen, als vielmehr weil sie den Kaiser nur zu wohl vorahnten und erriethen.

Unter den Schöpfungen der Consularzeit gibt es wenigstens eine, die im Andenken und in der Dankbarkeit der Völker durch keine Eifersucht der Partei oder Secte herabgesetzt werden kann: das ist das Civilgesetzbuch. Vergebens würde man behaupten, dasselbe sei das besondere und ausschließliche Werk jener großen Rechtsgelehrten gewesen, welche durch die Revolution in den Vordergrund gestellt worden waren. Alle Welt weiß, daß Bonaparte bei den wichtigsten Erörterungen seine Stimme hören ließ, und daß er häufig durch ein glückliches Wort, durch einen jener Lichtblitze, die nur dem Genie eigen sind, Schwierigkeiten

löste, aus welchen die Registen sich nicht herauszufinden vermochten. So war er es, der dem Titel von den Handlungen des Civilstandes das fünfte Capitel hinzufügen ließ, um auf eine bestimmte und sichere Weise den Civilstand der sich außer dem Gebiete der Republik befindlichen Militärs festzusetzen. Man wandte, um sich diese Hinzufügung zu ersparen, ein, daß es ja genüge, wenn die von Militärs im Auslande ausgestellten Urkunden der daselbst üblichen Form gemäß wären. „Der Soldat,“ entgegnete Napoleon schnell, „ist niemals im Auslande, wenn er unter der Fahne steht; wo die Fahne weht, da ist das Vaterland.“

Inzwischen ließ der Friede von Amiens alle militärischen Hülfquellen Frankreichs müßig in Bonaparte's Händen. Da beschloß der erste Consul, die Ruhe in Europa zu benutzen, um Krieg in Amerika zu führen und San-Domingo wieder zu erobern. Er vertraute den Befehl über die Expedition seinem Schwager Leclerc an. Dieselbe fiel nicht glücklich aus. Ihr Hauptergebniß war die Entführung des Oberhauptes der Schwarzen, Toussaint Louverture, eines unter den Seinigen merkwürdigen Mannes, welcher nach Frankreich gebracht wurde und daselbst in der Festung Joug starb. Leclerc starb mit dem Bedauern, sich mit diesem unseligen Unternehmen befaßt zu haben. Sein Nachfolger Rochambeau verlor die Colonie durch seine Härte.

Italien, die Wiege des Ruhms und der Macht Bonaparte's, beschäftigte gleichfalls seinen Geist. Er hatte von der zu Lyon im Anfange des Jahres 1802 versammelten Consulta die Präsidentenwürde der cisalpinischen Republik erhalten, deren Gewicht zu tragen von allen Italienern kein einziger fähig gewesen wäre, selbst wenn er in Bonaparte's Ansicht, sie für ihn zu bewahren, eingegangen wäre. „Ihr habt nur Particulargesetze,“ sagte er zu den Deputirten dieser Nation, „ihr braucht allgemeine Gesetze. Euer Volk hat nur Localsitzen, es muß Nationalsitten annehmen.“ Im Laufe desselben Jahres vereinigte Bonaparte Piemont mit Frankreich und theilte es in die sechs Departements Po, Dora, Sesia, Stura, Tanaro und Marengo.

Die ersten Tage des Jahres 1803 waren durch eine neue Organisation des Nationalinstitutes ausgezeichnet, welches in vier Classen eingetheilt wurde: Wissenschaften; Sprache und Literatur; Geschichte

und alte Literatur; schöne Künste. Diese Eintheilung schnitt vom Institute die moralischen und politischen Wissenschaften ab. Das war die Wirkung des Unwillens, den Bonaparte gegen die vereinzelt Opposition einiger Publicisten und Metaphysiker nährte, welche es gewagt hatten, im Schooße des Tribunats die Stimme gegen seine Regierungspläne zu erheben, und die von diesem Augenblicke an in seinen Augen nichts weiter waren als Ideologen.

Der erste Consul gründete um diese Zeit noch verschiedene andere hochwichtige Anstalten: die militärische Specialschule zu Fontainebleau, die Specialschule der Künste und Gewerbe zu Compiègne u. a.

Besieger der Monarchien von Europa und Pacificator der französischen Republik, wollte Napoleon diesem doppelten Titel noch den eines Vermittlers des Schweizerbundes beifügen. Er gab zu diesem Zwecke der Schweiz eine neue Organisation, welche den zwischen den alten Cantonen entstandenen Zwistigkeiten ein Ende machte. Neunzehn Staaten, deren jeder seine eigene Verfassung hatte, bildeten unter dem obersten Schutze Frankreichs die neue Schweiz. Der erste Consul richtete eine Proclamation an sie, in welcher man folgende Stelle liest: „Es gibt keinen verständigen Menschen, der nicht einsehe, daß die Vermittlung, die ich übernehme, für die Schweiz eine der Wohlthaten jener Vorsehung, welche inmitten so vieler Schicksalsschläge stets über das Dasein und die Unabhängigkeit eurer Nation gewacht hat, und zugleich das einzige euch übrige Mittel ist, jene wie diese zu retten.“

Die fremden Cabinette sahen mit Aerger und Erbitterung den herrschenden Einfluß, welchen Frankreich und sein junges Oberhaupt auf die europäischen Angelegenheiten in immer größerem Umfange ausübten. Besonders zu London, im Rath von St. James, wo von der europäischen Aristokratie so viele Bündnisse gegen die französische Demokratie ausgebrütet und geschlossen worden waren, wurde der Friede mit Ungeduld ertragen. Wie hätten es auch die Staatsmänner, welche an dem wüthenden Manifest des Herzogs von Braunschweig Theil gehabt oder es gebilligt hatten, über sich zu bringen vermocht, Gewehr im Arm lange das Schauspiel der immer zunehmenden Größe und Wohlfahrt eines Volkes anzusehen, das sie ihren Soldaten als leichte Beute über-

liefern zu können geglaubt hatten? Die torystischen Schriftsteller wiederholten unaufhörlich Alles, was die Schule Burke's und Pitt's nur Heftiges und Feindseliges ersonnen hatte. Anfangs antwortete Bonaparte nur durch einen kurzen Artikel, den er in den *Moniteur* einrücken ließ und der so begann: „Ein Theil der englischen Journalisten ist unwiederbringlich die Beute der Zwietracht. Jede Zeile, die sie drucken lassen, athmet Blut. Mit großem Geschrei verlangen sie im Schooße der abendländischen Welt, in welcher der Friede glücklicher Weise hergestellt worden ist, den Bürgerkrieg. Alle ihre Gründe, alle ihre Hypothesen drehen sich um folgende zwei Punkte: 1) Beschwerden gegen Frankreich erfinden; 2) Verbündete werben und dergestalt ihren Leidenschaften Hülfsgenossen unter den großen Mächten des Festlandes verschaffen. Ihren vorzüglichsten Beschwerdepunkt bilden die Angelegenheiten der Schweiz, deren glückliche Beilegung ihre eifersüchtige Wuth ansacht.“

Dieser officielle Artikel schloß mit ernstern Wünschen für die Aufrechthaltung des Friedens, zugleich aber auch mit der Andeutung, daß Frankreich zum Kriege gerüstet sei und man von demselben durch Drohungen niemals etwas erlangen werde. Bald folgte ein zweiter Artikel aus derselben Feder, der mit folgendem merkwürdigen Satze schloß: „Eher werden die Wogen des Occans die Felsen entwurzeln, die seit vierzig Jahrhunderten seine Wuth dämmen, als jene Faction, welche die Feindin Europa's und der ganzen Menschheit ist, im Abendlande wieder den Krieg mit seinen Schrecknissen entzündet, als sie vor Allem den Stern des französischen Volkes auch nur für einen einzigen Augenblick zu verdunkeln vermag.“

Bald jedoch durfte sich der erste Consul nicht mehr darauf beschränken, den Krieg blos in seinem amtlichen Journal zu führen. Es war nur zu klar, daß die Leidenschaften der englischen Schmähschriftler im Cabinette von St. James Eingang fanden, wie dies Bonaparte klar genug in folgender feierlichen Anklage aussprach, welche durch den *Moniteur* von einem Ende Europa's zum andern verbreitet wurde:

„Die *Times*, welche unter ministerieller Oberleitung stehen sollen,

ergehen sich in beständigen Schmähungen gegen Frankreich. Alles, was die Phantastie nur Niederträchtiges, Elendes, Boshaftes, Erbärmliches ersinnen kann, schreibt dieses Blatt der französischen Regierung zu. Was ist sein Zweck? — Wer bezahlt es? — Ein Journal, das von elenden Emigranten, dem verworfensten, schlechtesten Ausschuß, ohne Vaterland, ohne Ehre, besleckt mit allen Verbrechen, die rein zu waschen nicht einmal in der Macht einer Amnestie steht, redigirt wird, thut es den Times sogar noch zuvor. Elf Bischöfe, unter denen der gräßliche Bischof von Arras den Vorsitz führt, Rebellen gegen Vaterland und Kirche, haben sich zu London vereinigt, drucken Schmähschriften gegen die Bischöfe der französischen Kirche, schimpfen auf Regierung und Papst, weil sie vierzig Millionen Christen den Frieden und das Evangelium wiedergegeben haben. Die Insel Jersey wimmelt von Räubern, welche von den Gerichtshöfen zum Tode wegen Verbrechen verurtheilt worden sind, die sie nach dem Frieden begangen haben, wegen Mord, Schändung und Mordbrennerei!!! Der Friedensvertrag von Amiens setzt die gegenseitige Auslieferung der Verbrecher und Mörder fest, auf Jersey aber werden die Mörder freundlich aufgenommen. Georges trägt zu London ungescheut sein rothes Band als Lohn für die Höllenmaschine, welche ein Stadtviertel von Paris zerstört und dreißig Frauen, Kindern und friedlichen Bürgern den Tod gebracht hat. Berechtigt dieser besondere Schutz nicht zu der Annahme, daß man ihm, wenn sein Plan vollständig gelungen wäre, den Hosenbandorden verliehen haben würde?“

Was sollte nach solchen Handlungen und Anschuldigungen aus dem Frieden von Amiens werden?



## Fünfzehntes Capitel.

Bruch zwischen Frankreich und England. Bonaparte bereißt Belgien und die Küsten. Verschwörung Georges' und Pichegru's. Tod des Herzogs von Enghien. Ende des Consulats.

England, obschon man es den classischen Boden der Freiheit zu nennen pflegt, erwies sich als den hartnäckigsten Feind des neuen Frankreichs, weil es unter constitutionellen Formen die stolzeste und unverföhnlichste Aristokratie, die lebenszähste Feudalität, die es in Europa gab, verbarg. Für Frankreich war ein dauerhafter Friede weder mit diesem Cabinette, noch mit denen des Festlandes, die unter seinem Einflusse standen, möglich. Eine geheime und unausgesetzte Feindschaft lauerte im Hintergrunde aller Friedensbetheuerungen der Staatskanzleien; diese Antipathie, das Ergebniß eines aufhebenden Gegensatzes der Principien und Interessen, nahm in dem Maße zu, als der Triumph der revolutionären Principien und Interessen deren Gefährlichkeit erhöhte, aber auch zugleich der stürmischen Wuth der Aristokratie Halt gebot. Obschon die Erschöpfung, der Nothstand und das Geschrei der Völker die Regierungen zuweilen nöthigten, die Waffen niederzulegen, folgten daraus nur vorübergehende Verträge, welche alle Kriegsur Ursachen fortbestehen ließen und die bei der ersten Gelegenheit wieder zu brechen man nicht das geringste Bedenken trug. Wenn noch nach vierzig Jahren der Principienkrieg, obschon die Reigungen und Bedürfnisse der Völker seinem Ausbruche wehren, im Schooße des Friedens bei den Regierungen gährt, wie sehr mußte dies nicht erst im Jahre 1803 der Fall sein, wo die Leidenschaften fortwährend kochten und die Revolution weder die Siege des Kaiserreichs, noch die ohnmächtigen Versuche der Restauration, noch die wunderähnlichen Ereignisse von 1830 für sich hatte? Offener Kampf mußte daher auf jene verborgene Feindseligkeit folgen, sobald den Todfeinden Frankreichs der Augenblick günstig erschien. Der Londoner Hof bedurfte keine zwei Jahre, um des lügenhaften Friedens, den er zu Amiens geschlossen, müde zu werden und in blutigen Kampf zwei Nationen zu jagen, welche nur von liberalen Regierungen, von Staats-

männern aus Fox' Schule geleitet zu werden brauchten, um neben einander in bewundernswerther Eintracht zum Frieden, zum Glück, zur Civilisation der Welt vorwärts zu schreiten.

Eine Botschaft der Consuln vom 20. Mai 1803 meldete dem Senat, dem gesetzgebenden Körper und dem Tribunal die feindseligen Bestimmungen des englischen Cabinets und das nahe Bevorstehen des Krieges. Diese Körperschaften antworteten auf diese Mittheilung mit dem Wunsche, „es möchten unverzüglich die kräftigsten Maßregeln ergriffen werden, um der Heiligkeit der Verträge und der Würde des französischen Volkes Achtung zu verschaffen.“ Als dieser Beschluß zur Kenntniß der Regierung gebracht wurde, nahm der erste Consul ihn mit folgenden feierlichen Worten auf: „Wir sind zum Kriege gezwungen, um einen ungerechten Angriff zurückzuweisen, und werden ihn mit Ruhm führen. Wenn der König von England entschlossen sein sollte, Großbritannien im Kriegszustande zu lassen, bis Frankreich ihm das Recht zugestcht, die Verträge nach Gefallen zu halten oder zu brechen und die französische Regierung in amtlichen und außeramtlichen Schriften zu schmähen, ohne daß wir uns darüber beklagen dürfen, dann wäre in der That das Schicksal des Menschengeschlechtes zu bedauern. Wir wollen ganz gewiß unseren Nachkommen den französischen Namen geehrt und ohne Flecken hinterlassen. Welche Umstände immer eintreten mögen, wir werden England stets die erste Hand bei gewaltsamen Unternehmungen gegen die Ruhe und Unabhängigkeit der Völker lassen, an uns dagegen soll es das Beispiel der Mäßigung finden, welche allein die sociale Ordnung erhalten kann.“

Der Besitz der Inseln Lampedusa und Malta, sowie die Räumung von Holland waren die Vorwände, auf welche der König von England sich stützte, um den Friedensvertrag von Amiens zu brechen; eigentlich aber waffnete England sich gegen Frankreich aus demselben Grunde, welcher die erste Coalition veranlaßt hatte; der Principienkrieg gegen die französische Revolution war es, welcher neuerdings beginnen sollte. Umsonst boten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ihre Vermittlung an, doch nur zum Scheine, denn die Ereignisse späterer Jahre haben bewiesen, daß sie die geheimen Bundesgenossen

unserer Feinde waren und die officielle Weigerung, ihren Antrag anzunehmen, vorauskaufen. Da England in den bisherigen Kriegen weniger gelitten, daher auch kürzere Zeit gebraucht hatte, um wieder zu Athem zu kommen, so führte es natürlich bei den Coalitionen, die noch lange Zeit gegen Frankreich wüthen sollten, den Reigen an. Das erste Ergebnis des Bruches war für das Cabinet, das ihn hervorgerufen, ein unglückliches. Die französischen Truppen besetzten Hannover und die großbritannisch-hannöberische Armee, welche von ihrem Anführer im Stiche gelassen wurde, gerieth in Kriegsgefangenschaft.

Nach diesem glücklichen Anfange des Kampfes verließ Bonaparte Paris, um Belgien zu besuchen. Brüssel empfing ihn im Triumphe und das belgische Volk legte an allen Orten, durch welche er kam, den Enthusiasmus an den Tag, welchen es über die Anwesenheit des Helden empfand, dem es seine neuerliche Einverleibung in die französische Republik verdankte. Bonaparte vergalt diese Aufnahme auf seine Weise, indem er das Land mit nützlichen öffentlichen Anstalten und Bauten bereicherte; er befahl die Vereinigung des Rheins, der Maas und der Schelde durch einen großen Verbindungscaanal. Nach seiner Rückkehr nach Paris öffnete er die Brücke des Arts dem öffentlichen Gebrauche und verwandelte das Prytaeum in ein Lyceum. In gleichem Grade nahmen die auswärtigen Angelegenheiten seine Thätigkeit in Anspruch. Er schloß einen Allianztractat mit der Schweiz, ertheilte dem Botschafter der ottomannischen Pforte eine außerordentliche Audienz und verkündete die Abtretung von Louisiana an die Vereinigten Staaten für die Entschädigungssumme von sechzig Millionen Franken.

Was aber dem ersten Consul vor Allem beschäftigte, war der Krieg mit Großbritannien. Er entwarf ernstlich den Plan zu einer Landung in England, worüber er später sagte: „Wenn man auch in Paris darüber lachen mochte, lachte doch Pitt zu London keineswegs.“ Er verließ Paris im Anfange des November, machte eine Rundreise an den Küsten, um die unermesslichen Arbeiten, die er zu jenem Zwecke angeordnet hatte, zu besichtigen, und war Zeuge eines Kampfes, der auf der Höhe vor Boulogne zwischen einem englischen Geschwader und der französischen Flottille stattfand. Als der erste Consul in seine Haupt-

stadt (denn Bonaparte regierte bereits) zurückkam, fand er eine Botschaft des Königs von England an das Parlament vor, in welcher Georg III. erklärte: „daß er an der Spitze seines Volkes marschiren werde; daß Frankreich an die Verfassung, Religion und Unabhängigkeit der englischen Nation ernstlich Hand anlegen wolle; daß Frankreich aber in Folge der Maßregeln, die er zu ergreifen gedenke, von diesem Plane nichts als Niederlage, Verwirrung und Unglück ernten werde.“

Voll Entrüstung ließ Bonaparte unverzüglich in den Moniteur Folgendes einrücken: „Ist es in der That der König von England, das Oberhaupt einer Nation, welche Herrin des Meeres und Beherrscherin von Ostindien ist, der eine solche Sprache führt? — Wissen denn diejenigen, die ihm solche unüberlegte Reden eingeben, nicht, daß der meineidige Harald sich auch an die Spitze seines Volkes stellte? Wissen sie nicht, daß der Glanz der Geburt, die Abzeichen der höchsten Gewalt, der Purpurmantel, der die Könige bekleidet, nur ein schwacher Schild in jenen Augenblicken sind, wo der Tod, quer durch die Reihen zweier Armeen schreitend, nur den Blick des Genies und eine unverhoffte Bewegung abwartet, um die Seite zu wählen, die ihm seine Opfer liefern soll? Am Tage einer Schlacht sind alle Menschen gleich. Die Gewohnheit der Kämpfe, die Ueberlegenheit der Taktik und die Kaltblütigkeit des Oberbefehlshabers machen allein Sieger und Besiegte. Ein König, der sich in seinem dreundschzigsten Jahre zum ersten Male an die Spitze seiner Truppen stellen wollte, würde am Schlachttage eine Last mehr für die Seinigen, eine Siegeswahrscheinlichkeit mehr für seine Feinde sein. Der König von England spricht von der Ehre seiner Krone, von der Aufrechthaltung der Verfassung, der Religion, der Geseze, der Unabhängigkeit. War denn der Genuß aller dieser kostbaren Güter nicht durch den Frieden von Amiens gesichert? — Was hat denn der Felsen Malta mit eurer Religion, euren Gesezen und eurer Unabhängigkeit gemein? Menschliche Klugheit vermag zwar nicht vorauszuwissen, was die Vorsehung in ihrer unergründlichen Weisheit zur Bestrafung des Meineides und zur Bücktigung derjenigen beschloffen hat, welche die Zwietracht ansachen, zum Kriege aufstacheln und aus nichtigen Vorwänden oder verborgenen

Gründen elenden Ehrgeizes Menschenblut ohne Maß vergießen; wir dürfen aber mit Zuversicht den Ausgang dieses wichtigen Streites voraussagen und behaupten, daß ihr weder Malta noch Lampedusa erhalten, dafür aber einen weniger vortheilhaften Frieden als den von Amiens unterzeichnen werdet. Niederlage, Verwirrung, Unglück! — Solche Rodomontaden sind eben sowohl eines großen Volkes als eines Menschen von gesunden Sinnen unwürdig. Wenn der König von England so viele Siege erfochten hätte wie Alexander, Hannibal oder Cäsar, auch dann noch wäre eine solche Sprache ungerührt. Das Schicksal des Krieges und der Ausgang der Schlachten hängt von so vielerlei Umständen ab, daß man in der That alles gesunden Menschenverstandes baar sein muß, wenn man behauptet, daß die französische Armee, die bis zu dieser Stunde noch niemals für feig gegolten hat, auf britischem Boden nur Niederlage, Verwirrung und Unglück finden werde.“

Während der erste Consul dergestalt in seiner officiellen Zeitung die parlamentarischen Großsprecherien des Königs Georg abfertigte, hörte er keinen Augenblick auf, sich mit der inneren Reorganisation der Republik zu beschäftigen. Am 20. December 1803 veranlaßte er einen Senatsbeschluss, wodurch die Verfassung des gesetzgebenden Körpers geändert wurde, dessen Eröffnung am 6. Januar 1804 stattfand. Herr von Fontanes wurde zum Präsidenten desselben ernannt. Indem Bonaparte ihn trotz seiner royalistischen Verbindungen den übrigen Candidaten vorzog, befolgte er nur jenes System der Verschmelzung, durch welches er in gemeinsamer Anhänglichkeit an die „entschnuhte“ Revolution, wie er sich selbst ausdrückte, die gemäßigten Feinde und die überspannten Freunde der Sache der Demokratie zu vereinigen hoffte, diejenigen, welche die Revolution mit Mißfallen sahen, und diejenigen, welche ihr durch Excesse gedient hatten, Fontanes und Fouché, und neben ihnen alle die Männer, welche durch Klugheit oder Ehrgeiz, durch Ueberdruß der Vergangenheit und Besorgniß vor der Zukunft zur Versöhnung und zur Ruhe getrieben wurden.

Die Darstellung der Lage der Republik erfolgte in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 16. Januar. Sie war ein großartiges Gemälde des Nationalwohlstandes, Herr von Fontanes wünschte

an der Spitze einer Deputation dem ersten Consul dazu Glück. „Der gesetzgebende Körper,“ sprach er, „dankt Ihnen im Namen des französischen Volkes für so viele nützliche, im Interesse des Ackerbaues und des Gewerbefleißes begommene, durch den Krieg nicht unterbrochene Arbeiten. Aus Gewohnheit, sich nur mit großen Ideen zu befassen, vernachlässigen höhere Geister zuweilen die Einzelheiten der Verwaltung; die Nachwelt wird Ihnen diesen Vorwurf nicht machen. Der Gedanke und die Thätigkeit Ihrer Regierung sind gleichzeitig überall. Alles vervollkommt sich; der Haß löseth aus, der Widerspruch verschwindet; unter dem siegreichen Einflusse eines Genius, der Alles mit sich fortreißt, nähern sich die scheinbar entferntesten Dinge; Systeme und Menschen verschmelzen und dienen im Verein dem Ruhme des Vaterlandes. Das alte und neue Herkommen setz sich in Uebereinstimmung; man behält Alles bei, was die Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte aufrecht erhalten kann; man sucht Alles wieder vor, was den Glanz und die Würde eines großen Reiches zu vermehren vermag. Diese Wohlthaten, Bürger erster Consul, sind das Werk von vier Jahren. Alle Strahlen des Nationalruhmes, die vor fünf Jahren erbleichten, haben einen Glanz erhalten, den dieselben vor Ihnen niemals besessen haben.“

Man hätte glauben sollen, daß die allgemeine Bewunderung, deren Gegenstand Bonaparte war, und die fast einmüthige Zustimmung des französischen Volkes zum lebenslänglichen Consulate die Factionen entmüthigen und zur Ruhe zwingen mußten; Parteien jedoch, die ein Princip zur Fahne haben, überleben ihre Niederlagen lange, selbst wenn dasselbe von der Zeit angenagt ist und nur noch den Gehalt eines Vorurtheiles hat. Die große Masse der Royalisten mochte der Gewalt der Dinge, dem Einflusse des siegreichen Genius, des Glückes Bonaparte's weichen, mochte sich in den Willen Gottes ergeben und den Finger der Vorsehung in den wunderähnlichen Ereignissen erblicken, die sich als eine für alle Folgezeit unübersteigliche Mauer zwischen den Bourbonen und Frankreich erhoben hatten; in der That war dies das Gefühl, welches unter jener Bevölkerung herrschte, die sich sonst der königlichen Sache so eifrig gewidmet hatte. Die Parteihäupter dagegen und diejenigen,

welche in der Auswanderung verblieben waren, beharrten im Haſſe und in Intriguen gegen die neue Ordnung der Dinge; ſie waren der Sympathie aller europäiſchen Höfe und ihres geheimen Beiſtandes ſicher, welcher je nach den Umſtänden zu einem offenkundigen werden konnte, auch hatten ſie für ſich die ungeſcheut auftretende Unterſtützung Englands, ſeitdem dieſes ſein zu Amiens gegebenes Wort gebrochen.

Dieſe Menſchen nun erachteten, daß die Fortdauer der inneren Ruhe, indem ſie die Bewohner der weſtlichen Departements an den Frieden gewöhnte, jeden neuen Aufſtandversuch immer ſchwieriger machen müſſe, daß es alſo dringend nothwendig wäre, den erſten Conſul anzugreifen, bevor ſeine Macht noch tiefere Wurzeln geſchlagen hätte. Es wurde daher eine Verſchwörung gegen Bonaparte's Regierung und Leben angezettelt. Vom Rhein bis zur Themſe waren die Verſchwornen unter den Auſpicien der engliſchen Regierung, die ſich den Aufhebungen des wüthendſten Toryismus ohne Rückhalt hingab, im Einverſtändniſſe. Pichegru, treu ſeiner früheren Verrätherlaufbahn, nahm an dem Complotte Theil und verbündete ſich mit dem berüchtigten Chouan Georges Cadoudal. Moreau, den Ruhm von Hohenlinden beſleckend, nahm das vertrauliche Geſtändniß dieſer abſcheulichen Antriebe ohne Entrüſtung auf, hörte es vielleicht mit Wohlgefallen an. „Wie hat ſich Moreau in eine ſolche Geſchichte einlaſſen können!“ rief Bonaparte aus. „Der einzige Menſch, der mir Beſorgniſſe einflößen konnte, der einzige, der günſtige Möglichkeitsfälle gegen mich hatte, verdirbt ſich auf eine ſo ungeſchickte Weiſe! Wahrhaftig, ein Stern muß über mir walten!“

Nach Entdeckung der Verſchwörung verkündete die Regierung dieſelbe ganz Europa durch alle Mittel der Deffentlichkeit, die ſie nur beſaß. Alle Staatskörper verfügten ſich zu dem erſten Conſul, drückten die Entrüſtung, von der ſie durchdrungen waren, aus und erneuerten die Verſicherung ihrer Mitwirkung zu allen Maßregeln, welche zur Abwehr ähnlicher Attentate erforderlich ſein möchten. Bonaparte antwortete: „Seit dem Tage meiner Gelangung zur höchſten Staatswürde iſt eine große Anzahl von Complotten gegen mein Leben angeſponnen worden; im Lager großgezogen habe ich niemals eine Wichtigkeit auf Geſahren gelegt, die mir keine Furcht einflößten. Aber ich kann mich eines

tiefen und schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn ich bedenke, in welcher Lage sich heute dieses große Volk befände, wenn das letzte Attentat geglückt wäre, denn der Ruhm, die Freiheit und die hohe Bestimmung des französischen Volkes sind es hauptsächlich, wogegen man sich verschworen hat. Seit langer Zeit habe ich den Süßigkeiten des Privatstandes entsagt; alle Augenblicke meines Lebens, dieses selbst ist ganz der Erfüllung jener Pflichten gewidmet, welche mein Beruf und das französische Volk mir auferlegt haben. Der Himmel wird über Frankreich wachen und die Complotte der Uebelgesinnten vernichten. Die Bürger mögen sich beruhigen, mein Leben wird so lange währen, als es der Nation nöthig ist. Ich will aber, daß das französische Volk wisse, daß ein Dasein ohne sein Vertrauen, ohne seine Liebe für mich trostlos wäre und weiter keinen Zweck hätte.“

Indem Bonaparte dergestalt den Triumph der Contrerevolution in dem Gelingen eines Complottes gegen sein Leben erblicken ließ und an sein eigenes Dasein den Ruhm, die Freiheit und die hohe Bestimmung Frankreichs knüpfte, deutete er hinlänglich an, daß die lebenslängliche Magistratur, die ihm das Volk anvertraut hatte, in seinen Augen nicht mehr genüge, um die Zukunft des Landes zu verbürgen, und daß er auf eine neue Staats Einrichtung sinne, welche auch nach ihm die neuen Interessen zu vertheidigen vermöchte. Wir werden bald die Verwirklichung seines Gedankens sehen.

Unter den Ausgewanderten, welche sich bereit hielten, die Grenze auf das erste von den Verschwornen gegebene Zeichen zu überschreiten, befand sich auch der letzte Sprosse aus Condé's Blute, der Herzog von Enghien. Der erste Consul ließ ihn auf badischem Gebiete verhaften und nach Vincennes bringen, wo er mit außerordentlicher Eilfertigkeit gerichtet und erschossen wurde. Diese Hinrichtung ist Bonaparte als feiger Mord, der seinem Andenken einen unauslöschlichen Flecken aufdrücke, vorgeworfen worden. Wenn der junge Prinz, der einen der schönsten Namen des alten Frankreichs trug, die Ideen und Staatseinrichtungen, die er natürlich hassen mußte, nach Art seiner Ahnen nur in offenem Kampf, nach den Gesetzen der Ehre und des Völkerrechtes bekriegt hätte, so würden seine Verhaftung und sein Tod durch-



aus in den Bereich jener unerbittlichen Politik gehören, die den Schrecken und das Schaffot als Kriegeswaffe gebrauchte, und Bonaparte könnte sich vor dem Richterstuhl der Geschichte nur vertheidigen, indem er die Identität seiner Sache mit der des Wohlfahrtsausschusses vor- schützte und wie dieser die Nothwendigkeit zu seinen Gunsten anriefe. Da sich aber der Herzog von Enghien nicht darauf beschränkte, die Republik als Soldat zu bekämpfen, sondern wirklich im Bunde mit Männern stand, die selbst vor der Ermordung des ersten Consuls nicht zurückschauderten, um ihr Vaterland umzustürzen und zu knechten, so war es nicht mehr der Enkel des Siegers von Rocroy, der in den Gräben von Vincennes erschossen wurde, sondern der Mitschuldige Georges' und Bichegru's.

„Ich habe den Herzog von Enghien verhaften und hinrichten lassen,“ sagte Napoleon in seinem Testamente, „weil die Sicherheit, das Interesse und die Ehre des französischen Volkes es unumgänglich zu einer Zeit foderten, wo der Graf von Artois, nach seinem eigenen Geständnisse, sechzig Menehelnörder zu Paris besoldete. Unter ähnlichen Umständen würde ich wieder so handeln.“ — „Wenn ich nicht zu meinen Gunsten und gegen den Herzog von Enghien,“ sagte er anderswo, „die Gesetze des Landes gehabt hätte, so wäre mir doch das natürliche Recht der Nothwehr geblieben. Er und die Seinigen gingen täglich damit um, mir das Leben zu nehmen; ich wurde von allen Seiten und zu jeder Stunde bedroht, von Windbüchsen, Höllemmaschinen, Complotten und Fallstricken jeder Art. Das wurde ich überdrüssig; ich benutzte die Gelegenheit, ihnen den Schrecken zu vergelten, und es ist mir gelungen. — Wer kann dagegen etwas einwenden? Blut fodert Blut; man müßte albern oder wahnsinnig sein, um glauben zu können, daß eine Familie das seltsame Vorrecht haben sollte, tagtäglich mein Leben anzugreifen, ohne daß mir das Recht zustände, es ihnen zu vergelten. — Ich hatte persönlich keinem von ihnen ein Leid zugefügt; eine große Nation hatte mich zu ihrem Oberhaupte erkoren; ganz Europa hatte diese Wahl anerkannt, und mein Blut war doch wohl eben so viel werth als das ihrige.“

Man hat behauptet, Bonaparte sei zur Hinrichtung des Herzogs von Enghien durch die Nothwendigkeit bewogen worden, den alten Ja-

cobinern, die ihn umgaben und ihm den Weg zum Throne ebneten, eine Bürgschaft gegen die Rückkehr der Bourbonen zu geben. Einer solchen Annahme, mit welcher auch der Charakter und das Zeugniß Bonaparte's im Widerspruch stehen, fehlt es an aller Wahrscheinlichkeit. Wir brauchen nicht an die Kanonade von St. Rochus oder an die Deportation der Elchyaner zu erinnern, denn es gab zwischen dem ersten Consul und der Partei der Royalisten unübersteiglichere Hindernisse als das Andenken des 13. Vendemiaire und des 18. Fructidor. Andere, welche der alten Dynastie gegenüber weit mehr compromittirt waren, Fouché und Talleyrand zum Beispiel, nahmen später Platz im Rathe Ludwig's XVIII.; was aber vor Allem die schreckliche Bürgschaft, die man von ihm verlangt haben soll, unnütz machte, war, daß er, um sich mit den Bourbonen auszuföhnen, plötzlich seine Natur hätte ändern, seine und Frankreichs Stellung vergessen, zugleich auf seine Vergangenheit und Zukunft verzichten, kurz aufhören müssen, er selbst zu sein. „Ich habe niemals an die Prinzen gedacht,“ sagte er auf St. Helena, „und wenn ich auch mit ihnen günstige Absichten gehabt hätte, so würde es nicht in meiner Macht gestanden haben, dieselben auszuführen. Es ging das Gerücht, ich hätte ihnen Vorschläge in Betreff der Abtretung ihrer Rechte gemacht, und man hat dies in Europa durch pomp-hafte Erklärungen im Ueberflusse zu bewahrheiten gesucht; dennoch ist daran kein wahres Wort. Wie hätte es auch sein können? Ich konnte ja nur durch jenes Princip, welches sie ausgeschlossen hatte, regieren, durch das der Volkssouveraineté! Das werden zu jener Zeit gewiß Alle gedacht haben, die mir die Gerechtigkeit widerfahren ließen, mich weder für einen Tollhäusler noch für einen Schwachkopf zu halten.“

Die Wiederherstellung der Monarchie erfolgte, aber nicht zu Gunsten der Bourbonen, vielmehr konnten die Verschwornen aus ihrem Gefängnisse sehen, daß sie dem, auf dessen Tod sie gesonnen, die Krone verschafft hatten.

## Sechzehntes Capitel.

Einführung der kaiserlichen Regierung. Handlungen der Gnade. Lager von Boulogne. Reise nach Belgien.

Ohne Zweifel glaubte Bonaparte bei dem Versuche, wieder eine erbliche Gewalt einzusetzen, er handle im Interesse der Dauer seines Werkes und der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Ordnung der Dinge. „Die Erblichkeit allein,“ sagte er, „vermag die Contrevolution zu verhindern. So lange ich lebe, hat man nichts zu besorgen; nach mir aber würde jedes gewählte Staatsoberhaupt zu schwach sein, den Anhängern der Bourbonen zu widerstehen. Frankreich verdankt seinen zwanzig Divisionsgeneralen viel; sie haben in dem Range, zu dem sie erhoben worden, tapfer gekämpft; keiner aber trägt in sich den Stoff eines Oberfeldherrn und noch viel weniger den eines Staatsoberhauptes.“ (Pelet de la Logère.)

War dieses strenge, von Bonaparte über die ausgezeichnetsten Divisionsgenerale gefällte Urtheil gerecht? Ist ihre so offen ausgesprochene Ungeschicklichkeit zum Regieren nicht seitdem durch einen von ihnen widerlegt worden? War es nicht in der That einer jener Unterbefehlshaber, von denen im Jahre 1804 so geringschätzig gesagt wurde, daß „keiner den Stoff eines Staatsoberhauptes in sich trage,“ der noch im Jahre 1839 auf dem Throne der Wasa's, zu dem er im Jahre 1810 berufen worden, saß, ohne daß der Bund der alten Königsdynastien, der das Scepter Napoleon's zerbrach, in Bernadotte's Unfähigkeit oder Mißgriffen Anlaß finden konnte, in Schweden die Legitimität, wie es in Frankreich geschehen, wiederherzustellen und das monarchische Europa von dem Mergernisse aus dem Plebejerstande hervorgegangener Könige völlig zu befreien?

Und wenn die berühmtesten Generale der Rolle des Staatsoberhauptes wirklich nicht gewachsen gewesen sein sollten, gab es unter den berühmten Männern vom Civilstande, die den ersten Consul umgaben und aus denen er nach dem Gesetze bei Einführung des lebenslängli-

chen Consulates seinen Nachfolger eben so gut als aus dem Kriegerstande hätte wählen können, auch nur politische Unfähigkeiten?

Wir glauben es nicht und es scheint außer allem Zweifel zu sein, daß, wenn Bonaparte, um die Wiedereinführung der Erblichkeit zu rechtfertigen, alles Ernstes die Unmöglichkeit anführte, unter der großen Menge von Berühmtheiten, welche die Revolution Frankreich gegeben hatte, einen der Regierung fähigen Mann zu finden, seine Einsicht diesmal durch seinen Ehrgeiz getäuscht wurde. Zählte er, indem er in der Wiedereinführung der monarchischen Erblichkeit eine Bürgschaft der Dauer suchte, nicht etwa weniger auf den persönlichen Werth seines Erben als auf die Macht des Erblichkeitsprincipes selbst? Wenn der erste Consul diese Hoffnung nährte, wenn sie von den Männern, die ihm seinen Thron aufrichten halfen, getheilt wurde, so beweist dies nur, daß auch das erhabenste Genie seine Augenblicke des Schlummers, die geübteste Scharfsicht ihre Tage der Blindheit hat.

Daß man im Mittelalter fest auf das Erblichkeitsprincip baute, läßt sich begreifen, denn damals war die Erblichkeit eben sowohl möglich als nothwendig. Sie war möglich, weil es genügte, daß die Religion sie heiligte, um sie in den Augen der Fürsten und Völker, deren lebendiger und einstimmiger Glaube allgemeine Unterwerfung unter jede Einrichtung, jedes Gesetz, jede Maxime sicherte, welche den Stempel göttlichen Ursprungs trug, unantastbar erscheinen zu lassen. Sie war in diesen Zeiten des allgemeinen und tiefen Glaubens möglich, weil damals die Salbung der Könige keine eitle Ceremonie war, denn das heilige Del besaß politische Kraft und das Siegel der Legitimität war nur dem Gesalbten des Herrn und seinem Geschlechte aufgedrückt.

Die Erblichkeit war nothwendig, weil ohne die religiöse Weihe dieses politischen Dogma's die Ruhe und Einheit des Reiches bei dem Ablauf jeder Regierung durch die Nebenbuhlerschaft der großen Vasallen, von denen die einen mit gewaffneter Hand nach der Krone gestrebt, die anderen gleichfalls zur rohen Gewalt gegriffen hätten, um sich unabhängig zu machen und das Joch der Oberlehensherrlichkeit gänzlich abzuwerfen, gefährdet worden sein würde. Da sich trotz des öffentlichen, von der Religion geheiligten Rechtes der Monarchie diese ehrgeizigen

Ansprüche und anarchischen Tendenzen so vielmal kund gegeben und so oft, vom Ursprunge des Feudalwesens an bis zu den Unruhen der Fronde, in Frankreich den Bürgerkrieg veranlaßt haben, was würden diese herrschsüchtigen, habfüchtigen, kriegslustigen, jeden Zaum hassenden Großen des Reiches nicht erst Alles gewagt haben, wenn ihr Ungeßüm und ihr Ehrgeiz nicht durch die Macht eines moralischen Princips in Schranken gehalten worden wäre, das sie nicht verletzen konnten, ohne sich den Vorwürfen ihres eigenen Gewissens und außerdem der Reichsacht und dem Kirchenbanne auszusetzen? Die Barbarei und Zügellosigkeit des Lehnwesens würden Frankreich noch mehr zerrissen und zerfleischt haben, als sie es ohnehin gethan, und die Krone würde ohne Mittel gewesen sein, ihnen obzusiegen. Die religiöse Heiligung der Erbllichkeit ist es gewesen, welche die hartnäckige Zügellosigkeit der Barone zuletzt machtlos gegen den Thron gemacht hat, gleichwie sie der Johanna d'Arc jene wunderwirkende Gewalt verlieh, deren sie bedurfte, um unter einem kindischen König das schönste Reich der Erde zu retten. Als Richelieu und Ludwig XIV. die alte Aristokratie für immer zähmten und jenen Plan der Einheit und Centralisirung erdachten, der seitdem durch die französische Revolution ausgeführt und vervollkommenet worden ist, schlug der gewalthätige Despotismus, den sie gegen die Großen ausübten, zu Gunsten der königlichen Gewalt aus, statt sie zu verderben, weil dieselbe damals noch das göttliche Recht repräsentirte, noch von dem Glauben der Völker beschirmt wurde, und weil sie, indem sie jene stolzen Unterthanen, die ihren Argwohn erregten, zermalnte, in der That nur die Repräsentanten der unter Titelprunk verborgenen rohen Gewalt traf.

Aber was war im Jahre 1804 aus dem göttlichen Recht, als Schuß der Erbllichkeit, geworden?

Es hatte dem göttlichen Rechte des Verdienstes und Genies Platz gemacht und der allgemeine Glaube hatte sich zur Volkssouverainetät gewandt.

Gab es andererseits um den Consularstuhl furchtbare Vasallen, Herren der schönsten Provinzen der Monarchie, immer zum Kriege geneigt, stets bereit den Staat in Verwirrung zu stürzen, um sich der

höchsten Gewalt zu bemächtigen oder in irgend einer Ecke des Reiches für unabhängig zu erklären? Nein, nichts von dem Allen war zu besorgen; die heilige Ampel war in Frankreich verloren, das Wappenschild zertrümmert. Statt jener Feudalgewalten, die in einer durch Eroberung begründeten und durch den Krieg organisirten Staatsgesellschaft das Waffenhandwerk erblich betrieben und sich nur durch die Waffen erhalten konnten, sah Frankreich allenthalben, im Ackerbau, im Handel, in den Künsten, in den Wissenschaften, neue Gewalten auftauchen, die sich über die alten um die ganze Ueberlegenheit des persönlichen Verdienstes über den Zufall der Geburt erhoben und nur durch den Frieden bestehen und erstarken konnten. Selbst die militärischen Berühmtheiten verdankten ihre Erhebung nur dem Ausnahmezustand, in dem sich das Land seit fünfzehn Jahren befand, und ihr Ruhm bestand hauptsächlich darin, Frankreich den friedlichen Genuß der Wohlthaten einer Revolution zu verschaffen, welche, indem sie die moralische und industrielle Vereinigung der Völker vorbereitete, dadurch dereinst jeden Krieg unmöglich machen sollte. Die französischen Generale besaßen übrigens keinen besonderen und unmittelbaren Einfluß auf irgend einen Theil des Gebietes, keinen politischen Anhang von Schützlingen, kein einziges Mittel, um die Rolle der Kriegerleute der alten Zeit zu wiederholen. Es gab in ihnen keinen Stoff zu einem Armagnac oder Burgund, zu einem Montmorency oder Epemon, und ihr zurückhaltendes und kluges Benehmen bei jeder seitdem eingetretenen Regierungsveränderung hat bewiesen, daß der Uebergang der höchsten Gewalt, es sei nun durch Erbschaft oder durch Wahl, in keiner Art von ihren persönlichen Absichten gestört oder gehindert wird.

Bonaparte täuschte sich daher, als er die Wiederherstellung der erblichen Monarchie zu rechtfertigen suchte, indem er sich auf Maximen und Thatfachen berief, die einer ganz anderen socialen Ordnung der Dinge angehörten. Was im Schooße einer kriegerischen und gläubigen Gesellschaft möglich und nothwendig gewesen, war weder nothwendig noch möglich in einer industriellen und skeptischen Gesellschaft, welche keine Feudalunruhen mehr zu fürchten hatte und selbst von dem Schicksale der Schlachten als Preis der glänzendsten Kriegstrumphe weiter nichts

als das Recht verlangte, sich in Sicherheit ihren friedlichen Arbeiten widmen zu können.

Uebrigens hatte der erste Consul um die Zeit des 18. Brumaire selbst sehr triftige Gründe gegen die Erblichkeit angeführt; er hatte verkündet, daß diese für das Frankreich des Mittelalters so heilsame Einrichtung für das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts unmöglich geworden sei. „Die Erblichkeit,“ sagte er, „ist absurd, nicht in dem Sinne, als sicherte sie nicht die Stetigkeit des Staates, sondern weil sie in Frankreich unmöglich ist. Sie hat in diesem Lande lange bestanden, aber mit Einrichtungen, welche sie ausführbar machten, die jedoch nicht mehr vorhanden sind und weder eingeführt werden können noch sollen. Die Erblichkeit stammt aus dem Civilrechte, setzt Eigenthum voraus und ist da, um dessen Uebertragung zu sichern. Wie vermöchte man die Erblichkeit der obersten Staatsgewalt mit der Volkssouverainetät zu vereinigen? wie beweisen, daß die oberste Staatsgewalt ein Eigenthum sei? Als die Krone erblich war, gab es eine Menge Staatsämter, die gleichfalls erblich waren; diese Fiktion war ein fast allgemein gültiges Gesetz, von dem nichts übrig geblieben ist.“ (Thibaudeau, das Consulat und das Kaiserreich.)

War in der Zeit vom Beginn bis zum Ende des Consulats das Widersinnige vernünftig geworden? Hatte der im Jahre 1800 so klar erkannte aufhebende Gegensatz der Vergangenheit zur Gegenwart im Jahre 1804 aufgehört oder war er minder erkennbar geworden?

Ganz gewiß nicht; aber während jede Epoche ihren Charakter beibehielt, hatten Bonaparte's Ideen eine Aenderung erlitten. Der Besitz der obersten Gewalt auf Lebenszeit genügte ihm nicht mehr. Der stolze Gedanke, eine Dynastie zu gründen und seine Familie in ein Königs-geschlecht umzuwandeln, hatte Eingang in seiner Seele gefunden. Von nun an wurde seine bisher stets nationell und philosophisch, umfassend und großartig wie die Intelligenz, von der sie ausging, gewesene Politik der Berührung mit untergeordneten Rücksichten ausgesetzt, und stieg nur zu oft zu dem geringfügigen Maßverhältnisse dynastischer Eitelkeiten und Pläne herab. „Dieser Riese,“ sagt Chateaubriand, „fettete

sein Geschick nicht völlig an das seiner Zeitgenossen; sein Genie gehörte der neuen, sein Ehrgeiz der alten Zeit an; er gewahrte nicht, daß die Wunder seines Lebens ein Diadem weit überwogen, daß dieser gothische Schmuck ihm schlecht stehen würde.“

Die Gerechtigkeit gebietet jedoch zu sagen, daß in Bonaparte, wenn gleich „sein Ehrgeiz der alten Zeit“ nachgab, das Gefühl der Anforderungen „der neuen Zeit“ stark genug blieb, um der Erblichkeit, welche er einführte, nicht den absoluten Charakter und die strengen Folgerungen des alten göttlichen Rechtes zu geben. Er wollte sie vielmehr, so weit es möglich war, mit der Volkssouverainetät in Einklang bringen, weswegen er auch, als ihm der Senat am 28. Floreal des Jahres XII (18. Mai 1804) in corpore den Beschluß von diesem Tage, wodurch der erste Consul zum Throne berufen und die kaiserliche Würde für erblich in seiner Familie erklärt wurde, in seiner Antwort sagte: „Ich unterwerfe das Gesetz der Erblichkeit der Sanction des Volkes. Ich hoffe, Frankreich wird die Ehren niemals bereuen, womit es meine Familie umgibt. In jedem Falle würde mein Geist von dem Tage an nicht mehr bei meinen Nachkommen sein, an dem sie aufhören sollten, die Liebe und das Vertrauen des französischen Volkes zu verdienen.“

Hieß dies nicht die Erblichkeit von Bedingungen abhängig machen, die Vorrechte des Blutes den Rechten der Nation unterordnen, die facultative Ausübung der Volkssouverainetät aufrecht erhalten und zum voraus feierlich der eventuellen Entsetzung der Dynastie, die er gründete, beistimmen, sobald sie das Nationalvertrauen verloren haben würde? So genommen gab das Princip der Erblichkeit den Mitgliedern der kaiserlichen Familie nicht mehr als eine Art gesetzlicher Candidatur, die wohl gegen die von jedem Zwischenreich unzertrennlichen Erschütterungen einige Bürgschaft der Ordnung und Stetigkeit geben mochte, aber dem Volke das souveraine Recht nicht nahm, den zum Anspruch auf die Nachfolge Berechtigten zu entfernen, sobald derselbe sein Vertrauen entweder nicht verdiente oder zu verdienen aufhörte.

Und so ist in der That die Erblichkeit in Frankreich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts verstanden und ausgeübt worden. Bona-



parte selbst, der so sehr fürchtet, vor Vollendung seines Werkes zu sterben, und der sich, um es zu befestigen, Nachfolger geben will, muß seine Dynastie und seine Regierung überleben, weil er gegen das Ausland keine hinreichende Stütze in dem Volkslöwen findet, den er unter dem Schatten seines ruhmgekrönten Despotismus angefettet oder eingeschläfert hat. Nichts hilft ihm die Abstimmung im Luxemburg und die Salbung in Notre-Dame; der Senat, der ihn erhoben hat, verwirft ihn; der Papst, der ihn gesalbt, verflucht ihn; und als sich auf den Ruinen des kaiserlichen Erbthrones die alte Legitimität niederließ und in ihrer Unflughheit und ihrem Stolze dem Geiste des Jahrhunderts und der Nation Trost bot, reichten einige Arbeiter in Lumpen hin, den dynastischen Hochmuth zu bestrafen, die Nation und das Jahrhundert zu rächen und die Wahrheit des Ausspruches Napoleon's selbst zu rechtfertigen, „daß instinktive die Erblichkeit, so wie man sie unter Frankreichs alten Königen verstand, widersinnig und unmöglich sei.“ Da sollte man die Erfahrung machen, daß das Genie eines Mannes wie die Berühmtheit des Geschlechtes, die Krönung zu Paris wie die Krönung zu Rheims ohnmächtige Bürgschaften der Stetigkeit wären, und daß, wenn die verfassungsmäßige Heiligung des Erbthrones das Land gegen häufige Volksbewegungen und Wahlumtriebe sichert, dafür nur die periodische Wiederkehr revolutionärer Erschütterungen eingetauscht wurde. Allerdings hat man den Tumult der Urversammlungen nicht zu besorgen, das dynastische Band ist aber nichtsdestoweniger doch zerrissen; statt des Lärms der Abstimmung hört man das Geräusch der Waffen; man erleidet einen feindlichen Einbruch oder macht eine Revolution, und die Ordnung der Nachfolge, erfunden als untrügliches Mittel der Ewigkeit der Regierungen, wird in weniger als zwanzig Jahren zweimal verlegt, erst durch fremde Bajonnette in dem Ausgewählten der Nation, dann durch das Schwert des Volkes in dem Erkoranen der ausländischen Waffen. Und nun wünsche man sich noch Glück, den von dem Wahlsysteme unzertrennlichen Unordnungen entronnen zu sein und die Ruhe des Staates wie das Schicksal der Dynastien unter den Schutz der Erblichkeit gestellt zu haben!

Welche moralische Wirkung konnte auch in der That die Wieder-

Herstellung der Monarchie und der Erblichkeit in Frankreich auf den Geist der europäischen Völker haben, und welche hat sie gehabt? Gewannen das Königthum und die Erblichkeit an und für sich dadurch? wurden die Throne fester, die Dynastien gesicherter? erhielt der alte Glaube, der ihren Glanz und ihre Kraft gebildet, wieder jene bezaubernde und hinreißende Macht, die er sonst über die Gemüther ausgeübt?

Im Gegentheile schwächte sich dieser Glaube mehr als je bei den Nationen, als sie sahen, daß das Volk, welches unter der rothen Mütze und mit der Carmagnole in Masse geherrscht hatte, sich in einem seiner Soldaten zum Kaiser machte, ihm den Purpur umthat und das Diadem aufsetzte, ohne daß die Welt das als ein Aergerniß ansah, was das alte Europa nur als Entweihung der monarchischen Insignien und als ruchlose Usurpation betrachten konnte. Mehr als jemals geschah dem Princip der Erblichkeit Abbruch, als plebejische Familien die älteste aller Dynastien in Frankreich, Italien und Spanien verdrängten und brüderlich neben den Nachkommen Karls des Fünften, Peters des Großen und Friedrichs des Ersten saßen.

Es leuchtet daher ein, daß Bonaparte's Bestimmung selbst in derjenigen seiner Handlungen, welche scheinbar am meisten das Gepräge der Contrerevolution trug, fortwährend die blieb, das thätigste Werkzeug der Revolution zu sein. Um sich gegen ganz Europa vertheidigen zu können, hatte diese Revolution von der constitutionellen Monarchie zur Republik übergehen müssen. Um sich über ganz Europa auszudehnen und überall den Keim der französischen Ideen zu verbreiten, wurde sie ehrgeizig und erobernd und ging aus der Republik in die militärische Monarchie über. Diese Umwandlung geschah durch den Senatsbeschluß vom 28. Floreal des Jahres XII (18. Mai 1804). Der Consul Cambaceres, welcher beauftragt war, diese feierliche Urkunde zu den Füßen seines Collegen, der nun sein Herr wurde, niederzulegen, sprach dabei folgende Worte: „Das französische Volk hat seit Jahrhunderten die mit der Erblichkeit der höchsten Gewalt verbundenen Vortheile genossen. Es hat eine kurze, aber schmerzliche Erfahrung des entgegengesetzten Systemes gemacht. In Folge einer freien und reifen Berathung kehrt es in eine seinem Geiste besser zusagende Bahn zurück. Es übt mit Freiheit seine Rechte

aus, um Eurer kaiserlichen Majestät eine Macht zu übertragen, deren eigne Ausübung sein Interesse ihm verwehrt. Es sorgt für die kommenden Generationen und vertraut den Enkeln und Nachkommen Ihrer Dynastie sein Glück durch einen feierlichen Vertrag an. Diese werden Ihre Tugenden fortsetzen, werden unsere Liebe und Treue erben.“

Napoleon antwortete: „Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glücke verbunden. Ich nehme den Titel an, den ihr der Nation für nützlich erachtet.“

Indem Napoleon hierauf die neue Erblichkeit der Abstimmung des Volkes unterwarf, zeigte er das Bestreben, den demokratischen Widerwillen des Jahrhunderts nicht zu sehr zu reizen und der Volkssouverainetät selbst in jenem Acte, der ihre Ausübung auf unbestimmte Zeit einstellte, eine letzte Hulldigung darzubringen. Damals war es, wo er die merkwürdigen Worte sprach, die wir schon angeführt haben: „Ich unterwerfe das Gesetz der Erblichkeit der Sanction des Volkes. Ich hoffe, Frankreich werde die Ehren niemals bereuen, womit es meine Familie umgibt. In jedem Falle würde mein Geist von dem Tage an nicht mehr bei meinen Nachkommen sein, wo sie aufhören sollten, die Liebe und das Vertrauen des französischen Volkes zu verdienen.“

Nach der Audienz bei dem Kaiser begab sich der gesammte Senat zu Josephinen, um sie mit dem Titel Kaiserin zu begrüßen. „Madame,“ redete Cambaceres sie an, „der Ruf verkündet das Gute, welches Sie unaufhörlich thun; er sagt, daß Sie, den Unglücklichen stets zugänglich, Ihren Einfluß bei dem Staatsoberhaupte nur anwenden, um das Unglück zu mildern, und daß Eure Majestät dem Vergnügen wohlzuthun jenen liebenswürdigen Zartsein beifügen, welcher die Dankbarkeit süßer und die Wohlthat kostbarer macht. Ein solcher Gang weißagt, daß der Name der Kaiserin Josephine das Lösungswort des Trostes und der Hoffnung sein werde. Der Senat schätzt sich glücklich, Eure kaiserliche Majestät zuerst zu begrüßen.“

Cambaceres wurde für seinen Eifer mit der Würde des Erzkanzlers belohnt. In der That gebührte nichts Geringeres der eifrigen Hast, womit er den Titel eines zweiten Oberhauptes der Republik nie-

derlegte, um der erste Unterthan des Reiches zu werden. Lebrun wurde Erzschatzmeister.

Nicht blos in der Antwort an den Senat suchte Napoleon die Empfindlichkeit der Republikaner zu schonen; auch aus der Eidesformel, die er beschwor, als er von dem Throne Besitz nahm, leuchtete dasselbe Bestreben hervor. Er wollte, Frankreich solle wissen, daß der Kaiser, gleich dem Consul, nichts sei, als der erste Repräsentant der Revolution, die glorreichste und wichtigste Stütze der Volksache, der oberste Vertheidiger der Republik. Der Eid lautete: „Ich schwöre, die Integrität des Gebietes der Republik zu bewahren; die Gesetze des Concordates und der Freiheit der Culte, die Gleichheit der Rechte, die politische und bürgerliche Freiheit, die Unwiderruflichkeit des Verkaufes der Nationalgüter zu achten und achten zu lassen; keine Auflage zu erheben, keine Steuer auszusprechen als kraft eines Gesetzes; das Institut der Ehrenlegion aufrecht zu erhalten und lediglich im Zwecke des Interesses, des Glückes und des Ruhmes des französischen Volkes zu regieren.“

Trotz aller dieser vielen Bemühungen, die Nation glauben zu machen, das Kaiserreich werde die Republik fortbestehen lassen, war es doch unmöglich, daß die Stiftung einer neuen Dynastie nicht die Besorgnisse der beharrlichen Republikaner erregte, nicht von ihrer Seite irgend eine energische Protestation veranlaßte. Der berühmteste unter ihnen, Carnot, machte sich bei dieser Veranlassung abermals zu ihrem Organe. Der Vorschlag, die erbliche Staatsgewalt zu Gunsten Napoleon's und seiner Familie wiederherzustellen, war im Tribunate entstanden. Hier bekämpfte ihn Carnot gleich im Anfange. „Seit dem 18. Brumaire,“ sagte er, „gab es eine in der Weltgeschichte vielleicht einzige Epoche, um geschützt vor allen Stürmen die Freiheit auf feste, durch Vernunft und Erfahrung gerechtfertigte Grundlagen festzustellen. Bonaparte konnte nach dem Frieden von Amiens zwischen dem monarchischen und dem republikanischen System wählen; er hätte Alles thun können, was er wollte, und würde nicht auf den geringsten Widerstand gestoßen sein. Der Schatz der Freiheit war ihm anvertraut, er hatte geschworen sie zu vertheidigen; indem er sein Versprechen hielt, würde er die Erwartung der Nation, welche ihn allein für fähig erachtete, das erhabene

Problem der Freiheit in großen Staaten zu lösen, erfüllt und sich mit einem Ruhme ohne Gleichen bedeckt haben.“

Die Stimme Carnot's verlor sich in der Wüste. Die großen Staatskörper waren in der Hineigung zur Monarchie einstimmig \*). Man hätte glauben sollen, daß die rechte Seite der constituirenden Nationalversammlung durch ein Wunder wieder von den Todten auferstanden wäre. Und doch war weder der Senat, noch das Tribonat, noch der gesetzgebende Körper von dieser Seite her gekommen. So beschaffen war aber der Gang der Ereignisse, daß die Veteranen des Conventes sich plötzlich in Höflinge verwandelten.

Die republikanischen Generale wichen, gleich den alten Volksrepräsentanten, der Gewalt der Umstände. Stets der Revolution ergeben, willigten sie um so lieber ein, ihr unter ihrer neuen Form zu dienen, als sie darin ein Pfand der Stetigkeit ihrer eignen Erhebung fanden. Am Tage nach seiner Erhebung zur kaiserlichen Würde berief Napoleon seine berühmtesten Waffengefährten um den Thron und ernannte sie zu Marschällen des Reiches: Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davoust, Bessières, Kellermann, Lefebvre, Pérignon und Serrurier.

Napoleon hatte bald Gelegenheit, seine Belangung zur Souverainetät durch eine Handlung der Gnade zu bezeichnen. Durch Urtheil des Criminalgerichtshofes vom 10. Juni 1804 wurden Georges Cadoudal und seine Genossen zum Tode verdammt. Der General Moreau, geschützt durch die Berühmtheit seines Namens und die Theilnahme der Armee, entging der Strafe der Verschwörer: der Gerichtshof verurtheilte ihn nur zu zweijähriger Einsperrung, welche in ewige Verbannung verwandelt wurde. Aber unter den zum Tode verurtheilten Verbrechern befanden sich Männer von hoher Geburt, unter andern die Herren von Rivière und Bolognac. Alle möglichen Schritte wurden bei Na-

---

\*) Im Senate gab es drei Opponenten: Gregoire, Lambrechts und Garat. Lanjuinais war abwesend.

napoleon gethan, um sie zu retten, und Josephine selbst übernahm es, die dringenden Bitten der in Bestürzung versetzten Familien zu unterstützen. Unter ihren Auspicien begab sich Frau von Montesson nach St. Cloud und stellte Polignac's Gemahlin dem Kaiser vor, die ihn um Gnade für ihren Gatten und Herrn von Rivière ansuchte. „Es ist uns gelungen,“ erzählte die Kaiserin einige Tage später, „der Frau von Polignac bei ihm Zutritt zu verschaffen. Mein Gott, wie war sie schön! Bonaparte war gerührt, als er sie sah, und sagte: „Madame, Ihr Gemahl hat mir nach dem Leben getrachtet, ich kann ihm daher verzeihen.““

Die Großmuth Napoleon's blieb nicht bei jenen Beurtheilten stehen, deren Name mächtige Fürsprecher zu ihren Gunsten erregt hatte. Ein junges Mädchen von geringer Herkunft schied nicht minder glücklich als Frau von Polignac aus dem Palaste von St. Cloud und von der Audienz des Kaisers. Sie erhielt für den Bruder, was Napoleon der großen Dame für den Gemahl bewilligt hatte. Die zu Gunsten der Herren von Polignac und Rivière angerufene kaiserliche Gnade dehnte sich auch auf Lajolais, Bouvet de Lozier, Rochelle, Gaillard, Ruffillon und Charles d'Hozier aus. Georges und seine übrigen Schuldgenossen wurden hingerichtet. Bichegru entging der Beurtheilung wie der Strafe, indem er sich in seinem Gefängnisse erdrosselte. „Die Hinrichtung Georges,“ sagt Napoleon in seinen Memoiren, „erregte kein Bedauern, weil der Mord, aus was für einem Beweggrunde er immer geschehe, in Frankreich stets verabscheut werden wird. Die Handlung der Judith bedarf des ganzen Ansehens der heiligen Schrift, um nicht zu empören.“ Was den Selbstmord Bichegru's betrifft, so war es nur natürlich, daß er zu einer Zeit in Zweifel gezogen wurde, wo alle hassenswerthen Leidenschaften der besiegten Parteien zusammenwirkten, um den Sieger zu verleunden und anzuschwärzen. Es mag sogar Männer von redlichem Glauben gegeben haben, welche sich einreden ließen, der Tod Bichegru's sei auf Befehl des Kaisers beschleunigt worden. „Es wäre eine Schmach, wenn ich mich dagegen vertheidigen wollte,“ sagte Napoleon, „die Beschuldigung ist zu albern. Was hätte ich dabei gewinnen können? Ein Mann von meinem Charakter handelt niemals ohne große Beweggründe.

Hat man mich je Blut aus Laune vergießen sehen? Welche Mühe man sich auch gegeben haben mag, mein Leben anzuschwärzen und meinen Charakter zu entstellen, so wissen doch alle diejenigen, die mich genau kennen, daß derselbe dem Verbrechen unzugänglich war; es gibt während meiner ganzen Regierung keine einzige Privathandlung, von der ich nicht vor jedem Gerichte, ich will nicht sagen ohne Verlegenheit, sondern zu meiner Ehre reden könnte. Die Sache ist ganz einfach: Bichegru sah sich in einer hoffnungslosen Lage; seine Seele wollte die Schmach der Hinrichtung nicht ertragen, er verzweifelte an meiner Gnade oder verschmähte sie, und so gab er sich selbst den Tod.“ (Memorial.)

Während die Prinzen, welche den Arm Georges' bewaffnet und Bichegru zu einer neuen Verrätherei verleitet hatten, auf britischem Boden die Schmach verdauten, demjenigen das Scepter in die Hände gegeben zu haben, dessen Leben dem Dolche geweiht worden war, glaubte das Haupt des Hauses Bourbon, von dem Napoleon sagte, „er habe es niemals in eine unmittelbar gegen sein Leben gerichtete Verschwörung verwickelt gefunden,“ und das sich damals in Warschau aufhielt, gegen den Senatsbeschluß, der die vierte Dynastie \*) in Frankreich gestiftet hatte, ein Manifest erlassen zu müssen. Fouché, der diese Urkunde zuerst erhielt, beeilte sich sie dem Kaiser zu bringen, in der Ueberzeugung, Napoleon werde ihm seinen Eifer und seine Wachsamkeit hoch anrechnen und unverzüglich die strengsten Befehle geben, die Verbreitung der Staatschrift Ludwigs XVIII. in Frankreich auf alle Weise zu hindern. Fouché täuschte sich. Napoleon nahm die Abschrift der Erklärung des Prätendenten, las sie, gab sie dem Minister zurück und sagte kaltblütig: „Ah! Ah! der Graf von Lille will befehlen. Immerhin! Mein Recht liegt in dem Willen Frankreichs und so lange ich ein Schwert habe, werde ich dasselbe aufrecht zu halten wissen. Die Bourbonnen müssen indessen erfahren, daß ich sie nicht fürchte; mögen sie mich daher in Ruhe lassen! Die Einfaltspinsel der Vorstadt St. Germain, sagen Sie, werden Abschriften der Protestation des Grafen von Lille zu verbreiten suchen? Lieber Gott, sie mögen dieselbe nach Herzenslust lesen! Fouché, schicken Sie das an den Moni-

\*) Merowinger, Karolinger, Capetinger, Napoleoniden.

teur, ich will, daß es morgen darin stehe.“ Und in der That enthielt der *Moniteur* am anderen Tage, den 1. Juli, die Protestation Ludwigs XVIII.

Kurz nachher trat der Jahrestag der Erstürmung der Bastille ein. Man hätte glauben sollen, dieses republikanische Fest werde dem neuen Monarchen ungelegen sein. Dies war jedoch nicht der Fall. Napoleon wußte sich der Erinnerungen an den 14. Juli zu bemächtigen, um sie an Einrichtungen, die er begründet hatte, zu knüpfen. Er wählte diesen Tag zur ersten Vertheilung der Kreuze der Ehrenlegion und zur Eidesleistung der Legionäre. Die Feierlichkeit fand in der Invalidenkirche statt. Der Erzbischof von Paris, Cardinal Belloy, empfing an der Spitze seiner Geistlichkeit den Kaiser an den Pforten der Kirche. Napoleon folgten die Großwürdenträger und höchsten Beamten des Reiches. Nach dem Gottesdienste nahm Lapepe, Großkanzler der Ehrenlegion, das Wort, und hielt eine Rede, aus welcher wir folgende Stelle ausheben: „Am heutigen Tage besteht Alles, was das Volk am 14. Juli 1789 erstrebt hat, durch seinen Willen. Es hat die Freiheit erobert, und sie ruht festbegründet auf unwandelbaren Gesetzen; es hat die Gleichheit gewollt, und sie wird durch eine Regierung vertheidigt, deren Grundlage sie bildet. Ja, wiederholet die Worte, die in diesem Umkreise schon einmal ertönt haben, und mögen sie von einem Ende des Reiches zum andern erschallen! Alles, was der 14. Juli begründet hat, ist unerschütterlich; nichts von dem, was er vernichtet hat, kann wiederhergestellt werden.“

Nach dieser Rede rief Lapepe die Großoffiziere der Ehrenlegion, unter denen der Cardinal Caprara figurirte, namentlich auf; der Kaiser bedeckte sich nach Art der alten Könige von Frankreich und sprach, während des tiefsten Schweigens und einer religiösen Sammlung aller Anwesenden, mit fester Stimme: „Commandeurs, Offiziere, Legionäre, Bürger und Soldaten, ihr werdet bei eurer Ehre schwören, euch dem Wohle des Reiches und der Erhaltung der Integrität seines Gebietes, der Vertheidigung des Kaisers, der Gesetze der Republik und des durch sie geheiligten Eigenthumes zu widmen; mit allen Mitteln, welche die Gerechtigkeit, die Vernunft und die Gesetze gestatten, jede Unternehmung,



die auf Wiederherstellung des Feudalwesens zielt, zu bekämpfen; schließlich werdet ihr schwören, aus allen euren Kräften zur Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit, dieser Urgrundlagen unserer Verfassung, mitzuwirken. Ihr schwöret!“

Alle Mitglieder der Ehrenlegion riefen: „Ich schwöre!“ und alsbald hallte der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ von den Gewölben des Tempels wieder. Bourienne gesteht, daß es unmöglich sei, den Enthusiasmus der Anwesenden zu beschreiben.

Am Tage nach dieser Feierlichkeit empfing die polytechnische Schule eine neue Organisation.

Zwei Tage darauf verließ Napoleon Paris, um die Küsten des Canals und die daselbst gebildeten Lager zu besichtigen. Als Zweck der Reise wurde eine feierliche Vertheilung von Legionskreuzen an die Tapferen, welche bei der Feier in der Invalidenkirche nicht hatten anwesend sein können, verkündet. Man glaubte indessen allgemein, daß diese Vertheilung nur ein Vorwand sei, und daß Napoleon vor Allem die Ausföhrung des Lieblingsprojectes, das man ihm zuschrieb, einer Landung in England, beabsichtige.

Die an der Küste staffelförmig aufgestellten Truppen dehnten sich von Etaples bis Ostende aus. Davoust befehligte zu Dünkirchen, Ney zu Calais, Dubinot zu St. Omer, Marmont an den Grenzen von Holland, Soult im Hauptlager bei Boulogne. Der Kaiser fand bei seiner Ankunft in letztgenannter Stadt die Truppen voll Feuer und Enthusiasmus. Soldaten und Generale glaubten sich am Vorabende des Ueberganges über die Meerenge, welcher Niemanden mehr Besorgniß einflöchte. Fünfhundert Segel unter dem Befehl des Admirals Berhuell schienen nur das Zeichen zu erwarten, um nach den Häfen von Großbritannien zu steuern. Napoleon allein kannte das eventuelle Geheimniß dieser furchtbaren Lager. Während er England aus allen Kräften bedrohte, sah er neue Gewitter auf dem Continente sich aufthürmen, und als er ganz in die unermesslichen Vorbereitungen zu einem Feldzuge jenseits des Meeres versunken zu sein schien, da rüstete er sich gerade am thätigsten für den Continentskrieg, dessen unvermeidlichen Ausbruch er in der Ferne gewährte.

Achtzigtausend Mann aus den Lagern von Boulogne und Montreuil vereinigten sich unter dem Befehl des Marschalls Soult auf einer weiten Ebene nicht weit vom Cäsarsthurme. Der Kaiser erschien in ihrer Mitte, umgeben von einem Generalstabe, der aus den berühmtesten Heerführern jener großen Zeit bestand. Er bestieg eine Anhöhe, welche die Natur gleichsam selbst hingestellt zu haben schien, um ihm zum Throne zu dienen, und wiederholte hier mit kräftiger Stimme die Anrede, welche er in der Invalidenkirche an die Legionäre gehalten. Sein Wort war zu Boulogne nicht minder gewaltig als zu Paris; es erregte allgemeinen Jubel, und die Freude, die er darüber empfand, war so lebhaft, daß einer seiner Adjutanten, General Rapp, erklärte, Napoleon nie so zufrieden gesehen zu haben.

Dieser schöne Tag wurde des Abends durch einen Sturm getrübt, der einen Augenblick für einen Theil der Flottille fürchten ließ. Auf die erste Nachricht eilte der Kaiser in den Hafen, um Rettungsmaßregeln anzubefehlen und ihre Ausführung zu überwachen. So wie er ankam, legte sich der Sturm, gleich als huldigten auch die Elemente der Gewalt des großen Mannes und dem unwiderstehlichen Zauber seines Blickes. Die Flottille lief unverletzt in den Hafen ein und Napoleon kehrte in das Lager zurück, wo sich die Truppen nun Unterhaltungen und Spielen überließen. Das Fest endete mit einem am Meere abgebrannten Feuerwerk, dessen leuchtende Garben man auf der fernen englischen Küste erblicken konnte.

Während sich Napoleon im Lager zu Boulogne befand, entflohen zwei englische Matrosen aus dem Depot zu Verdun und gelangten glücklich bis Boulogne, wo sie sich mit keinen anderen Werkzeugen als ihren Messern aus einigen Holzstücken, die sie, so gut es ging, zusammensfügten, einen kleinen Kahn zimmerten, den ein Mensch leicht auf dem Rücken tragen konnte, und in diesem gebrechlichen Rachen wollten sie die Ueberfahrt nach England versuchen. Nachdem die beiden Matrosen ihre Arbeit beendet hatten, stachen sie in die See und suchten eine englische Fregatte, die an den Küsten kreuzte, zu erreichen. Kaum waren sie abgefahren, so wurden ihrer auch die Douaniers ansichtig. Sie wurden ergriffen, in den Hafen zurückgebracht und vor den Kaiser ge-

führt, der wegen des Aufsehens, welches ein so kühner Versuch im Lager machte, sie und ihr kleines Fahrzeug zu sehen verlangte. „Ist es denn wirklich wahr,“ fragte der Kaiser, „daß ihr auf diesem Dinge da habt über das Meer fahren wollen?“ „Wenn Sie daran zweifeln, Sire,“ war die Antwort, „so geben Sie uns die Erlaubniß, und Sie werden uns abfahren sehen.“ „Das wollte ich wohl; ihr seid kühne, unternehmende Männer; ich bewundere den Muth, wo ich ihn finde; ich will aber nicht, daß ihr euer Leben so augenscheinlich waget; ihr seid frei, ja ich will euch sogar an Bord eines englischen Fahrzeuges bringen lassen. Ihr werdet zu London sagen, daß ich tapfere Männer schätze, selbst wenn sie meine Feinde sind.“ Diese beiden Menschen, welche als Spione erschossen worden wären, wenn sie der Kaiser nicht hätte vor sich bringen lassen, erhielten nicht nur ihre Freiheit, sondern Napoleon beschenkte sie auch noch mit einigen Goldstücken. Er erzählte diese Thatsache später gern den Gefährten seines Exils auf St. Helena.

Der Kaiser versah sich, wie wir gesagt haben, eines mehr oder weniger nahen Continentalkrieges und kannte durch seine diplomatischen Agenten auf das bestimmteste den bösen Willen und die kriegerischen Absichten des österreichischen, preussischen und russischen Cabinetts. Die achtzigtausend Mann, die er im Lager von Boulogne vereinigt hatte, sollten ihm gegen die möglichen Ereignisse dienen, welche dieser böse Wille herbeiführen konnte. Er erblickte in diesen Truppen seine und Frankreichs Zukunft und vernachlässigte daher auch nichts, um ihren Enthusiasmus zu erhalten und anzufeuern. Das Lager von Boulogne war die Wiege der „großen Armee.“

So sehr auch die kriegerischen Rüstungen den Kaiser beschäftigten, so hinderten sie ihn doch nicht, der Civilverwaltung des Reiches eine gleich große Thätigkeit zu widmen. Er stiftete mitten unter den Besichtigungen und Uebungen des Lagers von Boulogne die zehnjährigen Preise durch folgendes Decret: „Napoleon, Kaiser der Franzosen. Allen, denen gegenwärtiges Schreiben zu Gesichte kommt, unseren Gruß. Da es unsere Absicht ist, die Wissenschaften, die Literatur und die Künste, die so vorzüglich zum Heile und Ruhme der Völker beitragen, aufzumuntern; — da wir wünschen, daß Frankreich nicht blos seine in den Wissenschaften

und Künsten erworbene Ueberlegenheit behaupte, sondern daß auch das beginnende Jahrhundert alle seine Vorgänger überrage; — da wir die Männer kennen wollen, die zum Glanze der Wissenschaften, der Literatur und der Künste am meisten beigetragen haben werden; — haben wir befohlen und befehlen wie folgt: Erster Artikel. Alle zehn Jahre am Jahrestage des 18. Brumaire wird eine Vertheilung von großen Preisen durch unsere eigene Hand, an dem Orte und mit den Feierlichkeiten die später bestimmt werden sollen, statt finden. — Zweiter Artikel. Alle Werke der Wissenschaften, der Literatur und der Künste, alle den Fortschritten des Ackerbaues und der Nationalindustrie gewidmeten Anstalten, die binnen den zehn Jahren, deren Ablauf um ein Jahr der Vertheilung vorangeht, erschienen, bekannt geworden oder gestiftet worden sind, concurriren für den großen Preis. — Dritter Artikel. Die erste Vertheilung der großen Preise wird am 18. Brumaire des Jahres XVIII statt finden; in Gemäßheit des vorhergehenden Artikels wird der Concours sich auf Werke, Erfindungen oder Anstalten erstrecken, die in dem Zwischenraum vom 18. Brumaire des Jahres VII bis zum 18. Brumaire des Jahres XVII erschienen oder bekannt geworden sind. — Vierter Artikel. Es wird große Preise im Werthe von 10,000 und von 5000 Franken geben. — Fünfter Artikel. Es wird neun Preise im Werthe von 10,000 Franken geben, welche so vertheilt werden sollen: 1) Den Verfassern der zwei besten wissenschaftlichen Werke, einem für die physikalischen, dem anderen für die mathematischen Wissenschaften; 2) dem Verfasser des besten Geschichtswerkes oder der besten historischen Abhandlung, gleichviel ob aus der alten oder neuen Zeit; 3) dem Erfinder der den Künsten und Gewerben nützlichsten Maschine; 4) dem Stifter derjenigen Anstalt, die dem Nationalackerbau oder der Nationalindustrie die meisten Vortheile bringt; 5) dem Dichter des besten dramatischen Werkes, Lustspiel oder Trauerspiel, welches auf den französischen Theatern aufgeführt worden ist; 6) den Schöpfern der beiden besten Werke der Malerei und Bildhauerei, welche große Thaten oder denkwürdige Ereignisse aus der französischen Geschichte vorstellen; 7) dem Componisten der besten, auf dem Theater der kaiserlichen Akademie der Musik aufgeführten Oper. — Sechster

Artikel. Es wird dreizehn große Preise, jeder im Werthe von fünftausend Franken, geben, und sie sollen ertheilt werden: 1) den Uebersetzern von zehn Manuscripten der kaiserlichen oder der anderen Bibliotheken von Paris, es sei nun aus alten oder orientalischen Sprachen, welche den Wissenschaften, der Geschichte, der Literatur oder den schönen Künsten die nützlichste Ausbeute gewähren; 2) den Verfassern der drei besten kleineren Gedichte, welche denkwürdige Ereignisse der vaterländischen Geschichte oder Handlungen, die für den französischen Charakter ehrenvoll sind, zum Gegenstande haben. — Siebenter Artikel. Diese Preise werden auf Bericht und Vorschlag einer Jury zuerkannt, welche aus den vier beständigen Secretären der vier Classen des Institutes und aus den vier Präsidenten derselben besteht, welche in dem der Vertheilung vorangehenden Jahre fungiren.“

Während Europa Napoleon bereit glaubte, auf England zu stürzen, sah ihn plötzlich Brüssel in seinen Mauern erscheinen. Er hatte verabredet, hier mit Josephinen zusammenzutreffen, was im Lustschlosse Laeken geschah, das zu ihrer Aufnahme prachtvoll eingerichtet worden war. Hier war es, wo Napoleon auf Veranlassung eines Romans der Staël über diese berühmte Frau folgenden Ausspruch that, der zur Erklärung der feindseligen Stellung dienen möge, welche die Verfasserin der Corinna nachher gegen den Kaiser annahm. „Ich mag,“ sagte dieser, „eben so wenig die Frauen leiden, welche aus sich Männer machen, als die weibischen Männer. Jedermann hat in der Welt seine Rolle. Was soll dieses wilde Umherschweifen der Phantasie? und was bleibt davon? nichts. Es ist Alles weiter nichts als empfindendes Träumen und Unordnung des Gemüthes. Ich kann diese Frau nicht ausstehen; schon darum nicht, weil ich die Frauen nicht mag, die sich mir an den Hals werfen. Gott weiß es, welche Schmeicheleien sie an mich verschwendet hat.“

Der Widerwille, den Napoleon stets gegen die Staël empfunden, die, wie sich das Memorial ausdrückt, „eine heisse Feindin wurde, weil sie sich zu sehr zurückgestoßen sah,“ macht hier den großen Mann gegen die Frauen überhaupt ungerecht, blos weil er Ursache hatte, sich besonders über eine zu beklagen. Sein sonst so sicheres und richtiges Urtheil war

in dieser Beziehung durch alten Groll und Gewohnheit so sehr irregeleitet worden, daß er selbst auf St. Helena von seiner Art, die moralischen Beziehungen der beiden Geschlechter zu betrachten, noch nicht zurückgekommen war und fest bei der Behauptung blieb, „das Weib tauge zu nichts als zum Kindergebären.“ „Gleichheit verlangt ihr,“ sagte er einst in Anwesenheit der Gattinnen Bertrand's und Montholon's, „aber das ist ja Thorheit! Das Weib ist unser Eigenthum, wir nicht das seinige.“

Der Aufenthalt des Kaisers zu Laeken war nicht von langer Dauer. Er reiste von diesem schönen Lustschlosse nach Aachen, wo er einige Tage verweilte. Von der Stadt Karls des Großen, dessen Insignien er nach Paris bringen wollte, reiste Napoleon durch Köln und Coblenz nach Mainz. Die deutschen Fürsten eilten ihm entgegen und er benutzte ihre Beiferung, um die ersten Grundlagen zum Rheinbunde zu legen, den er schon damals als eine Schutzwehr Frankreichs gegen die großen Mächte des Nordens aufzurichten gedachte.

Aber die aufrichtigen oder erheuchelten Huldigungen der Fürsten und die Stimmen des Volkes genügten dem glorreichen Wiederhersteller des Reiches Karls des Großen nicht. Dieser civilisirende Heros des Mittelalters hatte seine Macht durch die Religion heiligen lassen, und Napoleon wollte, ohne sich an die Verschiedenheit der Zeiten zu kehren, seinen neuen Thron mit allen den Stützen umgeben, mit denen Karls des Großen Thron umgeben gewesen war. Damit die Aehnlichkeit so vollständig als möglich sei, wünschte er vom Papste gesalbt zu werden und sandte daher Caffarelli nach Rom, um Pius VII. zu vermögen, ihn zu Paris zum Kaiser der Franzosen zu salben.

Von den Ufern des Rheins befahl Napoleon das Auslaufen zweier Flotten, die eine aus Rochefort, die andere aus Toulon, unter dem Befehl der Admirale Missiessy und Villeneuve. So schien er fortwährend mit Expeditionen zur See beschäftigt zu sein. Nach dreimonatlicher Abwesenheit schlug er den Rückweg nach seiner Hauptstadt ein und langte gegen die Mitte des October zu St. Cloud an.

## Siebzehntes Capitel.

Einberufung des gesetzgebenden Körpers. Ergebnis der Abstimmung des Volkes. Ankunft des Papstes Pius VII. in Frankreich. Krönung des Kaisers.

Noch lange sollten nach dem Beschluß des Schicksals alle Wünsche und Pläne Napoleon's in Erfüllung gehen. Caffarelli meldete aus Rom, daß seine Sendung ihren Zweck erreicht habe. So sollte sich denn Napoleon auf dem Throne der ältesten Söhne der Kirche, mit der feierlichen Beistimmung, ja sogar unter den Auspicien ihres untrüglichen Oberhauptes niederlassen. Aber mit dem Pomp der Religion sollte sich auch der Prunk der politischen Repräsentation verbinden. Der Senat, das Tribonat und der Staatsrath konnten für im Zustande der Permanenz befindlich gelten und nur der gesetzgebende Körper mußte lange Zeit vorher einberufen werden: er wurde es durch ein Decret vom 17. October.

Die Mitglieder des Senats hatten dem Kaiser bereits individuell den Eid geleistet und der Präsident dieser Körperschaft, François von Neuchateau, hatte schon eine Rede gehalten, welche folgende Stelle enthielt: „Sire, in ferner Zukunft, wenn die Kinder unserer Kinder in gleichem Zuge kommen werden, um denjenigen Ihrer Enkel oder Urenkel, der ihren Eid der Treue zu empfangen hat, als Kaiser anzuerkennen, um ihm die Gefühle, die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes zu schildern, um ihm seine Pflichten zu bezeichnen, wird es nur des einzigen Wortes bedürfen: „Ihr Name ist Bonaparte, Sie sind der Auserwählte Frankreichs, gedenken Sie, o Fürst, Napoleon's des Großen!“

Nachdem die Abstimmungen des Volkes über den Senatsbeschluß vom 28. Floreal des Jahres XII gesammelt worden waren und die Zählungscommission, deren Organ Röderer war, ermittelt hatte, „drei Millionen fünfmalhundertzweiundsiebzigttausend fünfundzwanzig Bürger“ hätten erklärt, sie wollten die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in der geraden, leiblichen, ehelichen und adoptirten Nachkommenschaft Napoleon Bonaparte's, so wie in der leiblichen und ehelichen Nachkommenschaft Josephs und Lud-

wigs Bonaparte, da war es abermals François von Neufchateau, der den Auftrag erhielt, Napoleon über diesen neuen Beweis des Vertrauens und der Dankbarkeit, den ihm das französische Volk so eben gegeben, zu beglückwünschen. Mitten unter allen Ueberladungen der Schmeichelei und allen akademischen Fuchsschwänzereien, aus denen die officiellen Anreden des Senatspräsidenten nothwendig bestanden und die einem Manne wie Napoleon gegenüber wenigstens zu entschuldigen waren, wußte der Redner den wesentlichen Unterschied zwischen der kaiserlichen Monarchie und dem alten Königthume hervorzuheben, welcher kein anderer war als der zwischen der Revolution und der alten Regierung selbst, denn sonst würde die Abstimmung des französischen Volkes schlechterdings nicht zu erklären gewesen sein. „Der Kaisertitel,“ sagte er, „hat von jeher nicht jenes Königthum, vor dem sich Unterthanen erniedrigen und niederwerfen, sondern die große und freisinnige Idee eines höchsten Staatsoberhauptes erregt, welches im Namen des Gesetzes gebietet und dem zu gehorchen alle Bürger sich zur Ehre rechnen.“

Napoleon antwortete: „Ich besteige den Thron, auf den mich die einstimmigen Wünsche des Senates, des Volkes und der Armee berufen haben, das Herz voll des Gefühles der erhabenen Bestimmung jener Nation, die ich aus der Mitte der Kriegslager zuerst mit dem Namen der großen begrüßt habe. Seit meiner Jugend waren ihr alle meine Gedanken gewidmet, und ich muß bekennen, daß von diesem Tage an alle meine Freuden und Schmerzen nur von dem Glücke oder Unglücke meines Volkes herkommen. Meine Nachkommen werden diesen Thron, den ersten des Weltalls, lange bewahren. In den Lagern werden sie die ersten Soldaten der Armee sein und ihr Leben der Vertheidigung ihres Vaterlandes opfern. Als Regenten werden sie nie aus den Augen verlieren, daß die Verachtung der Gesetze und die Erschütterung der gesellschaftlichen Ordnung stets Folgen der Schwäche und Unentschiedenheit der Fürsten sind. Und was euch betrifft, Senatoren, deren Rath und Beistand mir auch unter den schwierigsten Verhältnissen niemals gemangelt hat, so wird euer Geist auf eure Nachfolger übergehen; bleibet immerdar die Stützen und ersten Rathgeber des zum Wohle dieses weiten Reiches so nothwendigen Thrones!“



Die Krönung nahte heran. Pius VII., im Anfange des November von Rom abgereist, langte am 25. dieses Monates zu Fontainebleau an. Napoleon, der eine Jagd veranstaltet hatte, um sich auf seinem Wege zu befinden, begegnete ihm auf der Straße von Nemours. So wie er ihn erblickte, stieg er aus, dasselbe that der Papst, und nachdem sie sich umarmt hatten, setzten sie sich in denselben Wagen und fuhren nach dem kaiserlichen Palaste von Fontainebleau, welcher ganz neu und mit großer Pracht eingerichtet worden war. Der Kaiser und der Papst hatten in dieser vormaligen Residenz der Könige mehrere Besprechungen; am 28. verließen sie dieselbe und hielten ihren Einzug in Paris.

Die Krönung war auf den 2. December festgesetzt. Anfangs schwebte man über die Wahl des Ortes in Ungewißheit. Einige sprachen vom Marsfelde, Andere von der Invalidenkirche; Napoleon zog Notre-Dame vor. Das Marsfeld war zu reich an revolutionären Erinnerungen, um für eine Feierlichkeit zu passen, durch welche die Revolution, ihre stürmischen Anfänge und ihren ursprünglichen Haß gegen die Priester und Könige verwischend, die Verwandlung in eine Monarchie zu rechtfertigen suchen und Europa zeigen sollte, daß sie sich mit der Einheit der höchsten Gewalt und der Ausübung der Religion zu vertragen vermöge. Es wäre haarer Unsinn gewesen, im Jahre 1804 zu wiederholen, was man im Jahre 1790 gethan. Wenn Pius VII. ein zu tiefes Gefühl seiner Würde hatte, um sich zu einer Anordnung herzugeben, die ihn blos zum Parodisten Talleyrand's gemacht haben würde, befaß Napoleon einen zu feinen und sicheren Takt, um von ihm so etwas zu verlangen. „Man hat an das Marsfeld gedacht,“ sagte er, „aus Erinnerung an die Föderation, aber die Zeiten haben sich sehr geändert. Man hat davon gesprochen, die Ceremonie in der Invalidenkirche wegen der sich an sie knüpfenden Erinnerungen zu begehen; die Notre-Damekirche paßt aber besser und ist größer, auch an sie knüpfen sich Erinnerungen, die zur Phantasie sprechen, sie wird der Feierlichkeit einen erhabeneren Charakter verleihen.“ (Pelet de la Lozère.)

Am festgesetzten Tage verfügte sich Pius VII. mit zahlreicher Geistlichkeit nach der Notre-Dame-Kirche. Voran schritt nach römischer Sitte

ein Maulesel, was den Parisern viel zu lachen gab und einige Augenblicke dem feierlichen Ernst des päpstlichen Zuges schadete. Nach dem Papst kam der Kaiser. Nie war ein Fürst mit einem so imposanten und prachtvollen Geleite umgeben gewesen. Alle Berühmtheiten vom Militär- und Civilstande waren da versammelt. Der Glanz der persönlichen Glorie mischte sich hier mit jener des Ranges und der Würden. Der Prunk der Insignien und Trachten, die Pracht der Wagen und Pferde, der Reichthum der Livreen, das Zusammenströmen der Zuschauer aus allen Theilen des Reiches, Alles trug dazu bei, diese Feierlichkeit zu einem Schauspiele von unerhörter Großartigkeit zu machen. Die Nation war in Notre-Dame durch die Präsidenten der Bezirke, die Vorstände der Wahlcollegien, die Deputirten der verschiedenen Verwaltungsbehörden und der Armee, durch den gesetzgebenden Körper und die anderen großen Körperschaften des Staates vertreten. Der Papst hielt den Gottesdienst. Der Kaiser wartete jedoch am Altare nicht, bis ihn der höchste Priester der Christenheit kröne, sondern nahm ihm die Krone aus den Händen, setzte sie sich selbst auf das Haupt und krönte dann die Kaiserin.

Am Tage nach dieser großen Feierlichkeit fand auf dem Marsfelde eine Heerschau statt, worauf die Vertheilung der kaiserlichen Adler an die verschiedenen Armeecorps erfolgte. Der Kaiser nahm von einem, für ihn neben der Militärschule errichteten Throne die Vertheilung in Person vor. Auf das gegebene Zeichen setzten sich die Truppen in Bewegung und rückten näher. „Soldaten,“ sprach der Kaiser, „hier sind eure Fahnen; diese Adler werden euch stets zum Sammelpunkte dienen; sie werden allenthalben sein, wo euer Kaiser es zur Vertheidigung seines Thrones und Volkes für nothwendig erachten wird. Ihr werdet schwören, ihrer Vertheidigung euer Leben zu widmen und sie durch euern Muth stets auf der Bahn des Ruhmes und Sieges zu erhalten.“ Die Soldaten antworteten durch den einstimmigen Ruf: „Wir schwören!“ Der Stadtrath von Paris wünschte die Krönungsfeier durch Feste zu verherrlichen, die er dem Kaiser und der Kaiserin gab. Er überreichte dem Kaiser bei dieser Gelegenheit eine Glückwünschungsadresse, welche dieser so beantwortete: „Meine Herren Stadträthe, ich bin in Ihre Mitte gekommen, um die gute Stadt Paris meines besondern

Schutzes zu versichern. Ich werde es mir unter allen Umständen zur Freude und zur Pflicht machen, ihr ausgezeichnete Beweise meines Wohlwollens zu geben; denn Sie mögen wissen, daß ich in den Schlachten, mitten in den größten Gefahren, auf dem Meere, auf dem brennenden Sand der Wüste stets die Meinung dieser großen Hauptstadt gleich nach dem, auf mein Herz allmächtig wirkenden Urtheile der Nachwelt im Auge gehabt habe.“

Pius VII. war während aller dieser Festlichkeiten in Paris geblieben. Er hatte die Reise nach Frankreich nur in der Hoffnung angetreten, seine Nachgiebigkeit werde nicht bloß den Interessen der Religion, sondern auch denen seiner weltlichen Souverainetät Nutzen bringen. Es war daher natürlich, daß er seinen Aufenthalt bei Napoleon so lange ausdehnte, als er es zur Verwirklichung der gefaßten Hoffnungen für nothwendig erachtete. Wir werden später sehen, ob diese Hoffnungen wohlbegründet waren und ob der Kaiser, so viele Beweise der Hochachtung und der Dankbarkeit für die empfangene Salbung er dem römischen Papste auch gab, je daran gedacht habe, der Erkenntlichkeit die Grundsätze und Interessen der französischen Politik in Italien zum Opfer zu bringen.

---

## Achtzehntes Capitel.

Session des gesetzgebenden Körpers. Einweihung der Napoleonsstatue. Schreiben des Kaisers an den König von England. Antwort des Lords Mulgrave. Mittheilung an den Senat.

Fünfundzwanzig Tage nach der Krönung eröffnete der Kaiser die Session des gesetzgebenden Körpers. „Wir Alle,“ sprach er, „Fürsten, Obrigkeiten, Soldaten, Bürger, haben auf unserer Laufbahn nur einen Zweck: das Interesse des Vaterlandes. Wenn dieser Thron, auf den mich die Vorsehung und der Wille der Nation erhoben haben, meinen Augen theuer erscheint, so geschieht es nur, weil er allein die heiligsten Interessen des französischen Volkes zu vertheidigen und zu bewahren ver-

mag. Die Schwäche der obersten Staatsgewalt ist für die Völker das schrecklichste Unglück. Als Soldat wie als Consul hatte ich nur einen Gedanken, und als Kaiser werde ich keinen andern kennen: das allseitige Wohl Frankreichs. Ich bin so glücklich gewesen, Frankreich durch Siege zu verherrlichen, durch Staatsverträge zu befestigen, es der inneren Zwietracht zu entreißen, die Wiedergeburt der Sitten, der Gesellschaft und der Religion vorzubereiten. Wenn mich nicht der Tod in der Mitte meiner Arbeiten überrascht, so hoffe ich der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, die meinen Nachfolgern entweder zum Beispiele dienen, oder zum Vorwurfe gereichen wird. Mein Minister des Innern wird Ihnen die Lage des Reiches auseinandersetzen.“

Herr von Champagny erfüllte diese glänzende und leichte Aufgabe. Er schilderte die Ruhe, Größe und Wohlfahrt Frankreichs nach so vielen und so großen Stürmen; die Geistlichen der verschiedenen Religionsbekenntnisse in gemeinsamer Liebe zum Vaterlande, in gemeinsamer Bewunderung für Napoleon vereint; die neue Gesetzgebung allenthalben als eine Wohlthat gefeiert; die Rechtsschulen auf dem Punkte eröffnet zu werden; die polytechnische Schule mit nützlichen Subjecten die Arsenale, Häfen und Fabriken erfüllend; die Gewerbschule täglich neue Erfolge erringend; den französischen Genius durch die Ausschreibung der zehnjährigen Preise angetrieben, Meisterwerke in allen Fächern der Wissenschaften, der schönen Literatur und der Künste zu schaffen; die Verwaltung der Brücken und Chaussées die begommenen Werke mit Zuversicht ausführend und auf neue sinnend; in der Vendee eine neue Stadt (Napoleon-Vendee) sich erhebend, um dort ein Ausstrahlungspunkt der Aufklärung und der Mittelpunkt einer thätigen und zuverlässigen Ueberwachung zu werden; den Handel durch kaiserliche Decrete auf das linke Rheinufer gelenkt, Köln und Mainz mit allen Vortheilen wahrhafter Stapelstädte ausgestattet, ohne die Gefahr betrügerischer Einfuhr in das Innere von Frankreich; die Fabriken in der Bervollkommnung begriffen, die Industrie immer tiefere Wurzeln auf Frankreichs Boden fassend und jene Englands weit von seinen Grenzen verweisend, nachdem sie es diesem Lande in dem, was dessen Ruhm und Erfolg bildet, in der Vollkommenheit der Maschinen gleichgethan; den Ackerbau in großartiger Zunahme;

die wahrhaften Reichthümer auf allen Punkten des Reiches im Wachsen begriffen. Unter anderem wies der Minister auch nach, daß die Zahl der Armen in der Hauptstadt um 32,000 Köpfe geringer sei als im Jahre 1791 und um 25,000 geringer als im Jahre X.

Das Gemälde der französischen Colonien war des Seekrieges wegen minder glänzend. Was die diplomatischen Verhältnisse mit den Continentalmächten betraf, so waren sie äußerlich freundschaftlich; doch wir wiederholen, es war nur ein falscher Friede, unter welchem fortwährend der Krieg brütete.

Um diese Mittheilung zu beantworten, verfügte sich der gesetzgebende Körper am 2. Januar 1805 in Masse und in großer Gala zur Audienz beim Kaiser und überreichte diesem eine Adresse, in welche der Präsident, Herr von Fontanes, trotz des Murrens der Mehrzahl seiner Collegen, die alte Formel „allergetreueste Unterthanen“ einfließen ließ. Einige Tage nachher wurde die von Chaudet ausgeführte Statue Napoleon's in Sitzungsfaale der Deputirten eingeweiht; Herr von Vaublanc, Quästor dieser Versammlung, ergriff in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin und der Großwürdenträger des Reiches das Wort und begann die historische Lobrede seines Helden so: „Meine Herren, Sie haben die Vollendung des Civilgesetzbuches durch eine Handlung der Bewunderung und Dankbarkeit bezeichnet. Sie haben beschloffen, eine Statue dem erhabenen Fürsten zu weihen, dessen fester und beharrlicher Wille dieses große Werk der Vollendung zugeführt, während zugleich seine umfassende Einsicht das hellste Licht über diesen edeln Zweig der menschlichen Einrichtungen verbreitet hat. Damals erster Consul, jetzt Kaiser der Franzosen, erscheint er in dem Tempel der Gesetze, das Haupt mit jenem Lorbeerkranze geschmückt, womit der Sieg es so oft umgeben, ihm das Diadem der Könige weissagend. Wenn das Lob schwache Gemüther verdirbt, so ist es die Nahrung großer Seelen. Welcher Mann verdient mehr als Napoleon, von seinen Zeitgenossen wie von der Nachwelt, die höchste Ehre, die Sie ihm heute erweisen?“

Auch an Fontanes kam die Reihe und das Lob war in seinem Munde nicht minder geschickt und großartig. „Der Ruhm,“ sagte er, „erhält heute die gerechteste Belohnung, und die Macht empfängt zu-

gleich die edelsten Lehren. Nicht dem großen Feldherrn, nicht dem Besieger so vieler Völker ist dieses Denkmal errichtet; der gesetzgebende Körper weihet es dem Wiederhersteller der Gesetze. Nicht zitternde Sklaven, nicht gefesselte Völker demüthigen sich zu den Füßen dieser Statue, eine hochherzige Nation erblickt vielmehr in ihr die Züge ihres Befreiers. Mögen die Denkmäler, welche Stolz und Schmeichelei errichtet haben, vergehen, möge dagegen die Dankbarkeit diejenigen verewigen, welche der Lohn des Heroismus und der Wohlthaten sind!“

Kurze Zeit nachher ging die Session des gesetzgebenden Körpers zu Ende. Der Schluß wurde von dem Staatsrath Segur verkündet, welcher, nachdem er in seiner Rede unter einer neuen Form die schon von Lacedæde, François de Neufchateau, Baublanc, Fontanes und vielen Andern gefeierten Wunder in Erinnerung gebracht hatte, den Deputirten die Worte empfahl, welche der Kaiser selbst bei Eröffnung der Session gesprochen hatte: „Fürsten, Obrigkeiten, Soldaten, Bürger, alle haben wir nur einen Zweck: das Interesse des Vaterlandes!“

Napoleon hatte begriffen, daß dieses Interesse vor Allen einen festen und dauerhaften, einen wahrhaft europäischen Frieden, von welchem England nicht ausgeschlossen sei, verlange. Indem er den geringen Erfolg vergaß, den einst das Schreiben des ersten Consuls an den König Georg III. gehabt, erneuerte er als Kaiser seine Friedensversuche bei diesem Fürsten. „Mein Herr Bruder!“ schrieb er ihm am 2. Januar 1805, „durch die Vorsehung, wie durch die Stimme des Senates, des Volkes und der Armee auf den Thron berufen, ist der Wunsch nach Frieden mein erstes Gefühl. Frankreich und England pochen auf ihren Wohlstand und können Jahrhunderte hindurch kämpfen. Aber erfüllen auch die Regierungen dieser Länder ihre heiligsten Pflichten? Muß nicht so vieles unnütz und ohne die Aussicht auf irgend einen Zweck vergossene Blut sie in ihrem eigenen Gewissen anklagen? Ich erachte es für keine Schande, den ersten Schritt zu thun; ich glaube der Welt hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich keinen Wechselfall des Krieges fürchte, und übrigens bietet er mir nichts dar, was ich zu fürchten hätte. Der Friede ist der Wunsch meines Herzens, aber meinem Ruhme ist der Krieg niemals nachtheilig gewesen.“

Napoleon erhielt keine directe Antwort, der König von England begnügte sich vielmehr, durch Lord Mulgrave einen sehr unbestimmten Brief an Talleyrand schreiben zu lassen, den der Kaiser nebst jenem, den er selbst an Georg III. geschrieben, dem Senate vorzulegen befohl. „Seine Majestät,“ schrieb Lord Mulgrave, „hat das Schreiben, welches das Oberhaupt der französischen Regierung an Höchstdieselbe gerichtet hat, empfangen. Es gibt keinen Gegenstand, der Seiner Majestät dem Könige mehr am Herzen läge, als die erste Gelegenheit zu ergreifen, um Seinen Unterthanen wieder die Vortheile eines Friedens zu verschaffen, der auf Grundlagen ruht, die mit der dauernden Sicherheit und den wesentlichen Interessen Seiner Staaten nicht unvereinbar sind. Seine Majestät ist überzeugt, daß ein solches Gut nur durch Anordnungen erzielt werden könnte, welche zugleich die zukünftige Sicherheit von Europa herbeizuführen und es gegen die Erneuerung der Gefahren und Drangsale, von denen es umringt ist, zu schützen vermögen. In Uebereinstimmung mit dieser Ansicht fühlt der König, daß es ihm unmöglich ist, auf die geschehene Eröffnung ausführlicher zu antworten, bevor er nicht Zeit gehabt hat, mit jenen Mächten des Festlandes zu verhandeln, mit denen er in vertrauten Verbindungen und Beziehungen steht, insbesondere mit dem Kaiser von Rußland, welcher die triftigsten Beweise der Weisheit und Erhabenheit der Gesinnungen, die ihn besee- len, sowie seiner lebhaftesten Theilnahme an der Sicherheit und Unabhängigkeit von Europa gegeben hat.“

Trotz der Bestrebungen des englischen Diplomaten, über die eigentlichen Gesinnungen des Londoner Cabinets gegen Frankreich nichts Bestimmtes zu sagen, deutete das eben mitgetheilte Schreiben doch hinlänglich an, daß sie keine friedfertigen waren. Napoleon sah dies ein und gab daher einer Correspondenz, welche seine Rüstungen rechtfertigte, die größte Oeffentlichkeit.

---

## Neunzehntes Capitel.

Napoleon wird König von Italien. Abreise von Paris. Aufenthalt zu Turin. Denkmal von Marengo. Einzug in Mailand. Vereinigung von Genua mit Frankreich. Krönung. Reise durch Italien. Rückkehr nach Paris.

Frankreich war durch die von Talleyrand im Senate auf Napoleon's Befehl gemachte Mittheilung gewarnt worden. Von nun an schützte der Schild der öffentlichen Meinung Napoleon gegen den Vorwurf, die Fortdauer des Seekrieges gewollt oder den Continentskrieg, falls er ausbrach, erregt zu haben.

Pius VII. befand sich fortwährend zu Paris. Er sah daselbst die Abgeordneten der Wahlcollegien und constitutionellen Körperschaften der italienischen Republik anlangen, um die Wünsche ihrer Nation zu den Füßen des Kaisers zu legen und ihn als König von Italien zu proclamiren.

Melzi, Vicepräsident der Republik, war der Sprecher der Deputation; am 17. März 1805 ertheilte ihm der Kaiser feierliche Audienz, bei welcher er in Anwesenheit des Senats eine Rede hielt, die mit folgenden Worten schloß: „Sire! Sie haben gewollt, daß es eine italienische Republik gebe, und sie entstand. Sie wollen, daß die italienische Monarchie glücklich sei, und sie wird es sein.“ Napoleon antwortete: „Mein erster Wille, als ich noch ganz bedeckt war vom Blute und Staube der Schlachten, war die Wiederherstellung des italienischen Vaterlandes. Ihr hieltet es damals für unerläßlich für eure Interessen, daß ich das Oberhaupt eurer Regierung wurde, und jetzt bei demselben Gedanken beharrend wollt ihr, daß ich die Reihe eurer Könige beginne. Die Trennung der Kronen von Frankreich und Italien, welche nützlich sein mag, um die Unabhängigkeit eurer Nachkommen zu sichern, würde in diesem Augenblicke euer Dasein und eure Ruhe gefährden. Ich werde diese Krone tragen, aber nur so lange, als eure Interessen es fordern, und mit Vergnügen werde ich den Augenblick kommen sehen, wo ich sie auf ein jüngeres Haupt setzen können, welches, von meinem Geiste befeelt, mein Werk fortsetzen und bereit sein wird, sein Leben und alle



seine Interessen der Sicherheit und dem Glücke des Volkes zu widmen, über welches zu herrschen die Vorsehung, die Grundgesetze des Reiches und mein Wille es berufen haben werden.“

Nicht ohne geheime und lebhaftere Unruhe sah der Papst dieses neue Königreich Italien sich bilden und Napoleon's directe Gewalt bis vor die Thore von Rom sich erstrecken. Seine, besonders durch zeitliche Rücksichten bestimmte Reise nach Paris hatte einen ganz andern Zweck als diese furchtbare Nachbarschaft gehabt. Pius VII. verheimlichte indeß seine Unzufriedenheit und willigte abermals ein, sein höchstes Kirchenamt zu Gunsten der kaiserlichen Familie auszuüben.

Es war Ludwig Napoleon ein zweiter Sohn geboren worden und der Kaiser hatte in den Archiven des Senats die Geburtsurkunde des jungen Prinzen niederlegen lassen, der nach den Grundgesetzen des Reiches dereinst einmal auf den Thron berufen werden konnte. Der Neugeborene erhielt den Namen Napoleon Ludwig und der Kaiser hob ihn aus der Taufe, welche am 24. März 1805 im Schlosse St. Cloud vom Papste in Person vollzogen wurde.

Der Kaiser verließ Paris am 1. April, um sich mit der Kaiserin nach Mailand zu begeben. Er hielt sich drei Wochen zu Turin auf und bewohnte das Schloß Stupinigi, genannt das St. Cloud der Könige von Sardinien. Der Papst besuchte ihn daselbst auf seiner Rückkehr nach Rom und sie hatten miteinander mehrere Unterredungen, in welchen aber Napoleon eben so wenig als in jenen zu Fontainebleau oder Paris Pius VII. das Recht gab, für die heilige Salbung auch nur die mindeste Gebietsabtretung zu erwarten.

Am 8. Mai besuchte Napoleon auf dem Wege nach Mailand das Schlachtfeld von Marengo. Alle französischen Truppencorps, die sich in diesem Theile von Italien befanden, waren hier zusammengezogen worden. Der Kaiser hielt Heerschau über sie und trug das Costum und den Hut, den er an jenem großen Schlachttage getragen. „Man bemerkte,“ erzählt Bourienne, „daß die Würmer, welche die Kleider der großen Männer eben so wenig als nach dem Tode ihre Leiber verschonen, sein Costum durchlöchert hatten; dies hinderte ihn aber nicht, sich damit zu schmücken.“

Napoleon setzte seine Reise erst fort, nachdem er den Grundstein zu dem Denkmale, das den auf diesem Schlachtfelde gefallenen Tapfern geweiht war, gelegt hatte, und hielt noch an demselben Tage seinen Einzug in Mailand.

Selbst die Napoleon feindlich gesinnten Geschichtschreiber haben zugegeben, daß diese Hauptstadt ihn so glänzend empfing wie alle Städte in Frankreich seit Leoben und Marengo. Der Enthusiasmus der Italiener hatte den höchsten Gipfel erreicht.

Napoleon bewohnte den Palast Monza, und dahin kam Durazzo, Genua's letzter Doge, um ihn zu bitten, die ligurische Republik mit dem französischen Kaiserreiche zu vereinigen. Napoleon antwortete: „Herr Doge, Herren Abgeordnete des genuessischen Senates und Volkes! Nur die liberalen Ideen würden eurer Regierung den Glanz, dessen sie sich vor Jahrhunderten erfreute, haben wiedergeben können; ich habe mich jedoch bald von der Unmöglichkeit überzeugt, daß ihr, allein wie ihr steht, etwas eurer Väter Würdiges ausrichten könnt. Alles hat sich verändert; die neuen Grundsätze des Seerechtes, welche die Engländer angenommen und deren Anerkennung sie dem größten Theile von Europa aufgezwungen haben; das Blokaderrecht, welches sie auch auf nicht bloß firte Plätze ausdehnen und das nichts anderes ist, als das Recht, den Handel anderer Völker nach Willkür zu vernichten; die stets zunehmenden Gewaltthaten der Barbaren: alle diese Umstände haben eure Unabhängigkeit zur Verlassenheit gemacht. Die Nachwelt wird es mir zum Verdienste anrechnen, daß ich die Freiheit des Meeres herstellen und die Barbaren zwingen wollte, nicht gegen die Flagge schwacher Staaten Krieg zu führen. Ich war nur von dem Interesse und der Würde der Menschheit beseelt. Bei dem Frieden von Amiens hat sich England geweigert, in diese liberalen Ideen einzugehen. Wo es einem handeltreibenden Volke an der Unabhängigkeit zu Meere fehlt, da entsteht das Bedürfniß, sich unter eine mächtigere Flagge zu begeben. Ich werde euren Wunsch gewähren und euch mit meinem großen Volke vereinigen.“ Diese Vereinigung geschah unverzüglich und der Doge von Genua wurde französischer Senator.

Die Krönung Napoleon's zum Könige von Italien fand im Dom

von Mailand am 26. Mai statt. Der Erzbischof dieser Hauptstadt, Cardinal Caprara, verrichtete dabei die kirchliche Feier. Er übergab die alte eiserne Krone dem Kaiser; dieser erneuerte, was er bei der Krönung zu Paris gethan, setzte sie sich selbst auf das Haupt und rief dabei aus: „Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antastet!“

Der Wiener Hof mußte natürlich, und mehr noch als der heilige Stuhl, auf die Begründung der französischen Herrschaft in Italien eifersüchtig sein. Dies war ein besonderer Beschwerdegrund, den er zu den allgemeinen Beschwerdegründen fügte, welche die alten Monarchien von Europa mit Beharrlichkeit festhielten, um sie zur gelegenen Zeit gegen die revolutionäre Regierung von Frankreich geltend zu machen. Napoleon dagegen beschäftigte sich mehr als je damit, die Ergebenheit und den Enthusiasmus des seiner Herrschaft unterworfenen Volkes rege zu erhalten. Er durchreiste mit Josephinen das Königreich Italien, und allenthalben wurden sie mit grenzenlosem Jubel empfangen. Unter andern gab Genua den erlauchten Reisenden herrliche Feste. Bevor Napoleon Mailand verließ, erfüllte er sein den Italienern gegebenes Wort, indem er ihnen einen Vicekönig gab, wozu er Eugen Beauharnais ernannte. Hierauf stiftete er den Orden der eisernen Krone und organisirte die Universität Turin.

Napoleon und Josephine langten auf ihrer Rückreise aus Italien am 11. Juli zu Fontainebleau an, von wo sie sich nach Paris und St. Cloud begaben. Aber die Umstände gestatteten dem Kaiser den friedlichen Genuß seines Ruhmes nicht, und es lag in seiner Bestimmung, daß seine Größe auf Kosten seiner Ruhe wuchs.

## Zwanzigstes Capitel.

Abreise Napoleon's nach dem Lager bei Boulogne. Zusammenziehung französischer Truppen an den österreichischen Grenzen. Rückkehr des Kaisers nach Paris. Wiederherstellung der gregorianischen Zeitrechnung. Dem Senat wird der bevorstehende Krieg mit Oesterreich angezeigt, und derselbe beschließt eine Truppenaushebung von achtzigtausend Mann.

Abreise des Kaisers zur Armee. Austerlitz.

Lange schon hatte Napoleon den Augenblick vorausgesehen, der sich nun rasch näherte, denn die im Verborgenen schleichende Feindschaft stand auf dem Punkte, in offenen Krieg überzugehen. Der Kaiser verließ seine Hauptstadt auf's Neue im Anfang des Monats August, um sich in das Lager bei Boulogne zu verfügen und die an der Küste staffelförmig aufgestellte Armee zu besichtigen. Diese Reise dauerte nur einen Monat, und der Kaiser gab während derselben den Befehl, achtzigtausend Mann gegen die österreichische Grenze zu vereinigen.

Wieder in Paris zurück, dachte Napoleon trotz seiner kriegerischen Beschäftigungen an die Wiedereinführung des gregorianischen Calenders, denn der republikanische war mit der Reihe der monarchischen Einrichtungen, mit denen sich Napoleon allenthalben umgab, wohin seine Macht drang, unvereinbar. Die von dem Nationalconvent beschlossene Eintheilung des Jahres beruhte zwar auf wissenschaftlichen Berechnungen; aber was that das? Die Wissenschaft wird die Nothwendigkeit beweisen, zu dem alten Kalender zurückzukehren, und Laplace wird es übernehmen, das Werk Roms zu restauriren. Man muß indessen so gerecht sein, zu bekennen, daß dieser gelehrte Senator zu Gunsten des gregorianischen Calenders vor Allem dessen allgemeine Verbreitung geltend machte, und daß er es für nöthig erachtete, die Besorgnisse zu zerstreuen, welche die vorgeschlagene Abänderung in Bezug auf die Wiedereinführung der alten Maße und Gewichte erregen konnte. Aber was vorzüglich aufgezeichnet zu werden verdient, das sind die Worte des Redners der Regierung, Regnault de Saint-Jean-d'Angely, welcher den dem Senate vorgelegten Entwurf nur als transitorisch darzustellen suchte. „Ohne

Zweifel," sagte er, „wird einst ein Tag kommen, wo das beruhigte, dem Frieden und dessen nützlichen Plänen und gelehrten Forschungen wieder-gegebene Europa das Bedürfniß, die socialen Einrichtungen zu verbessern, die Völker durch Bergemeinsamung dieser Einrichtungen einander zu nähern, fühlen und eine denkwürdige Aera durch eine allgemeine und vollkommeneren Art, die Zeit zu messen, bezeichnen wird. Dann wird sich für ganz Europa, für das politische und handeltreibende Universum, aus den vervollkommeneten Trümmern des Calenders, auf welchen Frankreich jetzt verzichtet, um in Europa nicht allein dazustehen, ein neuer herstellen lassen.“

Zehn Tage nach dem Senatsbeschlusse, der den Calender der alten Herrschaftsform an die Stelle des republikanischen setzte, war Napoleon genöthigt, dem Senate das feindliche Betragen Oesterreichs und Rußlands auseinanderzusetzen und seine bevorstehende Abreise zur Armee anzuzeigen. „Senatoren!“ sprach er, „bei den gegenwärtigen Verhältnissen von Europa empfinde ich das Bedürfniß, in eure Mitte zu treten und euch meine Gesinnungen mitzutheilen. Ich stehe im Begriff, mich an die Spitze der Armee zu stellen, meinen Bundesgenossen schnelle Hilfe zu bringen und die theuersten Interessen meiner Völker zu vertheidigen. Die Wünsche der ewigen Feinde des Festlandes sind in Erfüllung gegangen: der Krieg hat im Herzen von Deutschland begonnen. Oesterreich und Rußland haben sich mit England vereinigt und das gegenwärtig lebende Geschlecht wird neuerdings in alle Drangsale des Krieges hineingerissen. Noch vor wenigen Tagen hoffte ich, daß der Friede nicht gestört werden würde; aber die österreichische Armee ist über den Inn gegangen, München ist in ihrer Gewalt, der Kurfürst von Baiern aus seiner Hauptstadt vertrieben. Alle meine Hoffnungen sind dahin. In diesem Augenblicke ist die ganze Bosheit der Feinde des Festlandes enthüllt. Sie besorgten die Offenbarung meiner innigen Friedensliebe, besorgten, Oesterreich möchte beim Anblick des Abgrundes, den sie unter dessen Füßen ausgehöhlt, zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Mäßigung zurückkehren. Sie haben es zum Kriege getrieben. Ich seufze über das Blut, welches er Europa kosten muß, der französische Name wird aber aus ihm mit vermehrtem Ruhme hervorgehen.

Senatoren, als ich auf euren Wunsch und auf den des ganzen französischen Volkes die kaiserliche Krone auf mein Haupt setzte, habe ich von euch, von allen Bürgern die Verpflichtung empfangen, sie rein und fleckenlos zu bewahren. Mein Volk hat mir unter allen Umständen Beweise seines Vertrauens und seiner Liebe gegeben. Es wird unter die Fahnen seines Kaisers und seiner Armee eilen, die binnen wenigen Tagen die Grenze überschritten haben werden. Wir Alle, Obrigkeiten, Soldaten, Bürger, wollen das Vaterland frei von Englands Einfluß wissen, welcher, wenn er vorherrschend wäre, uns nur einen von Schmach und Schande starrenden Frieden gewähren würde, dessen Hauptbedingungen die Verbrennung unserer Flotten, die Zuschüttung unserer Häfen, die Vernichtung unserer Industrie sein müßten. Ich habe alle Versprechungen, die ich dem französischen Volke gemacht, gehalten. Das französische Volk hat seinerseits gegen mich keine Verpflichtung übernommen, die es nicht übertroffen hätte. Dasselbe wird unter den gegenwärtigen, für seinen und meinen Ruhm so wichtigen Umständen fortfahren, den Namen des großen Volkes zu verdienen, womit ich es auf den Schlachtfeldern begrüßt habe. Franzosen, euer Kaiser wird seine, meine Soldaten werden ihre, ihr werdet eure Schuldigkeit thun."

Der Senat beantwortete den Aufruf des Kaisers, indem er eine Aushebung von achtzigtausend Mann und die Wiederorganisation der Nationalgarde votirte. Auch das Tribunat wollte sich durch eine Handlung des Eifers und der Ergebenheit auszeichnen. Es beeilte sich, an den Stufen des Thrones den Ausdruck der Entrüstung niederzulegen, die es über die feindseligen Schritte Rußlands und Oesterreichs fühlte. Selbst die Behörden der Hauptstadt glaubten bei so ernsten Verhältnissen das Stillschweigen nicht bewahren zu dürfen. Der Präfect der Seine überreichte an der Spitze der Municipalität dem Kaiser die Schlüssel von Paris, als althergebrachtes Zeichen der Unterwerfung und patriotischen Ergebenheit dieser Stadt. „Wenn es wahr sein sollte, wie das Gerücht geht,“ sagte der Präfect, „daß man Ihrer Person, der Unabhängigkeit, den Freiheiten und Einrichtungen der Nation zu nahe treten will, so gebieten Sie, daß unsere Vertheidigung der Wichtigkeit einer solchen Sache angemessen sei. Seien Sie versichert, daß, wenn

marschirt werden muß, Alles schnell bereit sein wird, Ihnen zu folgen, Ihnen zu dienen, Sie zu rächen.“

Am 24. September reiste Napoleon von Paris ab, verlegte sein Hauptquartier nach Straßburg und erließ von da folgende Proclamation an die Armee: „Soldaten! Der Krieg der dritten Coalition hat begonnen. Die österreichische Armee hat den Inn überschritten, die Verträge gebrochen, unsern Verbündeten angegriffen und ihn aus seiner Hauptstadt vertrieben. Ihr selbst habt mit Eilmärschen zur Vertheidigung unserer Grenzen herbeieilen müssen. Bereits seid ihr über den Rhein gegangen; wir werden nicht eher Halt machen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutschen Reiches gesichert, unseren Verbündeten Hülfe gebracht und den Hochmuth unserer ungerechten Angreifer gedemüthigt haben. Wir werden keinen Frieden mehr ohne Bürgschaft schließen, unsere Politik soll nicht wieder durch unseren Edelmuth beeinträchtigt werden. Soldaten, euer Kaiser ist in eurer Mitte. Ihr seid nur die Avantgarde des großen Volkes; sollte es nothwendig sein, so wird es sich auf meinen Ruf wie Ein Mann erheben, um diesen neuen Bund, den der Haß und das Gold Englands zu Stande gebracht haben, zu sprengen und zu vernichten. Aber, Soldaten, wir haben Eilmärsche zu machen, Beschwerden und Entbehrungen aller Art zu erdulden; welche Hindernisse man uns auch entgegensetzen möge, wir werden sie bestegen und uns nicht eher wieder Ruhe gönnen, als bis wir unsere Adler auf dem Gebiete unserer Feinde aufgepflanzt haben. Napoleon.“

Der Kaiser ging am 1. October bei Kehl über den Rhein, schloß die folgende Nacht in Ettlingen, empfing hier den Kurfürsten und die Prinzen von Baden und verfügte sich dann nach Ludwigsburg, wo er im Schlosse des Kurfürsten von Württemberg wohnte. Am 6. betrat die französische Armee Baiern, nachdem sie die Gebirge des Schwarzwaldes und die Linien der Flüsse, die sich parallel in das Thal der Donau ergießen, vermieden hatte. Die Oesterreicher, welche Baiern überzogen hatten und bis an die Pässe des Schwarzwaldes vorrücken wollten, um sie der französischen Armee streitig zu machen, waren dadurch bereits in ihrem Rücken bedroht.

Am demselben Tage erließ der Kaiser eine Proclamation an das bairische Heer. „Ich habe mich an die Spitze meiner Armee gestellt,“ sagte er darin, „um euer Vaterland von seinen ungerechten Unterdrückern zu befreien. Als guter Verbündeter eures Souverains bin ich von den Beweisen der Liebe gerührt, die ihr ihm unter so schwierigen Umständen gegeben habt. Ich kenne eure Tapferkeit und bin überzeugt, daß ich nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke werde verkünden können: ihr seiet würdig, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen.“

Am andern Morgen fand das erste Gefecht statt. Die von dem Feinde kräftig vertheidigte Brücke über den Lech wurde von zweihundert Dragonern Murat's genommen. Der Oberst Wattier erstürmte sie an der Spitze dieser Tapferen. Am 8. rückte der Marschall Soult, der sein Debut in diesem Feldzuge durch die Besetzung von Donauwörth bezeichnet hatte, nach Augsburg.

Indessen manövrirte Murat an der Spitze von drei Cavaleriedivisionen, um dem Feinde die Straße von Ulm nach Augsburg abzuschneiden. Er stieß bei Wertingen auf den Feind, griff ihn lebhaft an und zwang, unterstützt von dem herbeigerückten Corps des Marschalls Dudinot, das aus zwölf Grenadierbataillonen bestehende österreichische Corps, nach zweistündigem Kampfe die Waffen zu strecken. Der Kaiser wollte selbst diese glänzende Waffenthat dem Präfecten und den Maires der Stadt Paris melden, indem er ihnen die dem Feinde abgenommenen Fahnen und zwei Kanonen sandte, um im Stadthause aufgehängt und aufgestellt zu werden. Das Schreiben war vom 10. October aus dem Hauptquartier Augsburg datirt. Der Marschall Soult war in diese Stadt den Abend zuvor mit den Divisionen Vandamme, St. Hilaire und Legrand eingezogen.

Napoleon hielt bei Zusmarshausen über die Dragoner Heerschau, und ließ sich Marente vorstellen, welcher bei dem Uebergange über den Lech das Leben seines Rittmeisters gerettet, obschon ihn dieser wenige Tage zuvor seines Grades als Unteroffizier entsetzt hatte. Napoleon gab den Adler der Ehrenlegion diesem Tapfern, welcher sagte: „Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Mein Rittmeister hat mich wegen



einiger Disciplinarfehler cassirt; er weiß aber, daß ich stets ein guter Soldat gewesen bin.“ Das Benehmen der Dragoner in dem Kampfe bei Wertingen war nicht minder bewundernswürdig gewesen als an der Lechbrücke. Der Kaiser ließ einen Dragoner von jedem Regimente vor sich kommen und gab ihm, so wie früher Marente, den Adler der Ehrenlegion. Als der Escadronschef Exelmans, Murat's Adjutant, dem an diesem Schlachttage zwei Pferde unter dem Leibe getödtet worden waren, die den Oesterreichern abgenommenen Fahnen in das Hauptquartier brachte, redete Napoleon ihn an: „Ich weiß, daß man nicht tapferer sein kann als Sie; ich ernenne Sie zum Offizier der Ehrenlegion.“ Bierundzwanzig Stunden nach dem Gefechte von Wertingen wurde die von dem Erzherzog Ferdinand in Person vertheidigte Brücke von Günzburg von dem 59. Regiment, zur Division Malher vom Corps des Marschalls Ney gehörend, mit dem Bajonnette erstürmt. Der Oberst Lacuée, der an der Spitze dieses Regimentes mit der größten Uner-schrockenheit kämpfte, blieb auf dem Plage.

Die Oesterreicher waren allenthalben im Rückzuge begriffen, und die sie verfolgende französische Armee manövrirte so geschickt, daß bald fast alle Verbindungslinien jener abgeschnitten waren. „Ein entscheidendes Gefecht naht heran,“ sagte das fünfte Bulletin, „die österreichische Armee ist fast in derselben Lage wie die des Generals Melas bei Marengo. Der Kaiser befand sich auf der Lechbrücke, als das Armeecorps des Generals Marmont darüber marschirte. Er ließ jedes Regiment einen Kreis bilden, sprach zu ihm von der Lage des Feindes, von dem nahen Bevorstehen einer großen Schlacht und von dem Vertrauen, das er in dasselbe setze. Diese Anrede fand während eines schrecklichen Wetters statt; es schneite heftig, die Soldaten standen bis an die Kniee im Roth und waren fast starr vor Kälte. Doch die Worte des Kaisers waren Flammen; indem der Soldat ihn hörte, vergaß er Beschwerden und Entbehrungen und dürstete nach der Stunde des Kampfes.“

Am 14. October wurde die Hauptstadt Baierns befreit; der Marschall Bernadotte zog daselbst um sechs Uhr des Morgens ein, nachdem er den Feind vertrieben und ihm achthundert Gefangene abgenommen hatte. Fast zu gleicher Zeit widerstand eine französische, nur sechstausend

Mann starke Division unter dem Befehl des Generals Dupont mit Erfolg der Besetzung von Ulm, welche 25,000 Mann zählte, und nahm ihr in dem Treffen von Albeck fünfzehnhundert Gefangene ab. Am 13. October kam der Kaiser selbst in das Lager vor Ulm. Er befahl die Besetzung der Brücke und Stellung von Elchingen, um die Einschließung der feindlichen Armee zu erleichtern. Der Marschall Ney ging am 14. mit Anbruch des Tages über diese Brücke und nahm die Stellung von Elchingen trotz des hartnäckigsten Widerstandes. Am andern Morgen erschien der Kaiser wieder vor Ulm. Lannes und Ney stellten sich in Schlachtordnung zum Sturm, während Soult Biberach besetzte und Bernadotte über München hinaus vordrang. Im Lager vor Ulm steckte der Soldat bis über die Kniee im Rothe und seit sechs Tagen hatte der Kaiser seine Stiefeln nicht ausgezogen. Am 17. kam Mack dem Sturme zuvor und capitulirte. Die ganze Besatzung war kriegsgefangen.

Napoleon betrachtete das Treffen bei Elchingen als eine der schönsten Waffenthaten, die je vollbracht wurden. Er verlegte sein Hauptquartier auf dieses ruhmvolle Schlachtfeld und erließ am 18. von da aus ein Schreiben an den Senat, um ihm die in den verschiedenen, auf jenen bei Wertingen gefolgten Kämpfen von der französischen Armee eroberten Fahnen zu verehren. „Seitdem ich in das Feld gerückt bin,“ schrieb er, „habe ich eine Armee von hunderttausend Mann zerstreut und die Hälfte davon gefangen genommen, der Rest ist getödtet, verwundet, geflohen oder in der größten Bestürzung. Der erste Zweck des Krieges ist bereits erreicht. Der Kurfürst von Baiern ist wieder auf seinen Thron gesetzt. Die ungerechten Angreifer sind wie vom Donner getroffen worden, und ich hoffe in kurzer Zeit mit Gottes Hülfe auch über meine übrigen Feinde zu triumphiren.“ Am demselben Tage erließ er ein Circularschreiben an die Bischöfe des Reiches, worin er sie aufforderte, ein **Te Deum** singen zu lassen. „Die glänzenden Siege,“ heißt es darin, „welche unsere Armeen gegen den ungerechten Bund erfochten haben, den der Haß und das Gold Englands angestiftet, verlangen, daß ich und mein Volk Danksgungen an den Gott der Heere richten und ihn anflehen, er möge stets mit uns sein.“

Die Capitulation von Ulm erhielt am 20. October ihre Vollziehung. Siebenundzwanzigtausend österreichische Soldaten, sechzig Geschütze, achtzehn Generale defilirten vor dem Kaiser, der auf den Höhen der Abtei Elchingen stand, welche die Donau beherrschen, die eben aus ihren Ufern mit einer Festigkeit getreten war, von der man seit hundert Jahren kein Beispiel kannte. Indem er die gefangene Armee vorüberziehen sah, sagte er zu den österreichischen Generalen, die er zu sich gerufen hatte: „Meine Herren, Ihr Gebieter führt gegen mich einen ungerechten Krieg. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich nicht weiß, weswegen ich mich schlage; ich begreife nicht, was man von mir will.“ Mack antwortete, daß der deutsche Kaiser den Krieg nicht gewollt habe, daß er aber von Rußland dazu gezwungen worden sei. „In diesem Falle seid ihr keine Macht mehr,“ versetzte der Kaiser.

An die Armee wurde aus dem Hauptquartier Elchingen unter dem 21. October folgende Proclamation erlassen: „Soldaten der großen Armee! In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug vollbracht. Was wir uns vorgesezt, das ist in Erfüllung gegangen; wir haben die Truppen des Hauses Oesterreich aus Baiern vertrieben und unsern Verbündeten wieder in die Souverainetät seiner Staaten eingesezt. Jene Armee, die sich mit eben so viel Brählerei als Unflugheit an unseren Grenzen aufgestellt hatte, ist vernichtet. Aber was kümmert das England? Sein Zweck ist erreicht. Wir sind nicht mehr zu Boulogne und die Subsidien, die es zahlt, werden darum weder kleiner noch größer sein. Von den hunderttausend Mann, aus denen diese Armee bestand, sind sechzigtausend gefangen. Sie werden unsere Conscriptirten bei den Feldarbeiten ersetzen. Zweihundert Kanonen, der ganze Park, neunzig Fahnen befinden sich in unserer Gewalt, nur funfzehntausend Mann dieser Armee sind entronnen. Soldaten, ich habe eine große Schlacht angekündigt; Dank sei es aber den schlechten Combinationen des Feindes, ich habe dieselben Erfolge ohne dieselben Gefahren zu erreichen vermocht, und ein so großes Resultat hat uns, was in der Geschichte der Völker unbegreiflich scheinen wird, nur funfzehnhundert Mann kampffähig gemacht. Soldaten, dieser Erfolg ist eurem grenzenlosen Vertrauen in euren Kaiser, eurer Geduld in Ertragung der Beschwerden und

Entbehrungen jeder Art, eurer seltenen Unerforschlichkeit zuzuschreiben. Aber dabei wollen wir nicht stehen bleiben. Ihr brennt vor Ungeduld den zweiten Feldzug zu beginnen. Wir wollen dieser russischen Armee, welche das englische Geld von den äußersten Enden der Erde herbeigeschafft hat, ein gleiches Loos bereiten. Bei diesem Kampfe ist besonders die Ehre der Infanterie bethheiligt. Zum zweiten Male wird die Frage entschieden werden, die es schon in Holland und in der Schweiz wurde, ob die französische Infanterie die zweite oder die erste in Europa sei. Es gibt da keine Generale, gegen welche ich mir Ruhm zu erwerben hätte. Meine ganze Sorgfalt wird sich darauf zu beschränken haben, den Sieg mit so wenig Blutvergießen als möglich zu erzielen. Meine Soldaten sind meine Kinder.“

Auf diese Proclamation folgte ein Decret des Inhalts, daß der vom 23. September bis zum 24. October vergangene Monat der ganzen Armee als ein Feldzug angerechnet werden solle. Der Kaiser verließ hierauf die Abtei Elchingen und schlug den Weg nach München ein, wo er am 24. October eintraf. Die österreichische Armee war fast ganz vernichtet. Ihre Trümmer wurden unablässig verfolgt und hatten noch manches Mal den Ungestüm der französischen Tapferkeit zu fühlen. Nach einem stets siegreichen, durch die Gefechte bei Mehrbach, Lambach, Antstetten ausgezeichneten Marsche langte die große Armee endlich vor Wien an. Am 10. November nahm der Kaiser sein Hauptquartier in der Abtei MÖlk, einer der schönsten in ganz Europa. Sie ist eine sehr starke Stellung, beherrscht die Donau und war schon zu den Zeiten der Römer eine Festung. Auch ist sie die Residenz der ersten Markgrafen von Oesterreich aus dem Hause Babenberg gewesen.

Bevor die französische Armee in Wien einzog, sollte sie ihren täglichen Triumphphen noch einen neuen, einen glänzenden Sieg hinzufügen. Am 11. November griffen sechs Bataillone, in Allem viertausend Mann stark, das Gros der russischen Armee bei Dörenstein an, wo sie nur eine Nachhut zu finden geglaubt hatten. Die geringe Truppenzahl dämpfte den Feuereifer des französischen Soldaten nicht. Von sechs Uhr des Morgens bis vier Uhr des Nachmittags hielten diese Tapferen den

Kampf gegen die ganze russische Armee aus, tödteten oder verwundeten viertausend Mann und nahmen dreizehnhundert gefangen. Zwei Tage nach diesem denkwürdigen Gefechte zog die große Armee in der Hauptstadt Oesterreichs ein. Der Marschall Lannes und der General Bertrand ritten zuerst über die Donaubrücke, welche nicht, wie es hätte geschehen sollen, abgebrannt worden war.

Der Kaiser wollte keinen Einzug in Wien halten und verlegte sein Hauptquartier nach dem von Maria Theresia erbauten Lustschlosse Schönbrunn. Als er in dem Cabinet, das er zu seinem Arbeitszimmer wählte, eine Marmorstatue dieser Fürstin sah, sagte er: „Wenn diese große Frau noch lebte, würde sie ihr Land nicht haben von den Kosaken und Moskowitern verwüsten lassen, indem sie den Rathschlägen eines Colloredo, eines Cobenzl, eines Collobach, eines Lamberty folgte und zum Befehl über ihre Heere einen Mack wählte.“ Der österreichische Hof hatte die Hauptstadt verlassen und war den Trümmern der Armee gefolgt. Die zu Wien gebliebenen Behörden verfügten sich nach Schönbrunn, um dem Kaiser die Huldigung dieser großen Hauptstadt zu überbringen. Napoleon nahm diese Deputation mit großer Güte auf und erließ einen Tagesbefehl, in welchem er seinen Truppen die strengste Mannszucht und die allergrößte Achtung vor den Personen und vor dem Eigenthume empfahl. Die Besetzung von Wien brachte in den Lauf der Kriegsergebnisse keine Unterbrechung. Murat und Lannes verfolgten die österreichische Armee lebhaft auf ihrem Rückzuge nach Mähren, erreichten sie und schlugen sie zwei Tage nacheinander, am 15. und 16. November, bei Hollabrunn und Guntersdorf. Der Marschall Soult nahm an dem letzteren Gefechte Theil.

Inzwischen vollzog der Marschall Ney den Auftrag, Tyrol zu erobern, „mit seiner gewohnten Einsicht und Unererschrockenheit,“ wie sich das fünfundzwanzigste Bulletin ausdrückt. Nachdem er sich einiger fester Schlösser bemächtigt, zog er am 16. November in Innsbruck ein, wo er sechzehntausend Flinten und eine unermessliche Menge Pulver vorfand. Unter den tapferen Regimentern seines Armeecorps befand sich das 76., welches während des letzten Krieges zwei Fahnen verloren hatte und diesen Verlust tief empfand. Diese Fahnen wurden im Zeug-

hause von Innsbruck wiedergefunden, ein Offizier erkannte sie, und als der Marschall Ney sie dem Regimente feierlich zurückgab, flossen Thränen über die Backen aller alten Soldaten, während die jungen Conseribirten stolz darauf waren, zur Wiedereroberung dieser Kleinode beigetragen zu haben, deren Verlust ihrem Corps einen so lebhaften Schmerz verursacht hatte. Als der Kaiser von diesem rührenden Vorfall in Kenntniß gesetzt wurde, befahl er die Erinnerung daran durch ein Gemälde zu bewahren.

Am Tage nach dem Treffen bei Guntersdorf verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Znaim, von da nach Bohrlitz, endlich nach Brünn. Die Russen erlitten auf ihrem Rückzuge jeden Tag neue Unfälle. Zuletzt ließen sie sich durch eine rückgängige Bewegung täuschen, welche Napoleon ausführte, um sie glauben zu machen, daß er seine Stellung für nachtheilig und seine Armee für gefährdet erachte; sie bedachten nicht, daß der Anführer der französischen Armee keine andere Absicht habe, als sie auf das Terrain zu locken, welches er zur Schlacht ausersehen hatte. Als Napoleon sah, daß sie vollständig in die ihnen gelegte Falle gingen, suchte er sie in ihrem Wahne zu bestärken, und zähmte den natürlichen Ungestüm seines Charakters so weit, daß er mit scheinbarer Resignation die im äußersten Grade unannehmbaren Vorschläge eines Parlamentärs anhörte. Als sich endlich am 1. December die Armeen gegenüberstanden und die so wohlvorbereitete Schlacht zur Gewißheit geworden war, versammelte er seine Marschälle, zeigte ihnen die feindlichen Linien und rief aus: „Die Armee ist mein!“ — „Soldaten!“ sagte er dann in einer aus dem Bivouac von Austerlitz datirten Proclamation, „die russische Armee steht da, um die österreichische Armee von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die wir zu Hollarbrunn geschlagen und bis hierher verfolgt haben. Unsere Stellung ist furchtbar, und während sie marschiren, um meinen rechten Flügel zu umgehen, werden sie mir die Flanke darbieten. Soldaten, ich werde selbst alle eure Bataillone leiten; ich will mich fern vom Feuer halten, wenn ihr mit eurer gewohnten Bravour Unordnung und Verwirrung in die Reihen der Feinde tragt; sollte aber der Sieg einen Augenblick zweifelhaft werden, so werdet ihr euren Kaiser sich dem vordersten Feuer aus-

sehen sehen, denn der Sieg darf nicht schwanken, besonders nicht an einem Tage, wo es sich um den Ruhm der französischen Infanterie handelt, wobei die Ehre der ganzen Nation so tief theilhaftig ist. Daß man, unter dem Vorwande, die Verwundeten wegzuschaffen, nicht die Reihen außer Ordnung bringe! Sei jeder von dem Gedanken durchdrungen, er müsse diese Söldlinge Englands, die von einem so großen Haß gegen unsere Nation beseelt sind, besiegen! Dieser Sieg wird unsern Feldzug beschließen, wir werden die Winterquartiere beziehen, neue in Frankreich sich bildende Armeen werden da zu uns stoßen, und dann wird der Friede, den ich schließen will, meines Volkes, eurer und meiner würdig sein.“ Es war der Vorabend des Jahrestages der Krönung, und das Lager veranstaltete eine Illumination zur Feier dieses Festes.

Am anderen Tage gingen die Hoffnungen Napoleon's in Erfüllung. Die militärischen Entwürfe seines Genies, eben so sehr von der Einsicht und Tapferkeit seiner Unterfeldherren als von der Unererschrockenheit seiner Soldaten unterstützt, errangen ihm bei Austerlitz einen jener entscheidenden Siege, welche die Geschichte nur selten in dem Leben der größten Feldherren zeigt, und die Napoleon allein in dem seinigen vervielfacht hat. Folgendes ist der Verlauf dieser großen Schlacht, wie ihn das dreißigste Bulletin enthält.

### „Schlacht bei Austerlitz.

„Am 6. Frimaire wurden dem Kaiser die Vollmachten der Herren von Stadion und Giulay mitgetheilt, und er trug auf einen vorläufigen Waffenstillstand an, um Blutvergießen zu ersparen, falls man wirklich Neigung hätte, sich zu verständigen und zu einem definitiven Vergleiche zu kommen. Der Kaiser durchschaute jedoch leicht, daß man sich mit anderen Plänen trage, und da die Hoffnung auf Erfolg nur von der russischen Armee ausgehen konnte, so zog er daraus den Schluß, daß deren zweites und drittes Corps entweder zu Olmütz angelangt sein müßten, oder auf dem Punkte anzulangen ständen, daß daher die Unterhandlungen nichts weiter als eine Kriegeslist waren, um seine Wachsamkeit einzuschläfern. Am 7. Frimaire, um neun Uhr des Morgens,

warf eine Wolke Kosacken, unterstützt von der russischen Cavalerie, die Vorposten des Prinzen Murat zurück, umringte Fischau und nahm fünfzig Mann zu Fuß vom 6. Dragonerregimente gefangen. Im Laufe des Tages kam der Kaiser von Rußland nach Fischau und die ganze russische Armee stellte sich hinter diesem Orte auf. Der Kaiser hatte seinen Adjutanten, den General Savary, abgeschickt, um den Kaiser von Rußland zu becomplimentiren, sobald er von der Ankunft dieses Fürsten bei der Armee Kunde erhalten. Der General Savary kam in dem Augenblicke zurück, wo der Kaiser die Wachfeuer der feindlichen Bivouacs bei Fischau recognoscirte. Er lobte die gute Aufnahme, die Liebenswürdigkeit und die persönlich wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers von Rußland, so wie selbst des Großfürsten Constantin, welcher ihm jede Art von Fürsorge und Aufmerksamkeit angedeihen ließ; es fiel ihm jedoch in Folge der Gespräche, die er während seines dreitägigen Aufenthaltes mit einigen dreißig Stutzern hatte, die unter verschiedenen Titeln den Kaiser von Rußland umgaben, leicht, einzusehen, daß Uebermuth, Unklugheit und Unvorsichtigkeit in den Entscheidungen des militärischen Cabinets herrschten, wie sie in jenen des politischen geherrscht hatten. Eine so angeführte Armee mußte Fehler begehen. Der Plan des Kaisers ging von dem Augenblicke an dahin, sie abzuwarten und den rechten Augenblick zu ihrer Benutzung zu erforschen. Sogleich gab er seiner ganzen Armee den Befehl zum Rückzug, vollzog ihn in der Nacht als wenn er eine Niederlage erlitten hätte, nahm drei Stunden rückwärts eine gute Stellung ein, und ließ mit vielem Aufsehen daran arbeiten, sie zu befestigen und Batterien aufzufahren. Er ließ dem Kaiser von Rußland eine Unterredung vorschlagen und dieser schickte seinen Adjutanten Dolgoruki; dieser Offizier konnte bemerken, daß in der französischen Armee Alles Zurückhaltung und Schüchternheit verkünde. Die Aufstellung der Feldwachen, die Verschanzungen, an denen man in aller Eile arbeitete, Alles ließ den russischen Offizier eine halbgeschlagene Armee erblicken. Der Kaiser, welcher sonst niemals Parlamentäre mit solcher Vorsicht in seinem Hauptquartiere zu empfangen pflegt, verfügte sich gegen seine Gewohnheit auf die Vorposten. Nach den ersten Complimenten ging der russische Offizier ohne Umschweife auf



die politischen Fragen über. Er sprach über Alles mit einer schwer vorzustellenden Impertinenz ab und befand sich in der allertiefsten Unwissenheit über die europäischen Interessen und die Lage des Festlandes. Es war mit einem Worte eine Bosaine Englands. Er sprach zu dem Kaiser, wie zu den russischen Officiern, welche er seit langer Zeit durch seinen Hochmuth und sein schlechtes Benehmen in Entrüstung versetzt hat. Der Kaiser verbarg seinen ganzen Unwillen, und dieser junge Mann, der einen wahrhaften Einfluß auf den Kaiser Alexander gewonnen hat, kehrte mit der vollen Ueberzeugung zurück, daß sich die französische Armee am Vorabende ihres Unterganges befinde. Man wird ermessen können, was der Kaiser zu leiden hatte, wenn man erfährt, daß ihm jener gegen den Schluß der Unterredung vorschlug, Belgien abzutreten und die eiserne Krone den unversöhnlichsten Feinden Frankreichs auf das Haupt zu setzen. Alle diese verschiedenen Vorgänge erfüllten ihren Zweck. Die jungen Männer, welche die russischen Angelegenheiten leiten, überließen sich ohne Rückhalt ihrem angebornen Dünkel. Es war nicht mehr die Rede davon, die französische Armee bloß zu schlagen, sondern sie zu umgehen und gefangen zu nehmen, denn sie habe nur wegen der Muthlosigkeit der Oesterreicher so viel leisten können. Man versichert, daß mehrere alte österreichische Generale, welche Feldzüge gegen den Kaiser gemacht hatten, zu bedenken gaben, daß man gegen eine Armee, die so viele alte Soldaten und Offiziere von höchstem Verdienste zähle, nicht mit einer solchen Zuversicht anrücken dürfe. Sie sagten, sie hätten gesehen, wie der Kaiser, auf eine Handvoll Leute herabgebracht, unter den schwierigsten Umständen durch rasche und unvorhergesehene Operationen den Sieg wieder erfaßt und die zahlreichsten Armeen vernichtet habe; hier aber habe man noch gar keinen Vortheil errungen, im Gegentheile seien alle Gefechte der Arrièregarde der ersten russischen Armee zu Gunsten der französischen Armee ausgefallen: allein diese dünnkelvolle Jugend setzte ihnen die Bravour von achtzigtausend Russen, den Enthusiasmus, womit dieselben die Anwesenheit ihres Kaisers erfülle, das erlesene Corps der kaiserlich russischen Garde und, was sie wahrscheinlich nicht auszusprechen wagten, ihr Talent entgegen, und war sehr erstaunt, daß die Oesterreicher die Gewalt desselben zu verkennen vermochten.

„Am 10. Frimaire gewahrte der Kaiser von den Höhen seines Bivouacs mit unaussprechlicher Freude, wie die russische Armee auf zwei Kanonenschußweiten von seinen Vorposten eine Bewegung begann, um seinen rechten Flügel zu umgehen. Da sah er, bis zu welchem Grade Dünkel und Unwissenheit in der Kriegskunst die Rathschläge dieser tapferen Armee mißleitet hatten, und wiederholte mehrmals die Worte: „Vor morgen Abend ist diese Armee mein.“ Von ganz anderen Gefühlen war indessen der Feind beseelt; er näherte sich unseren Feldwachen bis auf Pistolenschußweite, zog mittels eines Flankenmarsches auf einer Linie von zwei Stunden vorüber, und überflügelte die französische Armee, welche sich nicht zu getrauen schien, ihre Stellung zu verlassen; er hatte nur eine Besorgniß, die, daß ihm die französische Armee entwischen möge. Man that Alles, um den Feind in diesem Gedanken zu bestärken. Der Prinz Murat ließ ein kleines Corps in die Ebene vorrücken, plötzlich aber kehrte dieses, wie erstaunt über die unermesslichen Streitkräfte des Feindes, eiligst zurück. So wirkte Alles zusammen, um den russischen Feldherrn in der schlecht berechneten Operation, die er beschlossen hatte, zu bestätigen. Der Kaiser erließ die beigefügte Proclamation. Des Abends wollte er zu Fuß und incognito alle Bivouacs besuchen; kaum hatte er aber einige Schritte gemacht, so wurde er erkannt. Es wäre unmöglich, den Enthusiasmus der Soldaten bei seinem Anblicke zu beschreiben. Alsogleich wurden brennende Strohkränze auf zahllosen Stangen in die Höhe gehalten, und achtzigtausend Mann stellten sich vor den Kaiser und begrüßten ihn mit ihrem Jubelgeschrei, die Einen um den Jahrestag seiner Krönung feierlich zu bezeichnen, die Andern sagend, die Armee werde morgen dem Kaiser das Angebinde darbringen. Einer der ältesten Grenadiere näherte sich ihm und sprach: „„Sire! du wirst nicht nöthig haben, dich auszusetzen; ich verspreche dir im Namen der Grenadiere der Armee, daß du nur mit den Augen zu kämpfen brauchen wirst, und daß wir dir morgen die Fahnen und die Artillerie der russischen Armee bringen werden, um den Jahrestag deiner Krönung zu feiern.““ Der Kaiser sagte, als er in sein Bivouac zurückgekehrt war, welches aus einer schlechten Strohütte ohne Dach, die ihm die Grenadiere gemacht hatten, bestand: „„Das ist der schönste Abend meines

Lebens, aber ich fühle tiefes Bedauern bei dem Gedanken, daß ich eine gute Anzahl dieser wackeren Leute verlieren werde. Der Schmerz, den ich darüber empfinde, sagt mir, daß sie in der That meine Kinder sind, und ich werfe mir dieses Gefühl in Wahrheit manches Mal vor, denn ich besorge, daß es mich zum Kriegsführen untüchtig machen wird.““ Wenn der Feind dieses Schauspiel hätte sehen können, so wäre er von Schrecken ergriffen worden. Der Unsinige setzte aber seine Bewegung fort und eilte mit Riesenschritten seinem Verderben entgegen.

„Der Kaiser traf auf der Stelle alle seine Verfügungen zur Schlacht. Den Marschall Davoust ließ er in aller Eile nach dem Kloster Raigern aufbrechen; dieser sollte da mit einer seiner Divisionen und einer Dragonerdivision den linken Flügel des Feindes im Zaum halten, damit derselbe im gegebenen Augenblicke umzingelt sei; den Befehl über den linken Flügel gab er dem Marschall Lannes, den über den rechten dem Marschall Soult, den über das Centrum dem Marschall Bernadotte und den über die ganze Cavalerie, die er auf einem einzigen Punkte vereinigte, dem Prinzen Murat. Die linke Flanke des Marschalls Lannes war an den Santon gelehnt, eine herrliche Stellung, die der Kaiser hatte besetzen lassen und auf ihr eine Batterie von achtzehn Kanonen aufstellen lassen. Er hatte seit dem gestrigen Tage die Bewachung dieses Postens dem 17. leichten Infanterieregimente anvertraut, und derselbe hätte nicht von besseren Truppen vertheidigt werden können. Die Division des Generals Suchet bildete den linken Flügel des Marschalls Lannes, die des Generals Caffarelli seinen rechten, welcher sich auf die Reiterei des Prinzen Murat stützte. Diese hatte vor sich die Husaren und Chasseurs unter den Befehlen des Generals Kellermann, so wie die Dragonerdivisionen Walthier und Beaumont, und in Reserve die Kürassierdivisionen der Generale Mansouty und Hautpoult mit vierundzwanzig Stücken leichter Artillerie. Der Marschall Bernadotte, welcher im Centrum stand, hatte auf seinem linken Flügel die Division Rivaud, welche sich auf die rechte Flanke des Prinzen Murat stützte, und auf seinem rechten Flügel die Division des Generals Drouet. Der Marschall Soult, welcher den rechten Flügel der Armee befehligte, hatte auf seinem linken die Division des Generals Vandamme, in der Mitte die

Division des Generals St. Hilaire, auf seinem rechten die Division des tapferen Generals Legrand. Der Marschall Davoust war rechts vom General Legrand entsendet, welcher die Zugänge der Teiche bewachte und die Dörfer Sokolnitz und Telnitz besetzt hielt. Er hatte die Division Friant und die Dragoner von der Division Bourcier bei sich. Die Division Gudin sollte sich mit Tagesanbruch gegen Nicolsburg in Marsch setzen, um das feindliche Corps, das dort den rechten Flügel zu umgehen suchen möchte, im Zaum zu halten. Der Kaiser, mit seinem treuen Waffengefährten, dem Marschall Berthier, seinem ersten Adjutanten, dem Generalobersten Junot, und seinem ganzen Generalstabe befand sich bei der Reserve, zehn Bataillonen seiner Garde und zehn Grenadierbataillonen des Generals Dudinot, von denen der General Duroc einen Theil befehligte. Diese Reserve war in zwei Linien aufgestellt, die Bataillone in Colonnen geordnet, in der Entfernung zum Aufmarschiren, und hatte in den Zwischenräumen vierzig Stück Geschütze, die von den Kanonieren der Garde bedient wurden. Mit dieser Reserve wollte sich der Kaiser überall hin stürzen, wo es nothwendig sein sollte. Man kann sagen, daß diese Reserve eine Armee aufwog. Um ein Uhr des Morgens stieg der Kaiser zu Pferde, um die Posten zu besuchen, die Wachfeuer der feindlichen Bivouacs zu recognosciren und sich von den Feldwachen Bericht erstatten zu lassen, was sie etwa von den Bewegungen der Russen gehört haben möchten. Er erfuhr, daß sie die Nacht in Trunkenheit und tumultuarischem Geschrei hingebacht, daß sich ferner ein russisches Infanteriecorps vor dem Dorfe Sokolnitz gezeigt habe, das von einem Regiment der Division des Generals Legrand besetzt war, welcher Befehl erhielt, es zu verstärken.

„Endlich brach der Tag des 11. Frimaire (2. December) an. Strahlend ging die Sonne auf, und dieser Jahrestag der Krönung des Kaisers, an dem eine der schönsten Waffenthaten des Jahrhunderts vollbracht werden sollte, war einer der schönsten Tage des Spätherbstes. Diese Schlacht, welche die Soldaten beharrlich die Dreikaiserschlacht, Andere die Krönungsschlacht nennen, welche der Kaiser aber die Schlacht bei Austerlitz genannt hat, wird für ewige Zeiten in den Jahrbüchern der großen Nation denkwürdig bleiben. Der Kaiser, umgeben von seinen

Marschällen, wartete, um die letzten Befehle zu ertheilen, bis sich der Horizont vollkommen aufgehellte hatte. Beim ersten Sonnenstrahl wurden die Befehle gegeben, und jeder Marschall sprengte in vollem Jagen zu seinem Corps. Indem der Kaiser an den Fahnen mehrerer Regimenter vorbeiritt, sagte er: „Soldaten, wir müssen diesen Feldzug mit einem Donner Schlag beenden, der den Stolz unserer Feinde niederschmettert.“ Als bald flogen die Hüte an die Spitzen der Bajonnette und das Geschrei „„Es lebe der Kaiser!““ war das wahrhaftige Signal zum Kampfe. Einen Augenblick nachher ertönte die Kanonade auf unserem äußersten rechten Flügel, den die feindliche Avantgarde bereits überflügelt hatte; aber die unerwartete Begegnung des Marschalls Davoust that dem Feind schnell Einhalt, und die Schlacht begann. In demselben Augenblicke setzt sich der Marschall Soult in Bewegung, marschirt nach den Höhen von Braken mit den Divisionen der Generale Vandamme und St. Hilaire und schneidet des Feindes rechten Flügel gänzlich ab, dessen sämtliche Bewegungen von jetzt an unsicher werden. Durch einen Flankenmarsch überrascht, während derselbe floh, anzugreifen glaubend und sich angegriffen sehend, achtet sich derselbe halb geschlagen. Der Prinz Murat setzt sich mit seiner Cavalerie in Bewegung; der linke vom Marschall Lannes befehligte Flügel marschirt staffelförmig in Regimentern wie auf dem Exercierplatze. Eine furchtbare Kanonade wüthet auf der ganzen Linie; zweihundert Geschütze und fast zweihunderttausend Mann machen einen schrecklichen Lärm; es war ein wahrer Riesenkampf. Noch schlug man sich keine Stunde und schon war der ganze linke Flügel des Feindes abgeschnitten. Seine rechte Flanke war bereits zu Austerlitz angelangt, dem Hauptquartier der Souveraine, welche sogleich die russische Garde absenden mußten, um die Vereinigung des Centrums mit dem linken Flügel wieder herzustellen. Ein Bataillon des vierten Linieninfanterieregimentes wurde von der russischen Garde angegriffen und über den Haufen geworfen; aber der Kaiser war nicht fern, er gewahrte diese Bewegung und befahl dem Marschall Bessieres, dem rechten Flügel mit seinen Unbezwinglichen zu Hülfe zu eilen. Als bald waren die beiden Garden im Kampfe begriffen. Der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein: in einem Augenblick war die

russische Garde in Unordnung gebracht. Oberst, Artillerie, Fahnen, Alles wurde gefangen. Das Regiment des Großfürsten Constantin wurde vernichtet; er selbst verdankte sein Heil lediglich der Schnelligkeit seines Pferdes.

„Die beiden Kaiser sahen von den Höhen von Austerlitz die Niederlage der russischen Garde. In demselben Augenblicke rückte das von dem Marschall Bernadotte befehligte Centrum der Armee vor; drei seiner Regimenter hielten einen sehr schönen Reiterangriff aus. Der vom Marschall Lannes befehligte linke Flügel griff dreimal an. Alle Angriffe waren siegreich. Die Division des Generals Caffarelli hat sich ausgezeichnet. Die Kürassierdivisionen bemächtigten sich der feindlichen Batterien. Um ein Uhr Nachmittags war der keinen Augenblick zweifelhaft gewesene Sieg entschieden. Kein Mann der Reserve war nothwendig gewesen; dieselbe hat nirgends angegriffen. Die Kanonade dauerte nur noch auf unserem rechten Flügel fort. Das feindliche Corps, welches umzingelt und von allen Höhen vertrieben war, befand sich in einer Niederung und lehnte sich an einen Teich. Der Kaiser begab sich mit zwanzig Kanonen dahin. Das Corps wurde von Stellung zu Stellung getrieben, und es wiederholte sich jenes schreckliche Schauspiel von Abukir: zwanzigtausend Mann stürzten sich in das Wasser und ertranken in den Teichen. Zwei russische Colonnen, jede viertausend Mann stark, streckten die Waffen und ergaben sich kriegsgefangen; der ganze feindliche Park wurde erobert. Die Resultate dieses Tages sind: vierzig russische Fahnen, darunter die der kaiserlichen Garde; eine große Menge Gefangene, der Generalstab kennt ihre Anzahl noch nicht genau, bereits aber sind zwanzigtausend notirt; zwölf bis funfzehn Generale; wenigstens funfzehntausend russische Todte, die auf dem Schlachtfelde blieben. Obschon noch kein Bericht erstattet wurde, kann man auf den ersten Ueberblick unseren Verlust auf achthundert Todte und funfzehn- bis sechshundert Verwundete anschlagen. Dies wird die Militärs nicht in Erstaunen setzen, welche wissen, daß man nur bei verworrenener Flucht viel Leute verliert, und von den Unserigen ist kein einziges anderes Corps als das erwähnte Bataillon vom vierten Regimente durchbrochen worden. Unter den Verwundeten befindet sich der General St. Hilaire, er wurde

beim Beginn des Gefechtes getroffen, ist aber den ganzen Tag über auf dem Schlachtfelde geblieben und hat sich mit Ruhm bedeckt; ferner die Divisionsgenerale Kellermann und Walthër, die Brigadegenerale Balhuber, Thiebaut, Sebastiani, Compans und Rapp, Adjutant des Kaisers. Dieser Letztere hat an der Spitze der Grenadiere der Garde angegriffen und den Fürsten Reppnin, Commandanten der russisch kaiserlichen Chevalleriegarde, gefangen genommen. Was die Leute betrifft, die sich ausgezeichnet haben, so muß man sagen, daß sich die ganze Armee mit Ruhm bedeckt hat. Sie hat beständig unter dem Geschrei; „„Es lebe der Kaiser!““ angegriffen, und der Gedanke, den Jahrestag der Krönung auf eine so ruhmreiche Weise zu feiern, belebte fortwährend die Soldaten. Die französische Armee, obschon zahlreich und schön, ist doch minder zahlreich gewesen als die feindliche, welche hundertundfünftausend Mann stark war, darunter achtzigtausend Russen und fünfundzwanzigtausend Oesterreicher. Die Hälfte dieser Armee ist vernichtet, der Ueberrest befindet sich in der größten Unordnung und die Mehrzahl hat die Waffen weggeworfen.

„Dieser Tag wird zu Petersburg blutige Thränen kosten. Möchte er bewirken, daß man dort mit Entrüstung das Gold Englands zurückweise! Möchte der junge Fürst, dem so viele Tugenden den Beruf anweisen, der Vater seines Volkes zu sein, sich dem Einflusse jener dreißig Stuger entziehen, welche England besoldet, deren Impertinenzen seine Absichten verdunkeln, ihm die Liebe seiner Soldaten rauben und zu den verfehltesten Operationen verleiten! Die Natur, welche ihn mit so großen Eigenschaften begabte, hat ihn berufen, der Tröster Europa's zu sein. Treulose Rathschläge, die ihn zum Bundesgenossen Englands gemacht haben, werden ihn in der Geschichte unter diejenigen Männer setzen, welche, indem sie den Krieg auf dem Continente verewigten, die englische Tyrannei über die Meere befestigt und das Unglück unserer Generation vervollständigt haben. Wenn Frankreich nur unter den Bedingungen, welche der Adjutant Dolgoruki dem Kaiser vorschlug und die Herr von Nowosilzoff ihm zu überbringen beauftragt war, zum Frieden gelangen könnte, so würde Rußland sie nicht erreichen, und lagerte auch dessen Armee auf den Höhen von Montmartre. — Der

Generalstab wird in einem ausführlicheren Schlachtberichte zur Kenntniß bringen, was jedes Corps, jeder Offizier, jeder General gethan, um den französischen Namen zu verherrlichen und dem Kaiser einen Beweis ihrer Liebe zu geben. Am 12. Frimaire (3. December) suchte der die österreichische Armee befehligende Fürst Johann Liechtenstein den Kaiser in seinem Hauptquartiere auf, das sich in einer Scheune befand; er hatte eine lange Audienz. Inzwischen verfolgen wir unseren Sieg. Der Feind zieht sich auf der Straße von Austerlitz nach Göding zurück. Auf diesem Rückzuge bietet er seine Flanke dar; die französische Armee steht schon zum Theil in seinem Rücken und folgt ihm auf dem Fuße nach. Nie hat es ein schrecklicheres Schlachtfeld gegeben: aus der Mitte der unermesslichen Seen hört man noch das Geschrei der Tausende von Menschen, denen man keine Hülfe reichen kann. Das Herz blutet Einem. Möge endlich so vieles vergossene Blut, möge ein so großes Unglück auf die treulosen Insulaner zurückfallen, die dessen Urheber sind! Mögen endlich die Feiglinge von London die Strafe für so viele Uebelthaten erdulden!"

Dies ist der Bericht Napoleon's über den berühmten Kampf bei Austerlitz. Diese Schlacht hat außer ihren unermesslichen politischen Folgen das Verdienst, eine der lehrreichsten der neueren Zeit zu sein. Die Verbündeten hatten sicher darauf gerechnet, Napoleon würde, den bisherigen Regeln der Kriegskunst zufolge, hinter dem Defilé stehen bleiben. Er rückte aber über dasselbe vor und stand daher am Morgen der Schlacht in einer ganz anderen Stellung, als die war, in welcher ihn der russische Feldherr angreifen wollte. Alle Pläne desselben waren daher durchkreuzt, ja seine Schlachtordnung gewissermaßen schon durchbrochen, noch bevor der Kampf begann. Die Niederlage der Russen war die mathematisch gewisse Folge.

---



## Einundzwanzigstes Capitel.

Folgen der Schlacht bei Austerlitz. Seeschlacht bei Trafalgar. Der Preßburger Friede. Entthronung der Bourbonen von Neapel. Verwandlung Baierns in ein Königreich. Sendung der bei Austerlitz eroberten Fahnen nach Paris. Rückkehr Napoleon's nach Frankreich.

Das große Unglück von Austerlitz, welches direct nur Rußland und Oesterreich traf, dessen Gegenstoß aber zu Berlin und London lebhaft empfunden wurde, besserte die Urheber des Krieges nicht. Nicht wegen einer Gebietsabtretung, nicht wegen materieller Interessen, nicht wegen specieller und zufälliger Beschwerden hatten sie die wichtigsten Monarchien Europas wieder auf den Kampfplatz der Schlachten getrieben. Es handelte sich bei ihnen um eine Principienfrage, die eine thätige und bleibende Kriegsursache ist, obschon sie weniger in die Augen springt als eine Gebiets- oder Finanzfrage; deswegen konnte es auch den Anschein haben, daß Napoleon sich hierüber täusche, als er zu den gefangenen österreichischen Offizieren sagte: „Ich weiß nicht, warum ich mich schlage, weiß nicht, was man von mir will.“

Das Cabinet von St. James beharrte trotz der vollständigen Niederlage seiner Verbündeten bei seinen feindseligen Plänen gegen Frankreich. Der Ausgang der Schlacht von Trafalgar war übrigens dazwischen gekommen, um ihnen einen unermesslichen Ersatz zu gewähren; die vereinigte französische und spanische Flotte war an der Südküste von Spanien durch Nelson vernichtet worden, welcher diesen entscheidenden Triumph der englischen Marine mit seinem Leben bezahlte. Napoleon erfuhr inmitten seiner schnellen und glänzenden Triumphe über die Oesterreicher und Russen dieses Unglück. Er hat später über diesen Gegenstand gesagt: „In der Mehrzahl der Schlachten, die wir gegen die Engländer verloren, waren wir entweder schwächer oder mit spanischen Schiffen vereinigt, welche mit ihrer schlechten Einrichtung unsere Linien schwächten, statt sie zu verstärken; oder aber die Befehlshaber, welche die Schlacht wollten und gegen den Feind anrückten, zögerten plötzlich und zogen unter verschiedenen Vorwänden zurück und stellten so die

Tapfersten bloß.“ „Ich habe mir alle Mühe gegeben,“ sagte er anderswo, „einen Mann zu suchen, der die Marine mit Erfolg befehligen könnte, ohne ihn finden zu können. Es herrscht bei diesem Berufe eine Specialität, die alle meine Pläne durchkreuzte. — Wenn ich Jemanden gefunden hätte, der in meinen Sinn eingegangen und meinen Ideen vorausgeeilt wäre, welche Erfolge hätten wir nicht erlangen können! Während meiner Regierung aber stand in der Marine niemals ein Mann auf, der sich von der Routine entfernt und zu schaffen gewußt hätte.“ Die Vernichtung der französischen Flotte betrückte den Kaiser tief. Er sah die Herrschaft zur See den Engländern für lange Zeit gesichert und dachte von nun an mehr als je daran, sie auf dem Continente zu schlagen, theils in den Verbündeten, die sie bezahlten, theils in dem Colonialhandel, dessen Monopol sie in den Händen hatten.

Die Torypartei, die das erste Bulletin der großen Armee in Niedergeschlagenheit versetzt, hatte sich zu London wieder stolz und hochmüthig aufgerichtet; ihr berühmtes Oberhaupt Pitt, dessen Ende heran nahte, schien wie Nelson im Schooße des Sieges sterben zu sollen. Seit fast einem Monat berauschte sich England in dem unverhofften Triumph seiner Flotte; es verhärtete bei dem Kanonendonner von Trafalgar in dem Entschlusse, einen Krieg zu verewigen, welcher zwar den Fall Napoleon's vorbereitete, aber auch während zehn Jahren die revolutionäre Erziehung Europa's erleichterte. Doch lassen wir das Cabinet von St. James inmitten seiner öffentlichen Feierlichkeiten und eilen wir nach Austerlitz zurück, das sobald die Feste des Toryismus und die letzten Freuden Pitt's störte.

Am frühen Morgen nach dieser Schlacht erschien der Fürst Johann Liechtenstein, welcher die österreichische Armee in Mähren befehligte, im Hauptquartier Napoleon's, das sich in einer Scheune befand. Er bat um eine Unterredung Napoleon's mit seinem Gebieter, der in der That zu befürchten hatte, daß der Sieger das Recht des Stärkeren in vollem Maße geltend machen möchte. Napoleon willigte in dieses Verlangen, und die Unterredung hatte noch an demselben Tage in dem Bivouac des siegreichen Helden statt. „Ich empfangen Sie in dem einzigen Balaste, den ich seit zwei Monaten bewohne,“ sagte Napoleon zu dem Kaiser

Franz, worauf dieser antwortete: „Sie verstehen aus Ihrer Wohnung solchen Vortheil zu ziehen, daß sie Ihnen gefallen muß.“ Binnen wenigen Stunden hatte man einen Waffenstillstand geschlossen und die Hauptbedingungen des Friedens verabredet. Der deutsche Kaiser suchte, den Umständen nachgebend, die Erbitterung des Siegers gegen die Engländer zu mäßigen. „Es sind Kaufleute,“ sagte er, „die den Continent in Brand stecken, um sich den Welthandel zu sichern.“ Er sprach auch im Namen des Kaisers von Rußland, welcher das Bündniß mit England zerreißen und einen Separatfrieden schließen wolle. „Es unterliegt keinem Zweifel,“ fügte er hinzu, „daß Frankreich in seinem Streite mit England Recht hat.“ Frankreich hat Recht! Ist es nicht eine wunderbare Sache, daß Fürsten, welche so zahlreiche Massen von Soldaten gegen Frankreich aufgebieten hatten, einen solchen Ausspruch thaten? Und ist es nicht beklagenswerth, daß ihnen eine solche Einsicht erst nach zwanzig Kämpfen und einer Schlacht gekommen ist, in der das Menschenblut in Strömen floß?

Napoleon mißbrauchte die Ueberlegenheit nicht, welche ihm die Ereignisse des gestrigen Tages gegeben hatten. Er versprach, den Marsch seiner Colonnen einzustellen und die russische Armee ziehen zu lassen, wenn der Kaiser Alexander sich verpflichten würde, in seine Staaten zurückzukehren und das österreichische und preussische Polen zu räumen. Der Kaiser Franz gab diese Zusicherung im Namen des Kaisers Alexander und entfernte sich dann in Begleitung der Fürsten Liechtenstein und Schwarzenberg. Napoleon begleitete ihn bis an seinen Wagen und brachte die folgende Nacht in Austerlitz zu. Als der österreichische Monarch fort war, sagte er: „Dieser Mann hat mich zu einem Fehler verleitet, denn ich hätte meinen Sieg verfolgen und die ganze russische und österreichische Armee gefangen nehmen können. Dennoch ist es gut, es werden einige Thränen weniger vergossen werden.“

Napoleon hatte zu seinen Soldaten am Vorabende des Kampfes geredet, um ihren Muth zu entflammen und ihnen den Sieg vorherzuverkündigen. Er vergaß nicht, nach der Schlacht abermals zu ihnen zu sprechen und sie zu beglückwünschen, daß sie auf eine so edle Weise seine Voraussagung verwirklicht hätten. „Soldaten!“ begann er, „ich

bin zufrieden mit euch. Ihr habt an dem Schlachttage von Austerlitz Alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unererschrockenheit erwartet habe. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt . . . Sobald Alles, was nothwendig ist, um das Glück und die Wohlfahrt unseres Vaterlandes zu sichern, erfüllt sein wird, werde ich euch nach Frankreich zurückführen. Dort werdet ihr der Gegenstand meiner liebevollsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freude empfangen, und so oft ihr sagt: Ich war bei der Schlacht von Austerlitz! wird man antworten: Seht da einen tapfern Krieger!“

Inzwischen hatte ein Adjutant Napoleon's, der General Savary, den deutschen Kaiser begleitet, um zu sehen, ob Alexander auch die in seinem Namen übernommene Verpflichtung genehmigen werde. Der Kaiser von Rußland beeilte sich, die von seinem erlauchten Verbündeten ertheilte Versicherung zu bestätigen, und sagte dann zu dem französischen Abgesandten: „Ihr habt weniger Truppen gehabt als ich, und doch seid ihr mir auf allen Angriffspunkten an Zahl überlegen gewesen.“ — „Sire,“ erwiderte Savary, „das ist die Kriegskunst und die Frucht von fünfzehn ruhmvollen Jahren; es ist die vierzigste Schlacht, welche der Kaiser geliefert hat.“ — „Das ist wahr,“ versetzte Alexander, „er ist ein großer Feldherr. Was mich betrifft, so ist es das erste Mal, daß ich das Feuer sehe. Ich habe niemals den Anspruch erhoben, mich mit ihm zu messen. Ich kehre in meine Hauptstadt zurück. Ich bin dem deutschen Kaiser zu Hülfe gezogen, er hat mir sagen lassen, daß er zufrieden sei, und ich bin es auch.“

Der am 3. December zwischen Napoleon und dem deutschen Kaiser verabredete Waffenstillstand erhielt am 6. durch die Unterschriften des Marschalls Berthier und des Fürsten Johann Liechtenstein die officielle Form.

Auf die Einstellung der Feindseligkeiten folgten zwei Decrete: durch das erste wurde den Wittwen und Kindern der bei Austerlitz gebliebenen Krieger aller Grade eine Pension zugesichert; das zweite befahl, alle russischen und österreichischen, auf diesem Schlachtfelde eroberten Kanonen zu schmelzen, um zur Errichtung einer Triumphsäule zur Berewigung des Ruhmes der französischen Armee auf dem Vendomeplatze verwendet

zu werden. Durch ein drittes Decret adoptirte der Kaiser alle Kinder der bei Austerlitz gefallenen französischen Generale, Offiziere und Soldaten und befahl: 1) daß sie auf Kosten des Staates erhalten und erzogen werden sollten; 2) daß es ihnen verstattet sei, ihrem Tauf- und Familiennamen den Namen Napoleon hinzuzufügen.

Von Austerlitz kam das Hauptquartier nach Brünn. Hier ließ sich Napoleon den Fürsten Reppnin, Obersten der russischen Chevaliergarde, vorstellen und sagte zu ihm: er wolle den Kaiser von Rußland so tapferer Leute nicht berauben; der Fürst möge alle Gefangenen der kaiserlich russischen Garde sammeln und mit ihnen in ihr Vaterland zurückkehren.

Am 13. December war Napoleon in Schönbrunn zurück. Er empfing dort die Deputation der zwölf Maires von Paris. Der Maire des siebenten Bezirks führte das Wort. Der Kaiser kündigte ihnen den baldigen Abschluß des Friedens an und beauftragte sie, die bei Austerlitz eroberten und für die Kirche von Notre-Dame bestimmten Fahnen nach Paris zu bringen. Zugleich schrieb er an den Cardinal-Erzbischof von Paris, um ihm diesen ruhmvollen Schatz anzuvertrauen und ihm seine Absicht zu verkünden, alle Jahre ein feierliches Todtenamt für die an diesem großen Tage für das Vaterland gefallenen Krieger halten zu lassen.

Als der Kaiser während seines Aufenthaltes zu Schönbrunn Heerschau hielt, kam er an das erste Bataillon des vierten Linienregiments, welches bei Austerlitz geworfen worden war und daselbst seinen Adler verloren hatte. „Soldaten!“ rief Napoleon, „was habt ihr mit dem Adler gemacht, den ich euch gegeben habe? Ihr habt geschworen, daß er euch zum Sammelpunkte dienen sollte, und daß ihr ihn mit Gefahr eures Lebens vertheidigen wolltet; wie habt ihr euren Schwur gehalten?“ Der Major antwortete, daß der Fahnenträger bei einem Angriffe getödtet worden sei und Niemand dies inmitten des dichten Pulverdampfes bemerkt habe; daß aber die Truppe darum nichtsdestoweniger ihre Schuldigkeit gethan, indem sie zwei russische Bataillone über den Haufen geworfen und zwei Fahnen erobert habe, die sie dem Kaiser zu Füßen lege. Nachdem Napoleon einen Augenblick nachgedacht, forderte er die

Offiziere und Soldaten auf, zu schwören, daß sie den Verlust ihres Adlers nicht bemerkt hätten, was Alle sogleich thaten. Hierauf sprach der Kaiser in milder strengem Tone und mit einem freundlichen Lächeln: „In diesem Falle werde ich euch euren Adler wiedergeben.“

Die Friedensunterhandlungen wurden mit der größten Thätigkeit betrieben und führten den Friedensvertrag von Presburg herbei, welcher am 26. December unterzeichnet ward und durch welchen die venetianischen Staaten mit dem Königreiche Italien vereinigt und die Kurfürsten von Baiern und Württemberg zu Königen erhoben wurden. Napoleon kündigte diese glückliche Neuigkeit seinen Kriegern durch eine Proclamation vom 27. an, in welcher er ihnen sagte, daß sie, nachdem sie ihren Kaiser mit ihnen Gefahren und Beschwerden theilen gesehen, jetzt ihn umgeben von jener Größe und jenem Glanze erblicken sollten, die dem Souverain des ersten Volkes des Weltalls gebühre. „Ich werde,“ fügte er hinzu, „in den ersten Tagen des nächsten Mai zu Paris ein großes Fest geben; ihr werdet euch dort alle einfinden, und dann wollen wir dahin gehen, wohin uns das Glück unseres Vaterlandes und die Interessen unseres Ruhmes rufen werden. Soldaten, der Gedanke, daß ich euch alle noch vor Ablauf von sechs Monaten um meinen Palast geschaart sehen werde, rührt mein Herz und ich empfinde zum voraus die lebhafteste Freude. Wir werden das Andenken derjenigen feiern, die in diesen beiden Feldzügen auf dem Bette der Ehre geblieben sind; und die Welt wird uns Alle bereit erblicken, ihr Beispiel nachzuahmen, ja noch mehr zu vollbringen, als wir bereits vollbracht haben, um diejenigen zu zerschmettern, die unsere Ehre antasteten wollen oder sich durch das bestechende Gold der ewigen Feinde des Continentes verführen lassen.“

Der Abschied Napoleon's an die Hauptstadt von Oesterreich verdient nicht minder, als seine letzte Proclamation an die Armee, von der Geschichte aufbewahrt zu werden. „Bewohner von Wien,“ sprach er zu ihnen, „ich habe mich wenig unter euch gezeigt, nicht aus Geringschätzung oder eitlen Hochmuth, sondern um euch in keinem der Gefühle zu beirren, die ihr eurem Fürsten schuldig seid, mit welchem ich in der Absicht zusammengetroffen bin, um einen schnellen Frieden zu schließen. Indem ich euch verlasse, nehmet als ein Geschenk, das euch meine Achtung

beweisen mag, euer Zeughaus, das die Gesetze des Krieges zu meinem Eigenthume gemacht haben, unberührt an; bedienet euch dessen stets zur Aufrechthaltung der Ordnung. Alle Uebel, die ihr erduldet habt, schreibt sie dem Unglücke zu, das von einem Kriege unzertrennlich ist; alle Schonung aber, die meine Armee in eurem Lande bewiesen hat, verdankt ihr der Achtung, die ihr euch bei mir erworben habt.“

Raum war diese Proclamation unterzeichnet und der Bevölkerung von Wien und der französischen Armee der Friede verkündigt, als Napoleon durch eine andere Proclamation von demselben Tage, dem 27. December, der Welt den Wortbruch des neapolitanischen Hofes anzeigte, welcher trotz eines zwei Monate vorher abgeschlossenen Vertrages kürzlich seine Häfen den Engländern geöffnet hatte. Nie ist seine Sprache edler, kraftvoller, drohender gewesen. Bourbonen reichten den Engländern die Hand und verriethen Frankreich! Das war hinreichend, um den Unwillen, die Entrüstung und die Leidenschaften der französischen Nation aufzuregen, auf daß sie sich durch die Sprache ihres Oberhauptes Luft zu machen suchten. Hier mußte die kaiserliche Dictatur sprechen, wie es einst die Dictatur des Conventes gethan. Man mußte gegen den Wortbrüchigen unerbittlich sein, die Bourbonen von Neapel demüthigen und im Angesichte der Engländer vom Throne stoßen. Napoleon erfüllte diese Aufgabe auf eine bewunderungswürdige Weise. Niemals repräsentirte er die Revolution und Frankreich besser. Er schloß die Proclamation an die große Armee mit den denkwürdigen Worten: „Sollen wir zum vierten Male verzeihen, zum vierten Male einem Hofe ohne Treue, Ehre und Verstand trauen? Nein, nein! Die neapolitanische Dynastie hat aufgehört zu herrschen; ihr Dasein ist mit der Ruhe von Europa und der Ehre meiner Krone unverträglich. Soldaten, auf! stürzt die schwachen Bataillone dieser Tyrannen des Meeres, wenn sie euch anders erwarten, in die Fluthen. Zeigt der Welt, wie wir den Wortbruch bestrafen. Säumt nicht, mir kund zu thun, daß ganz Italien meinen Gesetzen oder denen meiner Verbündeten unterworfen, das schönste Land der Erde vom Joche der treulossten Menschen befreit, die Heiligkeit der Verträge gerächt ist, und daß die Manen meiner tapferen Soldaten endlich versöhnt worden sind, die, nachdem sie den Gefahren

des Schiffbruchs, der Wüste und von hundert Schlachten entgangen waren, auf ihrer Rückkehr aus Aegypten in den sicilianischen Häfen ermordet wurden.“

Das Armeecorps Massena's bemächtigte sich des Königreiches Neapel im Sturm Schritte, welche schnelle Eroberung im siebenunddreißigsten Bulletin der großen Armee so kundgethan wurde: „Der General St. Cyr marschirt in großen Tagmärschen auf Neapel los, um den Verrath der Königin zu bestrafen und diese schuldbeladene Frau, die Alles verlegt hat, was es unter den Menschen Heiliges gibt, vom Throne zu stürzen. Man wollte bei dem Kaiser Schritte zu ihren Gunsten thun, er hat aber geantwortet: Und sollten die Feindseligkeiten auch wieder ausbrechen, sollte die Nation auch einen dreißigjährigen Krieg aushalten müssen, eine so gräßliche Treulosigkeit kann nicht verziehen werden. Die Königin von Neapel hat aufgehört zu regieren; dieses letzte Verbrechen hat ihr Maß gefüllt. Sie möge nach London gehen, dort die Zahl der Intriganten zu vermehren, möge ein Comité der sympathetischen Tinte mit Drake, Spencer-Smith, Taylor, Wickam bilden; sie möge dazu, wenn sie es für angemessen hält, den Baron Armfeld, die Herren von Fersen, d'Antraignes und den Mönch Morus berufen.“

Bevor Napoleon Wien verließ, wollte er sich gegen den Gesandten des Königs von Preußen, Grafen von Haugwitz, aussprechen, welcher auf dem Kriegsschauplatz nur erschienen war, um bei dem ersten Unfall der französischen Waffen desto schneller die Allianz seines Gebieters mit den Höfen von Oesterreich und Rußland zu erklären. Ohne Zweifel hatte die Schlacht bei Austerlitz die Vertagung dieser Erklärung veranlaßt, und der preußische Minister, der mit Talleyrand über einen neuen Vertrag unterhandelte, dachte bereits nicht mehr an seine ursprünglichen Verhaltungsbefehle, als ihn der Kaiser, dem er vorgestellt wurde, in strengem Tone so anredete: „Ist das ein loyales Benehmen, das Ihr Herr gegen mich beobachtet? Es wäre für ihn ehrenvoller gewesen, mir offen den Krieg zu erklären, obschon er keine Ursache dazu hat. Ich ziehe offene Feinde falschen Freunden vor. Ihr nennt euch meine Verbündeten und duldet in Hannover ein russisches Corps von dreißig-



tausend Mann, das durch eure Staaten mit der großen russischen Armee in Verbindung steht. Nichts kann ein solches Benehmen rechtfertigen; das ist eine offenbar feindselige Handlung. Wenn Ihre Vollmachten nicht ausgedehnt genug sind, um über alle diese Gegenstände zu unterhandeln, so fordern Sie Ihre Pässe; ich werde gegen meine Feinde überallhin, wo es deren gibt, marschiren.“ Graf Haugwitz unterzeichnete nun einen Vertrag, wodurch Hannover gegen die Markgrasthümer Anspach und Baireuth abgetreten wurde, während Hardenberg zu Berlin mit dem Londoner Cabinet unterhandelte.

Napoleon reiste auf der Rückkehr nach Paris durch München, wo er sich einige Zeit aufhielt, um der Vermählung des Prinzen Eugen mit einer Tochter des Königs von Baiern beizuwohnen. Er schrieb am 6. Januar 1806 aus dieser Hauptstadt an den Senat, um diesen in Kenntniß zu setzen, daß demselben der Preßburger Friedenstractat bald vorgelegt werden würde, der dann unverzüglich als Reichsgesetz zu verkünden sei. „Ich wollte,“ schrieb er, „euch die Bedingungen in einer feierlichen Sitzung in Person verkünden; da ich aber seit langer Zeit mit dem Könige von Baiern die Vermählung meines (Stief-) Sohnes, des Prinzen Eugen, mit der Prinzessin Augusta, der Tochter jenes Fürsten, beschlossen hatte, und zu München zu dem Zeitpunkte anwesend war, wo die Vermählung gefeiert werden sollte, so konnte ich mir die Freude nicht versagen, das junge Brautpaar, von welchem jedes das Muster seines Geschlechtes ist, selbst zu vereinigen. Meine Ankunft unter meinem Volke wird daher um einige Tage verzögert werden; diese Tage werden meinem Herzen lang vorkommen; aber nachdem ich mich unaufhörlich den Pflichten eines Soldaten gewidmet habe, finde ich eine liebevolle Erholung darin, mich mit den Pflichten eines Familienvaters zu beschäftigen. Da ich jedoch die Veröffentlichung des Friedensvertrages nicht verzögern wollte, so habe ich befohlen, daß euch derselbe ohne Aufschub mitgetheilt werde.“

Auf diese Mittheilung folgte bald eine andere. Der Kaiser verkündete dem Senat, daß er Eugen an Kindesstatt angenommen und ihn zur Herrschaft über die Italiener in Ermangelung rechtmäßiger Leibeserben berufen habe.

Die Vermählung des jungen Prinzen fand zu München am 11. Januar 1806 statt. Napoleon und Josephine wohnten der Feierlichkeit bei und erhöhten durch ihre Anwesenheit die Feste, welche der bairische Hof auf Veranlassung dieser Vermählung gab. Eugen schien anfangs durch die ersten Eröffnungen, die ihm der Kaiser in Betreff dieses Gegenstandes machte, betroffen zu sein; es widerstrebte seinem Gefühl, eine politische Heirath zu schließen; nachdem er aber die junge Prinzessin, die für ihn bestimmt war, gesehen hatte und beurtheilen konnte, ging er freudig auf Napoleon's Absichten ein.

Während sich der Kaiser in Baiern aufhielt, bereiteten die großen Staatskörper und die Bevölkerung von Paris sich vor, den Sieger von Austerlitz würdig zu empfangen. Das Tribunal nahm in der Sitzung vom 30. December 1805 den Vorschlag an, „dem Helden, der durch seine Wunderthaten das Lob unmöglich gemacht habe, einen Beweis der Bewunderung, der Liebe und Dankbarkeit zu geben, der so unsterblich bleibe wie sein Ruhm.“ Am 1. Januar 1806 wurden die vierundfünfzig Fahnen, die der Kaiser dem Senat geschenkt hatte, von dem Tribunal in corpore, in Begleitung der Behörden, der Militairmusik und eines Theiles der Besatzung von Paris nach dem Luxemburg überbracht. Der Erzkanzler und alle Minister waren bei dieser Sitzung zugegen. Der Senat, in welchem der Großwähler den Vorsitz führte, bezeichnete den Empfang des ruhmreichen Geschenkes, das seinen Palaß schmücken sollte, durch den im Namen des französischen Volkes gefaßten Beschluß: 1) daß ein Triumphdenkmal Napoleon dem Großen gewidmet werde; 2) daß der Senat Sr. Majestät dem Kaiser in corpore entgegengehe, um ihm die Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit des französischen Volkes als Huldigung darzubringen; 3) daß das aus Elchingen vom 26. Vendemiaire des Jahres XIV datirte Schreiben des Kaisers an den Senat in marmorne Tafeln eingegraben und diese im Sitzungssale des Senats aufgestellt werden sollen; 4) daß man nach diesem Schreiben ferner eingrabe: „Die vierzig Fahnen und noch vierzehn andere, von Seiner Majestät hinzugefügte sind dem Senate von dem Tribunal in corpore überbracht und in diesem Saale übergeben worden, den 1. Januar 1806.“

Auch die Cathedrale von Paris erhielt ihren Antheil an den Trophäen dieses unsterblichen Feldzuges. Wir haben erwähnt, daß die ihr bestimmten Fahnen der Pariser Municipalität in dem kaiserlichen Lager von Schönbrunn übergeben wurden. Die erzbischöfliche Geistlichkeit nahm sie am Portal ihrer Kirche mit großem Pompe am 19. Januar in Empfang, worauf sie an dem Bogengewölbe des Tempels aufgehängt wurden.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

Napoleon wird von der Pforte als Kaiser anerkannt. Zurückgabe des Pantheons an den katholischen Cultus. Restauration von St. Denis. Eröffnung des gesetzgebenden Körpers. Öffentliche Bauten. Codeg des gerichtlichen Verfahrens in Civilsachen. Kaiserliche Universität. Die Bank von Frankreich. Kaiserliche Statuten. Joseph Bonaparte, König von Neapel. Murat, Großherzog von Berg. Ludwig Bonaparte, König von Holland. Stiftung des Rheinbundes. Zusammenberufung des großen Sanhedrin zu Paris. Vertrag mit der Pforte. Unterhandlung über einen allgemeinen Frieden. Fox stirbt.

Napoleon und Josephine kamen am 26. Januar nach Paris zurück. Ihre Anwesenheit in der Hauptstadt brachte einen allgemeinen Enthusiasmus hervor, zu dessen Organen sich der Senat und das Tribunal bei der feierlichen Audienz machten, die ihnen am 28. in den Tuileries ertheilt wurde. „Sire,“ sagte der Präsident des Senats (François von Neuschateau), „obschon Ihre Bescheidenheit so einfach von den zahllosen Wundern spricht, durch welche jenes Genie, das bereits alle anderen Helden übertroffen hatte, sich selbst übertroffen hat, so erlauben Sie gleichwohl, daß wir den Senatsbeschluß vollziehen, welcher dem Ketter Frankreichs feierlich den Beinamen des Großen gibt, diesen so gerechten Beinamen, diesen Titel, den das Volk, welches hier die Stimme Gottes ist, Ihnen zu ertheilen uns vorschreibt.“ Der Kaiser antwortete, daß er dem Senate für die Gesinnung, die dessen Präsident soeben ausgesprochen habe, danke, und daß er seinen einzigen Ruhm

darin suche, die Geschichte von Frankreich in einer solchen Art festzustellen, daß es in den fernsten Jahrhunderten stets unter der einzigen Benennung der großen Nation bekannt sei. Auf diese feierlichen Beglückwünschungen folgten öffentliche Freudenfeste.

Es lag Napoleon am Herzen, daß der Kaisertitel, den ihm die französische Nation gegeben hatte, von allen europäischen Regierungen anerkannt werde. Alexander hatte ihn sehr geärgert, indem er an ihn ein Schreiben mit der einfachen Adresse: „An das Oberhaupt der französischen Regierung“ nach dem Beispiele des Königs von England richtete, welcher sogar nur durch das Mittel eines Staatssecretärs mit ihm correspondirte. Es war daher eine Art Schadloshaltung für Napoleon, als er erfuhr, daß der Sultan in Constantinopel, Selim III., ihn officiell als Kaiser der Franzosen anerkannt habe. Dieses Verlangen, von den Königen zur Ehre gleicher Mitbrüderschaft zugelassen zu werden, sollte Napoleon verderblich werden, indem es ihn zu unpolitischen Handlungen sowohl in seiner Diplomatie als in seiner inneren Verwaltung trieb. So zeigt er sich zu Austerlitz gegen mächtige und unverföhnliche Feinde bis zum Uebermaß großmüthig, und wirft sich dies sogleich selbst als einen Fehler vor. Nach der Rückkehr aus diesem denkwürdigen Feldzuge gibt er das Pantheon dem katholischen Cultus zurück und befehlt die Wiederherstellung der Königsgruft von St. Denis, ohne zu besorgen, die philosophische und demokratische Empfindlichkeit eines Volkes zu verletzen, auf welchem allein seine Macht und seine Größe beruht. Ein und dasselbe Decret vom 20. Februar 1806 genügte für beide Maßregeln. Dasselbe wurde durch den Minister des Innern Herrn von Champagny veranlaßt, dessen Bericht zur Beurtheilung der Tendenz der Regierung jener Zeit vortrefflich dient.

„Sire,“ ließ sich dieser Minister vernehmen, „die Kirche der heiligen Genoveva, der schönste aller Tempel der Hauptstadt, dieser Tempel, welcher auf dem Gipfel des einem schützenden Cultus geweihten Berges so edel das Ganze der Meisterwerke, die diese Hauptstadt schmücken, krönte und schon von fern den Fremden die erhabene Herrschaft der Religion über diese unermessliche Bevölkerung verkündete, der Frömmigkeit in dem Augenblicke entrißen, als sie sich seiner freuen sollte, dann

einer anderen Bestimmung geweiht, endlich verödet gelassen, ohne Verwendung und Zweck, schien selbst über eine solche Verlassenheit zu erstaunen. Die kalte Neugierde staunte beim Besuche dieses Tempels, in einem kaum vollendeten Denkmale schon die Einsamkeit der Ruinen zu gewahren; der Genius der Künste, der dabei allen Reichthum der Erfindung aufgeboten hatte, betrübt sich, diesen Bau ohne Charakter, ich möchte sagen, ohne Seele und Leben zu finden; die Religion, ihre Hoffnungen getäuscht sehend, wendet ihre Blicke von einem Denkmale ab, dessen Majestät nur durch den Dienst des Allerhöchsten würdig erfüllt werden kann, und das sich wie eine gerechte, Gott von dem Genius der Menschheit dargebrachte Huldigung erhebt. St. Denis dagegen war auf ein anderes Denkmal stolz, das sich von dem Ursprunge der Nation herschreibt, welches Dagobert dem Schutzheiligen von Frankreich widmete, welches der Abt Suger wieder aufrichtete, und das in seinem Schooße gewissermaßen die ganze Geschichte dieses Reiches enthielt. Hier ruhen drei Königsgeschlechter, die über Frankreich geherrscht haben, ein Schauspiel, welches Fürsten und Völker zu tiefem Nachdenken auffordert und zugleich die ganze Größe der menschlichen Dinge wie ihre kurze Dauer zu Gemüthe führt; ein durch die Religion und die Jahrhunderte geheiligtes Mausoleum, eine ungeheure Gruft voll des Staubes der Könige, wie aus Schrecken und Ehrfurcht außerhalb des Tumultes der Hauptstadt errichtet. — Sire, Ihr Gedanke hat diese beiden Denkmäler wieder belebt und fast neu geschaffen. Er wird ihnen ihre ganze ursprüngliche Würde wiedergeben.“

Die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers folgte nach wenigen Tagen auf das Decret vom 20. Februar, aber keiner der Deputirten von Frankreich dachte daran, gegen die Uebergabe eines Nationaltempels an den römischen Klerus seine Stimme zu erheben. Jede Protestation in Betreff dieses Gegenstandes wäre übrigens nutzlos gewesen. Weder auf der Tribune noch durch die Presse sollte Frankreich von nun an seine revolutionäre Einwirkung auf Europa ausüben.

Napoleon hielt die Eröffnungsrede in Person; er klagte sich darin gewissermaßen des zu großen Edelmuthes, den wir oben getadelt haben,

an, und schien die Ereigniffe, welche bewiesen, wie unflug er gehandelt, zu ahnen. „Rußland,“ sagte er, „verdankt die Rückkehr der Trümmer seiner Armee nur der Wohlthat der Capitulation, die ich ihm gewährt habe. In meiner Macht lag es, den kaiserlichen Thron von Oesterreich umzustürzen, dennoch habe ich ihn befestigt. Wird das Benehmen des Wiener Cabinets so beschaffen sein, daß mir die Nachwelt Mangel an Voraussicht vorwerfen darf?“

Die Minister erstatteten hierauf Bericht über die Lage des Reiches, dessen Wohlstand in fortwährendem Zunehmen begriffen war. Straßen, Canäle, Brücken, Denkmäler aller Art, nützliche und Verschönerungsbauten waren auf allen Punkten jener großen Monarchie, die damals, mit Ausschluß von Holland, Venedig und dem Königreich Italien, aus hundertundzehn Departements bestand, entweder in der Ausführung oder in der Vollendung begriffen. „Mehrere neue, von den Bewohnern gewünschte Verbindungsstraßen,“ sagte der Minister des Innern, „haben die Fürsorge der Regierung beschäftigt. Die von Valogne nach Hogue ist vollendet, die von Caen nach Honfleur in der Vollendung begriffen, die von Ajaccio nach Bastia ist zur Hälfte fertig, die von Alessandria nach Savona ist abgesteckt, die von Paris nach Mainz und von Aachen nach Montjoie sind befohlen. Ein löblicher Wettstreit befeelt eine große Anzahl Gemeinden für die Herstellung von Vicinalwegen. Brücken werden gebaut: bei Kehl und Breisach über den Rhein; bei Givet über die Maas; bei Tours über den Cher; bei Nevers und Roanne über die Loire; bei Auxonne über die Saone u. s. w. Zwei unbezähmbare Ströme, der Durance und die Isère, werden gezwungen, unter Brücken zu strömen. Sechs große Canäle sind im Bau begriffen: der von St. Quentin; der Napoleonscanal, welcher den Rhein mit der Rhone verbindet; der Canal von Burgund; die Canäle von Blavet und Ile-et-Rance; der Canal von Arles und die Canalverzweigungen von Belgien. Mehrere andere Canäle sind begonnen oder abgesteckt: die von St. Valery, von Beaucaire nach Nîmes-Mortes, von Sedan, von Mort nach La Rochelle und von Nantes nach Brest. Andere sind projectirt, wie die von Genfée, von Charleroi, Opern und Briare. Wenn ihr eure Blicke auf die Häfen werfet, so

werdet ihr sehen, daß an beiden Meeren gearbeitet wird, um jene zugänglicher, bequemer und sicherer zu machen.“

Dann ging Champagny auf die großen Bauten und Verschönerungen von Paris über: „Bei eurer Rückkehr nach der Hauptstadt,“ sagte er, „werden eure Blicke angenehm betroffen gewesen sein, sie im Laufe eines Kriegsjahres mehr verschönert zu finden, als sonst während eines fünfzigjährigen Friedens. Neue Quais dehnen sich an den Ufern der Seine aus. Zwei Brücken sind in den jüngstvergangenen Jahren erbaut worden; die dritte, ihrer Größe und Länge wegen wichtigste, steht auf dem Punkte vollendet zu werden. In ihrer Umgegend ist ein neues Stadtviertel abgesteckt, dessen Straßen nach den Kriegern, die im letzten Feldzuge gefallen sind, benannt werden; die Brücke selbst wird den Namen „Musterligbrücke“ führen. Ein Triumphbogen am Eingange der Boulevards wird ein neues Denkmal jener Ereignisse sein, deren Andenken dauerhafter sein wird als Alles, das wir zu ihrer Verewigung zu thun im Stande sind. Möge die Nachwelt durch diese Bauwerke wenigstens erfahren, daß wir eben so gerecht gewesen sind, als sie es sein wird, und daß unsere Dankbarkeit unserer Bewunderung gleichgekommen ist.“

Diesen Bericht, von dem wir hier nur ein Bruchstück mittheilen, und die Eröffnungsrede des Kaisers beantwortete der gesetzgebende Körper durch eine Adresse, welche nur die in den frühern Anreden der großen Staatskörperschaften so üppig ausgekrantten Bethenerungen des Enthusiasmus und der Ergebenheit wiederholte. „Unter Ihrer Regierung,“ ließ sich Fontanes vernehmen, „sind Jahre an ruhmvollen Ereignissen reicher, als unter andern Dynastien Jahrhunderte. Die Welt glaubt sich wieder in jene Zeiten versetzt, in denen, wie einer der glänzendsten und tiefstinnigsten politischen Schriftsteller sagt, der Lauf des Siegers so schnell war, daß die Erde mehr der Preis der Rennbahn als des Sieges zu sein schien.“

Ob schon diese Sprache aus dem Munde eines Höflings kam, war sie doch nur der einfache Ausdruck der Geschichte; denn so beschaffen war der wunderbare Charakter des Lebens Napoleon's, daß die Schmeichelei, sonst so fruchtbar an Hyperbeln, von seinem Genie und

Ruhm nicht sprechen konnte, ohne in den Schranken der Wahrheit zu bleiben, selbst dann, wenn sie sich der Uebertreibung auch noch so sehr hinzugeben schien.

Der gesetzgebende Körper nahm während dieser Session das Gesetzbuch über das Verfahren in Civilrechtsachen an. Der Minister des Innern legte eine richtige Schätzung dieses Gesetzbuches an den Tag, indem er sagte: „Es ist kein vollkommenes Werk, aber es ist besser als das, welches bisher gegolten hat.“

Auch die Stiftung der kaiserlichen Universität schreibt sich aus dieser Epoche her. Die Motive dieser wichtigen Stiftung wurden von dem berühmten Fourcroy auseinandergesetzt, den seine Kenntnisse und sein Patriotismus zur Stelle des Großmeisters hätten erheben sollen, dem aber Napoleon mit Unrecht einen Abbé aus der alten Zeit, den Herrn von Fontanes, vorgezogen hat.

Die Organisation der französischen Bank erhielt gleichfalls und zwar auf den Bericht des Staatsrathes Regnault de Saint-Jean-d'Angely die Sanction des gesetzgebenden Körpers.

In der Schließungsrede, welche der Staatsrath Jaubert in der Sitzung vom 12. Mai 1806 hielt, bemerkt man folgende Stelle: „Seine Majestät hat einen tief prüfenden Blick auf die verschiedenen Theile des Finanzsystems geworfen. Seine Majestät hat die Natur des Bodens zu Rathe gezogen und die Hülfquellen und Mittel berechnet, welche der auswärtige Handel dem Ackerbauer und Kaufmann verschafft. Seine Majestät hat auch die allgemeine Beschwerde gehört, die sich gegen den Zoll zur Erhaltung der Straßen erhebt, und Seine Majestät hat gesagt: die Grundsteuer soll vermindert werden; die Schlagbäume sollen verschwinden; die indirecten, auf die Lage Frankreichs genau berechneten Abgaben werden die der Staatsverwaltung nöthigen Fonds sichern.“

Das war die Ankündigung der vereinigten Gefälle. Die monarchische Politik des Kaiserreichs begann sich über dessen Finanzsystem zu verbreiten. Napoleon wollte sich das große Grundeigenthum geneigt machen, sich auf die Aristokratie des Bodenbesitzes stützen, und er versprach ihr Erleichterung auf Kosten des consumirenden Proletariers,



das heißt der Volksmasse, auf welche schließlich der Druck der indirecten Steuern fallen mußte. Napoleon hatte in seinem Kopfe zu viel Logik, um sie nicht auch in seine Handlungen, seine Pläne, seine monarchische Reaction zu bringen. Was er für sich selbst als Staatsoberhaupt gethan, das that er auch für seine Verwandten und Unterbefehlshaber. In der Sitzung vom 31. März 1806 wurden dem Senate kaiserliche Statuten übergeben, welche den Stand der Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses regelten; Dalmatien, Istrien u. s. w. zu Herzogthümern und erblichen Lehen erhoben; Joseph Napoleon Bonaparte auf den Thron von Neapel beriefen; Murat, dem Schwager des Kaisers, die Souverainetät der Herzogthümer Berg und Cleve, der Prinzessin Pauline das Fürstenthum Piombino, Berthier das Fürstenthum Neuchâtel u. s. w. übergaben.

Unter den Schöpfungen und Beförderungen, die wir aufgezählt haben, gab es besonders eine, welche für die Verbreitung der französischen Ideen und die Vorbereitung der europäischen Revolution nur günstige Folgen haben konnte: die Erhebung Joseph Bonaparte's auf den Thron von Neapel mit Ausschluß der nach Sicilien vertriebenen Bourbonen. Ohne es zu wissen oder zu wollen, streute eine Hand, die sich eine königliche nannte, den Keim liberaler Umwälzungen am Fuß des Besuw aus, und früher oder später wird dieser Keim wachsen und Früchte tragen.

Ein anderer Bruder Napoleon's, Ludwig Bonaparte, empfing gleichfalls im Laufe desselben Jahres eine Krone. Die Deputirten des batavischen Volkes verlangten durch das Organ des Admirals Verhuell von dem Kaiser den Prinzen Ludwig Napoleon „zum Oberhaupte ihrer Republik“ unter dem Titel „König von Holland.“ Ihr Wunsch wurde leicht erfüllt. In einer feierlichen Audienz, die sie am 5. Juni 1806 in den Tuilerien erhielten, proclamirte Napoleon seinen Bruder als König von Holland. „Prinz,“ sprach er zu ihm, „herrschen Sie über diese Völker. Ihre Vorfahren haben ihre Unabhängigkeit nur durch den andauernden Beistand von Frankreich errungen. Seitdem ist Holland der Bundesgenosse Englands gewesen; es wurde erobert; es verdankt abermals Frankreich seine Existenz. Ihnen aber möge es Könige

verdanken, die seine Freiheit, Geseze und Religion schützen. Aber hören Sie niemals auf, Franzose zu sein.“

Diese letzten Worte fassen die ganze Politik Napoleon's bei diesem Anschreiben der benachbarten Throne in sich. Indem er seine Brüder krönte, hatte er nicht blos die Absicht, seiner Familie eine erhabene, der seinigen würdige Stellung zu geben. Er wollte vor Allem, daß die benachbarten, seinen Gesezen gehorchenden Monarchien nichts weiter sein sollten als Provinzen der französischen Monarchie; und damit ihre Verbindung mit dem Kaiserreiche um so tiefer und sicherer sei, stellte er sie unter die Herrschaft seiner Blutsverwandten. Diesen Zweck verfolgte er auch, indem er mächtige Bündnisse schloß, deren Oberhaupt er unter dem Titel Protector oder Vermittler wurde. So suchte er, nachdem er die Kurfürsten von Württemberg und Baiern zum Königsrange erheben hatte, dieselben noch enger an die Geschicke seines Reiches durch einen feierlichen Vertrag zu ketten, welcher den Rheinbund stiftete, durch den die schönsten Länder Deutschlands fast französisch wurden.

Inmitten aller dieser Stiftungen abhängiger Königreiche rings um Frankreich beschäftigte sich Napoleon mit der definitiven Organisation seines Staatsrathes, mit der Errichtung einer Lehrkanzeln der Landwirthschaft zu Alfort, mit der Anlage von Gestüten, der Unterdrückung der Spielhäuser im ganzen Reiche u. s. w. Auch dehnte er seine Fürsorge auf den ungewissen Zustand der Juden aus, und hatte am 30. Mai 1806 ein Decret erlassen, in welchem er alle Unterthanen hebräischer Religion einlud, Deputirte nach Paris zu schicken. Das Decret wurde vollzogen, und am 26. Juli desselben Jahres hielt der große jüdische Sanhedrin seine erste Sitzung.

Frankreich befand sich damals nur mit England und Rußland im Kriege. Es hatte in Folge der Geschicklichkeit und Gewandtheit seines Gesandten zu Constantinopel, des Generals Sebastiani, einen sehr vortheilhaften Vertrag mit der ottomanischen Pforte geschlossen. Napoleon ertheilte dem Gesandten der hohen Pforte, Muhed Effendi, die erste Audienz am Tage des Empfanges der Deputirten von Holland in den

Tuileries und des Decretes, das über die Fürstenthümer Benevent und Pontecorvo zu Gunsten Talleyrand's und Bernadotte's verfügte.

Obgleich aber die Feindseligkeiten zwischen der französischen Regierung und den Cabinetten von London und Petersburg fort dauerten, so fehlte es doch keineswegs an der Hoffnung, zu einem Frieden zu gelangen. Der im Januar 1806 erfolgte Tod Pitt's hatte den Eintritt des berühmten Foy in das Ministerium veranlaßt, und dieser Umstand reichte hin, glauben zu machen, daß in der Politik Englands gegen Frankreich einige Aenderungen eintreten würden. Foy und Napoleon schätzten sich gegenseitig, wie wir bereits zu erwähnen Gelegenheit gehabt haben. Als der berühmte Engländer während seines letzten Ministeriums von einem elenden Ueberläufer das Anerbieten erhielt, den Kaiser aus dem Wege zu räumen, ließ er diesen Meuchelmörder festnehmen, und schrieb dann nach Paris an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihn von Allem in Kenntniß zu setzen. Er bemerkte dabei, daß zwar die englischen Gesetze nicht gestatteten, einen Ausländer, der kein Verbrechen begangen, lange im Gefängnisse zu behalten, daß er es jedoch auf sich genommen habe, diesen Bösewicht nicht eher loszulassen, als bis Napoleon von der Sache unterrichtet sei und Vorkehrungen gegen dessen etwaige Versuche getroffen habe.

Mit einem solchen Minister konnte die alte Eifersucht zwischen Frankreich und England bald minder feindseligen Gesinnungen Platz machen und der Friede wurde möglich. Napoleon glaubte daran, wie er selbst auf St. Helena erklärt hat. Aber Foy starb am 18. September 1806 während der Unterhandlungen mit Frankreich, und der Schatten Pitt's führte bald wieder die alte kriegerische Halsstarrigkeit in das englische Cabinet zurück.

### Dreißundzwanzigstes Capitel.

Feldzug gegen Preußen. Schlacht bei Jena. Napoleon zu Potsdam.

Am 20. Juli 1806 war zu Paris von dem Minister Rußlands, das dem damals friedlichen Einflusse Englands Gehör gab, ein Friedensvertrag unterzeichnet worden. Da aber der Tod von Fox diesem Einflusse seinen feindseligen Charakter wiedergegeben hatte, so verweigerte Alexander die Ratification des Werkes seines Gesandten, und verstand sich mit dem neuen englischen Cabinet und mit dem Berliner Hofe, um den Krieg auf dem Festlande wieder zu entflammen. Schon vor einem Jahre hatten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen den berühmten Vertrag zu Potsdam geschlossen und über dem Sarge des großen Friedrich geschworen, alle ihre Kräfte gegen Frankreich zu vereinigen.

So wie Napoleon von den Rüstungen der nordischen Höfe Kenntniß erhielt, theilte er sie seinen rheinischen Verbündeten mit. Er schrieb am 21. September 1806 an den König von Baiern, unterrichtete ihn speciell von den Rüstungen Preußens, und foderte ihn auf, das im Vertrage vom 12. Juli versprochene Contingent zu stellen. Drei Tage nachher verließ der Kaiser in Josephinens Begleitung Paris und reiste nach Deutschland. Er langte am 28. zu Mainz, wo er von der Kaiserin Abschied nahm, an, erhielt am 30. den Beitritt des Großherzogs von Würzburg zum Rheinbunde, und ging am 1. October über den Strom. Am 6. war sein Hauptquartier zu Bamberg, von wo er eine Proclamation an seine Armee erließ, um ihr den Feind, gegen welchen sie kämpfen sollte, zu bezeichnen. „Soldaten!“ sagte er, „Kriegsgeschrei ist zu Berlin laut geworden; seit zwei Monaten sind wir jeden Tag mehr herausgefodert worden. Dieselbe Partei, derselbe Schwindelgeist, welcher vor vierzehn Jahren unter Begünstigung unserer inneren Unruhen die Preußen bis mitten in die Ebenen der Champagne führte, herrscht in ihrem Rathe. Sie fanden in der Champagne Niederlage, Tod und Schmach. Laßt uns denn marschiren, auf daß die preussische Armee von demselben Schicksale wie vor vierzehn Jahren getroffen

werde; auf daß sie lerne, daß es zwar leicht ist, mit der Freundschaft des großen Volkes einen Zuwachs an Gebiet und Macht zu erlangen, daß aber seine Feindschaft (die man nur durch gänzliche Verleugnung jedes Geistes der Vernunft und Weisheit reizen kann) an Schrecklichkeit die Stürme des Oceans übertrifft.“

Am 7. October erhielt der Kaiser zu Bamberg von Talleyrand aus Mainz einen Courier, der ein Schreiben des Königs von Preußen überbrachte, worin dieser Fürst auf zwanzig Seiten alle jene Beschwerden wiederholte, welche die Feinde der Revolution seit funfzehn Jahren unaufhörlich und unter allen Formen gegen Frankreich vorgebracht hatten. Der Kaiser las die Schrift nicht zu Ende, sondern sagte zu seinen Umgebungen: „Ich beklage meinen Bruder, den König von Preußen; er hat diese Athapsodie vielleicht selbst nicht gelesen.“ Und da dieses Schreiben des Königs von der berufenen Note des Herrn von Knobelsdorf begleitet war, fuhr der Kaiser, zu Berthier sich wendend, fort: „Marschall, man gibt uns ein Ehrenrezevons für den 8., noch nie hat ein Franzose ausgeschlagen, sich einzustellen; da man aber sagt, daß eine Königin Kampfzeugin sein will, so wollen wir artig sein und ohne Verzug nach Sachsen aufbrechen.“ Napoleon spielte auf die Königin von Preußen an, welche bei der Armee war, „als Amazone gekleidet,“ sagt das erste Bulletin, „und sich in der Uniform ihres Dragonerregimentes den Truppen zeigte.“

Der Kaiser hielt Wort. Am 8. October um drei Uhr des Morgens verließ er Bamberg, und langte am andern Tage zu Schleiz bei der glänzenden Eröffnung des Feldzuges an. Der Marschall Bernadotte hatte den Ort erstürmt, bei diesem ersten Zusammentreffen ein Corps von zehntausend Preußen geschlagen und die Mehrzahl davon gefangen genommen. Murat nahm auch an dem Gefechte Theil, indem er sich mit gezogenem Säbel an die Spitze der Cavalerieangriffe stellte. Ein zweiter Sieg bezeichnete den 10. October bei Saalfeld. Das Treffen wurde von dem linken Flügel der französischen Armee, den der Marschall Lannes anführte, geliefert. Dasselbe hatte die vollständige Niederlage der Avantgarde des Fürsten Hohenlohe zur Folge. Der Prinz Louis von Preußen, welcher sie befehligte, blieb auf dem Schlacht-

felde. Die Armee, deren alten Ruhm er wiederherzustellen brannte, liebte den jungen Fürsten. Sein Muth war Schuld an seinem Tode. Er hatte sich als einer der eifrigsten Anstifter des Krieges gezeigt und vor Allen im preussischen Rathe auf eine kräftige Angriffsbewegung gedrungen. Da er bei dem Gedanken schauderte, einen ihm anvertrauten Posten aufzugeben, ließ er sich mit offenbar überlegenen Streitkräften, die überdies den Vortheil der Stellung für sich hatten, in einen ungleichen Kampf ein. Nach lebhaftem Widerstande wurde seine Linie überflügelt und durchbrochen, und während er die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen, ritt der Husarenquartiermeister Guindet auf ihn zu und foderte ihn auf, seinen Degen herzugeben, erhielt aber keine andere Antwort, als daß sich der Prinz zur Vertheidigung auslegte. Da empfing er die Todeswunde, und das zweite Bulletin sagte, „daß die ersten Streiche des Krieges einen seiner Urheber getroffen hätten.“

Schon am 12. befanden sich die äußersten Streifparteien der französischen Armee vor Leipzigs Thoren und das Hauptquartier des Kaisers zu Gera. Der Ausgang des Feldzuges war für Napoleon nicht mehr zweifelhaft; da ihm aber daran lag, Frankreich und Europa klar vor Augen zu legen, daß er nichts verabsäumt habe, um den Frieden zu erhalten, so erließ er eine Antwort auf das Schreiben des Königs von Preußen, welche bald öffentlich bekannt wurde und deren Hauptstellen wir hier anführen: „Mein Herr Bruder! Ich habe erst am 7. October das Schreiben Eurer Majestät vom 23. September erhalten. Es thut mir leid, daß man die Unterzeichnung einer solchen Art von Pamphlet erlangt hat. Ich behaupte, daß ich Eurer Majestät die Dinge, welche es enthält, niemals zuschreiben werde; dieselben sind Ihrem Charakter und der Ehre von uns Beiden zuwider. Ich bedaure und verachte die Verfasser eines solchen Machwerkes. Unmittelbar darauf habe ich die Note des Ministers Eurer Majestät vom 1. October erhalten. Eure Majestät hat mir darin ein Rendezvous am 8. gegeben; als guter Ritter habe ich Wort gehalten; ich befinde mich mitten in Sachsen. Eure Majestät möge glauben, daß ich über solche Streitkräfte gebiete, denen die Ihrigen den Sieg nicht lange streitig

machen können. Aber warum so vieles Blutvergießen, und zu welchem Zwecke? Ich werde gegen Eure Majestät dieselbe Sprache führen, die ich gegen den Kaiser Alexander zwei Tage vor der Schlacht bei Austerlitz geführt habe. . . . Warum wollen wir unsere Unterthanen sich gegenseitig morden lassen? Ich kann mich eines Sieges nicht freuen, der um den Preis des Lebens einer großen Anzahl meiner Kinder erkauft werden wird. Wenn ich am Anfange meiner militärischen Laufbahn stände und die Wechselfälle der Schlachten zu fürchten vermöchte, dann wäre die Sprache, die ich führe, allerdings am unrechten Orte. Eure Majestät wird besiegt werden, wird die Ruhe Ihrer Tage und das Leben Ihrer Unterthanen ohne den Schatten eines Vorwandes gefährdet haben. Heute steht Eure Majestät noch aufrecht und kann mit mir auf eine Ihrem Range angemessene Weise unterhandeln; Eure Majestät wird vor Ablauf eines Monats auch unterhandeln, aber unter ganz anderen Umständen. . . . Ich weiß, daß ich vielleicht Ihre Empfindlichkeit als Souverain verlese, aber die Lage der Dinge fodert eine rückhaltlose Sprache. Möge Eure Majestät dem Schwarm von Böswilligen und Leichtfümmigen, welcher Sie umgibt, befehlen, beim Anblicke Ihres Thrones in gebührender Ehrfurcht zu schweigen; möge Eure Majestät sich selbst und Ihren Staaten die Ruhe wiedergeben.“

Der Kaiser irrte sich nicht, indem er sagte, daß sein Schreiben vielleicht die Empfindlichkeit des Königs von Preußen als Souverain verletzen werde; auch las er ganz richtig in der Zukunft, indem er diesem Fürsten ganz dreist voraussagte, daß er besiegt werden würde. In der That wurde zwei Tage später die preussische Armee bei Jena vernichtet und am 15. October verkündete das fünfte, auf dem Schlachtfelde dictirte Bulletin der großen Armee, wie folgt:

### „Schlacht bei Jena.

„Die Schlacht bei Jena hat die Schmach von Rossbach abgewaschen und nach sieben Tagen einen Feldzug entschieden, welcher jene kriegerische Wuth, die sich der preussischen Köpfe bemestert hatte, völlig dämpfte. Der König von Preußen wollte am 9. October die Feindseligkeiten beginnen, indem er mit seinem rechten Flügel auf Frankfurt,

mit seinem Centrum auf Würzburg, mit seinem linken Flügel auf Bamberg vordrang. Alle Divisionen seiner Armee waren aufgestellt, um diesen Plan auszuführen; allein die französische Armee drehte sich um das äußerste Ende ihres linken Flügels und befand sich in wenigen Tagen in Saalburg, Lobenstein, Schleiz, Gera und Naumburg. Die umgangene preussische Armee zog am 9., 10., 11. und 12. alle ihre entsendeten Abtheilungen an sich und stellte sich am 13., etwa hundertfünfzigtausend Mann stark, zwischen Kapellendorf und Muerstädt in Schlachtordnung auf. Am 13. um zwei Uhr des Nachmittags traf der Kaiser zu Jena ein und beobachtete von einer kleinen, durch unsere Avantgarde besetzten Höhe die Anordnungen des Feindes, welcher zu manövriren schien, um am anderen Morgen anzugreifen und die verschiedenen Saalübergänge zu erzwingen. Der Feind vertheidigte mit großer Macht und durch eine uneinnehmbare Stellung die Straße von Jena nach Weimar, und schien zu glauben, daß die Franzosen nicht in die Ebene vordringen könnten, ohne diesen Paß zu erstürmen; es schien in der That nicht möglich, Artillerie auf das Plateau zu bringen, welches übrigens so klein war, daß kaum vier Bataillone auf ihm aufmarschiren konnten. Die ganze Nacht wurde an einem Wege in dem Felsen gearbeitet, und es gelang, Artillerie auf die Höhe zu schaffen. Der Marschall Davoust erhielt Befehl, über Naumburg vorzudringen und die Engen von Kösen zu nehmen, falls der Feind auf Naumburg marschiren sollte, oder aber nach Apolda zu gehen und ihn im Rücken zu fassen, falls derselbe in der Stellung bliebe, wo er stand. Das Corps des Marschalls Fürsten von Pontecorvo (Bernadotte) wurde bestimmt, auf Dornburg zu marschiren und dem Feinde in den Rücken zu fallen, dieser mochte nun mit Macht auf Naumburg oder auf Jena rücken. Die schwere Cavalerie, die sich noch nicht bei der Armee befand, konnte sich nicht eher als gegen Mittag mit ihr vereinigen; die Cavalerie der kaiserlichen Garde, wie starke Märsche sie auch seit ihrem Aufbruche aus Paris gemacht, war noch sechsunddreißig Stunden zurück. Es gibt aber im Kriege Augenblicke, wo keine Rücksicht den Vortheil aufwiegen darf, dem Feinde zuvorkommen und ihn zuerst anzugreifen. Der Kaiser ließ auf der kleinen Hochebene, welche die Avantgarde be-



sezt hatte, die vom Feinde vernachlässigt worden war und der gegenüber er Stellung genommen, das ganze Corps des Marschalls Lannes aufmarschiren, so daß jede Division einen Flügel bildete. Der Marschall Lefebvre stellte auf dem Gipfel die kaiserliche Garde im Vierecke auf. Der Kaiser bivouacirte inmitten seiner Tapfern. Die Nacht bot ein merkwürdiges Schauspiel dar, das zweier Armeen, wovon die eine ihre Fronte auf sechs Stunden hin ausdehnte und mit ihren Wachfeuern den Horizont erfüllte, während die Feuer der anderen auf einen kleinen Punkt concentrirt schienen; übrigens Thätigkeit und Bewegung in der einen wie in der anderen Armee. Die Feuer beider Armeen waren auf halbe Kanonenschußweite entfernt, die Schildwachen berührten sich beinahe, und es erfolgte keine Bewegung, die man nicht vernommen hätte.

„Die Corps der Marschälle Ney und Soult brachten die Nacht auf dem Marsche zu. Mit Tagesanbruch griff die ganze Armee zu den Waffen. Die Division Gazan war in drei Linien auf der linken Seite des Plateaus aufgestellt. Die Division Suchet bildete den rechten Flügel; die kaiserliche Garde hatte den Gipfel des Hügel besetzt; jedes dieser Corps hatte seine Kanonen in den Zwischenräumen. Von der Stadt und den anliegenden Thälern aus hatte man Wege gemacht, auf welchen die Truppen, die nicht auf dem Plateau aufgestellt werden konnten, sehr leicht aufzumarschiren vermochten; es war dies vielleicht das erste Mal, daß eine Armee durch einen so engen Paß gehen sollte. Ein dichter Nebel verdüsterte das Tageslicht. Der Kaiser ritt an mehreren Linien vorüber; er empfahl den Soldaten, sich vor der preussischen Cavalerie, die man als so furchtbar schildere, wohl in Acht zu nehmen. Er erinnerte sie, daß sie vor einem Jahre um dieselbe Zeit Ulm eingenommen hätten; daß die preussische Armee, wie damals die österreichische, umringt sei, ihre Operationslinie und Magazine verloren habe; daß sie sich in diesem Augenblicke nicht um den Ruhm, sondern für ihren Rückzug schlage; daß die Corps, welche sie durchließen, wenn sie einen Ausweg suche, ihre Ehre und ihren Ruf verloren haben würden. Auf diese feurige Anrede erwiderte der Soldat: „Vorwärts!“ Die Plänkler begannen das Gefecht und das Kleingewehrfeuer wurde lebhaft. So gut auch die Stellung war, welche der Feind einnahm, wurde er doch von

ihr vertrieben, die französische Armee marschirte nach der Ebene und begann sich in Schlachtordnung aufzustellen. Nun griff auch das Gros der feindlichen Armee, welches erst angreifen wollte, wenn sich der Nebel verzogen haben würde, zu den Waffen. Ein Corps von funfzigtausend Mann stellte sich zur Linken auf, um die Engen von Naumburg zu decken und sich der Bässe von Kösen zu bemächtigen; allein der Marschall Davoust war ihm bereits zuvorgekommen. Die beiden anderen Corps, welche eine Streitmasse von achtzigtausend Mann bildeten, rückten gegen die französische Armee vor, die von dem Plateau vor Jena herabmarschirte. Der Nebel hüllte die beiden Armeen zwei Stunden lang ein, endlich aber zerstreute ihn die Sonne und es wurde ein schöner Herbsttag. Die beiden Armeen erblickten sich gegenseitig auf kleine Kanonenschußweite. Der linke Flügel der französischen Armee, der sich an ein Dorf und an Gehölz lehnte, wurde von dem Marschall Augereau befehligt. Den rechten Flügel bildete das Corps des Marschalls Soult; der Marschall Ney hatte nur dreitausend Mann, denn dies waren die einzigen Truppen seines Corps, welche anzukommen vermocht hatten. Die feindliche Armee war zahlreich und entwickelte eine schöne Cavalerie. Die Bewegungen wurden mit Pünktlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt. Der Kaiser hätte den Kampf gern um zwei Stunden verschoben, um in der Stellung, die er nach dem Angriffe am Morgen genommen hatte, die Truppen zu erwarten, welche noch zu ihm stoßen sollten, vor Allem die Cavalerie; allein der französische Ungestüm riß ihn fort. Mehrere Bataillone waren bei dem Dorfe Hollstädt handgemein worden, und er sah den Feind sich in Bewegung setzen, um sie zu vertreiben. Der Marschall Lannes erhielt Befehl, zur Stelle staffelförmig zu marschiren, um das Dorf zu unterstützen. Der Marschall Soult hatte einen Wald zur Rechten angegriffen. Da der Feind eine Bewegung mit seinem rechten Flügel gegen unseren linken machte, so erhielt der Marschall Augereau Befehl, ihn zurückzutreiben; in weniger als einer Stunde wurde der Kampf allgemein; zweihundertfunfzig- bis dreihunderttausend Menschen mit sieben- bis achthundert Geschützen verbreiteten den Tod nach allen Richtungen und boten eines der in der Geschichte seltenen Schaupiele dar.

„Auf beiden Seiten wurde beständig manövriert wie bei einer Pa-

rade. Unter unsern Truppen hat es nie auch nur die geringste Verwirrung gegeben; der Sieg ist keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Der Kaiser hatte außer der Garde stets eine hinreichende Anzahl Reservetruppen bei sich, um jedem unvorhergesehenen Unfalle begegnen zu können. Nachdem der Marschall Soult den Wald, welchen er seit zwei Stunden angriff, genommen hatte, machte er eine Bewegung vorwärts. In diesem Augenblicke meldete man dem Kaiser, daß die französische Reservécavaleriedivision sich aufzustellen beginne und daß zwei Divisionen des Marschalls Ney in Rücken des Schlachtfeldes angekommen wären. Er ließ nun alle Reservetruppen in die erste Linie vorrücken, und sie warfen, so gestützt, den Feind in einem Augenblicke und nöthigten ihn zum Rückzuge. Dieser ging während der ersten Stunde in Ordnung von statten, verwandelte sich aber in die fürchterlichste Unordnung, als unsere Dragoner und Kürassiere, den Großherzog von Berg an der Spitze, an dem Gefechte Theil nehmen konnten. Diese braven Reiter bebten vor Grimm, den Sieg ohne sie entschieden zu sehen, und stürzten sich überall hin, wo sie den Feind trafen. Die preussische Cavalerie und Infanterie konnte ihren Stoß nicht aushalten. Umsonst bildete das feindliche Fußvolk Vierecke. Fünf dieser Bataillone wurden überritten; Artillerie, Cavalerie, Infanterie, Alles wurde über den Haufen geworfen und gefangen genommen. Die Franzosen langten in Weimar zu gleicher Zeit mit dem Feinde an, der dergestalt über einen Raum von sechs Stunden verfolgt wurde. Auf unserer Rechten wirkte das Corps des Marschalls Davoust Wunder. Er hielt das Gros der feindlichen Truppen, welche von der Seite von Kösen hervorbrechen sollten, nicht nur im Zaume, sondern drängte es auch schlagend drei Stunden weit zurück. Die Ergebnisse der Schlacht sind: dreißig- bis vierzigtausend Gefangene, und man bringt immer noch frische ein, fünfundzwanzig bis dreißig Fahnen, dreihundert Kanonen und unermessliche Magazine von Lebensmitteln. Unter den Gefangenen befinden sich mehr als zwanzig Generale, darunter mehrere Generallieutenants, namentlich der Generallieutenant Schmettau. Die Zahl der Todten der preussischen Armee ist unermesslich. Man berechnet mehr als zwanzigtausend Todte und Verwundete; der Feldmarschall Möllendorf ist verwundet, der Herzog von

Braunschweig getödtet, der General Blücher getödtet, der Prinz Heinrich von Preußen schwer verwundet. Nach den Aussagen der Deserteurs, Gefangenen und Parlamentäre herrscht unter den Trümmern der feindlichen Armee die größte Verwirrung und Bestürzung. Die preussische Armee hat durch diese Schlacht ihre ganze Rückzugs- und Operationslinie verloren. Der Großherzog von Berg berennt in diesem Augenblicke Erfurt, wo sich ein von dem Feldmarschall Möllendorf und dem Prinzen von Oranien befehligtes Corps befindet. Wenn dies den Anspruch vermehren mag, welchen die Armee auf Achtung und Schätzung von Seiten der Nation hat, so kann doch nichts das Gefühl der Mühsung erhöhen, welche diejenigen empfunden haben, die Zeugen des Enthusiasmus und der Liebe waren, welche sie gegen den Kaiser mitten im heftigsten Kampfe an den Tag gelegt hat. Gab es auch ja einen Augenblick der Zögerung, so belebte doch der bloße Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ den Muth und stählte neuerdings alle Herzen. Als der Kaiser mitten im Handgemenge seine Adler von der Cavalerie bedroht sah und im Gallop hinsprengte, um die Verwandlung der Linien in Vierecke zu befehlen, wurde er jeden Augenblick durch den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ unterbrochen. Die kaiserliche Garde zu Fuß sah mit einem Aerger, den sie nicht zu verhehlen vermochte, das ganze Heer im Kampfe und sich selbst in Unthätigkeit. Mehrere Stimmen ließen das Wort: „Vorwärts!“ hören. „Was soll das?“ rief der Kaiser, „das kann nur ein junger Mensch ohne Bart sein, der mir vorschreiben will, was ich thun soll; er möge warten, bis er in dreißig Feldschlachten commandirt hat, bevor er sich herausnimmt, mir Rath zu ertheilen.“ Es waren in der That Befehlten, deren junger Muth vor Ungeduld brannte, sich auszuzeichnen. Bei einem so heißen Kampfe, und während der Feind fast alle seine Generale verlor, muß man der Vorsehung danken, welche unsere Armee beschützt hat; kein vorragender Mann ist getödtet oder verwundet worden. Den Marschall Lannes hat eine Kugel gestreift, ohne ihn zu verwunden. Dem Marschall Davoust wurde sein Hut von einer Kugel fortgerissen und seine Kleider wurden von Kugeln durchlöchert.“

Sechstausend sächsische Soldaten und mehr als dreihundert Offiziere befanden sich unter den Gefangenen des Tages. Napoleon ließ,

um die sächsische Nation von dem Preußenvolke zu trennen und sich einen Verbündeten an der Elbe gegen den Berliner Hof zu gewinnen, sich diese Gefangenen vorstellten und versprach, sie sämmtlich in ihre Heimath zurückzusenden, wenn sie sich verpflichten wollten, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. Der Blag der Sachsen im Rheinbunde, sagte er, sei bezeichnet. Frankreich sei der natürliche Beschützer Sachsens gegen Preußen. Man müsse den Gewaltthätigkeiten dieses Landes ein Ende machen. Der Continent bedürfe der Ruhe. Diese solle er haben, „möchten darüber auch einige Throne zusammenstürzen.“ Die Sachsen gaben die verlangte Bürgschaft und kehrten alle zu ihren Familien mit einer Proclamation zurück, die der Kaiser an ihre Landsleute richtete. Auf die Schlacht bei Jena folgte unmittelbar die Einnahme von Erfurt, welches am 16. capitulirte. Der Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien wurden kriegsgefangen.

Während Soult den Feind in der Richtung von Magdeburg vor sich her trieb und ihm auf dieser Rennjagd beständige Verluste zufügte, vernichtete Bernadotte bei Halle die von einem württembergischen Prinzen befehligte preussische Reserve. In Folge dieses Sieges beritt der Kaiser das Schlachtfeld von Rossbach und befahl, daß die daselbst errichtete Säule weggenommen und nach Paris geschafft werde.

Das Treffen bei Halle hatte am 17. stattgefunden. Am 18. bemächtigte sich der Marschall Davoust Leipzigs, und als am 21. die Straße von Magdeburg durch die Corps Soult's und Murat's verlegt war, galt es bei den Trümmern der preussischen Armee ein „Nette sich, wer kann!“ Der alte Feind Frankreichs, der Herzog von Braunschweig, der Urheber des Manifestes von 1792, stellte nun seine Staaten unter den Schutz des Kaisers. „Wenn ich,“ sagte Napoleon zu dem Abgesandten des Herzogs, „die Stadt Braunschweig zerstörte und keinen Stein auf dem andern ließe, was könnte da Ihr Fürst sagen? Erlaubt mir nicht das Recht der Wiedervergeltung, Braunschweig so zu behandeln, wie er mit meiner Hauptstadt zu verfahren gedachte? Das Vorhaben der Zerstörung ganzer Städte anzukündigen mag wahnsinnig sein; aber einer ganzen Armee tapferer Leute die Ehre rauben wollen, ihnen zumuthen, Deutschland in bestimmten Märschen auf die bloße Aufforderung

des preussischen Heeres zu verlassen, das wird die Nachwelt Mühe haben zu glauben. Der Herzog von Braunschweig hätte sich eine solche Beschimpfung niemals erlauben sollen; wenn man unter den Waffen ergraut ist, muß man die militärische Ehre achten; übrigens hat sich in den Ebenen der Champagne dieser Feldherr keineswegs das Recht erworben, die französischen Fahnen mit solcher Verachtung zu behandeln. Wohnungen friedlicher Bürger verheeren und zerstören,“ wiederholte Napoleon mehrmals mit großer Wärme, „ist ein Verbrechen, welches durch Zeit und Geld wieder gut gemacht werden kann; aber eine Armee entehren und ihr gebieten, aus Deutschland vor dem preussischen Adler zu fliehen, das ist eine Unwürdigkeit, die nur derjenige, der sie anrath, zu begeben vermag.“ Uebrigens blieben die Staaten des Herzogs von Braunschweig unter dem Schutze des Völkerrechtes.

Der Kaiser langte am 24. zu Potsdam an. Am Abende desselben Tages besah er den Palast von Sanssouci, dessen Lage und Bauart ihm sehr schön vorkamen; er blieb längere Zeit, wie in tiefes Nachsinnen versunken, in dem Gemache des großen Friedrich, das er noch so eingerichtet fand, wie es an dessen Sterbetage gewesen. Nachdem er am 25. über die vom Marschall Lefebvre befehligte kaiserliche Garde zu Fuß Heerschau gehalten, besuchte er das Grab Friedrich's. „Die irdischen Ueberreste dieses großen Mannes,“ sagt das achtzehnte Bulletin, „sind in einen hölzernen, mit Kupfer überkleideten Sarg eingeschlossen, welcher in einer Gruft steht, ohne Zier, ohne Trophäen, ohne irgend eine Auszeichnung, die an die großen Thaten, welche er vollbracht hat, erinnerte. Der Kaiser hat dem Pariser Invalidenhanse den Degen Friedrich's des Großen, seinen schwarzen Adlerorden, seine Generalsbinde, sowie die Fahnen, welche seine Garde im siebenjährigen Kriege trug, zum Geschenke gemacht. Die Invaliden werden mit Ehrfurcht Alles empfangen, was einem der größten Feldherren, deren die Geschichte Erwähnung thut, angehört.“ Als Napoleon die Entdeckung machte, daß der preussische Hof nicht daran gedacht habe, diese glorreichen Reliquien zu retten, rief er aus, indem er mit lebhafter Geberde den Degen des großen Feldherrn emporhielt: „Das ist mir lieber als zwanzig Millionen!“

### Vierundzwanzigstes Capitel.

Einzug Napoleon's in Berlin. Sein Aufenthalt in dieser Hauptstadt. Die Continentsperre. Waffenstillstand. Botschaft an den Senat. Aushebung von achtzigtausend Mann. Proclamation von Posen. Denkmal der Magdalenenkirche.

Am 27. October des Jahres 1806 hielt Napoleon durch das prachtvolle Charlottenburger Thor seinen feierlichen Einzug in Berlin, umgeben von den Marschällen Berthier, Davoust und Angereau, von seinem Großmarschall des Palastes, Duroc, und von seinem Großstallmeister Caulaincourt. Er ritt zwischen den Grenadieren und Jägern der Garde zu Pferde, auf einem Wege, wo die Grenadiere der Division Mansouty in Schlachtordnung aufgestellt waren. Der Zug wurde von dem Marschall Lefebvre an der Spitze der Infanterie der Garde eröffnet. Die Bevölkerung von Berlin drängte sich, den Sieger zu sehen, und empfing ihn mit Ehrfurcht. Die Schlüssel der Stadt wurden dem Kaiser durch den Magistrat, welchen der Platzcommandant General Sulin ihm vorstellte, überreicht.

Eines der ersten Geschäfte des Kaisers war, eine Municipalität von sechzig Mitgliedern zu bilden, deren Wahl er den zweitausend reichsten Bürgern überließ. Als sich der Stadtrath neuerdings zu ihm verfügte, mit dem Fürsten von Hapsfeld an seiner Spitze, welcher von den Franzosen die Civilregierung von Berlin angenommen hatte, nichtsdestoweniger aber fortfuhr, mit dem König von Preußen in Briefwechsel zu stehen und ihn von den Bewegungen der siegreichen Armee zu unterrichten, sagte er zu dem Fürsten: „Erscheinen Sie nicht vor mir; ich bedarf Ihrer Dienste nicht; ziehen Sie sich auf Ihre Güter zurück.“ Wenige Augenblicke nachher wurde der Fürst Hapsfeld verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Als seine Gattin, eine Tochter des Ministers Schulenburg, den Vorgang erfuhr, überließ sie sich der äußersten Verzweiflung. Da kam ihr in den Sinn, die Gnade Napoleon's anzuflehen. Duroc ermunterte sie dazu und übernahm es, sie einzuführen. Sie ging daher nach dem

Schlosse, warf sich dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn an, ihres Mannes zu schonen, den sie nur wegen ihres Vaters, des Ministers Schulenburg, der einer der Hauptanstifter des Krieges war, verfolgt glaubte. Napoleon enttäuschte sie, indem er ihr eröffnete, daß der Fürst Hagfeld mit dem Könige von Preußen correspondire, was beweise, daß er sich um das Vertrauen der Franzosen nur beworben habe, um dieselben zu verrathen. Die Fürstin schrie laut auf, bezeugte die Unschuld ihres Gatten und behauptete, er sei das Opfer einer schändlichen Verleumdung. „Sie kennen die Schrift Ihres Mannes,“ erwiderte der Kaiser, „und mögen selbst richten.“ In demselben Augenblicke ließ er sich den aufgefangenen Brief bringen und reichte ihn der Dame hin. Die Fürstin befand sich in geseigneten Umständen. Ihre Aufregung bei jedem Worte, das sie in diesem Schreiben, dem unwiderleglichen Zeugen der Schuld ihres Mannes, las, war so groß, daß sie in Ohnmacht sank und nur zu sich kam, um in Schluchzen und Thränen auszubrechen. Napoleon fühlte sich durch die traurige Lage dieser Frau gerührt. „Wohlan!“ sagte er zu ihr, „Sie haben den Brief in Händen; werfen Sie ihn in das Feuer; sobald diese Schrift vernichtet ist, kann ich Ihren Mann nicht mehr verurtheilen lassen.“ Die Scene ging vor einem Kamine vor. Die Fürstin Hagfeld eilte, ihren Gatten zu retten; der Brief verbrannte, und der Marschall Berthier erhielt unverzüglich Befehl, den Fürsten Hagfeld in Freiheit zu setzen.

Der Kaiser hatte in einem seiner Bulletins die Königin von Preußen arg gemißhandelt. Mit einer Bitterkeit und Schonungslosigkeit ohne Gleichen hatte er auf giftige Weise den Ruf dieser edeln Fürstin angefaßt und ihr Schuld gegeben, daß sie den Krieg angefaßt und die preussische Monarchie in den Abgrund gestürzt habe, dies Alles in einer Sprache, welche die Ehrfurcht, die dieser verstorbenen Fürstin gebührt, zu wiederholen verbietet. Als die Kaiserin Josephine diese Anschuldigung, welche im Angesichte der ganzen Welt gegen eine junge und schöne Königin vorgebracht wurde, las, wurde sie lebhaft ergriffen und sprach sich darüber freimüthig gegen ihren Gemahl in einem Briefe aus, worin sie ihm vorwarf, daß er sich zu oft darin gefalle, den Frauen Böses nachzureden. Er antwortete: „Ich habe deinen Brief erhalten,



worin du über das Böse, was ich den Frauen nachsage, zürnest. Es ist wahr, daß ich intrigante Frauen vor Allem hasse. Ich bin an gute, sanfte und veröhnliche Frauen gewöhnt; die sind es, welche ich liebe. Wenn sie mich verdorben haben, so ist das nicht meine Schuld, sondern die deinige. Uebrigens sollst du erfahren, daß ich gegen Eine, die sich gefühlvoll und gut gezeigt hat, die Fürstin Hagfeld, auch gut gewesen bin. Als ich ihr den Brief ihres Gatten wies, sagte sie schluchzend und mit der tiefsten Empfindung und Wahrheit: „„Ja wohl ist das seine Hand!““ Ihr Ton ging zur Seele, ich litt selbst. Ich sagte ihr: „„Wohlan, werfen Sie diesen Brief in das Feuer, dann kann ich Ihren Mann nicht mehr verurtheilen lassen.““ Sie warf den Brief in das Feuer und schien sehr glücklich zu sein. Ihr Mann hält sich seitdem ruhig. Zwei Stunden später und er wäre verloren gewesen. Du siehst daraus, daß ich die guten, aufrichtigen und sanften Frauen liebe; das sind aber auch die einzigen, welche dir gleichen.“

Am Tage nach seinem Einzuge in Berlin ertheilte der Kaiser den Gesandten von Baiern, Spanien, Portugal und der Pforte Audienz. Auch empfing er an demselben Tage die Geistlichkeit der verschiedenen protestantischen Gemeinden, sowie die Gerichtshöfe, welche ihm von dem Kanzler vorgestellt wurden. Er unterhielt sich mit mehreren der Richter über verschiedene Punkte des Justizwesens.

Es war während seines Aufenthaltes in Berlin, daß Napoleon das berühmte Decret erließ, wodurch er die Continentsperre einführte, indem er den Völkern und Bundesgenossen des Reiches allen Handel und jeden Verkehr mit den britischen Inseln untersagte. Diese Handlung wird zwar von Einigen als eine unsinnige Maßregel angesehen und fast allgemein der Verblendung des Hasses zugeschrieben; sie war indessen lediglich durch die Halsstarrigkeit hervorgerufen, mit welcher das britische Cabinet unablässig die Mächte des Festlandes wider Frankreich aufhetzte. Ist es übrigens wahr, daß diese Continentsperre, lediglich aus dem Gesichtspunkte der materiellen Interessen betrachtet, den Völkern des Continentes nur Böses zugefügt und in Europa allgemein jene unheilvollen Folgen, die man ihr zugeschrieben, gehabt habe? Sie verursachte ohne Zweifel einen großen Umsturz des Vermögens im See-

handel und unterwarf die Völker Entbehrungen, weil der Betrug nicht genügen konnte, oder weil die hohen Preise nöthigten, auf den Verbrauch der Colonialwaaren Verzicht zu leisten. Aber abgesehen davon, daß dieser Zustand der Dinge nur temporär war, und daß die Continentsperre, so schlecht sie auch beobachtet wurde, nichtsdestoweniger die moralischen Wirkungen hervorbrachte, welche der Kaiser von ihr erwartete, so ist es unbestreitbar, daß die europäische Industrie durch sie gar nicht so sehr gefährdet wurde, und daß namentlich Frankreich dem Decrete von Berlin die Schöpfung einer neuen einheimischen Industrie, der inländischen Zuckersfabrication nämlich, verdankte. Wenn auch dieses für die Zukunft so wichtige Ergebnis das einzige gewesen wäre, so müßte es hinreichen, die kommenden Geschlechter nachsichtiger gegen Napoleon der Entbehrungen wegen zu machen, welche er die Zeitgenossen zu erdulden zwang. „Ich bin auf dem Continente,“ hat Napoleon gesagt, „allein meiner Meinung gewesen; ich mußte für den Augenblick überall Gewalt brauchen. Endlich fängt man an, mich zu begreifen; schon trägt der Baum Früchte; die Zeit wird das Uebrige thun. Wenn ich nicht unterlegen hätte, so würde ich die Gestalt des Handels eben so sehr als die Bahn der Industrie geändert haben. Ich habe in unseren Ländern den Zucker und Indigo naturalisirt; ich würde auch die Baumwolle und noch viele andere Dinge einheimisch gemacht haben. Man würde gesehen haben, daß ich die Colonien überflüssig gemacht hätte, wenn man hartnäckig dabei beharrt hätte, mir einen Theil derselben zu verweigern.“

Während der Kaiser sich dergestalt zu Berlin beschäftigte, die ersten Urheber des Krieges zu treffen, und sich anschickte, England außerhalb des gemeinen Rechts zu setzen, um es mit gleichen Waffen zu bekämpfen und für seine unaufhörlichen Verletzungen des Völkerrechtes zu bestrafen, ließen die Generale Napoleon's dem Feinde keine Ruhe und verfolgten auf allen Punkten die Trümmer des preussischen Heeres. Murat bemächtigte sich am 28. October der Stadt Breszlau und zwang den Fürsten von Hohenlohe, mit seinem Armeecorps zu capituliren. Am nächsten Tag fiel die Festung Stettin in die Gewalt des Generals Lasalle, welcher den rechten Flügel des Großherzogs von Berg befehligte, während der General Milhaud, der den linken commandirte,

eine Colonne von sechstausend Mann die Waffen zu strecken zwang. Küstrin ergab sich am 2. November dem Marschall Davoust. Mortier besetzte inzwischen Hessen und Hamburg. Zu Fulda und Braunschweig wurden die Wappen des Prinzen von Oranien und jene des Herzogs abgenommen. „Diese Fürsten werden nicht mehr regieren,“ sagte das vier- undzwanzigste Bulletin, „sie sind die Urheber dieser neuen Coalition.“

Ein glänzender Erfolg krönte die französischen Waffen unter den Mauern und in den Straßen von Lübeck. Murat, Soult und Bernadotte trafen sich durch die Geschicklichkeit ihrer Manöuvres und durch die Uebereinstimmung ihrer Bewegungen vor dieser Stadt, in welche der berühmte Blücher die letzten Hoffnungen der preussischen Monarchie geführt und darin eingeschlossen hatte. Die Stadt wurde gestürmt, Bernadotte drang durch das Burgthor, Soult durch das Mühlthor ein. Der Widerstand war hartnäckig gewesen. Blücher sah sich genöthigt, die ihm angebotene Capitulation anzunehmen.

Wenige Tage später erfuhren auch die übrigen festen Plätze das gleiche Loos. Magdeburg öffnete seine Thore am 8. November. Die Franzosen fanden in dieser Festung achthundert Kanonen und eine Besatzung von sechzehntausend Mann. Auch schickte der Kaiser ein Armeecorps nach der Weichsel zur Verfolgung des Königs von Preußen, der sich bei den zehn- oder zwölftausend Mann befand, die ihm noch geblieben waren. Am 10. November zog der Marschall Davoust in Posen ein. Die polnischen Einwohner empfingen ihn mit Enthusiasmus. Am 16. verkündete das zweiunddreißigste Bulletin, „daß der Feldzug gegen Preußen nach der Einnahme von Magdeburg und dem Gefechte von Lübeck als gänzlich beendigt anzusehen sei.“ Am demselben Tage wurde zu Charlottenburg ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Indem der Kaiser vom Senat eine neue Aushebung von Conscripten verlangte, theilte er demselben die große Maßregel der Continentalsperrre nebst einer Erklärung der Grundsätze, die er als allgemeine Regel angenommen hatte, mit. „Unsere außerordentliche Mäßigung,“ sagte er, „nach jedem der drei ersten Kriege ist die Ursache desjenigen, der auf sie folgte, gewesen. So haben wir gegen eine vierte Coalition kämpfen müssen, neun Monate nach Auflösung der dritten, neun Monate nach

jenen glänzenden Siegen, die uns die Vorsehung verliehen hatte und welche dem Continente eine lange Ruhe sichern sollten. In dieser Lage haben wir als unveränderlichen Grundsatz unseres Benehmens festgesetzt, weder Berlin, noch Warschau, noch die Provinzen, welche die Gewalt der Waffen in unsere Hände gegeben hat, eher zu räumen, als bis der allgemeine Friede geschlossen worden ist, als bis die spanischen, holländischen und französischen Colonien zurückgegeben, die Grundlagen der ottomanischen Macht befestigt und die absolute Unabhängigkeit dieses großen Reiches, das erste Interesse unseres Volkes, unwiderruflich geheiligt ist. Wir haben die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt und gegen sie Maßregeln befohlen, welche unserem Herzen widerstreben. Aber wir sind gezwungen worden, für das Beste unserer Verbündeten dem gemeinsamen Feinde dieselben Waffen entgegenzusetzen, deren er sich gegen uns bedient. "

Das Begehren einer neuen Aushebung wurde durch die Annäherung der Russen gerechtfertigt, gegen welche Napoleon den neuen Feldzug eröffnen wollte, sobald es die Jahreszeit nur irgend erlaubte. Er verließ am 25. November Berlin und langte am 28. zu Posen an. Schlechtes Wetter, Beschwerden und Entbehrungen hatten den Eifer der Soldaten abgekühlt. Nachdem die Feinde Frankreichs in Folge so vieler Gefechte und Siege bis über die Weichsel zurückgeworfen waren, schien der Augenblick gekommen zu sein, Halt zu machen, nicht aber neuen Schlachten entgegenzugehen. Der Senat selbst, sonst so gefügig, hatte diesen Gedanken der Mäßigung in einer Adresse, die der Kaiser zu Berlin empfangen hatte, durchblicken lassen. Aber Senat, Armee und Volk vermochten nicht, den ganzen Ernst der Umstände, die ganze Fähigkeit des alten Europa, die sämmtlichen Anforderungen des Systemes zu ermessen, welches Napoleon erdacht hatte, um endlich die unverföhnlichen Feinde des jungen Frankreichs außer Stand zu setzen, neue Bündnisse gegen dasselbe zu schließen. Der allgemeine Wunsch war, wie der Kaiser wohl wußte, für den Frieden, er war auch der seinige. Aber der Kaiser wußte besser als jeder andere Mensch, wo ihm der Krieg am vortheilhaftesten und unter welchen Bedingungen der Friede wünschenswerth und möglich war. Wenn es auch unter den Truppen, wir wollen nicht sagen

Zeichen von Unzufriedenheit, sondern den einfachen Wunsch nach Ruhe gab, wußte er doch durch ein einziges Wort ihre Begierde, gegen die Feinde des französischen Namens das furchtbare Kriegsspiel wiederzube-  
beginnen, mehr als je zu entflammen.

„Im Hauptquartier Posen, den 2. December.

„Soldaten! Heute vor einem Jahre, genau um diese Stunde, waret ihr auf dem Schlachtfelde von Austerlitz. Die erschrockenen russischen Bataillone flohen in Unordnung oder streckten umzingelt die Waffen. Am andern Morgen ließen sie Worte des Friedens hören, aber dieselben waren trügerisch; durch einen vielleicht verdammenswerthen Edelmuth dem traurigen Schicksal der dritten Coalition kaum entgangen, haben sie eine vierte eingefädelt: aber der Bundesgenosse, auf dessen Taktik sie gezählt hatten, war bereits nicht mehr; seine festen Plätze, seine Hauptstädte, seine Magazine, seine Arsenale, zweihundertsechzig Fahnen, siebenhundert Kanonen, fünf große Festungen sind in unserer Gewalt. Die Oder, die Warthe, die Einöden Polens, das schlechte Wetter der Jahreszeit haben euch nicht aufzuhalten vermocht; ihr habt Allem getrogt, habt Alles überwältigt; Alles ist bei eurer Annäherung geflohen. Umsonst haben die Russen die Hauptstadt des alten und berühmten Polens vertheidigen wollen. Der französische Adler schwebt über der Weichsel. Als der tapfere und unglückliche Pole euch erblickte, glaubte er die Regionen Sobieski's von ihrem denkwürdigen Zuge zurückkehren zu sehen. Soldaten! wir werden die Waffen nicht niederlegen, bevor nicht der allgemeine Friede die Macht unserer Verbündeten befestigt und gesichert und unserem Handel seine Sicherheit und seine Colonien zurückgegeben hat. Wir haben an der Elbe und Oder Pondichery, unsere indischen Besitzungen, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die spanischen Colonien wiedererobert. Wer gibt den Russen das Recht, die Geschicke zu bestimmen, wer das Recht, so wohlbegründete Absichten zu vereiteln? Sie und wir, sind wir denn nicht mehr die Soldaten von Austerlitz?“

Diese Proclamation brachte eine unermessliche Wirkung nicht nur bei der Weichselarmee, sondern in ganz Deutschland hervor; Bourienne

sogar gesteht und bezeugt es. Wenn der Geist der Tadelsucht sich wirklich im Lager gezeigt haben sollte, und wenn sich mitten in die Schmeicheleien der Senatoren ein schwacher Schein von Widerstand eingeschlichen hatte, so blieb dies doch ohne alle Wirkung; Napoleon hatte durch seinen feierlichen Lakonismus auf alle mißliebigen Andeutungen und alles böswillige Gerede geantwortet.

Bevor der Kaiser wieder zu Felde zog, befahl er den Großthaten der beiden letzten Kriege ein Denkmal zu errichten. Er fügte zur Proclamation vom 2. December ein Decret, welches unter anderen folgende Verfügungen enthält: „Erster Artikel. Es wird auf dem Magdalenen-Platz unserer guten Stadt Paris, auf Kosten des Staatschazes und der Krone, ein der großen Armee geweihtes Denkmal errichtet werden, welches auf dem Frontispiz folgende Inschrift tragen wird: Der Kaiser Napoleon den Soldaten der großen Armee. Zweiter Artikel. Im Innern des Denkmals werden auf Marmortafeln die Namen aller Soldaten, nach Armee-corps und Regiment, die den Schlachten bei Ulm, Austerlitz und Jena beigewohnt haben, auf Tafeln von gediegenem Golde aber die Namen aller derjenigen, die auf diesen Schlachtfeldern geblieben sind, eingegraben werden. Auf silbernen Tafeln werden, nach den Departements, die Namen aller Soldaten, die jedes derselben zur großen Armee gestellt hat, eingegraben werden. Dritter Artikel. Rings um den Saal werden in Basrelief die Obersten jedes Regiments der großen Armee abgebildet werden, mit ihren Namen u. s. w.“ Die anderen Verfügungen des Decretes bestimmen die Niederlegung aller dem Feinde in diesen beiden Feldzügen abgenommenen Trophäen im Innern des Denkmals, sowie die jährliche Feier der Schlachten bei Austerlitz und Jena.

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

Feldzug in Polen. Friede zu Tilsit.

Die Bewegungen des Feindes abwartend blieb der Kaiser bis zum 16. December in Posen. Er empfing hier die Deputation von Warschau, welche aus dem Großkämmerer von Lithauen und aus den vornehmsten Mitgliedern des polnischen Adels bestand.

Die französische Armee zog inzwischen immer vorwärts. Nachdem sie in dem ersten Zusammentreffen mit den Russen diese bei Lowicz geschlagen, Warschau besetzt und Modlin zur Capitulation gezwungen hatte, ging sie am 6. December über die Weichsel bei Thorn, wo der Marschall Ney noch auf einige Preußen stieß und sie ohne Mühe zerstreute. Nach wenigen Tagen befand sich die ganze französische Armee jenseits dieses Stromes. Am 11. schlug der Marschall Davoust ein russisches Corps, nachdem er über den Bug gegangen war. Mit Sachsen wurde Friede geschlossen. Der Kurfürst trat dem Rheinbunde bei und erhielt den Königstitel. Das war eine wichtige Erwerbung für das französische System, welches dergestalt bis an die Thore von Berlin vorge drungen war.

Der Kaiser zog am 18. December in Warschau ein. Die dringendsten Bitten wurden an ihn gerichtet, um ihn zur Wiederherstellung des Königreiches zu vermögen. Er fürchtete, sich zu binden, und gab lediglich Versprechungen, welche der Zukunft volle Freiheit ließen. „Ich liebe die Polen“, sagte er zu Rapp, „ihr Feuer gefällt mir. Ich möchte gern aus ihnen ein unabhängiges Volk machen, aber das ist äußerst schwierig. Zu viele Leute haben ihren Theil von dem Kuchen genommen, Oesterreich, Rußland und Preußen; wenn die Lunte einmal angezündet ist, wer kann da wissen, wo der Brand aufhören wird? Meine erste Pflicht gehört Frankreich, das ich Polen nicht zum Opfer bringen darf; das würde uns zu weit führen. Uebrigens muß man die Sache dem Beherrscher aller Dinge, der Zeit, anheimstellen; sie wird lehren, was wir thun sollen.“

Inzwischen rückte der Feldmarschall Kamenskoi, erbittert über das Zurückgehen der anderen russischen Generale, eilig den französischen Truppen entgegen. Er zog Bennigsen und Burghövden an sich, und da er diese Vereinigung als sicheres Unterpfand des Sieges betrachtete, so feierte er sie im Schlosse Sierock durch Feste und Beleuchtungen, welche die Franzosen von den Thürmen von Warschau sehen konnten. Der Kaiser verließ die Hauptstadt des alten Polens am 23. December, ging sogleich über den Bug, über welchen er binnen zwei Stunden eine Brücke schlagen ließ, und schleuderte das Corps Davoust's gegen die Russen, die bei Czarnowo in einem Treffen geschlagen wurden, das sich bis in die Nacht verlängerte. Der General Petit erstürmte die Redouten an der Brücke beim Mondscheine, und um 2 Uhr des Morgens war die Niederlage des Feindes vollständig. Diese erste Schlappe, welche Kamenskoi erhielt, war die Vorläuferin neuer Niederlagen, die er am 24., 25. und 26. bei Mafiesk, Kurkomb, Lopachizyn, Golymin und Bultusk erlitt und in deren Folge sich die russische Armee eilig zurückzog, nachdem sie achtzig Kanonen, zwölfhundert Wagen und zehn- bis zwölftausend Menschen verloren hatte. So gingen die Hoffnungen in Erfüllung, welche die russischen Generale bei den Festen im Schlosse Sierock mit so viel Aufsehen und Prunk an den Tag gelegt hatten!

Breslau capitulirte am 5. Januar 1807. Die Belagerten hatten bereits die Vorstädte niedergebrannt und viele Kinder und Frauen waren in den Flammen umgekommen. Hieronymus Napoleon hatte sich bei diesem unglücklichen Ereignisse ausgezeichnet, indem er den Abgebrannten alle nur mögliche Hülfe angedeihen ließ. Die Franzosen zogen es vor, lieber auf das strenge Recht des Krieges zu verzichten, als die Gesetze der Menschlichkeit zu verletzen. Sie nahmen die Flüchtigen edelmüthig auf, statt sie in den belagerten Platz, den die ungeheure Feuersbrunst ihrer Häuser umzingelte, zurückzutreiben.

Am 2. Januar 1807 war der Kaiser nach Warschau zurückgekehrt. Er empfing hier die Behörden der Stadt, die Gesandten und eine Deputation des Königreiches Italien. Um den Wetteifer der Truppen des Rheinbundes rege zu machen, belohnte er das württembergische Corps, das sich der Festung Glogau bemächtigt hatte, indem er



dem Könige von Württemberg einen Theil der in diesem Plaze eroberten Fahnen und zehn Kreuze der Ehrenlegion sandte, um letztere an die tapfersten Soldaten dieses Corps zu vertheilen. Die Feindseligkeiten blieben etwa zwanzig Tage lang gleichsam eingestellt. Sie wurden aber am 25. Januar bei Mohrungen mit Vortheil wieder von Bernadotte begonnen, der die Generale Pahlen und Galitzin schlug, dreihundert ihrer Soldaten gefangen nahm und zwölfhundert tödtete oder verwundete.

Der Kaiser erfuhr auch in Warschau, daß der Sultan an Rußland den Krieg erklärt habe. Napoleon erblickte in diesem Entschlusse der Pforte nicht nur den Erfolg seiner Diplomatie, sondern auch den Einfluß der schnellen Siege, die er über die nordischen Mächte erfochten. Auch seine Bemühungen in Persien, Rußland neue Verlegenheiten auf seinen asiatischen Grenzen zu bereiten, gelangen vollständig. Stolz auf diese doppelte Ablenkung und erfreut über sie, machte er in einer Botschaft an den Senat auf deren ungemeine Wichtigkeit aufmerksam, indem er die Nothwendigkeit hervorhob, das türkische Reich als natürliche Schranke gegen die russische Macht in seiner vollkommenen Integrität aufrecht zu erhalten. „Wer,“ sagte er, „könnte die Dauer der Kriege, die Zahl der Feldzüge berechnen, um das Unglück wieder gut zu machen, das die Folge des Sturzes des türkischen Reiches zu Constantinopel sein müßte, wenn die Liebe zu feiger Ruhe und die Ueppigkeit der großen Stadt den Sieg über die Rathschläge weiser Borausicht davontragen sollte? Wir würden in diesem Falle eine lange Erbschaft von Kriegen und von Unglück hinterlassen. Sollte die griechische Tiara wieder von der Ostsee bis zum Mittelmeer triumphirend aufgerichtet werden, so würden wir noch bei unseren Lebzeiten unsere Provinzen von einem Wolke von Fanatikern und Barbaren angegriffen sehen; und wenn in diesem zu späten Kampfe das civilisirte Europa unterläge, so würde unsere strafbare Gleichgültigkeit mit Recht die Klage der Nachwelt rege machen und in der Geschichte ein Gegenstand der Schmach sein.“ Diese Botschaft antwortete noch unmittelbarer als die Proclamation von Posen auf die friedliebenden Zumuthungen des Senates, welche zu beurtheilen und für unzeitig zu erklären Napoleon allein in der Lage war.

Während seines Aufenthaltes zu Warschau erhielt der Kaiser fol-

gende Bittschrift: „Sire! Mein Tauffchein ist vom Jahre 1690; ich bin daher gegenwärtig hundertsiebzehn Jahr alt. Ich erinnere mich noch der Schlacht von Wien und der Zeiten Johann Sobieski's. Ich glaubte, daß sie sich niemals wiederholen würden; noch weniger aber habe ich erwartet, das Jahrhundert Alexander's sich erneuern zu sehen. Mein hohes Alter hat mir die Wohlthaten aller Souveraine, die hier gewesen sind, zuwege gebracht, und ich nehme die des großen Napoleon in Anspruch, da ich als mehr denn hundertjähriger Greis außer Stande zu arbeiten bin. Mögen Sie so lange als ich leben, Sire, Ihr Ruhm bedarf zwar dessen nicht, wohl aber das Glück des menschlichen Geschlechtes. *Marocki.*“ Der Kaiser, dem der Greis die Bittschrift selbst übergab, beeilte sich, dessen Bitte zu erfüllen. Er setzte ihm eine Pension von hundert Napoleonsd'or aus und ließ sie ihm für ein Jahr vorausbezahlen.

Erfreut über das Vorrücken der Russen gab der Kaiser dem Marschall Bernadotte Befehl, zurückzugehen, um sie nach der niedern Weichsel zu ziehen. Er verließ hierauf Warschau und kam am 31. Januar des Abends nach Willenberg, wo Murat stand. Am andern Morgen suchte die französische Armee die Russen auf, welche sie bei Passenheim traf und die in aller Eile zurückgingen, um sich bei Suttendorf aufzustellen. Napoleon, welcher glaubte, sie wären entschlossen, sich hier zu halten, besetzte eine Stellung zwischen der Passarge und Alle mit seiner Garde, mit dem dritten und siebenten Corps, und befahl dem Marschall Soult, die Brücke bei Bergfried wegzunehmen, um den linken Flügel des Feindes zu umgehen. Bennigsen, welcher die ganze Wichtigkeit dieses Postens begriff, hatte die Vertheidigung der Brücke von Bergfried zwölf seiner besten Bataillone anvertraut. Aber ihre Unererschrockenheit vermochte nichts gegen die Tapferkeit und den Ungestüm der Franzosen. Die Brücke wurde im Sturm Schritte genommen und die Russen ließen vier Kanonen und eine große Anzahl Todter und Verwundeter auf dem Schlachtfelde.

Das Gefecht von Bergfried, das am 3. Februar stattfand, und die Gefechte von Waltersdorf, Deppen, Hoff und Preussisch-Gilau, die am 4., 5. und 6. Februar geliefert wurden, waren nur das Vorspiel

eines der blutigsten Tage der französischen Kriegsgeschichte. Die Kirche und der Kirchhof von Gilaу, welche Punkte die Russen auf das hartnäckigste vertheidigten, hatten am 6. erst um zehn Uhr des Abends nach einem mörderischen Kampfe von beiden Seiten weggenommen werden können. Am 7. mit Tagesanbruch begann Bennigsen den Angriff durch eine heftige Kanonade gegen die Stadt Gilaу, und alsbald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Die französische Artillerie fügte anfangs dem Feinde, welchen Davoust im Rücken angriff, während Augereau sich auf sein Centrum stürzte, großen Schaden zu, als ein dichter Schneefall, der beide Armeen in Dunkelheit hüllte, die Russen vor gänzlicher Vernichtung rettete. Augereau verirrte sich zwischen dem rechten Flügel und dem Centrum des Feindes. Um ihn aus dieser gefährlichen Lage zu ziehen, bedurfte es der ganzen Entschlossenheit des Kaisers und der Geschwindigkeit und Kraft der Ausführung Murat's. Die Cavalerie, unterstützt von der Garde, ritt um die Division St. Hilaire und stürzte sich auf den Feind, ehe dieser es vermuthete. Sie warf Alles, was Widerstand leistete, über den Haufen, durchbrauste mehrmals die russische Armee und verbreitete allenthalben Tod und Schrecken. Inzwischen näherten sich Davoust und Ney und brachen, jener im Rücken, dieser gegen die linke Flanke der Russen vor. Da Bennigsen seine Arrièregarde gefährdet sah, wollte er das Dorf Schlobitten wieder nehmen, um dadurch einen Stützpunkt für seinen Rückzug zu erlangen; aber die russischen Grenadiere, die er mit diesem gefährlichen Unternehmen beauftragte, scheiterten darin gänzlich und wurden in die Flucht geschlagen. Am andern Morgen zog sich die russische Armee über den Bregel zurück, wurde lebhaft verfolgt und ließ sechzehn Kanonen und ihre Verwundeten auf dem Schlachtfelde zurück.

Das Gemetzel in der Schlacht von Gilaу war fürchterlich gewesen. Das fünfundzwanzigste Bulletin gibt den Verlust der Franzosen auf neunzehnhundert Todte und fünftausend Verwundete, den der Russen auf siebentausend Todte an. Einige Geschichtschreiber behaupten jedoch, daß diese Zahlen nicht genau sind, und erheben die Zahl des russischen Verlustes auf sechstausend Todte und zwanzigtausend Verwundete, die

des französischen aber auf dreitausend von jenen und fünfzehntausend von diesen. Wie dem immer sei, die Schlacht muß sehr mörderisch gewesen sein, weil der Kaiser in drei Briefen, die er während des Monats Februar an Josephinen schrieb, stets mit großer Betrübniß auf diesen traurigen Gegenstand zurückkommt. „Es gab gestern,“ schreibt er, „eine große Schlacht. Der Sieg ist mir geblieben, aber ich habe viele Leute verloren. Der Verlust des Feindes ist zwar noch beträchtlicher, vermag mich aber nicht zu trösten.“ „Das Land,“ schreibt er in einem andern Briefe, „ist mit Todten und Verwundeten bedeckt; das ist eben nicht die schöne Seite des Krieges. Ich leide und meine Seele fühlt sich gedrückt, so viele Opfer zu sehen.“

Am 16. Februar marschirte der General Essen mit fünfundzwanzigtausend Mann nach Ostrolenka, wurde aber von dem fünften Corps der französischen Armee unter dem Befehl des Generals Savary, den die Generale Dudinot, Suchet und Gazan bei Erfechung des Sieges unterstützten, geschlagen. Der Sohn des berühmten Suwarow verlor in diesem Kampfe das Leben. Am demselben Tage erließ der Kaiser, der sich fortwährend zu Preußisch-Gilau aufhielt, eine Proclamation, die so endete: „Nachdem wir alle Pläne des Feindes vereitelt haben, nähern wir uns der Weichsel und kehren in unsere Cantonnements zurück. Wer es wagen sollte, deren Ruhe zu stören, wird es zu bereuen haben; denn jenseits der Weichsel wie jenseits der Donau, inmitten der Reife des Winters wie im Anfange des Herbstes sind wir stets die französischen Soldaten und zwar die französischen Soldaten der großen Armee.“

Die französische Armee hatte sich durch ihre vielen Siege, durch die häufige Wiederkehr mörderischer Kämpfe, durch die Ausdehnung der Provinzen und die Zahl der Plätze, die sie besetzt, geschwächt. Neue Rekruten wurden daher nöthig; der Kaiser verlangte sie, und man sagte von nun an, daß die Verkündigung eines großen Sieges nur das Zeichen zu frischen Aushebungen sei. Bei der Lage der Dinge war aber diese Forderung unerläßlich. Da die feindlichen Mächte trotz ihrer unzähligen Niederlagen darauf beharrten, das Feld zu halten und den Frieden auf Bedingungen, wie sie Frankreichs Ehre zusagten, zu verweigern, so

durfte gewiß der Sieger die Frucht so vieler Schlachten nicht feiger Weise preisgeben, um dem Kriege durch die Aufopferung seiner Interessen und seiner Ehre ein Ende zu machen. Napoleon war überzeugt, daß seine Friedensvorschläge nur dann angenommen werden würden, wenn er den Preußen ihre letzte Hülfquelle, Danzig, genommen und über die Russen einen eben so entscheidenden Sieg ersochten hätte, wie der bei Jena war. Dieser doppelte Zweck nahm von nun an seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Seit dem Monate März wurde Danzig besaunt, aber mehrere russische Regimenter waren zur See in die Stadt gekommen. Der Feldmarschall Kalkreuth führte den Oberbefehl in der Festung. Die Belagerungsarmee stand unter dem Befehl des Marschalls Lefebvre. Nach mehreren nutzlosen Ausfällen glaubte die Besatzung, der Augenblick der Befreiung wäre gekommen. Am 15. Mai griff der General Kamenskoi, Sohn des Feldmarschalls gleiches Namens, welcher der Stadt zu Hilfe marschirt war, die französische Armee an. Der Kaiser aber, der diese Absicht bei Zeiten erfahren, hatte bereits den Marschall Lannes und den General Dudinot zur Verstärkung des Marschalls Lefebvre entsendet. Die Russen wurden in dem Gefechte bei Weichselmünde lebhaft zurückgeworfen. Da sie sich an die Befestigungen des Platzes anzulehnen gezwungen sahen, brachten sie ihre Verwundeten eilig auf die Transportschiffe und schickten sie unter den Augen der Belagerer, welche von ihren zerschossenen Wällen herab die Flucht ihrer angeblichen Befreier mit ansahen, nach Königsberg. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, betrieben die Belagerer ihre Arbeiten mit der größten Thätigkeit. Am 17. Mai wurde durch eine Mine ein Blockhaus des Waffenplatzes des bedeckten Weges in die Luft gesprengt. Am 18. um sieben Uhr des Abends war die Absteigung in den Graben fertig. Am 21. gab der Marschall Lefebvre das Zeichen zum Sturme, und schon begannen die Soldaten sich dazu anzuschicken, als General Kalkreuth unter denselben Bedingungen, die er selbst einst der Besatzung von Mainz gewährt hatte, zu capituliren verlangte und sie auch erhielt. Napoleon legte auf die Einnahme von Danzig einen so hohen Werth, daß er auf die erste Nachricht davon, die im Hauptquartier zu Finkenstein ein-

ließ, sogleich öffentliche Dankgebete anordnete und dem Marschall Lesebvre einen glänzenden Beweis seiner Zufriedenheit gab, indem er ihn zum Herzog von Danzig ernannte.

Als mit Danzig die letzte Stütze der preussischen Monarchie fiel, wurden Friedensunterhandlungen zwischen den Russen und Franzosen eröffnet. Aber das englische Cabinet, dem wenig darauf ankam, daß es seine Bundesgenossen erschöpfte, wenn es nur auch zugleich Frankreich ermattete und schwächte, wollte die Verlängerung des Krieges. Uebrigens war der Kaiser Alexander noch leicht zu Schlachten zu treiben, denn er hatte noch keine jener Niederlagen erlitten, mit denen Napoleon die Kriege zu schließen pflegte. Die russische Armee setzte sich daher am 5. Juni in Bewegung und sofort begannen die Feindseligkeiten. Die Brücke bei Spanden war der Gegenstand des ersten Angriffs der Russen. Zwölf Regimenter versuchten sie zu nehmen. Obgleich mit Nachdruck zurückgewiesen, erneuerten sie ihre Anstrengungen doch siebenmal und siebenmal scheiterten dieselben. Ein einziges Dragonerregiment, das 17. von Bernadotte's Corps, griff sie nach dem siebenten Sturme so kräftig an, daß sie wichen. Ein ähnlicher Versuch gegen die Brücke von Lomitten hatte keinen bessern Erfolg; ein russischer General kam dabei um. Es war der Marschall Soult, der von dieser Seite wachte. Die kaiserlich russische Garde, von drei Divisionen unterstützt und von dem General en Chef, den der Großfürst Constantin begleitete, befehligt, war nicht glücklicher gegen die Stellung, welche der Marschall Ney zu Altkirchen inne hatte. Das glänzende Gefecht bei Deppen, das am folgenden Tage stattfand, kostete den Russen zweitausend Tödtete und dreitausend Verwundete. Der Erfolg der französischen Armee wurde in dem officiellen Berichte „den Manöyres des Marschalls Ney, der Unererschrockenheit, die er bewies und seinen Truppen mittheilte, und dem Talente, welches der Divisionsgeneral Marchand an den Tag legte,“ zugeschrieben.

Während acht Tagen spielten die beiden Armeen dergestalt durch partielle Gefechte dem allgemeinen Kampfe vor. Endlich, am 14. Juni, stießen sie bei Friedland aufeinander. Um 3 Uhr des Morgens begann

die Kanonade. „Das ist ein glücklicher Tag,“ sagte Napoleon, „es ist der Schlachttag von Marengo.“ Die Marschälle Lannes und Mortier begannen das Feuer, unterstützt von den Dragonern Grouchy's und den Cuirassieren Mansouty's. Anfangs ergab sich nichts Entscheidendes aus dem Zusammenstoß der verschiedenen im Gefechte begriffenen Corps. Erst um fünf Uhr des Abends, nachdem Napoleon die Lage der Schlacht erkannt hatte, beschloß er unverzüglich die Stadt Friedland wegzunehmen, indem er schnell eine Frontveränderung vornahm. Er ließ den Angriff durch den äußersten rechten Flügel beginnen. Um fünf und ein halb Uhr gab eine Batterie von zwanzig Kanonen das Zeichen. Es war der Marschall Ney, der sich in Bewegung setzte. In demselben Augenblicke rückte der General Marchand an der Spitze seiner Division mit gezogenem Säbel gegen den Feind an, indem er den Kirchturm der Stadt zum Leitungspunkte nahm. Dieser verwegene, von Artillerie unterstützte Angriff, der den Russen einen großen Verlust zufügte, leitete den Erfolg des Tages ein. Inzwischen hatte der Feind seine Kaisergarde zu Fuß und zu Roß in Hinterhalt gelegt. Als er das Corps des Marschalls Ney mit so großer Unerfrorenheit trotz aller Hindernisse, die sich ihm auf seiner Bahn entgegenhürmten, vorschreiten sah, ließ er diese furchtbare Reserve nach dem linken Flügel des Marschalls vordringen. Der Stoß war schrecklich: da eilte aber der General Dupont mit seiner Division herbei und der Sieg entschied sich zu Gunsten der Franzosen. Umsonst ließen die Russen alle ihre Reserven vordringen, Friedland wurde inmitten eines schrecklichen Gemegels erstürmt. Sie ließen zwanzigtausend Mann auf dem Schlachtfelde, darunter fünfzehntausend Tode und fünftausend Verwundete, namentlich dreißig Generale. „Meine Kinder,“ schrieb Napoleon an Josephinen, „haben die Schlacht von Marengo gefeiert. Die Schlacht von Friedland wird eben so ruhmvoll und glorreich für mein Volk sein. Sie ist eine würdige Schwester von Marengo, Musterlitz und Jena.“

So wie die Nachricht von dem Siege nach Königsberg gelangte, verließen Russen und Preußen eiligst diese Stadt. Der Marschall Soult zog am 16. Juni daselbst ein und fand unermessliche Schätze und Fruchtvorräthe, mehr als zwanzigtausend Verwundete, Kriegs-

bedarf jeder Art, namentlich hundertsechzigtausend Gewehre, die erst von England angekommen und noch nicht ausgeladen waren. Am 19. verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Tilsit. Das Ereigniß, welches der Kaiser Alexander zu erwarten geschienen hatte, um ernstlich an den Frieden zu denken, war endlich eingetreten: die russische Armee hatte ihren Trauertag, ihre vollständige Niederlage gehabt. Am 21. Juni schlossen der Czar und der König von Preußen Waffenstillstand mit dem Kaiser, und am 22. richtete Napoleon folgende Proclamation an die Armee: „Soldaten! Am 5. Juni sind wir von der russischen Armée in unseren Cantonirungen angegriffen worden. Der Feind hat sich über die Ursachen unserer Unthätigkeit getäuscht. Er hat zu spät erfahren, daß unsere Ruhe die des Löwen gewesen ist, er bereut, dies vergessen zu haben. Von den Ufern der Weichsel sind wir an den Fluthen des Niemen mit Adlerschnelligkeit angelangt. Ihr feiertet zu Musterliß den Jahrestag der Krönung; in diesem Jahre habt ihr den Jahrestag der Schlacht von Marengo gefeiert, welche den Krieg der zweiten Coalition beendete. Franzosen, ihr seid eurer und meiner würdig gewesen. Ihr werdet nach Frankreich mit Lorbern bedeckt zurückkehren, nachdem ihr einen glorreichen Frieden, der in sich die Bürgschaft seiner Dauer trägt, erstritten habt.“

Die Grundlagen dieses Friedens wurden von den drei Monarchen bei einer Zusammenkunft, die sie auf dem Niemen hatten, festgestellt. Am 25. Juni, um ein Uhr des Nachmittags, begab sich Napoleon in Begleitung Murat's, Berthier's, Duroc's und Caulaincourt's in einem Kahn in die Mitte des Stroms, wo man Flöße befestigt und Pavillons errichtet hatte, um die beiden Kaiser und den König von Preußen aufzunehmen. In demselben Augenblicke schiffte sich Alexander auf dem anderen Ufer ein und war von dem Großfürsten Constantin, dem General Bennigsen, dem General Uwarof, dem Fürsten Labanof und dem Grafen Liwen begleitet. Die beiden Rähne langten zu gleicher Zeit an. So wie Alexander und Napoleon das Floß betraten, beeilten sie sich, den beiden Armeen, die an den gegenüberliegenden Ufern des Flusses lagerten, ein vorläufiges Zeichen der Ausöhnung zu geben: sie umarmten sich, und brachten dann mehrere Stunden beieinander zu.



Nachdem die Unterredung beendigt war, stiegen die Monarchen wieder jeder in seinen Kahn und kehrten in ihre Lager zurück.

Am 26. hatte abermals eine Unterredung im Pavillon auf dem Niemen statt, welcher der König von Preußen bewohnte. Mehrere Tage hindurch besuchten sich die drei Fürsten häufig und gaben einander Feste. Die offenherzigste Freundschaft schien plötzlich an die Stelle jener feindseligen Gesinnungen, die so viel Menschenblut gekostet hatten, getreten zu sein. Bei einem Gastmahle brachte Napoleon die Gesundheit der Königin von Preußen aus, die er doch in seinen Bulletins so schonungslos behandelt hatte. Diese Fürstin langte am 6. Juli zu Mittag in Tilsit an. Zwei Stunden später stattete Napoleon ihr seinen Besuch ab. Sie soll sich alle Mühe gegeben haben, um so wenig harte Friedensbedingungen als möglich für die preussische Krone zu erlangen. Aber sie vermochte keine Abänderung der Beschlüsse zu bewirken, die vor ihrer Ankunft gefaßt worden waren. Am 8. wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Frankreich erlangte durch denselben die Anerkennung der Continentsperre, der Königreiche Sachsen, Holland und Westphalen (letzteres war zu Gunsten des Prinzen Hieronymus auf Unkosten Preußens, Hannovers und Hessens gestiftet worden) und des Großherzogthums Warschau, welches zum Rheinbunde trat, als dessen Protector Napoleon durch die großen nordischen Mächte, gegen die dieser Bund hauptsächlich errichtet worden war, proclamirt wurde.

Bevor Napoleon Tilsit verließ, ließ er sich den tapfersten Soldaten der russischen Kaisergarde vorstellen und gab ihm den goldenen Adler der Ehrenlegion als Zeichen seiner Achtung für dieses Corps. Dem Kosackenhetman Pladow schenkte er sein Bildniß. Baschkiren, von Alexander gesendet, gaben ihm ein Concert nach der Weise ihres Landes.

Am 9. Juli um elf Uhr des Vormittags begab sich Napoleon, geschmückt mit dem großen Bande des Andreasordens, zum Kaiser von Rußland, den er an der Spitze seiner Garde fand und der die große Decoration der Ehrenlegion trug. Nachdem sie drei Stunden bei einander zugebracht hatten, stiegen sie zu Pferde und ritten an das Ufer des Niemens, wo sich Alexander einschiffte. Napoleon sah ihm zum Zeichen der Freundschaft nach, bis er das andere Ufer erreicht hatte.

Kurz darauf stattete der König von Preußen dem Kaiser der Franzosen einen Besuch ab, den dieser unverzüglich erwiderte und dann nach Königsberg abreiste.

## Sechszwanzigstes Capitel.

Rückkehr Napoleon's nach Paris. Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Aufhebung des Tribunats. Reise des Kaisers nach Italien. Besetzung von Portugal. Rückkunft Napoleon's. Gemälde des Fortschrittes der Wissenschaften und Künste seit 1789.

Der Kaiser verließ Königsberg am 13. Juli und langte den 17. zu Dresden an in Gesellschaft des Königs von Sachsen, der ihm bis Baugen entgegengefahren war. Am 27. kam Napoleon nach St. Cloud zurück.

Der Senat, das Tribunat, der gesetzgebende Körper, der Cassationsgerichtshof, die Geistlichkeit, die Municipalität, kurz alle bürgerlichen, militärischen und geistlichen Behörden beeilten sich, ihre Glückwünsche dem siegreichen Monarchen zu Füßen zu legen. Der Kaiser bezeichnete seine Rückkehr durch Beförderungen und Belohnungen. Er verlieh die Senatswürde den Divisionsgeneralen Klein und Beaumont, den Tribunen Curée und Fabre de l'Aude, dem Erzbischof von Turin und einem der Maires von Paris, Dupont. Der Fürst von Benevent, Talleyrand, wurde zum Vicegroßwähler ernannt; der Fürst von Neuchâtel, Berthier, erhielt den Titel als Vicecommetable. Am 15. August, seinem Namenstage, begab sich der Kaiser in großem Pomp nach der Notre-damekirche, wo zur Dankagung für den Tilsiter Frieden ein **Te Deum** gesungen wurde.

Eine Deputation des Königreiches Italien vereinigte ihre Glückwünsche mit denen der übrigen großen Reichskörperschaften. Napoleon sagte zu ihr: „Ich habe im Laufe des letzten Feldzuges eine besondere Freude über die ausgezeichnete Haltung meiner italienischen Truppen empfunden. Zum ersten Male seit ziemlich vielen Jahrhunderten haben sich die

Italiener mit Ehre auf dem Schauplatze der Welt gezeigt; ich hoffe, daß ein so glücklicher Anfang die Racheiferung der Nation erwecken werde, daß die Frauen selbst jene müßige Jugend fortschicken werden, die in den Besuchszimmern schmachtet, oder daß sie dieselbe wenigstens nicht eher empfangen, als bis sie mit ehrenvollen Narben zurückkehrt. Uebrigens hoffe ich, noch vor dem Winter eine Reise nach meinen italienischen Staaten machen zu können."

Die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers fand am 16. August statt. Sie geschah durch den Kaiser, welcher, in ein Wort die ganze Größe Frankreichs zusammenfassend, folgenden unvergänglichen Satz sprach: „Ich habe mich stolz gefühlt, der Erste unter euch zu sein.“ In Folge der Veränderungen, welche er in der Eröffnungsrede angedeutet hatte, wurde das Tribonat trotz der Beeiferung, womit es monarchische Anträge auf die Bahn gebracht hatte, unterdrückt; schon sein Name mußte ihm Unglück bringen. Die Tribunen zeigten exemplarische Resignation; größere Höflinge als je, priesen und segneten sie die Hand, die sie schlug, und schienen Frankreich dadurch zu beweisen, daß mit der Unterdrückung ihrer Körperschaft nur eine Lüge mehr in der Staatsverfassung weggefallen sei.

Auch mit der Organisation des gesetzgebenden Körpers und mit der Form seiner Berathschlagungen nahm der Kaiser Veränderungen vor. Das Alter von vierzig Jahren wurde festgesetzt, um Mitglied dieses Körpers werden zu können, und sein politisches Leben beschränkte sich von nun an auf drei Commissionen, die mit den Commissionen des Staatsrathes über jeden Gesetzentwurf, wozu der Regierung ausschließlich die Initiative vorbehalten ward, berathen sollten. Das Handelsgesetzbuch wurde in dieser Session vorgenommen.

Im Norden dauerte der Krieg zwischen Frankreich und Schweden fort. Am 19. August 1807 nahmen die Franzosen die Stadt Stralsund ein, und als am 3. September auch die Insel Rügen capitulirte, war die Eroberung von Schwedisch-Pommern vollendet. Nichtsdestoweniger beharrte der König von Schweden bei dem Bündnisse mit England. Ohne Zweifel sah Napoleon nur mit großem Verdrusse, daß die Ostsee der britischen Flagge geöffnet blieb und der Hof von Stock-

holm sich hartnäckig gegen die Continentsperre auflehnte. Es gab aber noch ein anderes Königreich, dessen beständige Verhältnisse zu England das französische System sehr beeinträchtigten: das Königreich Portugal. Das Haus Braganza, eben so sehr durch Handelsinteressen als durch politische Verwandtschaft gebunden, unterwarf sich allen Anforderungen des englischen Cabinets und kümmerte sich niemals um das Berliner Decret, selbst nicht zur Zeit, als es sich, um Napoleon besser zu täuschen, officiell als im Zustande der Feindseligkeit mit Großbritannien erklärte. Der Kaiser klagte diese geheime Treulosigkeit vor ganz Europa an und schickte ein Armeecorps unter Junot's Befehl nach Portugal, nachdem er sich zuvor mit dem Madrider Hofe über den Durchzug der kaiserlichen Truppen durch Spanien einverstanden hatte.

Während Junot nach dem Tajo marschirte, schickte Napoleon sich an, wieder einmal die Gestade des Po und des adriatischen Meeres zu besuchen. Vor seiner Abreise empfing er in feierlicher Audienz den zu Paris angekommenen persischen Botschafter, welcher prachttvolle Geschenke überbrachte und unter anderen merkwürdigen Dingen die Säbel Lamerlan's und Thamas Kuli Khan's zu des Kaisers Füßen niederlegte. Am 16. November 1807 reiste Napoleon von Paris ab und langte am 21. zu Mailand an. Wenige Tage nachher hielt die mit den Lorbern von Musterlitz, Jena und Friedland bedeckte kaiserliche Garde ihren Triumphheinzug in die französische Hauptstadt. Ihre Ankunft war das Zeichen zu großen Freudenbezeugungen. Die Pariser Behörden gaben ihr im Stadthause, der Senat in seinem eigenen Palaß Feste.

Der Kaiser hielt sich nicht lange in Mailand auf; denn er wünschte, daß die neuen Unterthanen, die ihm der Presburger Friede gegeben hatte, ihn kennen lernen möchten. Er langte am 29. November in Venedig an, gerade an dem Tage, an welchem sich Junot, nachdem er durch Spanien gezogen, der ersten portugiesischen Stadt, Abrantes, bemächtigt hatte. Am andern Tage zog die französische Armee in Lissabon ein, welches die königliche Familie im Angesichte des bestürzten Volkes verließ, um an Bord der englischen Flotte zu gehen und nach Brasilien zu flüchten.

Nachdem Napoleon die venetianischen Staaten und die Lombarden bereist hatte und zu Mantua mit seinem Bruder Lucian, dessen Tochter er mit dem Prinzen von Asturien vermählen wollte, zusammengetroffen war, kehrte er in die Hauptstadt seines Königreiches Italien zurück. Hier erließ er mehrere offene Briefe, wodurch Eugen Beauharnais, der Vizekönig, zum Fürsten von Venedig, dessen Tochter Josephine zur Prinzessin von Bologna, und Melzi, der ehemalige Präsident der cisalpinischen Republik, zum Herzoge von Lodi ernannt wurde. Nachdem der Kaiser die Urkunden dem italienischen gesetzgebenden Körper hatte vorlesen lassen, ergriff er selbst das Wort und sprach: „Meine Herren possidenti, dotti und commercianti, ich sehe euch mit Vergnügen um meinen Thron. Es freut mich, nach dreijähriger Abwesenheit die Fortschritte bemerken zu können, die meine Völker gemacht haben; aber was gibt es nicht noch Alles zu thun, um die Fehler unserer Väter gut und euch des Looses, das ich euch bereite, würdig zu machen! Die inneren Zwistigkeiten unserer Altvordern und ihr erbärmlicher Local-egoismus hatten den Verlust aller unserer Rechte vorbereitet. Das Vaterland wurde seines Ranges und seiner Würde entsetzt, jenes Vaterland, das in früheren Jahrhunderten die Ehre seiner Waffen und den Glanz seiner Tugenden so weit getragen hatte. Ich werde meinen Ruhm darein setzen, ihm diesen Glanz, diese Tugenden wieder zu erlangen.“ Diese Worte wurden mit Entzücken von den italienischen Deputirten vernommen, deren Eintheilung in Grundeigenthümer, Gelehrte und Kaufleute besser als die Organisation des französischen gesetzgebenden Körpers der verschiedenen Beschaffenheit der Interessen und Intelligenzen entsprach.

Seit dem Tilsiter Frieden hatte England, dessen Ausöhnung mit Frankreich der Kaiser Alexander vergeblich unternommen, nur noch mehr Hartnäckigkeit und Ingrimm in seine kriegerischen Entschlüsse gesetzt. Wüthend über den officiellen Beitritt der großen Mächte des Nordens zum Continentalsysteme hatte es hartnäckig die Vermittelung des russischen Kaisers zurückgewiesen und siebenundzwanzig Kriegsschiffe mit zwanzigtausend Mann unter dem Befehl des Lords Cathcart in die Ostsee geschickt, um den König von Dänemark zu zwingen, seine

Flotte, angeblich um sie in Verwahrung zu nehmen, auszuliefern. Dieser Fürst mußte dies verweigern; der englische Admiral antwortete auf diese edle Weigerung mit dem Bombardement von Copenhagen, auf welches unmittelbar die Capitulation dieser Hauptstadt und die Zerstörung der dänischen Flotte folgte. Als Napoleon diese schreckliche Verletzung des Völkerrechtes, welche die Engländer allenthalben und unter allen Formen gegen ohnmächtige Neutralität wiederholten, erfuhr, beschloß er, das System der Repressalien, das er seit der Schlacht bei Jena angenommen hatte, zu vervollständigen, und das Decret von Mailand gab jenem von Berlin die ganze strenge Ausdehnung, welche die Umstände erforderten. Der Kaiser erklärte durch dasselbe jedes Fahrzeug für „denationalisirt,“ welches sich jener gewaltsamen Maßregel unterwerfen würde, durch welche der König von England alle Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten in Blockadezustand erklärt und befohlen hatte, auf dem Meere alle Fahrzeuge, denen britische Kreuzer begegnen würden, zu untersuchen.

Während seines Aufenthaltes in Italien beschäftigte sich der Kaiser mit neuen Territorialcombinationen. Toscana und die Legationen waren bestimmt, einen Theil des französischen Reiches zu bilden. Nachdem er Alles zu dieser Vereinigung vorbereitet hatte, trat er die Heimreise nach Frankreich an. Während seines Aufenthaltes zu Chambéry stellte sich ihm ein junger Mann vor, der ihn bat, die Verbannung seiner Mutter zu widerrufen: es war Herr von Stael. Napoleon nahm ihn persönlich gut auf, zeigte sich aber gegen die Tochter Necker's und gegen diesen selbst sehr hart. „Ihre Mutter,“ sagte er zu ihm, „mag sich zufrieden geben, daß sie in Wien ist, sie kann da sehr gut Deutsch lernen. Ich will nicht sagen, daß sie eine böse Frau sei. Sie hat Geist, vielleicht zu viel Geist, aber es ist ein Geist ohne Zaum und Zügel. Sie ist im Chaos einer zusammenstürzenden Monarchie und der Revolution aufgewachsen, und das Alles amalgamirt sie! Das kann gefährlich werden. Bei der Exaltation ihres Kopfes kann sie Profelyten machen. Das muß ich überwachen. Sie mag mich nicht. Es geschieht im Interesse derjenigen, die sie gefährden würde, daß ich sie nicht nach Paris zurückkehren lasse. Sie würde der Vorstadt St. Ger-

main zur Fahne dienen. Sie sprudelt Wige und legt keine Wichtigkeit darauf, ich aber eine sehr große. Meine Regierung ist kein Witz, ich nehme Alles ernst: das möge man wissen, und sagen Sie es nur aller Welt!" Der junge Stael bethenerte die Absicht seiner Mutter, der kaiserlichen Regierung auch keinen Schatten von Argwohn geben zu wollen und nur eine kleine Anzahl von Freunden bei sich zu sehen, deren Liste sogar dem Kaiser zur Billigung vorgelegt werden solle; dann fügte er hinzu: „Man hat mir gesagt, das letzte Werk meines Großvaters habe Eure Majestät gegen meine Mutter aufgebracht; ich kann aber darauf schwören, daß sie daran nicht den geringsten Antheil gehabt hat.“ — „Ganz gewiß,“ versetzte der Kaiser, „hat dieses Werk viel Schuld daran. Ihr Großvater war ein Ideolog, ein Narr, ein alter Rasender. Mit sechzig Jahren eine Constitution umwerfen wollen und Constitutionspläne machen! Wahrhaftig, die Staaten würden von diesen systematischen Leuten, diesen Theorienschmieden, welche die Menschen nach Büchern und die Welt nach der Karte beurtheilen, vortrefflich regiert werden! Die Oekonomisten sind Querköpfe, die von Finanzplänen träumen, aber die Einnahmestelle in der kleinsten Stadt meines Reiches nicht versehen könnten. Das Werk Ihres Großvaters ist das eines eigensinnigen Greises, welcher starb, indem er über die Regierung der Staaten faselte.“ Bei diesen Worten gerieth der Enkel Necker's in lebhaftes Gemüthsbewegung, unterbrach den Kaiser und glaubte ihm bemerken zu dürfen, daß er sich über das Buch wahrscheinlich von übelgesinnten Personen habe Bericht erstatten lassen und es nicht selbst gelesen habe, da sein Großvater darin dem Genie Napoleon's Gerechtigkeit widerfahren lasse. „Darin irren Sie sich,“ versetzte der Kaiser mit Feuer, „ich habe es vielmehr selbst von Anfang bis zu Ende gelesen. Eine schöne Gerechtigkeit läßt er mir darin widerfahren! Er nennt mich den nothwendigen Mann, aber nach seinem Werke wäre das Erste, das man thun müßte, diesem nothwendigen Manne den Kopf abzuschlagen. Ja, ich war nothwendig, ich war unentbehrlich, um alle Dummheiten Ihres Großvaters gut zu machen, um das Böse zu verwischen, das er Frankreich angethan. Er ist es, der die Revolution gemacht hat. Das Reich der unruhigen Köpfe ist vor-

über, ich will Subordination. Ehret die Obrigkeit, denn sie kommt von Gott. Sie sind jung; wenn Sie meine Erfahrung besäßen, würden Sie die Dinge anders beurtheilen. Ihr Freimuth aber, weit entfernt mich zu verletzen, hat mir vielmehr gefallen; ich liebe einen Sohn, der für seine Mutter spricht. Allein ich will keine falsche Hoffnung in Ihnen erregen und kann Ihnen nicht verbergen, daß Sie nichts erhalten werden.“ Der junge Stael entfernte sich hierauf und der Kaiser sagte zu Duroc: „Bin ich nicht zu hart gegen diesen jungen Menschen gewesen? Ich glaube es fast selbst. Doch ist es mir im Ganzen recht; Andere werden nun nicht mehr auf denselben Gegenstand zurückkommen. Diese Leute schwärzen Alles an, was ich thue; sie verstehen mich nicht.“

Napoleon langte am 1. Januar 1808 zu Paris an. Drei Tage nachher besuchte er in Begleitung der Kaiserin Josephine den berühmten Maler David in seinem Atelier, um sich das Krönungsgemälde zu ansehen.

Im Laufe desselben Monats gab er der Bank von Frankreich ihre definitiven Statuten und vereinigte Bliessingen und dessen Gebiet mit dem Reiche. Das Schicksal Portugals war noch nicht entschieden. Obgleich es den französischen Waffen gänzlich unterworfen war, wollte Napoleon in Bezug auf dieses Königreich nichts übereilen. Er begnügte sich, für dasselbe eine provisorische Regierung zu organisiren, an deren Spitze er durch Decret vom 1. Februar Junot mit dem Titel Generalgouverneur stellte. Den Tag darauf gab er seinem Schwager, dem Fürsten Borghese, denselben Titel für die Departements jenseits der Alpen.

Das Nationalinstitut erfüllte um diese Zeit einen wichtigen Beruf, den ihm der Kaiser in einem jener Augenblicke auferlegt hatte, wo das Genie des Mannes, frei von den Leidenschaften des Monarchen, sich vor Allem mit den allgemeinen Interessen der Civilisation beschäftigte. Jede der drei Classen dieser berühmten Körperschaft überreichte ihm einen Bericht über die Fortschritte desjenigen Zweiges der menschlichen Kenntnisse, welcher den besonderen Gegenstand ihrer Arbeiten bildete. Das historische Gemälde, das sich unter diesen Berichten be-



findet, umfaßte dergestalt die Wissenschaften, die Künste und die Literatur vom Jahre 1789 an und bleibt für immer eine beredte Antwort auf die Verleumder der Revolution.

---

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

### Spanische Angelegenheiten.

Die französische Revolution hatte seit geraumer Zeit nur im Norden von Europa zu kämpfen gehabt; aber der Süden war vielmehr unterjocht als bekehrt. Zu Madrid und Lissabon, wie zu Wien, Berlin und Petersburg war die neue Philosophie ein unbequemer Nachbar und mußte dies vor Allem für das heilige Officium und die Inquisition sein. Das war dem Kaiser Napoleon nicht unbekannt. Er wußte gar wohl, daß das spanische Cabinet eben so gut als das österreichische bereit sei, sich zum Verbündeten von Preußen, Rußland und England zu erklären. Eine Proclamation des Friedensfürsten (des berühmten Godoy) hatte die geheimen Gedanken des Escurials enthüllt. Diese vorzeitige Kundgebung verdarb die Regierung Karl's IV.; er mußte allen Anforderungen Napoleon's entsprechen, um Verzeihung für die feindseligen Gesinnungen zu erhalten, die er in sich vermuthen zu lassen gewagt hatte. Daher jene Sendung eines Hilfscorps nach Deutschland unter dem Befehle Romana's, daher jener unkluge, den französischen Truppen zugestandene Durchzug, um Portugal zu erobern. Beobachtungscorps wurden auf der ganzen Linie unter verschiedenen Benennungen und mit der scheinbaren Bestimmung, die lusitanische Expedition zu unterstützen, aufgestellt. Der Kaiser wollte nicht nur das Streben und die feindselige Sprache von 1806 bestrafen, sondern sich auch für die Zukunft gegen alle feindseligen Unternehmungen von Seiten der südlichen Mächte im Falle eines neuen Bruches mit den Monarchien des Nordens sicher stellen. Auch beschäftigte er sich viel mit der strengen Vollziehung der Decrete von

Berlin und Mailand, und seine Strenge wandte sich natürlich insbesondere gegen Küstenländer, wie es die beiden Halbinseln waren. Schon waren seine Maßregeln zu Neapel und Lissabon getroffen und zu Rom sehr vorgerückt, wie wir später sehen werden. Aber vor Allem mußte das von zwei Meeren umspülte, von Bourbonen regierte Spanien, das sich erst kürzlich auf dem Zustande der Herausforderung Frankreichs hatte ertappen lassen, dem französischen Systeme unterworfen werden. Die militärische Besetzung der nördlichen Provinzen und festen Plätze dieses Königreiches wurde daher beschlossen. Die Observationscorps der Gironde und der Pyrenäen erhielten deshalb Befehl, vorwärts zu marschiren. Der Marschall Moncey rückte in die baskischen Provinzen ein, Dupont setzte sich in Valladolid fest und Duhesme drang in Catalonien vor. Von nun an befanden sich in der Halbinsel, das Corps Junot's nicht inbegriffen, nicht weniger als siebzigtausend Franzosen. Diese Truppen wurden in den festen Plätzen ohne Widerstand aufgenommen.

Die Monarchie Karl's des Fünften wurde damals von einem jener Männer geleitet, welche Gott nie an das Ruder derjenigen Staaten zu setzen ermangelt, deren Sturz er zuläßt, um sie zu regeneriren, und die königliche Familie war mit dem Stempel des Verfalls bezeichnet. Das Blut Ludwig's XIV. besleckte sich im Angesicht der Welt; dem Uebermuth des Emporkömmlings und der Schamlosigkeit des Lasters huldigte der castilianische Stolz; die Verachtung der Staatsgewalt, die unvermeidliche Vorläuferin ihres Sturzes, hatte den Gipfel erreicht; der Freund der Königin war auch der Günstling des Königs und der Tyrann Spaniens; Godoy beherrschte, entehrte und stürzte ein erlauchtes Geschlecht, dessen Geschicke erfüllt waren. „Sein Einfluß auf die königliche Familie,“ sagt ein den Bourbonen ergebener Schriftsteller, „war ohne Grenzen, seine Macht war die eines unumschränkten Herrn; die Schätze von Amerika standen ihm zu Gebote, und er mißbrauchte sie zu schändlichen Verführungen; er hatte mit Einem Worte aus dem Hofe von Madrid einen jener Dexter gemacht, wohin die entrüstete Muse Juvenal's die Mutter des Britannicus verwiesen hat.“

Anfangs hatte Napoleon nur im Sinne gehabt, sich militärisch der Treue eines verdächtigen Bundesgenossen zu versichern. Als er aber

sah, daß die königliche Familie sich durch öffentliches Mergerniß und durch Zwietracht selbst verderbe, daß das Volk durch Balastrevolutionen aufgeregter sei, daß Karl IV. und Ferdinand zu seinen Füßen, einer gegen den andern, den Schuß Frankreichs anflehten, daß der König und die Königin ihren Sohn anklagten und dieser sie hinwiederum entthronte und beschimpfte: da glaubte er in Spanien etwas Besseres thun zu können, als bloß die Festungen zu besetzen, da glaubte er, es sei der Augenblick gekommen, das elende Nullding dieses edeln und schönen Landes umzuwandeln, indem er es mit seinem Reiche enger verknüpfte, indem er zu Madrid, sei es unter Karl's IV., unter Ferdinand's oder unter was immer für eines Prätendenten, den zu wählen ihm zusagen würde, Namen, den französischen Ideen zur Herrschaft verhelpe. Zu diesem Zwecke schickte er den Marschall Bessières an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann in die baskischen Provinzen, um hier Moncey und Dupont zu verstärken, und ernannte zum Oberbefehlshaber der Expedition Murat, welcher zu Anfang des Monats März sein Hauptquartier nach Burgos verlegte.

So wie der Anmarsch der Franzosen in Madrid bekannt wurde, schrie das Volk über Verrath und der Hof floh nach Aranjuez. Godoy, der sich einen Augenblick geschmeichelt hatte, Napoleon getäuscht und für sich gewonnen zu haben, gewahrte die Nichtigkeit seiner Hoffnungen und rieth feiger Weise Karl IV., es wie das Haus Braganza zu machen und sich nach dem spanischen Amerika zu flüchten. Der schwache König willigte ein, sogleich nach Sevilla abzureisen. Aber die Zurüstungen zur Abreise weckten den castilianischen Stolz. Der gegen den Friedensfürsten wach gewordene Argwohn der Verrätherei gewann Raum, wurde heftiger, und am 16. März brach der Zorn der Nation aus. Der wüthende Pöbel drang in den Palast von Aranjuez und verlangte mit großem Geschrei das Haupt Godoy's. Der Palast des Günstlings wurde erstürmt und geplündert, und er selbst entging dem gewissen Tode nur dadurch, daß er sich in einem Speicher verbarg. Nun wurde Karl IV., welcher das Volk zu beruhigen gesucht hatte, indem er demselben ankündigte, der Friedensfürst willige ein, alle seine Aemter niederzulegen, selbst zur Entsetzung auf die königliche Würde gezwungen. Er unter-

zeichnete eine feierliche Verzichtsurkunde zu Gunsten des Prinzen von Asturien, welcher sogleich den Namen Ferdinand VII. annahm und seine Regierung damit begann, daß er gegen Godoy die Confiscation aller seiner Güter und die Einkerkelung verfügte, um die richterliche Rache des neuen Monarchen zu erwarten.

Kaum war das erste Gerücht von diesen Ereignissen nach Burgos gelangt, so brach Murat eiligst nach Madrid auf. Er zog in dieser Hauptstadt am 23. März an der Spitze von sechstausend Mann Garde und der Corps Moncey's und Dupont's inmitten einer zwar von Stammen ergriffenen und mißtrauischen, aber keineswegs eingeschüchterten Volksmenge ein. Am anderen Morgen verließ Ferdinand VII. Aranjuez, um gleichfalls seinen Einzug in der Hauptstadt von Spanien zu halten. Das düstere Schweigen, womit die Franzosen am Tage vorher aufgenommen worden waren, verwandelte sich bei Annäherung des neuen Königs in lebhaften Enthusiasmus. Die ganze Bevölkerung zog ihm voll Sehnsucht entgegen, den Fürsten zu begrüßen, der sie von dem schimpflichen Joche Godoy's befreit hatte.

Das diplomatische Corps sanctionirte durch einen officiellen Schritt die Ereignisse von Aranjuez und trug kein Bedenken, den König anzuerkennen, den der Aufruhr dazu gemacht hatte. Nur der französische Botschafter, im Einverständnisse mit Murat, vermied es, sich zu erklären. In der französische Generalissimus sandte eine Botschaft an Karl IV., um ihn seines Schutzes zu versichern und ihm seinen Beistand anzubieten. Der alte König hatte anfangs für nichts Sinn, als seinen Günstling zu retten und wieder zu erlangen. „Er hat kein anderes Unrecht begangen,“ sagte er, „als daß er mir sein ganzes Leben hindurch anhänglich gewesen ist; der Tod meines unglücklichen Freundes würde den meinigen nach sich ziehen.“ Und Godoy ward ihm wiedergegeben. Nun protestirte der König gegen die Abdankung, welche ihm der Volksaufruhr abgenöthigt hatte, und unterrichtete den Kaiser von dem Zwang, welchen man ihm angethan, in einem Schreiben, das er Murat beauftragte, an denselben gelangen zu lassen. Seinerseits schrieb auch der Prinz von Asturien an Napoleon, dessen mächtige Dazwischenkunft zu Gunsten seines Vaters er fürchtete, um die Ereignisse, die ihn vor der

Zeit auf den Thron gehoben, zu rechtfertigen und seine junge Gewalt unter den Schutz des französischen Bündnisses zu stellen.

Napoleon erlah aus dem Inhalte dieser beiden Schreiben, daß die vorgeblichen Gebieter der spanischen Monarchie sie zu seinen Füßen legten, da sie unfähig waren, ihre Last zu tragen. Aber der Charakter des spanischen Volkes flößte ihm Besorgnisse ein und erhielt ihn noch in Ungewißheit. „Glauben Sie nicht,“ schrieb er unter dem 29. März an Murat, „daß Sie nichts weiter zu thun brauchen als Truppen zu zeigen, um Spanien zu unterwerfen. Die Revolution vom 20. März beweist, daß die Spanier Energie besitzen. Die Aristokratie und der Clerus sind die Gebieter von Spanien. Wenn sie für ihre Privilegien und ihre Existenz zittern, so werden sie das Volk in Masse aufbieten. Spanien hat mehr als hunderttausend Mann unter den Waffen; das ist mehr als nothwendig ist, um mit Vortheil einen inneren Krieg auszuhalten. Auf mehrere Punkte vertheilt, können sie als eben so viele Mittelpunkte für die Gesammterhebung der Monarchie dienen. Ich mache Sie auf das Ganze der unvermeidlichen Hindernisse aufmerksam; es gibt noch andere, die Sie später einsehen werden. England wird diesen Unlaß nicht vorbeigehen lassen, ohne uns neue Verlegenheiten zu bereiten. Da die königliche Familie Spanien nicht verlassen hat, um ihren Aufenthalt in Amerika zu nehmen, so kann nur eine Revolution den Zustand dieses Landes ändern. Es ist vielleicht dasjenige Land in Europa, welches am wenigsten darauf vorbereitet ist. Im Interesse meines Reiches kann ich Spanien viel Gutes erweisen. Welches sind die besten Mittel, die man ergreifen muß? Soll ich nach Madrid gehen? . . . Es scheint mir schwer, Karl IV. die Herrschaft wiederzugeben; seine Regierung und sein Günstling sind so verhaßt, daß sie sich nicht drei Monate halten würden. Ferdinand ist Frankreichs Feind, darum hat man ihn zum Könige gemacht. Ihn auf den Thron setzen hieße den Parteien dienen, welche seit fünf- undzwanzig Jahren die Vernichtung von Frankreich wollen. . . Ich glaube, daß man nichts übereilen darf und von den Ereignissen, die einander folgen werden, Rath annehmen muß. Ich habe Savary befohlen, sich zu dem neuen Könige zu verfügen, um zu sehen, was vorgeht. Er wird sich mit Eurer kaiserlichen Hoheit in Bernehmen setzen. . .

Sie werden sich so benehmen, daß die Spanier nicht mutmaßen können, welche Partei ich ergreifen werde. Sie werden ihnen sagen, der Kaiser wünsche die Vervollkommnung der politischen Einrichtungen Spaniens, um dasselbe mehr in Einklang mit dem Zustande der europäischen Civilisation zu bringen. . . . Spanien thue es Noth, seine Regierungsmaschine neu einzurichten, es bedürfe Gesetze, welche die Bürger vor der Willkür und den Mißbräuchen des Feudalwesens schützen, bedürfe Einrichtungen, um die Industrie, den Ackerbau und die Künste zu beleben. Sie werden ihnen den Zustand der Ruhe und Wohlhabenheit, dessen sich Frankreich trotz der Kriege, die es führen mußte, erfreut, so wie den Glanz der Religion schildern, welche ihre Wiederherstellung dem von mir mit dem Papste geschlossenen Concordate verdankt. Sie werden ihnen die Vortheile zeigen, die sie aus einer politischen Wiedergeburt ziehen können: Ordnung und Friede im Innern, Achtung und Macht nach außen. Das muß der Geist Ihrer Rede und Ihrer Schriften sein. Verfahren Sie in nichts zu hastig. Ich kam zu Bayonne abzuwarten, ich kam nach Madrid gehen. . . Ich werde an Ihre persönlichen Interessen denken, unterlassen Sie aber, dies selbst zu thun. Sie verfahren zu rasch in Bezug auf die Verhaltungsbeefehle vom vierzehnten. . . Sollte sich der Krieg entzünden, so ist Alles verloren. Der Politik und den Unterhandlungen steht es zu, über die Geschicke von Spanien zu entscheiden.“

Napoleon wollte jedoch, bevor er einen festen Entschluß faßte, den Zustand der Dinge selbst sehen und aus eigener Anschauung sich von den Anforderungen und Möglichkeiten der Lage überzeugen. Er reiste am 2. April von Paris ab, kam am 4. nach Bordeaux und verweilte hier bis zur Ankunft der Kaiserin am 10., dann reisten sie in Gemeinschaft nach Bayonne, wo sie am 15. ihren Einzug hielten. Das Schloß Marrac, bestimmt, der Zeuge eines der großen politischen Ereignisse jener Zeit zu sein, wurde für einige Monate die kaiserliche Residenz. Der Kaiser beeilte sich, am Tage nach seiner Ankunft in Bayonne dem Prinzen von Asturien zu antworten. Sein Urtheil über die Gültigkeit der Abdankung Karl's IV. aufschiebend, gab er dem Sohn desselben nur den Titel königliche Hoheit, stellte ihm vor, wie ge-

fährlich es für die Fürsten wäre, die Völker daran zu gewöhnen, sich selbst Recht zu verschaffen, und deutete auf den politischen Selbstmord, den Ferdinand begehen würde, wenn er sich verleiten ließe, seine Mutter dadurch zu ehren, daß er einen scandalösen Prozeß gegen ihren Günstling anfinge. Am Ende des Schreibens drückte der Kaiser in zwei Worten den Wunsch einer Unterredung aus.

Der Prinz von Asturien trug anfangs Bedenken, sich dem Wunsche Napoleon's zu fügen. Während einige seiner Rathgeber ihn auf einen hinter dieser Zusammenkunft verborgenen Fallstrick aufmerksam machten, setzten ihm andere auseinander, wie wichtig es wäre, seinem Vater bei dem Kaiser zuvorzukommen und den ersten, stets so schwer zu verwischenden Eindruck zu seinen Gunsten zu benutzen. Ferdinand folgte dem letzteren Rathe. Er verließ zum großen Bedauern des spanischen Volkes Madrid und reiste voll Zweifel und Bangigkeit nach der Grenze. Nachdem er zu Vittoria angekommen, wollte er den Kaiser hier erwarten, dieser kam aber nicht, und dieselben Betrachtungen, die den jungen Fürsten nach Alava geführt hatten, zogen ihn auch nach Bayonne. Am 20. April erschien er in Begleitung seines Bruders Don Carlos im Schlosse Marrac, welches Napoleon bewohnte. Karl IV. folgte dem Prinzen von Asturien auf dem Fuße. Da er diesem das Feld nicht frei lassen wollte, eilte er in aller Hast mit Königin und Günstling herbei, um sich unter den Schutz des Kaisers zu stellen. Da sah der emporkommene Soldat, der Auserwählte des Volkes, der Sohn der Revolution die Nachkommen des heiligen Ludwig, die Erben des Pelagius, die Bewahrer des Schwertes des Eid zu seinen Füßen, sah, wie sie das Schicksal jener alten und großen Monarchie, von welcher Philipp der Zweite mit so viel Stolz hatte sagen können, „daß in seinem Reiche die Sonne niemals untergehe,“ zu seiner Verfügung stellten. Welche Lehre für das alte Europa in diesem Schauspiele!

Der Prinz von Asturien hatte eine Annäherung zu seinem Vater gewünscht, um sich mit ihm auszusöhnen und so die Dazwischenkunft des furchtbaren Vermittlers, den sie gewählt hatten, überflüssig zu machen. In dieser Absicht wollte er einst Karl IV. in sein Gemach folgen, aber der alte König rief ihm entrüstet zu: „bleibe, hast du nicht schon mein

graues Haar genug beschimpft?“ und stieß ihn zurück. Am anderen Tag warf er ihm sein Benehmen in sehr bitteren Ausdrücken in einem Schreiben vor, dem Napoleon nicht fremd war und welches mit Anspielung auf den Aufruhr von Aranjuez so schloß: „Alles muß für, nichts durch das Volk geschehen. Diesen Grundsatz vergessen heißt die Schuld aller Verbrechen, die aus einem solchen Vergessen folgen, auf sich laden.“ Inzwischen hatte Napoleon binnen wenigen Tagen die Personen, die zu studiren er gekommen war, vollständig kennen gelernt. Schon bei der ersten Zusammenkunft waren Karl und sein Sohn gerichtet, unwiderruflich gerichtet. „Als ich sie zu meinen Füßen sah,“ hat Napoleon seitdem gesagt, „als ich selbst ihre gänzliche Unfähigkeit beurtheilen konnte, empfand ich Mitleid mit dem Schicksal eines großen Volkes; ich ergriff die einzige Gelegenheit bei den Haaren, die mir das Glück darbot, um Spanien neu zu beleben, es England zu entreißen und innig mit unserem Systeme zu verbinden. Meiner Idee zufolge hieß dies einen der Grundsteine zur Ruhe und Sicherheit Europa's legen. Aber weit entfernt, mich dabei um Kleinlicher Umtriebe zu bedienen, habe ich, wenn ich in dieser Sache fehlte, vielmehr durch kühne Offenheit, durch ein Uebermaß an Kraft gefehlt. Bayonne war kein Fallstrick, sondern ein unermesslicher, ein Lärm machender Staatsstreich. Ich verschmähte die gewöhnlichen krummen Wege. Ich fühlte mich so mächtig! Ich wagte von so hoch herab zu treffen! Ich wollte handeln wie die Vorsehung, welche den Uebeln der Sterblichen durch Mittel nach eigener Wahl, die zuweilen sehr gewaltsam sind, abhilft, ohne sich um irgend ein Urtheil zu kümmern.“

Alles trägt dazu bei, den Entschluß Napoleon's zu beschleunigen und zu befestigen. Ein Aufruhr findet in Madrid statt, und obgleich durch Ströme Bluts erstickt, läßt er doch die Hauptstadt Spaniens in einem Zustande der Gährung, welche von Stunde zu Stunde in den Provinzen um sich greift. Da gilt kein Zaudern: die Bourbonen können nun über Spanien nur unter dem herrischen Einfluß eines Aufruhrs regieren, welcher feindselig gegen Frankreich ist. Am 5. Mai entsagt Karl IV. zu Gunsten Napoleon's; fünf Tage später unterzeichnen auch der Prinz von Asturien, die Infanten Don Carlos, Don Antonio und



Don Francisco die Entfagung und leisten auf alle Ansprüche auf den spanischen Thron Verzicht. Der alte König mit der Königin und dem unzertrennlichen Godoy ziehen nach Compiègne, die Infanten nach Valençay. Ein solches Aufgeben der Krone durch Karl den IV. und seine Söhne steigerte die Erbitterung der spanischen Nation auf den höchsten Grad. Der Aufruhr wurde allgemein; überall bildeten sich Juntten, um die Vertheidigung des Landes gegen den feindlichen Einfall zu organisiren und zu leiten. Eine Centraljunta trat in Sevilla zusammen. Nach dem Ausdrucke Napoleon's selbst benahmen sich die Spanier in Masse wie ein Mann von Ehre.

Diese edle Haltung entsprach der Voraussicht des Kaisers; da er sich aber einmal eingelassen hatte, konnte er nicht wieder zurück und rechnete übrigens fortwährend auf das Uebergewicht seines Glückes und seiner Waffen. Er ernannte eine Junta, die er unter dem Vorstiß seines Schwagers Murat mit der Regierung von Spanien beauftragte. Kaum war diese Junta eingesetzt, so verlangte sie auch den Bruder des Kaisers, Joseph Napoleon, der damals den Thron von Neapel inne hatte, zum Könige. Napoleon begann damit, daß er den Spaniern die Ereignisse von Bayonne in einer Proclamation verkündete, worin er ihnen die Wohlthaten auseinandersetzte, die er, indem er die feierliche Abtretung vom 5. Mai angenommen, ihnen zu erweisen sich vorgenommen hatte. „Eure Nation,“ sprach er zu ihnen, „war nach einer langen Agonie dem Untergange nahe. Ich habe eure Leiden erwogen und will ihnen abhelfen. Eure Monarchie ist gealtert und mein Beruf ist es, sie zu verjüngen. Ich werde alle eure Einrichtungen verbessern, werde euch, wenn ihr mich dabei unterstützt, den Genuß der Wohlthaten einer Reform ohne Reibungen, Unordnungen und Zuckungen verschaffen. Spanier! ich habe eine allgemeine Versammlung der Deputationen der Provinzen und Städte berufen, ich will mich selbst von euren Wünschen und Bedürfnissen überzeugen. Ich werde dann alle meine Rechte niederlegen und eure glorreiche Krone auf das Haupt meines anderen Ich setzen, euch eine Verfassung verbürgend, welche die geheiligte und heilsame Obergewalt des Souverains mit den Freiheiten und Rechten des Volkes in Einklang bringt. Fasset unter den gegenwärtigen Umständen

Hoffnung und Vertrauen, denn ich will, daß eure spätesten Enkel mein Andenken bewahren und sagen sollen: „„Er ist der Wiederhersteller unseres Vaterlandes gewesen.““

Diese Proclamation war vom 25. Mai aus Bayonne datirt. Eben daselbst erschien am 5. Juni das kaiserliche Decret, welches Joseph Napoleon auf den Thron von Spanien und beiden Indien berief. Dieser Fürst zögerte nicht mit seiner Ankunft. Bevor er sich nach Madrid begab, brachte er einige Zeit beim Kaiser zu und empfing in Bayonne die Deputationen, welche Murat den Auftrag hatte, aus allen den französischen Waffen unterworfenen Provinzen an ihn zu senden. Gleichfalls in dieser Stadt trat am 6. Juli die von Napoleon berufene Generaljunta zusammen. Eine auf die französische Constitution vom Jahre VIII begründete Verfassung wurde dieser Versammlung vorgelegt, welche sich beeiferte, dieselbe anzunehmen. Aber das war nur eine künstliche Repräsentation des spanischen Volkes. Einige französische Generale legten ihr zu große Wichtigkeit bei und glaubten, sie werde hinreichen, Spanien zu unterwerfen, oder wenigstens die allgemeine Erhebung, die auf allen Punkten der Halbinsel organisirt wurde, in eine einfache, leicht zu unterdrückende Meuterei verwandeln. Der General Dupont, der einen so herrlichen Antheil am Siege von Friedland gehabt, trennte sich von den übrigen Corps der französischen Armee, um nach Andujar zu marschiren und in Andalusien einzudringen, wo die Empörung schnelle Fortschritte machte. Diese unkluge Bewegung hatte verderbliche Folgen. Kaum hatte Bessières den Sieg von Rio Seco erfochten und Moncey sich Valencia's bemächtigt, als die Niederlage und Capitulation von Baylen den Glanz der französischen Fahnen besleckten und Europa kund thaten, daß die Armeen Napoleon's nicht unüberwindlich seien. Dupont, von Castannos umringt, streckte die Waffen und sein achtzehn- bis zwanzigtausend Mann starkes Armeecorps gerieth in Gefangenschaft. Auf die Kunde dieses Ereignisses wuchs der Aufstand in allen anderen Provinzen der spanischen Monarchie und der König Joseph hielt es für räthlich, der französischen Armee zu befehlen, über den Ebro zurückzugehen.

Napoleon, der am 22. Juli von Bayonne abgereist war, erfuhr zu Bordeaux die Niederlage und Capitulation Dupont's. Er war

darüber entrüstet und sagte zu einem seiner Minister: „Daß eine Armee geschlagen wird, ist nichts, das Glück der Waffen wechselt mit jedem Tage und eine Niederlage läßt sich wieder gut machen; daß aber eine Armee eine schimpfliche Capitulation abschließt, ist ein Flecken für den französischen Namen und Waffenruhm. Die der Ehre geschlagenen Wunden heilen niemals. Ihre moralische Wirkung ist schrecklich. Wie? ein Franzose begeht die Unwürdigkeit, die französische Uniform abzulegen, um die feindliche anzuziehen! Hat die Niederträchtigkeit einzuwilligen, daß die Tornister unserer Soldaten untersucht werden, gleich als wären sie Räuber! Konnte ich das von dem General Dupont erwarten, auf den ich mein Auge gerichtet hatte, den ich erzog, um ihn zum Marschall zu machen? — Man sagt, er habe keine anderen Mittel gehabt, um die Armee zu retten und die Niedermegehung der Soldaten zu verhindern. Besser, sie wären alle mit den Waffen in der Hand erlegen und es wäre kein einziger zurückgekommen. Ihr Tod wäre ruhmvoll gewesen, wir hätten sie gerächt. Soldaten sind wieder zu bekommen, die Ehre aber erlangt man niemals wieder!“ (Das Consulat und das Kaiserreich.)

Der General Dupont wurde vor das kaiserliche höchste Gericht gestellt und Napoleon ließ folgende von ihm selbst herrührende Zeilen in den Moniteur vom 10. August einrücken: „Es gibt wenige Beispiele eines allen Grundsätzen des Krieges so zuwiderlaufenden Benehmens. Der General Dupont, der seine Armee nicht zu leiten gewußt, hat dann bei den Unterhandlungen noch weniger politischen Muth und Geschicklichkeit bewiesen. Wie Titurius Sabinus ließ er sich durch Schwindelgeist zu seinem Verderben hinreißen, ließ sich durch die Listen und Tücken eines zweiten Ambiorix täuschen, aber die römischen Soldaten, glücklicher als die unfrigen, starben alle mit den Waffen in der Hand.“

---

## Achtundzwanzigstes Capitel.

Rückkehr des Kaisers nach St. Cloud. Diplomatischer Verkehr. Truppendisposition nach Spanien. Congress zu Erfurt. Rückkehr nach Paris. Besuch im Museum. Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Abreise des Kaisers nach Bayonne. Neuer Einfall in Spanien. Einnahme von Madrid. Abschaffung der Inquisition. Zeichen der Feindseligkeiten mit Oesterreich. Napoleon verläßt plötzlich die Armee von Spanien, um nach Paris zurückzugehen und sich von da nach Deutschland zu begeben.

Voll Schmerz über die feinen Waffen durch die Capitulation von Baylen angethane Schmach war der Kaiser an seinem Namenstag nach St. Cloud zurückgekommen. Hier langte bald die Nachricht von der Schlacht von Bimexra zwischen Lord Wellington und Junot an. Die Franzosen waren gänzlich geschlagen und zur Capitulation gezwungen worden. Sie hatten sich der Bedingung unterworfen, Portugal zu räumen und auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückzukehren. Dieser zweite Stoß, den Napoleon's Waffen jenseits der Pyrenäen erlitten hatten, wie demüthigend er auch sein mochte, war nicht gemacht ihn zu entmuthigen, denn sein Entschluß in Betreff der Halbinsel war so fest gefaßt, daß er am 4. September zum Senate sprach: „Ich bin entschlossen, die Angelegenheiten Spaniens mit der größten Thätigkeit zu betreiben und die englischen Armeen, die in diesem Lande erschienen sind, zu vernichten. Ich lege voll Zuversicht meinen Völkern neue Opfer auf; dieselben sind nothwendig, um ihnen größere zu ersparen.“ In dieser Botschaft, der ein Bericht des Ministers Champagny über die spanischen Angelegenheiten folgte, beklagte der Kaiser den Tod des Sultans Selim, seines Verbündeten, den er den besten der osmanischen Kaiser nannte und der durch die Hand seiner Neffen umgekommen war. Dagegen wünschte er sich Glück zu seinem innigen Bündnisse mit dem Kaiser Alexander, „welches England keine Hoffnung in Betreff seiner Pläne wider den Frieden des Continents lasse.“ Der Senat antwortete dem Kaiser durch den Beschluß einer Aushebung von achtzigtausend Conscriptirten und sprach durch das Organ seines Präsidenten Lacedede zu ihm: „Der Wille des

französischen Volkes ist eins mit dem Eurer Majestät. Der spanische Krieg ist politisch, er ist gerecht, er ist nothwendig.“

Inzwischen wurde in Spanien die Nothwendigkeit frischer Verstärkungen immer dringender. Der triumphirende Aufstand herrschte fortwährend in der Hauptstadt und in den vornehmsten Provinzen. Nicht mit kaum erst eingeübten Rekruten konnte der Sieg wieder unter die französischen Fahnen zurückgeführt werden. Napoleon wandte sich daher an seine alten Phalangen, an die Sieger von Austerlitz, Jena und Friedland. Bei einer großen Heerschau, die er am 11. September in den Tuileries hielt, kündete er den Soldaten der großen Armee an, daß er bald mit ihnen nach Spanien marschiren werde, wo die große Nation gleichfalls Unbilden zu rächen habe. „Soldaten!“ redete er sie an, „nachdem ihr an den Gestaden der Donau und Weichsel gesiegt, habt ihr Deutschland in Eilmärschen durchzogen; ich werde euch jetzt Frankreich durchziehen lassen, ohne euch einen Augenblick Ruhe zu gewähren. Soldaten! ich bedarf eurer, die schenßliche Gegenwart des Leoparden besleckt das Festland von Spanien und Portugal. Möge er bei eurem Anblick mit Entsetzen entweichen! Laßt uns unsere triumphirenden Adler bis zu den Säulen des Herkules tragen! Auch dort haben wir Unbilden zu rächen. Soldaten! ihr habt den Ruhm der neueren Armeen übertroffen, aber noch nicht jenen der römischen Heere erreicht, welche in einem und demselben Feldzuge am Rhein und am Euphrat, in Syrien und am Tajo triumphirten. Langer Friede und dauerndes Glück werden der Lohn eurer Arbeit sein; ein wahrhafter Franzose kann und darf sich keine Ruhe gönnen, bevor nicht das Meer wieder offen und frei ist. Soldaten! Alles, was ihr vollbracht habt, Alles, was ihr noch für das Glück des französischen Volkes und für meinen Ruhm vollbringen werdet, wird ewig in mein Herz eingegraben bleiben.“

Bevor jedoch Napoleon selbst sich an die Spitze der Truppen stellte, die er nach Spanien sandte, wollte er die Freundschaft, welche er für den Kaiser Alexander gefaßt hatte und die dieser zu erwiedern schien, durch eine Zusammenkunft noch mehr befestigen. Er fühlte das Bedürfniß, sich mit diesem Fürsten, der nach ihm der mächtigste Monarch des Continentes war, über alle obschwebenden Fragen der europäischen Po-

litik und insbesondere über die Angelegenheiten Spaniens zu besprechen. Erfurt wurde zum Blage dieser Zusammenkunft gewählt. Die beiden Kaiser langten daselbst im Anfange des October an; auch alle Fürsten des Rheinbundes hatten sich eingefunden, gleichsam ein Kreis von gekrönten Höflingen rings um ihren stolzen Protector. Dem Botschafter des Kaisers von Oesterreich in Paris war nicht gestattet worden, Napoleon nach Erfurt zu folgen. Dies beunruhigte das österreichische Cabinet, und der Baron Vincent wurde zum Ueberbringer eines eigenhändigen Schreibens des Kaisers Franz ausersesehen. Dieser Monarch sprach in demselben die Hoffnung aus, Napoleon werde, wenn sich irrige Gerüchte über einige innere Veränderungen in der österreichischen Monarchie verbreitet und Anlaß gegeben haben sollten, daß der französische Kaiser einen Augenblick an der Fortdauer der freundschaftlichen Gesinnungen Oesterreichs zweifle, durch die Aufklärungen, die der Graf Metternich gegeben habe und der Baron Vincent fortzusetzen im Stande sei, völlig befriedigt worden sein. Der Eifer des österreichischen Cabinets bei dieser Gelegenheit bewies offenbar, daß es darüber betroffen war, von der Regulirung der Geschicke Europa's so gänzlich ausgeschlossen zu sein. Auch der König von Preußen erschien auf dem Congresse nicht. Napoleon hatte, um den Aufenthalt zu Erfurt für seinen kaiserlichen Freund angenehm zu machen, die französischen Schauspieler hinkommen lassen. Bei einer der Vorstellungen beklatschte Alexander bei Aufführung der Tragödie Oedipus mit anscheinender Begeisterung einen Vers, dessen Anwendung für jedermann sehr leicht zu deuten war: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter.“

Acht Tage vergingen unter Festen, aber die Politik ward nicht vergessen. Den Banketten und Schauspielen folgten die geheimen Unterredungen. Der Kaiser Alexander gab sich das Ansehen, England für den Frieden stimmen zu wollen, ja er unterzeichnete mit Napoleon sogar zu diesem Zwecke ein dringendes Schreiben. Der Zukunft war beschieden, seine eigentliche Gesinnung aufzuhellen. Dann gab er dem spanischen Kriege seine vollkommene Zustimmung, weil er darin eine für den Norden sehr vortheilhafte Ablenkung in Bezug auf den Krieg gegen die Revolution und überdies eine Gelegenheit zur Schwächung

oder zum Sturze der beiden Länder erblickte, deren Nebenbuhlerschaft dem russischen Reiche die gefährlichste war, England und Frankreich. Die beiden Monarchen schieden, jeder mit dem andern wohl zufrieden, am 14. October; Napoleon hielt Alexander für seinen aufrichtigen Freund und ahnte nicht, daß er eines Tages von ihm würde sagen müssen: er ist ein Grieche aus den späten Zeiten des römischen Kaiserthums.

Am 18. October war der Kaiser in St. Cloud zurück, und am 25. erfolgte die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers. Da der Kaiser von Seiten Rußlands sich für sicher hielt, so sprach er mit Zuversicht von seinen Plänen und Hoffnungen in Betreff Spaniens. „Es ist,“ sagte er, „eine besondere Wohlthat jener Vorsehung, welche unsere Waffen stets beschützt hat, daß die Leidenschaft die Engländer dahin verblendet hat, daß sie auf den Schutz des Meeres verzichten und endlich ihre Armee auf dem Festlande zeigen. Ich reise binnen wenigen Tagen ab, um mich an die Spitze meines Heeres zu stellen, mit der Hülfe Gottes in Madrid den König von Spanien zu krönen und meine Adler auf den Forts von Lissabon aufzupflanzen. Ich habe mich mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt besprochen; wir sind einverstanden und unwandelbar vereint, so im Frieden wie im Kriege.“

Der Kaiser reiste am 29. October von Paris ab; am 5. November war sein Hauptquartier zu Vittoria und am 9. zu Burgos, nach einem von dem Marschall Soult über die Armee von Estremadura erfochtenen Siege. An demselben Tage schlug der Marschall Victor die Armee von Galicien bei Espinosa de los Monteros. Der Plan Napoleon's war, diese beiden Armeen von einander völlig zu trennen, um sie einzeln zu vernichten. Er hatte Victor gegen Blake, Ney und Moncey gegen Castaños, welcher fortwährend die Armee von Andalusien befehligte, gesendet, während er selbst sich mit Soult und einer Cavaleriereserve unter Bessières im Centrum der Operationen aufstellte. Diese Vertheilung der Streitkräfte war bereits von vollkommenem Erfolge gekrönt. Die Armee von Estremadura war zerstreut, jene von Galicien vernichtet. Als sich die Flüchtlinge des Kampfes von Espinosa bei Reynosa wieder organisiren wollten, zwang sie die Annäherung des Marschalls

Soult, ihre Borräthe und ihr Material im Stiche zu lassen und sich in Unordnung in die Gebirge von Leon zu werfen.

Der rechte Flügel der französischen Armee war daher völlig frei, aber auf dem linken hatte sie Palafox, der in Aragonien befehligte, und Castannos, den Sieger von Baylen. Während Soult die Provinz Santander durchzog und entwaffnete, befahl der Kaiser dem Marschall Lannes, die Armeen von Aragonien und Andalusien zu verfolgen. Der Marschall Ney wurde gegen Soria und Taragon entsendet, um sich zwischen Castannos und Madrid aufzustellen, diesem General den Weg nach der Hauptstadt abzuschneiden und ihn im Fall einer Niederlage auf Valencia zurückzuwerfen. Die Manöuvres des Marschalls Lannes nöthigten die spanischen Generale, sich zwischen Tudela und Cascante zurückzuziehen. Hier, wo sie sich an den Ebro lehnten und ihre Streitkräfte nicht weniger als fünfundvierzigtausend Mann betrugten, glaubten sie die Schlacht annehmen zu müssen. Aber sie hatten auf die Vortheile ihrer Stellung, auf den Muth und die Zahl ihrer Soldaten zu sehr gerechnet. Der Marschall Lannes brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei und rächte an Castannos selbst die bei Baylen gekränkte französische Ehre. Die Schlacht von Tudela kostete den Spaniern siebentausend Mann, dreißig Kanonen und sieben Fahnen. Palafox zog sich nach Saragossa und Castannos nach Valencia zurück.

Als Napoleon von diesem neuen Siege Nachricht erhielt, beschloß er geradezu auf Madrid zu marschiren, indem er Soult zur Rechten die westlichen Provinzen überwachen, Lannes zur Linken die Trümmer der Armee von Aragonien im Zaum halten ließ. Ney fuhr fort, die Armee von Andalusien zu beobachten. Aber der spanische Patriotismus ermüdete nicht. Neue Aufgebote hatten sich in Estremadura und Castilien gebildet, eine frische, zwanzigtausend Mann starke Armee wuchs wie aus der Erde hervor, stellte sich dem Marsche des Kaisers entgegen und versuchte, den Engpaß der Somo-Sierra zu schließen. Die ersten französischen Truppenabtheilungen wurden in der That einige Augenblicke durch das Feuer der Batterien aufgehalten, welche jenen schmalen und schwer zugänglichen Berg vertheidigten. Die Gegenwart des Kaisers Napoleon und der unwiderstehliche Ungeßtim der Cavalerie der Garde



waren nothwendig, um den kraftvollen Widerstand der Spanier zu besiegen. Als aber der Kaiser erschien, griffen auf das gegebene Zeichen die Jäger zu Pferde und die polnischen Lanzenreiter in Galopp an und im Nu war jedes Hinderniß überwältigt. Die französische Armee erreichte die Thore von Madrid, ohne weiter auf die geringste Spur jener spanischen Armee zu stoßen, die sie auf der Somo-Sierra hatte aufhalten wollen. Diese glänzende Waffenthath geschah am 29. November, sieben Tage nach der Schlacht bei Tudela. Am 1. December befand sich das Hauptquartier zu San Agostino in der Nähe der Hauptstadt, welche am 4., den Tag nach der Einnahme von Segovia durch den Marschall Lefebvre, capitulirte.

Madrid hatte anfangs im Sinne gehabt, sich zu vertheidigen. Bierzigtausend bewaffnete Bauern und achttausend Mann Linienmilitär, ungerchnet die Milizen, hatten sich in der Hauptstadt mit hundert Kanonen eingeschlossen. Schnell waren Barricaden errichtet worden und Alles ließ auf den hartnäckigsten Widerstand schließen, da zwei Aufforderungen des Kaisers mit allen Beweisen der Wuth und Verachtung aufgenommen worden waren. Da begann das Feuer gegen den Palast Buen Retiro, welcher die Stadt beherrscht. So wie dieser Posten nach blutigen Anstrengungen von dem Marschall Victor erstürmt worden war, bedrohte man die Stadt mit unmittelbarer Vernichtung, und diese Drohung brachte die gewünschte Wirkung hervor. Das Linienmilitär verließ Madrid, die unregelmäßigen Truppen zerstreuten sich und die Behörden unterzeichneten eine Capitulation.

Napoleon schaffte am Tage der Capitulation von Madrid die Inquisition ab und verminderte die Zahl der Klöster. Hierauf erließ er eine neue Proclamation an die Spanier: „Ihr seid,“ sagte er darin zu ihnen, „durch treulose Menschen verführt worden und habt euch in einen unsinnigen Kampf eingelassen. Wenige Monate darnach waret ihr allen Forderungen der Volksparteien preisgegeben. Die Niederlage eurer Armeen ist das Ergebniß einiger Märsche gewesen. Ich bin in Madrid eingezogen: die Rechte des Krieges ermächtigten mich, ein großes Beispiel zu statuiren und in Blut den Schimpf abzuwaschen, der mir und meiner Nation angethan worden ist; dennoch habe ich nur der Milde

Gehör gegeben. Ich habe euch in meiner Proclamation vom 2. Juni gesagt, daß ich euer Wiederhersteller werden wolle. Ihr aber habt gewollt, daß ich zu den Rechten, welche mir die Fürsten der letzten Dynastie abgetreten haben, auch jenes der Eroberung füge. Dies vermag in meinen Gesinnungen keine Veränderung hervorzubringen. Ich will sogar das Hochherzige, was in euren Bestrebungen liegen mag, loben, will anerkennen, daß man euch über eure wahren Interessen getäuscht habe. Spanier, eure Geschicke ruhen in meinen Händen. Werft das Gift von euch, das die Engländer unter euch verbreitet haben. Ich habe Alles, was eurem Glücke und eurer Größe entgegenstand, zerbrochen, habe die Hemmnisse, die auf dem Volke lasteten, weggeräumt; eine liberale Constitution gibt euch statt einer absoluten eine beschränkte Monarchie. Es hängt von euch ab, daß diese Constitution auch fortan euer Staatsgrundgesetz bleibe. Wenn aber,“ fügte er am Schlusse hinzu, „alle meine Bestrebungen fruchtlos sein, ihr meinem Vertrauen nicht entsprechen solltet, so wird mir nur übrig bleiben, euch als eroberte Provinzen zu behandeln und meinem Bruder einen anderen Thron zu geben. Dann werde ich die Krone von Spanien auf mein eigenes Haupt setzen und ihr bei den Böswilligen Achtung zu verschaffen wissen, denn Gott hat mir die erforderliche Macht und den nöthigen Willen gegeben, um alle Hindernisse zu überwältigen.“ Die Spanier zeigten sich gegen diese Sprache taub, weder die Versprechungen noch die Drohungen des Kaisers brachten auf sie einen Eindruck hervor. Aber das Wort Constitution war nicht vergeblich gesprochen; der castilianische Unabhängigkeitsstimm bemächtigte sich dessen und die Häupter des Aufstandes sahen sich durch die Gewalt der Umstände genöthigt, Spanien eine noch demokratischere Constitution, als die zu Bayonne angenommene war, zu geben. Der Corregidor von Madrid erschien an der Spitze einer Deputation der Stadt, um zu den Füßen des Siegers den Ausdruck der Gesinnungen niederzulegen, die zwar nicht in den Seelen waren, deren Kundgebung aber durch die militärische Besetzung der Hauptstadt nothwendig gemacht wurde. „Ich bedaure,“ antwortete der Kaiser, „das Unglück, welches Madrid erduldet hat, und ich rechne es mir zum besonderen Glücke an, die Stadt haben retten und ihr größere

Drangsale ersparen zu können. Ich habe mich beeilt, Maßregeln zu nehmen, welche alle Classen der Bürger beruhigen, denn ich weiß, wie peinlich die Ungewißheit für alle Völker und für alle Menschen ist. Ich habe die Ordensgeistlichkeit beibehalten, aber zugleich die Zahl der Mönche beschränkt. Es gibt keinen vernünftigen Menschen, der nicht einsieht, daß sie zu zahlreich sind. Aus dem Ueberschusse der Klostergüter habe ich für die Pfarrer, diese interessanteste und nützlichste Classe der Geistlichkeit, gesorgt. Ich habe jenes Tribunal abgeschafft, gegen welches das Jahrhundert und Europa aufschrieen. Die Priester haben das Gewissen zu leiten, aber keinerlei zeitliche oder körperliche Gerichtsbarkeit über die Bürger auszuüben. Ich habe die von den Großen in den Zeiten der Bürgerkriege an sich gerissenen Privilegien unterdrückt. Ich habe die Feudalrechte abgeschafft, und jeder kann nun Gasthöfe, Defen, Mühlen, Thunfischneze, Fischereien anlegen und überhaupt seinem Fleiße einen freien Aufschwung geben. Der Egoismus, der Reichthum und das Glück einer kleinen Anzahl Menschen schaden eurem Ackerbaue mehr als die Hitze der Hundstage. Gleichwie es nur einen Gott gibt, darf es in einem Staate nur eine Gerechtigkeit geben. Die privilegierte Justiz ist ein Mißbrauch und den Rechten des Volkes zuwider. Ich habe sie aufgehoben. Jedem habe ich zu wissen gethan, was er zu besorgen, was zu hoffen habe. Es gibt kein Hinderniß, das die Vollziehung meines Willens lange verzögern könnte. Die Bourbonen können nicht mehr in Europa regieren. Das jetzige Geschlecht mag in seinen Meinungen gespalten sein, denn zu viele Leidenschaften sind in das Spiel gebracht worden; aber eure Enkel werden mich als euren Wiederhersteller segnen, werden den Tag, an welchem ich unter euch erschienen bin, zu den denkwürdigen zählen.“

Napoleon beschäftigte sich während seines Aufenthaltes in Madrid damit, daß er die Haltung seiner Truppen besichtigte und ihren guten Geist aufrecht erhielt. Am 9. December hielt er im Prado Heerschau über das Corps des Marschalls Lefebvre, am 10. über die Regimenter des Rheinbundes, am 11. über die Reiterei, unter welcher die polnischen Lanciers prangten. Der Oberst dieses schönen Regimentes empfing bei der letzteren Heerschau das Comthurkreuz der Ehrenlegion.

Auch geschah es von Madrid aus, daß der Kaiser an den Moniteur eine Note sandte, um die von der Kaiserin Josephine, als ihr eine Deputation des gesetzgebenden Körpers die Aufwartung machte, gesprochenen Worte, „daß derselbe die Nation repräsentire,“ wodurch sie ihn an die Spitze der politischen Hierarchie stellte, zu widerlegen. Napoleon erklärte in seinem officiellen Blatte, „daß der Kaiser der erste Repräsentant der Nation sei.“

Während der Kaiser in Madrid mit der Organisation von Spanien beschäftigt war, was ihn nicht hinderte, die Reden und Handlungen der Personen, die ihn zu Paris vertraten, zu überwachen, nahmen in den spanischen Provinzen, wo sich der Aufstand überall aus seiner Asche erhob, die militärischen Operationen ihren Fortgang. Die Engländer hatten Portugal verlassen, um der Hauptstadt der spanischen Monarchie zu Hülfe zu eilen; aber da der General Moore verzweifelte, zur rechten Zeit anlangen zu können, änderte er plötzlich seinen Plan und faßte die Absicht, nach Valladolid zu marschiren und der französischen Armee die Communicationen abzuschneiden. Dieser Entschluß brachte ihm Verderben. Von der einen Seite angegriffen, auf der andern abgeschnitten, sah er sich genöthigt zu Valencia einen unheilvollen Rückzug anzutreten und, von dem siegreichen Schwert des Marschalls Soult verfolgt, bis Corunna zurückzugehen, wo er, nachdem er zehntausend Mann, viele Pferde, Kanonen und Vorräthe aller Art verloren hatte, zum Tode verwundet wurde. Kaum erlangten die Trümmer seiner Armee Zeit, das Meer zu gewinnen; sie überließen, nach dem vergeblichen Versuche einer dreitägigen Vertheidigung, Corunna dem Marschall. Soult hatte während dieser Verfolgung auch das spanische Corps Romana's zerstreut, der in die asturischen Gebirge flüchtete. In Catalonien war der Erfolg der französischen Waffen nicht minder glänzend gewesen. Gouvion-Saint-Cyr war, nachdem er sich Rosa's bemächtigt, in Barcelona eingezogen, und der zu Cardade geschlagene Marquis Bives war bei der Junta in Ungnade gefallen. Dergestalt hatte sich seit Ankunft des Kaisers Alles geändert, der Sieg war zu den französischen Fahnen zurückgekehrt, so gierig, so schnell, so glänzend, wie bisher in Italien und Deutschland. Binnen weniger als zwei Monaten

waren die englische Armee und das Corps Romana's vernichtet, die Hauptstadt wieder erobert, die vornehmsten Provinzen besetzt. Dupont's und Junot's Unfälle waren dadurch mehr als gut gemacht.

Napoleon befand sich eben zu Valladolid, als er von den feindseligen Gesinnungen und Rüstungen Oesterreichs Nachricht erhielt. Nachdem er in dieser Stadt zahlreiche Deputationen aus Madrid empfangen, die Aufhebung eines Dominicanerklosters, worin ein französischer Soldat ermordet worden war, befohlen, und sich den Benedictinern, die sich nur mit der Seelsorge und mit der Pflege der Wissenschaften beschäftigten und mehreren Franzosen das Leben gerettet hatten, gnädig erwiesen, verließ er plötzlich Spanien, um nach Paris zurückzukehren, wo er am 25. Januar 1809 anlangte.

---

## Neunundzwanzigstes Capitel.

### Feldzug von 1809 gegen Oesterreich.

Auf der Rückkehr von Bayonne im August 1808 hatte Napoleon Nachricht erhalten, daß Oesterreich, dessen Haltung während des Feldzugs gegen Preußen sehr zweideutig gewesen war, Groll und feindselige Gesinnungen gegen Frankreich merken lasse. Er erklärte sich darüber offen gegen den Botschafter dieser Macht, den Grafen Metternich, der mit dem diplomatischen Corps nach St. Cloud gekommen war, um dem Kaiser und Könige zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Der Botschafter betheuerte die friedlichen Gesinnungen seines Hofes und erklärte, daß die der französischen Regierung kundgewordenen Rüstungen nur auf Vertheidigung abzweckten. Napoleon bemerkte dagegen, wie unhaltbar diese Erklärung sei, da Oesterreich keinen Grund zur Beunruhigung habe, für dieses Land auch nicht das entfernteste Zeichen eines Angriffs vorhanden wäre. „Ich glaube wohl,“ fügte er hinzu, „daß Ihr Kaiser den Krieg nicht will, denn ich verlasse mich auf das Wort, welches er mir bei meiner Zusammenkunft mit ihm gegeben hat. Er kann keinen Groll gegen mich haben. Ich hatte seine Hauptstadt

und den größten Theil seiner Provinzen besetzt. Fast Alles ist ihm zurückgegeben worden. Glauben Sie, daß der Besieger französischer Armeen, der sich der Stadt Paris bemächtigt hätte, mit gleicher Mäßigung gehandelt haben würde? Intriguen reißen euch hin, wohin ihr nicht gehen wolle. Die Engländer und ihr Anhang schreiben alle diese falschen Maßregeln vor; schon jubeln sie in der Hoffnung, Europa neuerdings in Flammen zu sehen.“ Der Graf Metternich beharrte im Leugnen der feindseligen Absichten seiner Regierung. Später, im Anfange des März 1809, als Napoleon von Madrid wegen der Gewißheit des Bruches mit Oesterreich zurückgekehrt war, führte der österreichische Botschafter dieselbe Sprache gegen Champagny, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. „Wenn der Kaiser,“ sagte er zu diesem, „ernste Besorgnisse wegen dessen, was man unsere Rüstungen nennen will, gehabt hat, warum hat er sich nicht, statt mir gegenüber zu schweigen und die Truppen des Rheinbundes aufzubieten, gegen mich ausgesprochen?“ — „Was würde das genügt haben?“ antwortete der französische Minister. „Was haben ähnliche Schritte, die vor fünf Monaten gethan wurden, genügt? Der Kaiser spricht mit Ihnen nicht mehr, weil er damals umsonst gesprochen hat, weil Sie bei ihm durch trügerische Versprechungen den guten Glauben verloren haben, den man dem Titel eines Gesandten zu gewähren pflegt. Uebrigens will der Kaiser, der nichts verlangt, als daß man ihn die Sicherheit des Friedens genießen lasse, den Krieg nicht, wird ihn aber führen, wenn Sie ihn dazu zwingen. Er hat Ihnen nicht den geringsten Vorwand gegeben. Ich weiß nicht, wohin Ihre Maßregeln führen werden; aber sollte es Krieg geben, so wird dies geschehen, weil Sie denselben gewollt haben.“ In der Sitzung vom 14. April theilte der Minister die beiden Unterredungen, die Napoleon und er mit dem österreichischen Botschafter gehabt, mit und setzte die feindseligen Rüstungen des Wiener Hofes auseinander, worauf ein Staatsrath den Entwurf des Senatsbeschlusses, zufolge dessen vierzigtausend Conscriptirte zur Verfügung des Kriegsministers gestellt wurden, verlas. Dieser Entwurf fand Annahme und der Senat fügte eine Adresse hinzu, in welcher jene denkwürdigen Worte vorkamen, die Napoleon in einem Schreiben an den Kaiser

von Oesterreich ausgesprochen hatte und die so lauteten: „Mögen die Schritte Eurer Majestät Vertrauen zeigen und dieselben werden Vertrauen einlösen. Die beste Politik ist jetzt Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Möge Eure Majestät mir Ihre Besorgnisse, falls man es dahin brächte, solche in Ihnen zu erregen, vertrauen, und ich werde sie sofort zerstreuen.“

Aber der Kaiser Franz hatte London seine Besorgnisse anvertraut, und als der französische Senat die Aushebung von Conscripten votirte und den Kriegsrüstungen seine Zustimmung gab, hatten die Feindseligkeiten schon begonnen, war Oesterreich, nachdem es sein Manifest publicirt, in die Rheinbundstaaten eingerückt. Napoleon sagte vielleicht, wie sein Minister, daß er dem Wiener Hofe „nicht den geringsten Vorwand“ zu einem Bruche gegeben, mochte sogar, wie in dem Feldzuge von Austerlitz und Sena, wiederholen, er wisse nicht, was man von ihm wolle oder warum man sich schlage. Indessen hatte sich das österreichische Cabinet in einer Weise ausgedrückt, um alle Zweifel zu zerstreuen und die Welt genau wissen zu lassen, daß es nicht wegen persönlicher Beschwerden, sondern aus allgemeinen Gründen, wegen einer europäischen Frage, wegen jener Sache, die alle bisherigen Coalitionen in das Dasein gerufen hatte, das im Feldlager von Austerlitz gegebene und im Presburger Frieden bestiegelte Wort breche. Das Manifest war eine Wiederholung der früheren Proclamationen des alten Europa's, man predigte einen neuen Kreuzzug gegen den gemeinsamen Feind, das heißt, gegen Frankreich, gegen das Jahrhundert, gegen die neuen Ideen, deren Repräsentant Napoleon war.

Am 9. April hatte Oesterreich seine Erklärung erlassen und am 10. war von seinen Armeen bereits der Feldzug begonnen. Am 12. erfuhr der Kaiser den Uebergang des Feindes über den Inn und reiste sogleich von Paris ab; am 16. kam er zu Dillingen an und versprach daselbst dem Könige von Baiern, ihn binnen vierzehn Tagen in seine Hauptstadt, aus welcher ihn der Erzherzog Karl vertrieben hatte, zurückzuführen; am 17. traf er zu Donauwörth ein und sagte zu seinen Soldaten in einer Proclamation: „Soldaten! das Bundesgebiet ist verlegt worden. Der österreichische General will, daß wir beim An-

blicke seiner Waffen fliehen und ihm unsere Verbündeten preisgeben. Ich lange mit der Schnelligkeit des Blitzes an. Soldaten! ich war von euch umgeben, als der Souverain von Oesterreich in mein mährisches Feldlager kam; ihr habt gehört, wie er meine Milde anflehte und mir ewige Freundschaft schwur. Uns, den Siegern in drei Kriegen, und unserem Edelmuth verdankt Oesterreich Alles; dreimal ist es nun meineidig gewesen. Unsere früheren Erfolge sind eine sichere Bürgschaft des Sieges, welcher unser hartt. Vorwärts also, auf daß bei unserem Anblicke der Feind seine Sieger wiedererkenne!“

Oesterreichs erste Unternehmungen konnten als glücklich angesehen werden. Der König von Baiern war vor dem Erzherzog Karl aus München entflohen, der schnell von dem Inn an die Isar vorgeückt war. Die französische Armee war damals auf einer Linie von sechzig Stunden zerstreut, was sie der Gefahr aussetzte, durchbrochen und einzeln geschlagen zu werden. Der österreichische Feldherr wußte dies und zeigte sich voll Thätigkeit und Hoffnung, als die Ankunft Napoleon's Alles änderte. Der Feuereifer des Erzherzogs Karl und seiner Armee ließ nach, jener der französischen Soldaten dagegen nahm zu. Der Kaiser hielt durch bewundernswürdige Manöuvres dem Könige von Baiern Wort. Er führte ihn, bevor noch der zehnte Tag nach dem gegebenen Versprechen vergangen war, triumphirend in seine Hauptstadt zurück. Am 25. April zog dieser Fürst in München ein, und binnen sechs Tagen hatte der Kaiser Napoleon sechs Siege erfochten. Erst am 19. hatte man den Feind erreichen können, und ein doppelter Erfolg, im Treffen bei Pfaffenhofen und in der Schlacht bei Thann, krönte diesen Sieg. Am 20. gab es eine neue Schlacht und einen neuen Sieg der Franzosen bei Abensberg. Der Feind ließ acht Fahnen, zwölf Kanonen und achtzehntausend Gefangene in den Händen der Sieger. Am 21. vollendete das Treffen bei Landshut die Niederlage des vorigen Tages. In diesem Kampfe stürzte sich der General Mouton an der Spitze einer Grenadiercolonne mitten durch die Flammen, welche eine der Brücken über die Isar verzehrten. „Immer vorwärts, und schießt nicht!“ rief er seinen Soldaten mit Donnerstimme zu, und in wenigen Augenblicken war er in die Stadt eingedrungen, welche nun



der Schauplatz eines blutigen Gefechtes wurde, das den Feind sie zu verlassen zwang. Am demselben Tage hatte der Erzherzog Karl an der Spitze der böhmischen Armee eine französische Abtheilung von tausend Mann, die mit Bewachung der Brücke von Regensburg beauftragt war und sich hatte einschließen lassen, weil sie nicht abberufen wurde, überumpelt und gefangen genommen. Als der Kaiser dies erfuhr, schwur er, daß binnen vierundzwanzig Stunden österreichisches Blut in Regensburg fließen werde, um den seinen Waffen angethanen Schimpf zu rächen. Am 22. marschirte er in der That gegen diese Stadt und stieß auf den Feind, welcher, hundertzehntausend Mann stark, bei Eckmühl eine Stellung eingenommen hatte. Auch dies war für den Kaiser Gelegenheit zu einer großen Schlacht und zu einem großen Siege. In wenigen Augenblicken wurde diese zahlreiche, auf allen Punkten angegriffene Armee aus allen ihren Stellungen vertrieben und mit Hinterlassung eines großen Theiles ihrer Artillerie, von fünfzehn Fahnen und zwanzigtausend Gefangenen auf das Haupt geschlagen.

Am Morgen des 23. erschien die siegreiche französische Armee vor Regensburg, welches die von dem Marschall Lannes über den Haufen geworfene österreichische Cavalerie nicht zu decken vermocht hatte; sechs Regimenter, die der Erzherzog in der Stadt gelassen, versuchten dieselbe zu vertheidigen. Der Kaiser kam selbst heran, um den Angriff anzuordnen. Er wurde am rechten Fuße von einer Kugeln getroffen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht davon in der Armee und die Soldaten eilten voll Unruhe herbei. Aber kaum waren sie angekommen, als Napoleon, in einem Augenblicke verbunden, inmitten des lebhaftesten Jubels wieder zu Pferde stieg. Bald waren die Mauern erstiegen, war die Stadt eingenommen. Was sich widersetzte, wurde niedergemacht; achttausend Mann aber gaben sich gefangen.

Inzwischen verfolgte der Marschall Bessières die Trümmer der bei Abensberg und Landsbut geschlagenen österreichischen Corps. Er erreichte sie am 24. bei Neumarkt in dem Augenblicke, als sie sich mit einem Reservecorps, das am Inn ankam, vereinigten, schlug sie und nahm ihnen fünfzehnhundert Gefangene ab. Am demselben Tage machte der Kaiser zu Regensburg folgenden Tagesbefehl bekannt: „Soldaten!

Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt, habt die Zahl durch Muth ersetzt und auf ruhmwürdige Art den Unterschied zwischen den Soldaten Cäsar's und den Armeen des Xerxes gezeigt. Binnen wenigen Tagen haben wir in den drei Schlachten bei Thann, Albenzberg und Schmühl und in den Treffen bei Breising, Landshut und Regensburg gesiegt. Hundert Kanonen, vierzig Fahnen, fünfzigtausend Gefangene, drei Brückenequipagen, dreitausend Gepäckwagen und alle Regimentscassen sind das Ergebniß der Schnelligkeit eurer Märsche und eures Muthes. Der Feind, durch ein meineidiges Cabinet bethört, schien keine Erinnerung an euch bewahrt zu haben; sein Erwachen folgte schnell; ihr seid ihm schrecklicher erschienen als jemals. Noch vor Kurzem ist er über den Inn gegangen und hat das Gebiet unserer Verbündeten überzogen; noch vor Kurzem hat er in dem Wahne gestanden, den Krieg bis in das Herz unseres Vaterlandes zu tragen. Heute flieht er geschlagen, voll Entsetzen, in Unordnung; schon ist meine Avantgarde über den Inn gegangen; noch vor Ablauf eines Monates werden wir in Wien sein.“

Diese kühne Verheißung war bestimmt in Erfüllung zu gehen, gleich der dem Könige von Baiern gemachten. Napoleon rückt mit Schnelligkeit auf die österreichische Hauptstadt los. Am 30. April ist sein Hauptquartier zu Burghausen, wo die Gräfin Armanzperg ihn ansieht, ihr ihren Gatten wiederzugeben, den die Oesterreicher, als der Hinneigung zu Frankreich verdächtig, gefangen weggeführt haben. Hier wird auch das dritte Bulletin der großen Armee veröffentlicht, in welchem Napoleon sich sogar über die Person des Kaisers Franz mit Bitterkeit und Härte ausdrückte. „Der Kaiser von Oesterreich,“ heißt es darin, „hat Wien verlassen und bei seiner Begreise eine von Genz im Style der albernen Libelle verfaßte Proclamation erlassen. Er hat sich nach Schärding begeben, einem Plage, den er absichtlich gewählt hat, um nirgends zu sein, nicht in der Hauptstadt, seine Staaten zu regieren, nicht im Lager, wo er nur nutzlos gewesen sein würde. Man kann nicht leicht einen schwächeren und falscheren Fürsten sehen.“ Wenn Napoleon entschlossen war, den Monarchen, den er so schonungslos schmähte, zu entthronen, so war seine Sprache nur beleidigend; wollte er aber wieder mit ihm un-

terhandeln und ihn auf dem Throne einer mächtigen Monarchie lassen, so war diese Sprache überdies unklug, denn sie mußte in der Seele des so arg beschimpften Fürsten einen Groll hinterlassen, der jeden Frieden und jede Verbindung mit dem Wiener Hofe verdächtig und gefährlich machte.

Am 1. Mai war das Hauptquartier in Ried, wo der Kaiser in der Nacht anlangte. Am 3. zog sich ein Corps von 30,000 Oesterreichern, Ueberbleibsel der bei Landshut besiegten, auf Ebersberg zurück und wurde von den italienischen und corsischen Plänklern angegriffen, die ihm einen großen Verlust zufügten. Bessières und Dudinot hatten sich mit Massena vereinigt und marschirten auf Ebersberg, um das österreichische Corps einzuschließen und zu vernichten; der General Claparede zog an der Spitze mit seiner Division, die nicht mehr als 7000 Mann zählte. Der Feind, welcher eine vortheilhafte Stellung inne hatte und die Vereinigung der drei ihn verfolgenden Corps nicht abwarten wollte, griff die Division der Avantgarde an, nachdem er die aus Holz gebaute Stadt angezündet hatte. In einem Augenblicke griff das Feuer um sich und drang bis an die Brücke vor. Dadurch wurde der Marsch Bessières', der mit der Reiterei zur Unterstützung herandrückte, aufgehalten. Dieser General mußte sich daher allein mit nur siebentausend Mann drei Stunden lang gegen dreißigtausend vertheidigen. Endlich wurde ein Weg durch die Flammen gebahnt und die Generale Legrand und Durosnel kamen von verschiedenen Punkten herbei. Das Schloß wurde erstürmt und angezündet, und der Feind zog sich bis Ens zurück, wo er die Brücke abbrannte. Das Treffen bei Ebersberg kostete den Oesterreichern zwölftausend Mann, darunter siebentausend fünfhundert Gefangene.

Der Kaiser empfing in seinem Feldlager bei Ebersberg eine Deputation der obderensischen Stände. Am 4. schlief er in Ens im Schlosse des Grafen Auersperg und befand sich am 6. wieder in jener berühmten Abtei Mülk, deren Keller diesmal der Armee mehrere Millionen Flaschen Wein lieferten. Am 8. kam das Hauptquartier von da nach St. Pölten. Zwei Tage später, um neun Uhr des Morgens war Napoleon vor Wiens Thoren. Der Erzherzog Maximilian, ein Bruder

der Kaiserin, commandirte in dieser Hauptstadt. Er wollte versuchen, sie zu vertheidigen. Die erste Aufforderung, die an ihn gelangte, wies er mit Stolz zurück. In Wien war die Verblendung so hoch gestiegen, daß der Anführer eines Pöbelhaufens, welcher in der Person eines Adjutanten des Marschalls Lannes, der als Parlamentär abgesandt worden war, das Völkerrecht verlegt hatte, alle Straßen der innern Stadt im Triumphe durchreiten durfte, und zwar auf dem Pferde jenes französischen Offiziers, welcher verrätherisch angefallen und verwundet worden war.

Der Kaiser war Herr der Vorstädte, welche zwei Drittheile der Bevölkerung dieser Hauptstadt enthalten. Er organisirte hier eine Bürgergarde und Municipalitäten, welche eine Deputation an den Erzherzog schickten, um ihn zu bitten, ihre Häuser zu schonen. Es half aber nichts: das Feuer von den Wällen dauerte fort. Da sah sich der Kaiser genöthigt, das Bombardement zu befehlen. Eine Batterie von zwanzig Haubitzen, die hundert Klaftern von den Wällen aufgestellt war, begann am 11. um 9 Uhr des Abends das Feuer. Binnen vier Stunden waren achtzehnhundert Haubitzengranaten in die Stadt geworfen. Bald zeigte die Stadt nur eine Feuermasse, unter welcher sich eine geängstigte Bevölkerung in Unordnung bewegte. Nach unnützen Anstrengungen gegen die Arbeit der Belagerer verließ der Erzherzog, weil er hörte, daß die Franzosen über einen Arm der Donau gegangen wären, ihm mithin der Rückzug abgeschnitten werden konnte, in der Nacht die Stadt und ließ dem General D'Neilly die Sorge, zu capituliren. Wirklich ließ bei Tagesanbruch dieser General melden, daß man aufhören werde zu feuern, und kurze Zeit nachher wurde eine Deputation, an deren Spitze der Erzbischof von Wien stand, an Napoleon gesendet, der sie im Parke von Schönbrunn empfing.

Am demselben Tage, den 12., bemächtigte sich Massena der Leopoldstadt. Des Abends wurde die Capitulation von Wien unterzeichnet, und am 13. um sechs Uhr des Morgens nahm Dudinot an der Spitze seiner Grenadiere Besitz von der Hauptstadt. Zugleich wurde folgender Tagesbefehl kund gemacht: „Soldaten! Einen Monat nach dem Uebergange des Feindes über den Inn, an demselben Tage, zu

derselben Stunde, sind wir in Wien eingezogen. Seine Landwehren, seine Aufgebote, seine Wälle, geschaffen durch die ohnmächtige Wuth der Fürsten des Hauses Lothringen, haben euern Anblick nicht auszuhalten vermocht. Die Fürsten dieses Hauses haben ihre Hauptstadt verlassen, nicht als Soldaten von Ehre, die den Umständen oder Unfällen des Krieges weichen, sondern als Meineidige, welche von ihren Gewissensbissen gefoltert werden. Indem sie aus Wien flohen, war ihr Abschied an dessen Bewohner Mord und Brand; wie Medea, haben sie mit eigenen Händen ihre Kinder erwürgt. Die Bevölkerung von Wien, nach dem Ausdrücke der Deputirten der Vorstadt verlassen, preisgegeben und verwaist, wird der Gegenstand eurer Rücksicht sein. Ich nehme die Bewohner unter meinen besondern Schuß. Gegen unruhige und boshafte Menschen werde ich exemplarische Gerechtigkeit üben. Soldaten! Laßt uns milde gegen die armen Bauern sein, gegen dieses Volk, das so viele Rechte auf unsere Achtung besitzt. Laßt uns auf unsere Erfolge nicht stolz sein, in ihnen vielmehr einen Beweis jener göttlichen Gerechtigkeit erblicken, welche Undank und Meineid bestraft.“

Die österreichische Armee hatte zwar ihre Hauptstadt verlassen, aber keineswegs den Krieg aufgegeben. Von der Donau gedeckt, deren Brücken bei Wien und den umliegenden Orten sie zerstört hatte, wartete sie auf eine günstige Gelegenheit, um wieder angriffsweise zu Werke zu gehen. Napoleon brannte seinerseits von gleicher Ungeduld, über den Strom zu gehen, um diesen glorreichen Feldzug zu vollenden. Der Bau einer Brücke nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, Massena hatte mehrere Brücken über die Donauarme, welche die Insel Lobau bespülen, gebaut, und Napoleon beschloß, sich ihrer zum Uebergange seiner ganzen Armee zu bedienen. Binnen drei Tagen hatten die Corps der Marschälle Lannes, Bessières und Massena auf der Insel Stellung genommen. Man stand mit dem rechten Ufer durch eine Schiffsbrücke in Verbindung, welche 500 Klaftern lang war und über drei Arme des Stromes führte. Eine andere Brücke, die nur einundsechzig Klaftern lang war, verband die Insel mit dem linken Ufer. Hier gingen am 21. Mai fünfunddreißigtausend Mann ohne Hinderniß über, um sich von Aspern bis Eßlingen in Schlachtordnung aufzustellen. Aber um

vier Uhr des Nachmittags erschien der Erzherzog Karl, welcher alle Trümmer der in Baiern geschlagenen österreichischen Armee gesammelt und seine Reserven an sich gezogen hatte, an der Spitze von hunderttausend Mann, und stürzte sich auf die Corps Massena's, Bessières' und Lannes', die einzigen von der französischen Armee, die bis dahin das linke Donauufer erreicht hatten. Massena wurde zuerst bei Aspern angegriffen und behauptete sich hier trotz seiner Minderzahl durch Wunder der Tapferkeit; dasselbe that Lannes zu Eslingen, während Bessières glänzende Reiterangriffe gegen das Centrum des Feindes, welches zwischen diesen beiden Ortschaften stand, ausführte.

Mit Einbruch der Nacht hörte das Feuer auf. Die hunderttausend Oesterreicher des Erzherzoges Karl hatten den fünfunddreißigtausend Franzosen Massena's, Lannes' und Bessières' nicht einen Zoll Boden abzugewinnen vermocht. Wenn die Verstärkungen nachrücken, wird der morgende Tag dem Erzherzog gefährlich werden. In der That gehen die Grenadiere Dudinot's, die Division St. Hilaire, zwei Brigaden leichter Artillerie und der Artilleriepark des Nachts über die Brücken und nehmen in der Schlachtlinie ihren Platz ein. Napoleon bereitete Alles für einen großen Sieg vor. Um vier Uhr des Morgens gab der Feind abermals das Zeichen des Angriffes gegen Aspern, aber Massena war da, um es zu vertheidigen. Dieser berühmte Kriegsheld, dessen Unererschrockenheit, Kaltblütigkeit und militärische Talente sich niemals besser zeigten als in schwierigen Lagen, begnügte sich nicht, jeden Angriff der Oesterreicher zurückzuweisen, sondern griff bald selbst an und warf die ihm gegenüberstehenden Colonnen über den Haufen. In demselben Augenblicke stürmte Lannes mit der jungen Garde ungestüm gegen das Centrum der österreichischen Armee vor, um die Verbindung zwischen den beiden Flügeln zu durchbrechen. Alles wich vor dem heldenmüthigen Marschall, und der Sieg war sicher und entschieden, als man gegen sieben Uhr des Abends dem Kaiser meldete, daß ein plötzliches Anschwellen der Donau, deren Wogen Bäume, Flöße und Häusertrümmer mit sich heramwälzten, die Brücke weggerissen habe, welche die Insel Lobau mit dem rechten Ufer verband und das einzige Communicationsmittel zwischen den auf dem rechten sechtenden Corps und der übrigen französischen Armee

bildete. Auf diese Nachricht ließ Napoleon, der kaum funfzigtausend Mann bei sich hatte, um hunderttausend die Spitze zu bieten, das Vorrücken einstellen, und befahl seinen Marschällen blos ihre Stellungen zu behaupten, um dann ihren Rückzug in guter Ordnung nach der Insel Lobau zu bewerkstelligen. Dieser Befehl wurde vollzogen. Generale und Soldaten hielten tapfer die Ehre der französischen Fahne aufrecht. Der Feind, von der Fortreibung der Brücken, welche den Reserverpart der französischen Armee aufgehalten hatte und sie dergestalt der Munition für Artillerie und Infanterie beraubte, unterrichtet, ging nun auf allen Punkten wieder zum Angriffe über. Dreimal griff er Aspern und Esslingen an, dreimal wurde er zurückgeschlagen. Der General Mouton zeichnete sich an der Spitze der Füsiliers der Garde aus. Der Marschall Lannes, den der Kaiser mit der Bewachung des Schlachtfeldes beauftragt hatte, erfüllte diese Aufgabe mit Heldenmuth und trug mächtig dazu bei, jenen schönen Theil der französischen Armee zu retten, dessen Dasein durch einen Streich des Zufalls auf das Spiel gesetzt worden war. Aber dieser glänzende Dienst war der letzte, den dieser berühmte Kriegsheld seinem Vaterlande und dem großen Feldherrn leisten sollte, der mehr sein Freund als sein Gebieter war. Eine Kanonenkugel riß ihm gegen Ende des Tages den Schenkel weg. Die Amputation geschah sogleich und zwar mit einem Erfolge, welcher Hoffnungen erregte, die nicht in Erfüllung gingen. Der Marschall wurde auf einer Tragbahre zum Kaiser gebracht, und dieser vermochte bei dem Anblicke eines seiner liebsten Waffengefährten, der zum Tode verwundet war, seine Thränen nicht zurückzuhalten. „Musste denn mein Herz,“ sagte er zu seiner Umgebung, „an diesem Tage von einem so schmerzlichen Schlage getroffen werden, um mich andern Sorgen als denen für meine Armee hinzugeben!“ Lannes, welcher die Besinnung verloren hatte, kam, als er sich neben dem Kaiser befand, wieder zu sich, umarmte ihn und sprach: „In einer Stunde werden Sie denjenigen verloren haben, der mit dem Ruhm und der Ueberzeugung stirbt, Ihr bester Freund gewesen zu sein und zu sein.“ Der Marschall lebte noch zehn Tage, ja man überließ sich einen Augenblick sogar der Hoffnung, ihn zu retten, doch raffte ihn ein äußerst bösariges Wundfieber am 31. Mai zu Wien hinweg.

Die Schlacht von Ecklingen traf die persönliche Zuneigung des Kaisers noch durch einen anderen Schlag, indem die Armee einen ihrer tapfersten und geschicktesten Anführer, den General St. Hilaire, verlor. „An diesem Tage“, heißt es in Napoleon's Memoiren, „fielen die Generale Herzog von Montebello und St. Hilaire, zwei Helden und Napoleon's beste Freunde; er vergoß über sie Thränen. Sie würden in seinem Unglücke der Standhaftigkeit nicht ermangelt haben, sie wären dem Ruhme des französischen Volkes nicht untreu geworden.“ Diese schmerzlichen Verluste versenkten den Kaiser in tiefe Betrübniß und erinnerten ihn voll Traurigkeit an die Nichtigkeit aller menschlichen Dinge. Als er am 31. Mai an Josephinen schrieb und ihr seinen Schmerz wegen des Todes Lannes', der am Morgen erfolgt war, mittheilte, entschlüpfte seiner Feder die bittere Bemerkung: „So endet Alles!“

So ruhmvoll auch die Schlacht bei Ecklingen für die französischen Waffen war, hatte sie doch den Sieg unentschieden gelassen; beide Theile schrieben sich denselben zu. In den Augen von Europa galt es für Napoleon, welcher gewohnt war, seine Feinde zu zermalmen, für eine Schlappe, daß er diesmal nicht im Stande gewesen, die Oesterreicher aus ihren Stellungen zu vertreiben, sondern durch einen Zufall und die Minderzahl seiner Streikräfte darauf beschränkt worden war, die seinige zu behaupten. Der Kaiser sah ein, daß dieser seinen Fortschritten gebotene Halt in Frankreich wie im Auslande einen hinreichend schlechten Eindruck hervorbringen werde, um ihn zu veranlassen, sich wohl zu hüten, das Uebel durch die geringste rückgängige Bewegung zu erschweren. Er beschloß daher, sich auf der Insel Lobau zu behaupten, welche anfangs nichts als eine Art Zwischenstation für den Uebergang über die Donau hatte sein sollen, und in die er durch das Austreten des Flusses und die Zerreißung der Brücken mit einem Theile seiner Armee eingeschlossen worden war. Seinerseits wagte der Erzherzog Karl, den die Bewegungen Davoust's beunruhigten, welcher Presburg bombardirte, nicht, zum Angriffe überzugehen, und entschied sich für die Befestigung seiner Stellung zwischen Aspern und Enzersdorf.

Inzwischen ließ Napoleon thätig an der Wiederherstellung der



Brücken arbeiten, und bald waren die Verbindungen der Insel mit dem rechten Ufer wieder in vollem Gange. Man erfuhr, daß die unter dem Befehl des Prinzen Eugen stehende Armee von Italien bei St. Michael das österreichische Corps des Generals Jellakich drei Tage nach der Schlacht bei Ecklingen vollständig geschlagen habe, und daß die Sieger ihre Vereinigung mit der Armee von Deutschland auf den Höhen des Sömmering bewerkstelligt hätten. Dieses glückliche Ereigniß wurde den Truppen durch eine Proclamation verkündigt, welche so schloß: „Soldaten, jene österreichische Armee von Italien, deren Gegenwart einen Augenblick meine Provinzen besleckte, welche sich vermaß, meine eiserne Krone zu zerbrechen, wird, geschlagen, zerstreut, vernichtet, wie sie durch euch ist, ein Beweis der Wahrheit jenes Wahlspruches sein: Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antastet!“

Der Vereinigung mit Eugen folgte ein neuer Sieg, den dieser Prinz über den Erzherzog Palatinus zu Raab am 14. Juni, dem Jahrestage der Schlachten bei Friedland und Marengo, davontrug. Mar-mont, nachdem er in Dalmatien Erfolge errungen, kam nun auch, sich mit der großen Armee zu vereinigen und sich dem Operationskreise des Kaisers anzuschließen. Napoleon sah den Augenblick gekommen, den entscheidenden Schlag auszuführen, auf welchen er sich seit mehr als einem Monate vorbereitete. Nach dem bei Gilaу mit nutzloseм Ruhme vergoffenen Blute bedurfte er Friedland, auf Ecklingen mußte er Wagram haben. Folgendes ist die Beschreibung dieser Schlacht im fünfundzwanzigsten Bulletin, welches zuerst den Uebergang über die Donau am 4. Juli um zehn Uhr des Abends, den Brand von Engersdorf und einige am 5. erfochtene Vorthteile erwähnt.

### Schlacht bei Wagram.

„Neußerst erschrocken über die Fortschritte der französischen Armee und die Erfolge, die sie fast ohne Anstrengungen erlangte, ließ der Feind alle seine Truppen marschiren, und hatte um sechs Uhr des Abends folgende Stellung: sein rechter Flügel von Stadlau bis Gerasdorf, sein Centrum von Gerasdorf bis Wagram, sein linker Flügel von Wagram bis Neusiedl. Die französische Armee hatte ihren linken Flügel bei

Großaspern, ihr Centrum bei Raschdorf, ihren rechten Flügel bei Glinzendorf. In dieser Stellung ging der Tag zu Ende und man mußte sich für den anderen Morgen auf eine große Schlacht gefaßt machen; aber diese vermied man und durchschnitt die Stellung des Feindes, indem man ihn hinderte, irgend ein System zu befolgen, sobald man sich in der Nacht des Dorfes Wagram bemächtigte: denn dann irrten auf seiner Linie, die ohnehin schon unermesslich war, in Eile angegriffen und dem Zufall des Kampfes preisgegeben, seine Corps ohne Ordnung und Richtung umher, und man hatte einen wohlfeilen Kauf ohne ernstes Gefecht. Der Angriff auf Wagram fand statt; unsere Truppen nahmen dieses Dorf weg; aber eine Colonne Sachsen und eine Colonne Franzosen hielten sich in der Dunkelheit für feindliche Truppen und so scheiterte diese Operation. Nun bereitete man sich auf die Schlacht bei Wagram vor. Es scheint, daß die Dispositionen des französischen und des österreichischen Feldherrn einander gerade entgegengesetzt gewesen sind. Der Kaiser brachte die ganze Nacht damit zu, seine Streitkräfte auf seinem Centrum zu sammeln, wo er selbst, auf Kanonenschußweite von Wagram, sich befand. Zu diesem Zwecke stellte sich der Herzog von Rivoli (Massena) links von Adlerklau auf und ließ zu Aspern nur eine einzige Division, welche den Befehl hatte, sich ereignenden Falls nach der Insel Lobau zurückzuziehen. Der Herzog von Auerstädt (Davoust) wurde angewiesen, über das Dorf Großhofen hinauszugehen, um sich dem Centrum zu nähern. Der österreichische Feldherr schwächte im Gegentheile sein Centrum, um seine Flügel zu besetzen und zu verstärken, denen er nun eine neue Ausdehnung gab.

Am 6. mit Tagesanbruch stellte sich der Fürst von Pontecorvo (Bernadotte) auf dem linken Flügel auf und hatte in zweiter Linie den Herzog von Rivoli. Der Vicekönig verband ihn mit dem Centrum, wo die Corps des Grafen Dudinot, des Herzogs von Ragusa (Marmont), der kaiserlichen Garde und die Cuirassierdivisionen sieben bis acht Linien bildeten. Der Herzog von Auerstädt marschirte von dem rechten Flügel ab, um im Centrum zu erscheinen. Der Feind dagegen ließ das Corps Bellegarde's auf Stadlau marschiren. Die Corps Kolowrat's, Liechtenstein's und Hiller's verbanden diesen rechten Flügel mit der Stellung

von Wagram, wo der Fürst von Hohenzollern war, und mit dem äußersten linken Flügel, wo das Corps Rosenberg's marschirte, um den Herzog von Auerstädt zu überflügeln. Da das Corps Rosenberg's und jenes des Herzogs von Auerstädt eine entgegengesetzte Bewegung ausführten, so begegneten sie sich bei Tagesanbruch und gaben das Zeichen zur Schlacht. Der Kaiser verfügte sich sogleich nach diesem Punkte, ließ den Herzog von Auerstädt durch die Cuirassierdivision des Herzogs von Padua (Marrighi) verstärken und das Corps Rosenberg's durch eine Batterie von zwölf Geschützen der Division des Generals Mansouty in die Flanke nehmen. In weniger als dreiviertel Stunden hatte das schöne Corps des Herzogs von Auerstädt das Corps Rosenberg's geworfen, bis über jenseits Neusiedl zurückgedrängt und demselben großen Verlust zugesügt. Während dieser Zeit erhob sich die Kanonade auf der ganzen Linie, und die Anordnungen des Feindes entwickelten sich mit jedem Augenblicke mehr. Sein ganzer linker Flügel wurde mit Artillerie besetzt, und man hätte sagen mögen, daß sich der österreichische Feldherr nicht für den Sieg, sondern für das Mittel schlage, aus demselben Nutzen zu ziehen. Diese Anordnung des Feindes erschien so widersinnig, daß man irgend eine Falle vermuthete und der Kaiser die leichten Dispositionen, die er zu machen hatte, um jene des Feindes zu seinem Verderben zu kehren, einige Zeit verschob. Er befahl dem Herzog von Rivoli, ein Dorf anzugreifen, welches der Feind besetzt hatte und das den Flügel unsers Centrums etwas deckte. Dem Herzog von Auerstädt gebot er, die Stellung von Neusiedl zu umgehen und von da auf Wagram vorzudringen; den Herzog von Ragusa und den General Macdonald ließ er eine Colonne bilden, um Wagram in dem Augenblicke, wo der Herzog von Auerstädt vorbrechen würde, zu nehmen.

Inzwischen traf die Meldung ein, daß der Feind mit Muth das Dorf angreife, welches der Herzog von Rivoli genommen hatte; daß unser linker Flügel um dreitausend Toisen überflügelt worden sei; daß sich eine heftige Kanonade bereits zu Großaspern hören lasse, und daß der Zwischenraum von Großaspern bis Wagram mit einer unermesslichen Linie Artillerie bedeckt scheine. Man konnte nicht mehr zweifeln, der Feind beging einen außerordentlichen Fehler, und es handelte sich

nur darum, aus demselben Nutzen zu ziehen. Der Kaiser befohl sogleich dem General Macdonald, die Divisionen Broussier und Lamarque in eine Angriffscolonne zu formiren, welche er durch die Division des Generals Mansouty, durch die Garde zu Pferde und durch eine Batterie von sechzig Stücken der Garde und vierzig Kanonen verschiedener Corps unterstützen ließ. Der General Graf Lauriston eilte an der Spitze dieser Batterie von hundert Feuerschländen im Trab gegen den Feind, näherte sich ihm, ohne zu schießen, bis auf halbe Kanonenschußweite und begann ein furchtbares Feuer, das jenes des Feindes zum Schweigen brachte und den Tod in seine Reihen trug. Nun ging der General Macdonald im Sturm Schritte vor. Der Divisionsgeneral Reille unterstützte mit der Fusilier- und Tirailleurbrigade der Garde den General Macdonald. Die Garde hatte eine Frontveränderung vollzogen, um diesen Angriff unfehlbar zu machen. Schnell verlor das Centrum des Feindes eine Stunde Boden; sein rechter Flügel fühlte die Gefahr der Lage, in welcher er sich befand, und wich erschrocken und eilig zurück. Der Herzog von Rivoli griff ihn von vorn an. Während die Niederlage des Centrums des Feindes Bestürzung verbreitete und dessen rechtem Flügel seine Bewegungen vorschrieb, wurde sein linker Flügel von dem Herzoge von Auerstädt, welcher Neusiedl genommen hatte und, nachdem er auf die Höhe emporgestiegen war, auf Wagram losging, angegriffen und überflügelt. Die Divisionen Broussier und Gudin haben sich mit Ruhm bedeckt. Es war erst zehn Uhr des Morgens und auch die mindest Einsichtsvollen erkannten, daß der Tag entschieden und der Sieg unser sei.

„Gegen Mittag ging der Graf Dudinot auf Wagram los, um den Angriff des Herzogs von Auerstädt zu unterstützen. Er drang durch und nahm diese wichtige Stellung. Von zehn Uhr an schlug sich der Feind nur noch um seinen Rückzug; von Mittag an war dieser entschieden und geschah in Unordnung, und lange vor der Nacht war der Feind außer dem Gesichtskreise. Unser linker Flügel stand zu Sedlersee und Ebersdorf, unser Centrum bei Obersdorf, und die Cavalerie unseres rechten Flügels hatte Posten bis Sanktkirchen. Am 7. mit Tagesanbruch setzte sich die Armee in Bewegung, marschirte auf Korneuburg und Wol-

fersdorf und hatte Vorposten bei Nicolsburg; der Feind, von Ungarn und Mähren abgeschnitten, war an die Seite von Böhmen angelehnt. Das ist die Geschichte der entscheidenden und für ewige Zeiten berühmten Schlacht von Wagram, in welcher sich drei- bis vierhunderttausend Menschen und zwölf- bis funfzehnhundert Kanonen für große Interessen auf einer Wahlstätte schlugen, welche der Feind seit mehreren Monaten studirt, überdacht, befestigt hatte. Zehn Fahnen, vierzig Kanonen, zwanzigtausend Gefangene, darunter drei- bis vierhundert Offiziere, viele Generale, Obersten und Majore, sind die Trophäen dieses Tages. Das Schlachtfeld ist mit Todten bedeckt, unter welchen man die Leichen mehrerer Generale, unter andern die eines gewissen Normann, eines Franzosen und Verräthers an seinem Vaterlande, der seine Talente gegen dasselbe gemißbraucht hatte, fand.“

Zum dritten Male war Napoleon Herr der Geschicke des Hauses Lothringen, welches er vor Europa und der Geschichte des Undanks und Treubruchs angeklagt hatte; zum dritten Male nahm dieser in seinen Drohungen so heftige, in seinen Vorwürfen so schwertreffende Sieger die Friedensvorschläge der Anstifter des Krieges, deren Hoffnungen und Hülfquellen durch die Schlacht bei Wagram zerstört worden waren, mit Begierde auf. Der Kaiser von Oesterreich verlangte einen Waffenstillstand, Napoleon willigte ein, und derselbe wurde am 11. Juli zu Znaim unterzeichnet. Die Friedensunterhandlungen begannen alsbald und dauerten drei Monate, während welcher Napoleon das Schloß Schönbrunn bewohnte. Hier war es, wo er die Landung von achtzehntausend Engländern auf der Insel Walcheren, die Capitulation von Blichsingen und die Versuche gegen Antwerpen erfuhr. Er ließ sogleich Dudinot und den Minister Daru abgehen, um über die Sicherheit dieses letzteren Plazes zu wachen. Die Engländer wurden in der That zurückgeschlagen und gezwungen, sich wieder nach England einzuschiffen, nachdem sie durch Krankheiten zwei Drittheile ihres Expeditionsheeres eingebüßt hatten.

Der Kaiser befahl, den General Monet, der sich in Blichsingen nicht hinreichend vertheidigt hatte, vor Gericht zu stellen. So streng er aber gegen diejenigen war, welche ihm nicht Alles, was in ihren

Kräften stand, gethan zu haben schienen, um die französische Ehre unangetastet zu bewahren, so sehr gefiel er sich darin, das Verdienst der Männer von Kopf und Herz, welche ihm mächtig auf dem Schlachtfelde und im Rathe beistanden, anzuerkennen und zu belohnen. So ernannte er nach der Schlacht bei Wagram drei neue Marschälle: Dudinot, Macdonald und Marmont.

Die französische Armee hatte sich damals auf allen Punkten in Deutschland, von der Donau bis an die Elbe und vom Rhein bis an die Oder, festgesetzt. Diese, für die Bewohner allerdings lästige Besetzung machte sie geneigt, mit Wohlgefallen alle Declamationen anzuhören, welche die englischen Agenten und die Wiener Ausfendlinge gegen Frankreich und dessen Oberhaupt verbreiteten. Die krummen Gänge der Diplomatie, welche die Kriege anstiftete, waren ihnen unbekannt, und sie schrieben sehr natürlich die Verantwortlichkeit der Drangsale des Krieges demjenigen zu, der ihr Gebiet überzog und in seinen Eroberungen unersättlich zu sein schien. Daher stammte jener Nationalhaß, der von nun an gegen Napoleon in Deutschland zu gähren begann und welcher dem Repräsentanten des Volksprincips, der bisher unter den Königen nur ohnmächtige Feinde gehabt hatte, neue und furchtbare unter den Völkern bereitete.

Die ersten Symptome des Daseins und der Stärke dieser aufkeimenden Abneigung zeigten sich auf eine auffallende Weise zu Schönbrunn in dem Versuche eines jungen Schwärmers, der von Erfurt nach Wien gekommen war, um Napoleon zu ermorden. Im Augenblicke, wo er sein Vorhaben ausführen wollte, ergriffen, blieb er ruhig und unbewegt, zeigte niemals die geringste Reue und drückte nur sein Bedauern aus, den Kaiser nicht getödtet zu haben. Napoleon befragte ihn selbst über sein Vaterland, seine Familie, seine Verbindungen und sonstigen Umstände. Er erklärte, Staps zu heißen, der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Erfurt zu sein, weder Schill noch Schneider je gekannt zu haben, weder zu den Freimaurern noch zu den Illuminaten zu gehören. Der Kaiser fragte, warum er, da er ihn doch in Erfurt gesehen, nicht damals versucht habe, ihn zu tödten. „Sie ließen mein Vaterland,“ lautete die Antwort, „wieder aufathmen, ich hielt den Frieden für gesichert.“ Dieser

junge Mensch wollte also in Napoleon nur den Urheber des Krieges, den unersättlichen Eroberer, den Störer der europäischen Ruhe zum Tode treffen. Das beweist, daß die deutschen Völker den wirklichen Zustand der Dinge und die eigentlichen Anstifter des Krieges nicht gekannt haben. Napoleon sah aus den Antworten des jungen Mannes, wie sehr die Politik seiner Feinde die Köpfe in Deutschland erhitze habe. Man sagt, er habe Staps, dessen Offenheit und Muth ihn bewegt hatten und in welchem er nur ein blindes Opfer der von der alten Diplomatie aufgeregten Leidenschaften erblickte, begnadigen wollen. Aber sein Befehl langte nicht zur rechten Zeit an. Der junge Deutsche erlitt den Tod mit der größten Standhaftigkeit, indem er rief: „Es lebe der Frieden! Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland!“

Der Friede, der also auch auf dem deutschen Boden seine Seiden hatte, wurde zu Wien am 14. October 1809 abgeschlossen. Der Kaiser von Oesterreich mußte sich zu neuen Gebietsabtretungen an Frankreich, Baiern u. s. w. verstehen. Selbst der Czaar, dessen Wünsche während des Krieges wahrscheinlich für den Frieden Frankreichs aufloderten, erhielt seinen Theil von der Beute, die seinem geheimen Verbündeten abgenommen wurde. Napoleon, der fortwährend an die Aufrichtigkeit der Bethenerungen von Erfurt glaubte, gab Alexander den östlichen Theil des alten Galizien mit einer Bevölkerung von vierhunderttausend Seelen. Nach Unterzeichnung des Vertrages verließ Napoleon Schönbrunn und langte am 26. October zu Fontainebleau an.

---

### Dreissigstes Capitel.

Händel mit dem Papste. Vereinigung des Kirchenstaates mit dem Kaiserreiche.

Die Könige hatten auf dem europäischen Festlande sich überall vor dem Uebergewichte des Glückes Napoleon's und vor der Gewalt seiner Waffen gebeugt. Dennoch wagte der schwächste und unbedeu-

tendste aller politischen Souveraine allein dem allgemeinen Herrscher zu widerstehen und scheute sich nicht, durch Widerstand, durch Tadel, ja sogar durch Drohungen das Concert des Lobes und der Schmeichelei zu stören, welches von einem Ende des Continentes zum andern erschallte. Dieser widerspenstige Fürst, dieses letzte Organ des Widerstandes der Vergangenheit wider die Anforderungen des Mannes der Gegenwart, war der Papst, derselbe, welcher den Quirinal verlassen hatte, um Napoleon zu Paris zu krönen.

Schon im Jahre 1805, kurze Zeit nach der Krönung des Kaisers, hatte Pius VII. die Hoffnungen verwirklichen wollen, die ihn bestimmt hatten, über die Alpen zu gehen, um zu Paris die französische Revolution in der Person Napoleon's zu weihen. Er verlangte, daß man ihm die Legationen zurückgebe. Ein solches Zugeständniß paßte aber nicht zu den Absichten des Kaisers mit Italien und wurde standhaft verweigert. Da bereute der Papst, sein höchstes Priesteramt zu einer Handlung hergeliehen zu haben, welche die „ältesten Söhne der Kirche“ von Frankreichs Throne ausschloß. Seine Reue und Unzufriedenheit gab sich in seinen Worten, seinen Briefen, allen seinen Handlungen kund. Er verweigerte hartnäckig, den von dem Kaiser ernannten Bischöfen, wie es das Concordat vorschrieb, die kanonische Einsetzung zu gewähren, und beharrte dabei, seine Häfen den Engländern zu öffnen.

Dies Benehmen erzürnte Napoleon, und er schrieb am 13. Februar 1806 an den Papst: „Irdischer Interessen halber läßt man die Seelen zu Grunde gehen . . . Eure Heiligkeit ist der Souverain von Rom, aber ich bin dessen Kaiser; alle meine Feinde müssen daher die Ihrigen sein.“ Pius VII. antwortete, wie die Bonifaze und Gregore geantwortet haben würden: „Der Papst erkennt nicht an und hat nie anerkannt eine höhere Macht als die seinige . . . Es gibt keinen römischen Kaiser . . . Der Statthalter des Gottes des Friedens muß Frieden mit Allen halten, ohne Unterschied, ob es Rechtgläubige oder Ketzer sind.“ Eine Antwort so voll Stolz und Würde war nicht geeignet, den Grimm des Kaisers zu beruhigen. Er bat und drohte umsonst. Pius VII. sagte, er handle dem Concordate gemäß, welches doch die unverzügliche kano-



nische Einsetzung vorschrieb, und wollte das nicht aufgeben, was er ein Mittel des heiligen Stuhles nannte, auf die Regierungen und Völker zu wirken. Die Zulassung der Engländer in seinen Häfen sei ihm übrigens durch die Bedürfnisse seiner Unterthanen, so wie durch die Grundsätze des Friedens und allgemeiner Nächstenliebe geboten.

Der Geschäftsträger Napoleon's suchte dem Papste begreiflich zu machen, daß solche Ansichten nicht mehr zeitgemäß wären, wohl aber Rom ein Ungewitter zuziehen könnten. Der Papst blieb unbeugsam. „Wenn man mir das Leben nimmt,“ sagte er zu dem französischen Gesandten, „so wird mich ein Grab ehren, und ich werde in den Augen Gottes und in dem Andenken der Menschen gerechtfertigt sein . . . Wenn der Kaiser seine Drohung vollzieht und mich nicht mehr als souverainen Fürsten anerkennt, so werde ich ihn nicht mehr als Kaiser anerkennen; wenn ich mich dabei übel befunde, so wird er sich nicht besser befinden.“ Pius VII. glaubte fest, sein Bannfluch werde Napoleon verderblich werden und der heilige Stuhl könne bei einem offenbaren Bruche nur gewinnen. „Die Verfolgung,“ sagte er, „wird ein Schisma hervorbringen und das Schisma wird die Kirche retten.“ Alle diese stolzen und hartnäckigen Worte überraschten, betrübten und erbitterten den Kaiser immer mehr. Am 1. Mai 1807 schrieb er von den Ufern der Weichsel an den Vicekönig Prinzen Eugen: „Der Papst will also, daß ich keine Bischöfe in Italien mehr haben soll. Wenn das der Religion dienen heißt, wie fangen es denn die an, welche sie verderben wollen?“

Das Ergebnis der Feldzüge in Preußen und Polen erschütterte die Entschlossenheit Pius des VII. nicht. Nach dem Tilsiter Frieden erließ Napoleon auf seiner Rückkehr nach Paris, von Dresden aus, an seinen Minister am römischen Hofe ein langes Schreiben, in welchem er die Ansprüche des Papstes von oben herab beurtheilte und verkündete, daß er, wenn es sein müsse, in Person nach Rom gehen werde, um dem Papst zu antworten. „Glaubt denn Seine Heiligkeit,“ heißt es in diesem Schreiben, „daß die Rechte des Thrones minder heilig seien, als die der Tiara? Es hat Könige gegeben, bevor es Päpste gab. Man will mich, sagt man, vor der ganzen Christenheit anklagen. Darin begeht man einen Zeitirrtum von tausend Jahren. Der römische

Hof predigt insgeheim den Aufruhr seit zwei Jahren. Ich ertrage dies von dem gegenwärtigen Papste, ich würde es aber von keinem andern Papste ertragen! Was will man damit erreichen, daß man mich vor der ganzen Christenheit anklagt? etwa meinen Thron mit dem Interdicte belegen? mich in den Kirchenbann thun? glaubt man, daß deswegen meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen würden? glaubt man dadurch den Völkern den Dolch in die Hand zu geben, um mich zu ermorden? Es gab allerdings Wüthriche von Päpsten, welche diese abscheuliche Lehre gepredigt haben; es fällt mir aber noch immer schwer zu glauben, daß es die Absicht Pius des VII. sei, ihr Beispiel nachzuahmen. Es bliebe dann nichts übrig als der Versuch, mir die Haare abzuschneiden und mich in ein Kloster zu sperren. . . . Das Alles ist so ausschweifend, daß ich nur über den Schwindelgeist seufzen kann, der sich einiger Cardinäle, welche die römischen Angelegenheiten leiten, bemächtigt hat. Der gegenwärtige Papst ist zu meiner Krönung gekommen. In diesem Schritte habe ich den frommen Prälaten erkannt; aber er verlangte, daß ich ihm die Legationen abtrete. Das lag weder in meiner Macht noch in meinem Willen. . . . Der Papst droht, sich auf das Volk zu berufen. Er wird sich also auf meine Untethanen berufen. Was werden diese sagen? Sie werden sagen, daß sie, gleich mir selbst, die Religion wollen, aber nichts von einer auswärtigen Macht zu erdulden gesonnen sind! . . . Ich habe meine Krone von Gott und von dem Willen meiner Völker. Gegen den römischen Hof werde ich stets Karl der Große und nicht Ludwig der Fromme sein. Wenn die römischen Priester glauben, daß sie dadurch, daß sie mich chicaniren, eine Gebietsvergrößerung erlangen, so irren sie sich. Ich werde die Legationen nicht für einen Vergleich hergeben.“

Inzwischen zeigte Pius VII., ob schon er das verrostete Schwert Gregor's VII. und Sixtus des V. schwang, sich geneigt, in seinem Palaste den furchtbaren Feind, der ihm seinen baldigen Besuch angekündigt hatte, aufzunehmen. „Sollte diese Absicht in Erfüllung gehen,“ schrieb er, „so werden wir Niemanden die Ehre abtreten, einen so erlauchten Gast zu empfangen. Der Vatikan, den wir in Bereitschaft setzen lassen werden, ist bestimmt, Eure Majestät und Ihr Gefolge aufzunehmen.“ Aber der Kaiser konnte diese Reise nicht machen. Die por-

tugieſſiſchen und ſpaniſchen Angelegenheiten hielten ihn in Paris zurück, und er war näher daran, über die Pyrenäen als über die Alpen zu ziehen. Nichtsdeſtowediger wurden die Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle durch diplomatiſche Agenten und zwar ſtets mit gleich ſchlechtem Erfolge fortgeſetzt. Der Papſt ſtemmte ſich immer mehr und mehr gegen die Forderungen Napoleon's. Der Kaiſer weigerte ſich ſeinerſeits beharrlich, die Wünſche des Papſtes zu erfüllen, und der Bruch wurde unvermeidlich. „So möge denn die Unterhandlung abgebrochen werden,“ ließ Napoleon an ſeinen Geſandten in Rom ſchreiben, „weil es der Papſt ſo will, und es gebe zwiſchen ſeinen Staaten und denen Seiner Majestät kein Friedensverhältniß mehr!“

Das hieß die bevorſtehende Beſetzung des Kirchenſtaates durch franzöſiſche Truppen ankündigen. Pius VII. konnte ſich hierüber nicht täuſchen, und er ſagte auch zu dem franzöſiſchen Geſandten in einer Audienz, die er ihm gegen das Ende deſſelben Monats ertheilte: „Es wird kein militäriſcher Widerſtand ſtatfinden. Ich werde mich in die Engelsburg zurückziehen. Keine Klinte wird abgeſchoſſen werden, aber Ihr General wird die Thore ſprengen laſſen müſſen. Ich werde mich an den Eingang der Engelsburg ſtellen. Die Truppen werden über meinen Körper ſchreiten müſſen, und die Welt wird erfahren, daß der Kaiſer denjenigen, der ihn ſalbte, mit Füßen getreten hat. Gott wird dann das Uebrige thun.“ Gewiß iſt an dieſer Sprache Alles bewunderungswürdig. Der Papſt zeigte ſich in ſeiner Reſignation wie in ſeinen Hoffnungen erhaben.

Wirklich war die militäriſche Beſetzung des Kirchenſtaates von dem Kaiſer beſchloſſen und befohlen worden. Einige franzöſiſche Truppenabtheilungen reichten hin, zur Eroberung einer Stadt zu erſcheinen, welche zweimal die Beherrſcherin der Welt geweſen war und deren ausgebreitete Obergewalt zweimal das Verſprechen ewiger Dauer erhalten hatte. Alle Entwicklung militäriſcher Streitkräfte würde unnütz geweſen ſein. Die Königin der Völker war verſchwunden, der Genius des Alterthums wachte nicht mehr auf dem Capitol, der des Mittelalters lag im Vatikan im Verſcheiden, das Zeichen, unter welchem Conſtantin geſiegt, neigte ſich daher ohne Widerſtand vor den Adlern Na-

poleon's, dessen Soldaten, indem sie sich, ohne einen Schuß zu thun, dieser unermesslichen Hauptstadt bemächtigten, sagen konnten, daß von nun an die ewige Stadt nur ein prachtvolles Mausoleum, das kalte, einsame Grab der Päpste und der Cäsaren sei.

Die Unbeugbarkeit des Papstes wurde durch die Besetzung seiner Staaten nicht gebrochen. Wie Pius VII. gedroht, erließ er eine Excommunication gegen den Kaiser, als er sah, daß Letzterer in seinen Entschlüssen gleich unerschütterlich sei und daß sich die militärische Besetzung Roms ins Unbestimmte verlängere. Napoleon war eben zu Wien, noch ganz frisch bekränzt mit den Lorbeern von Eckmühl und Regensburg, als er diese Bulle erhielt. Er beschloß sogleich, vom Papste die Abtretung des Kirchenstaates an das französische Reich zu fordern und ihn im Weigerungsfalle wegzuführen. Der General Madalet wurde mit diesem peinlichen Auftrage belastet. Er verfügte sich zu dem Ende in der Nacht vom 5. zum 6. Juli in den Quirinal und drang inständig in den Papst, in die Abtretung seiner weltlichen Herrschaft zu willigen, um den strengen Maßregeln vorzubeugen, denen ihn ein vergeblicher Widerstand aussetzen müsse. „Ich kann es nicht,“ antwortete der Papst, „ich darf es nicht und will es nicht. Ich habe vor Gott gelobt, der heiligen Kirche ihre Besitzungen zu bewahren, und ich werde meinem Eide niemals untreu werden.“ Der General versetzte: „Heiliger Vater, es schmerzt mich sehr, daß Eure Heiligkeit in dieses Verlangen nicht willigen will, weil Sie dadurch sich nur neuen Trübsalen aussetzen.“ — Der Papst: „Ich habe es gesagt; nichts auf Erden kann mich in meinem Entschlusse wankend machen und ich bin bereit, lieber den letzten Blutstropfen zu vergießen, ja zur Stelle das Leben zu verlieren, als den Schwur, den ich zu Gott gethan, zu verletzen.“ — Der General: „Es kann aber geschehn, daß dieser Entschluß für Sie die Quelle großen Unglücks werden wird.“ — Der Papst: „Ich bin entschlossen, nichts kann mich erschüttern.“ — Der General: „Wenn dies der Fall ist, so bedaure ich die Befehle, welche ich von meinem Souverain empfangen, und den Auftrag, welchen er mir gegeben hat.“ — Der Papst: „Fürwahr, mein Sohn, dieser Auftrag wird den Segen des Himmels nicht über Sie herniederziehen.“

— Der General: „Heiliger Vater, ich muß Eure Heiligkeit mit mir fortführen.“ — Der Papst: „Das ist also der Dank, der mir für alles das, was ich für Ihren Kaiser gethan habe, aufbehalten ist! Das also der Lohn für meine große Nachgiebigkeit gegen ihn und die gallicanische Kirche! Vielleicht bin ich aber in dieser Beziehung vor Gott schuldig; er will mich dafür bestrafen, ich unterwerfe mich in Demuth.“ — Der General: „So lautet mein Auftrag und ich bedaure ihn ausführen zu müssen, da ich Katholik und Ihr Sohn bin.“ Der Cardinal Pacca verlangte nun, daß der heilige Vater die Personen, die er bezeichnen werde, mit sich nehmen könne; der General antwortete aber Seiner Eminenz, daß nach den Befehlen des Kaisers nur sie selbst den Papst begleiten dürfe. — „Und wie viel Zeit gewährt man uns für die Vorbereitungen zur Reise?“ sagte der Cardinal. — „Eine halbe Stunde,“ lautete die Antwort des Generals. Da erhob sich der Papst und sprach nun weiter nichts mehr als die Worte: „Kommt! der Wille Gottes geschehe an mir.“

Ein bespannter Wagen erwartete den Papst bei einer der Pforten des Palastes. Pius VII. und der Cardinal Pacca stiegen ein. General Radet setzte sich in ein Cabriolet. An der Porta del Popolo stand ein anderer Wagen für die erlauchten Reisenden bereit. Der General nahm von diesem Wechsel Anlaß, neuerdings in den Papst zu dringen. „Es ist noch Zeit für Eure Heiligkeit,“ sagte er, „auf den Kirchenstaat Verzicht zu leisten.“ „Nein,“ antwortete der Papst trocken und der Kutschenschlag schloß sich hinter ihm. In wenigen Minuten befand er sich außerhalb Rom und auf der Straße nach Florenz. Biographen haben behauptet, der General Radet habe später bei dem Maler Benvenuti ein Gemälde bestellt, welches die Wegführung des Papstes vom Monte-Cavallo mit allen Personen, die dabei figurirt hatten, vorstelle. „Der unglückliche Papst,“ erzählt Bourienne, „irrte von Stadt zu Stadt und Niemand wollte den erlauchten Gefangenen aufnehmen. Elisa schickte ihn von Florenz nach Turin, von wo der Prinz Borghese ihn in das innere Frankreich sandte. Er hatte stets eine Schaar Gendarmen als Ehrenwache bei sich und endlich verwies ihn Napoleon nach Savona.“

Von Schönbrunn aus und während die Friedensunterhandlungen mit Oesterreich im Gange waren, schickte Napoleon dem General Miollis, Militärcommandanten von Rom, den Befehl zu, das Decret zu vollziehen, welches die Vereinigung des Kirchenstaates mit dem französischen Reiche verfügte. Als der Kaiser in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers von 1809 nach dem Wiener Frieden über diese Maßregel Rechenschaft ablegte, drückte er sich so aus: „Die Geschichte hat mir das Benehmen vorgezeichnet, welches ich gegen Rom befolgen mußte. Die Päpste haben, seit sie Souveraine eines Theils von Italien geworden sind, sich stets als die Feinde jeder vorherrschenden Macht in der Halbinsel gezeigt und allen ihren geistlichen Einfluß angewendet, um ihr zu schaden. Es war daher für mich erwiesen, daß der geistliche Einfluß, den ein auswärtiger Fürst auf meine Staaten ausübte, der Unabhängigkeit Frankreichs, so wie der Würde und Sicherheit meines Thrones zuwider war. Da ich indessen die Nothwendigkeit des geistlichen Einflusses der Nachfolger des ersten Seelenhirten anerkannte, vermochte ich diese großen Interessen auf keine andere Weise zu vereinigen, als indem ich die Schenkung der fränkischen Kaiser, meiner Vorgänger, vernichtete und den Kirchenstaat wieder mit Frankreich vereinigte.“

Pius VII. hatte Alles vorausgesehen, Beraubung und Verfolgung, aber diese traurige Aussicht hatte seine große Seele nicht erschüttert. Nachdem seine Ahnungen sich erfüllt hatten, verharrte er nur um so eher bei seinem ersten Entschlusse. Gegen Ende des Jahres 1810 verweigerte er einem Bischöfe, den Napoleon zum Stuhle von Florenz ernannt hatte, die kanonische Einsetzung und verbot sogar durch ein Breve, daselbst einen Administrator anzunehmen. Der Kaiser verlangte über diese Dinge von seinem Staatsrathе einen Bericht und befahl den Druck sowohl dieses Berichtes als des päpstlichen Breves. Umsonst wandte man ihm das Mißliche einer solchen Bekanntmachung ein. „Ich wünsche diese Deffentlichkeit,“ sagte er, „ganz Europa soll meine Langmuth, die Herausforderung des Papstes und den Beweggrund der Maßregeln, die ich ergreifen will, um in Zukunft solchen Handlungen vorzubeugen, kennen lernen. Es ist ein Verbrechen von

Seiten des Oberhauptes der Kirche, einen Souverain anzugreifen, der die Lehrsätze der Religion achtet. Ich muß meine Krone, mein Volk und die ganze Welt gegen jene verwegenen Versuche vertheidigen, die seit nur zu langer Zeit die Könige herabgewürdigt und die Menschheit gepeinigt haben. Ein Papst, der den Unterthanen Empörung predigt, ist nicht mehr das Oberhaupt der Kirche Gottes, sondern der Papst des Satans. Es ist Zeit, so vieler Frechheit, solchem Gewaltmißbrauche und solchen Unordnungen ein Ziel zu setzen. Die Vorsehung hat mich, glaube ich, berufen, jene gefährliche Macht, die sich die Päpste ange-  
 macht haben, in ihre richtigen Grenzen zu verweisen, das gegenwärtige Geschlecht dagegen zu schützen und die künftigen Generationen auf immer von ihr zu befreien. Möge man wenigstens in Frankreich gegen diese stets um sich greifende Macht dieselben Vorsichtsmaßregeln nehmen, welche andere europäische Staaten genommen haben. Heute über acht Tage wird dem Senate ein Gesetz vorgelegt werden, um das Recht wieder herzustellen, welches die Kaiser stets gehabt haben, die Ernennung der Päpste zu bestätigen, und um zu bewirken, daß der Papst vor seiner Einsetzung in die Hände des Kaisers der Franzosen den Unterwerfungseid unter die vier Artikel der Geistlichkeit vom Jahre 1682 ablege. Wenn diese Artikel orthodox sind, warum weisen die Päpste sie zurück? Wenn sie aber dem Glauben der Päpste nicht zusagen, haben dann sie und die Franzosen noch dieselbe Religion?"

---

### Einunddreißigstes Capitel.

Ghescheidung. Vermählung mit einer Erzherzogin von Oesterreich.

Auf seiner Rückkehr aus Deutschland hatte der Kaiser einige Zeit in Fontainebleau sich aufgehalten und hier mehrere auf die Verwaltung des Reiches bezügliche Decrete erlassen. Als er später nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt war, folgten ihm dahin die Könige, die er geschaffen und die nun nach Paris eilten, um ihm zu seinen neuen Siegen und zum

Abschlusse des Friedens Glück zu wünschen. Mailand, Florenz und Rom sandten zu demselben Zwecke Deputationen, so auch die griechische Synode von Dalmatien, welche der Kaiser am 20. November 1809 in feierlicher Audienz empfing. Als der Jahrestag der Krönung und der Schlacht bei Austerlitz zurückkehrte, wurde nichts gespart, um denselben feierlicher und glänzender als jemals zu begehen. Es wurde zugleich ein *Te Deum* wegen Abschlusses des Friedens gesungen und man erblickte diesmal in der Cathedral von Notre-Dame nicht nur den Senat und die anderen großen Körperschaften des Staates, sondern auch die Versammlung der Hoheiten und Majestäten, welche damals den Hof und das Geleite des Kaisers bildeten: die Könige von Sachsen, Holland, Westphalen, Württemberg und Neapel. Einige Tage später erschienen der Vicekönig von Italien, so wie der König und die Königin von Baiern, um diesen Kreis gekrönter Häupter zu vermehren.

Das Verlangen, die Begründung seiner Dynastie zu vervollständigen und in die Familie der Könige aufgenommen zu werden, gab sonach Napoleon Handlungen und Schritte ein, welche für den Frieden von Europa günstig waren. Während er für seine Dynastie bei den auswärtigen Höfen Freunde und Bundesgenossen suchte, dachte er auch daran, ihr in Frankreich selbst eine neue Grundlage zu geben. Er glaubte diesen doppelten Zweck am besten zu erreichen, indem er sich von Josephinen scheiden ließ und eine Gemahlin nahm, welche ihm Erben versprach, die aus seinem Blute in gerader Linie stammten und sich einer erlauchten Verwandtschaft rühmen konnten. Die Adoption Eugen's genügte ihm nicht mehr. Das war allerdings ein Nachfolger, welcher fähig war, die Zügel der Regierung zu ergreifen und selbständig zu führen; aber er war nicht für den Thron erzogen und der Zauber der Geburt mangelte ihm in den Augen Napoleon's, der dessen so gut zu entbehren verstand und der in Zukunft das Geschick seines Reiches der Wiege eines Kindes anvertrauen wollte, das als kaiserlicher Prinz geboren war, statt es einem edeln Charakter, einem unzweifelhaften Talente, einem an seiner Seite gereiften Manne zu übertragen. Die Entfernung Josephinens wurde daher beschlossen. Sie war darauf gefaßt, „obgleich sie ihrem Gatten Glück bereitet und sich stets als seine zärtlichste Freundin



bewiesen hatte,“ wie Napoleon selbst sich über sie im Memorial von St. Helena ausgesprochen hat. Staatsrückfichten hatten bei dem Kaiser über seine Privatneigungen den Sieg davongetragen. Er war vor Allem Staatsmann. Josephine hatte seit einiger Zeit das Schicksal, das ihr bevorstand, in dem Antlitze ihres erlauchten Gemahls gelesen, der sich von ihr in dem Maße zu entfernen schien, als er sich in die Sphäre der monarchischen Größe verstieg. Endlich verwirklichte sich ihre Ahnung. Das traurige Geheimniß, welches sie im Grunde der Seele Napoleon's gelesen und dessen Vorgefühl ihr Herz zerfleischt hatte, wurde ihr von ihrem Gemahl selbst mitgetheilt. Das geschah am 30. November 1809. Der Kaiser und die Kaiserin hatten miteinander gespeist, Napoleon düster und mit sich selbst beschäftigt, Josephine traurig und schweigsam. Nach der Tafel wurden alle Anwesenden verabschiedet. „Ich las in der Veränderung seiner Züge,“ erzählte Josephine später, „den Kampf, der in seiner Seele vorging, sah aber endlich ein, daß meine Stunde gekommen sei. Er zitterte und mich überließ ein allgemeiner Schauer. Er näherte sich mir, faßte meine Hand, legte sie an sein Herz, sah mich einen Augenblick stumm an und sprach dann die verhängnißvollen Worte: Josephine, meine gute Josephine, du weißt, ob ich dich geliebt habe! Dir, dir allein habe ich die einzigen Augenblicke von Glück verdankt, die ich in dieser Welt genossen habe. Josephine, mein Schicksal ist stärker als mein Wille. Meine theuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs schweigen.“ Josephine wollte nicht mehr hören, sie unterbrach den Kaiser lebhaft mit den Worten: „Sprechen Sie nicht weiter, ich war darauf gefaßt, ich verstehe Sie —“ das Wort erstarb auf ihren Lippen, sie fiel in Ohnmacht, wurde in ihr Gemach gebracht, und als sie wieder zu sich kam, sah sie sich zwischen ihrer Tochter Hortensie und Corvisart, Napoleon gegenüber.

Diese ernste und heftige Erschütterung, auf welche der Kaiser gefaßt sein mußte, machte einem ruhigeren und mehr gesammelten Schmerze Platz. Josephine hatte den Anschein stiller Ergebung in ihr Schicksal. Sie willigte in alle öffentlichen Schritte, die man von ihr verlangte. Das officiële Drama wurde am Abend des 15. December 1809 in einer Familienversammlung gespielt, welcher der

Erzkanzler Cambaceres und der Secretär des Civilstandes beiwohnten. Napoleon, welcher Alles zur Erfüllung seiner Pläne vorbereitet hatte, drückte sich so aus: „Die Politik meiner Monarchie, das Interesse und das Bedürfniß meiner Völker, welche stets alle meine Handlungen geleitet haben, erheischen, daß ich Kindern, welche meine Liebe für meine Völker erben, den Thron, auf welchen mich die Vorsehung gesetzt hat, hinterlasse. Indessen habe ich seit mehreren Jahren die Hoffnung verloren, Kinder aus der Ehe mit meiner innigst geliebten Gemahlin, der Kaiserin Josephine, zu erhalten; dies bestimmt mich, die süßesten Neigungen meines Herzens zu opfern, nur das Staatswohl zu Rathe zu ziehen und die Auflösung unserer Ehe zu wollen. Da ich vierzig Jahre alt bin, so darf ich hoffen, lange genug zu leben, um in meinem Geiste und in meinen Ansichten die Kinder zu erziehen, welche es der Vorsicht gefallen wird, mir zu schenken. Gott weiß, wieviel ein solcher Entschluß meinem Herzen gekostet hat; aber es gibt kein Opfer, welches zu bringen ich nicht den Muth habe, sobald klar bewiesen ist, daß das Wohl Frankreichs es verlangt. Ich empfinde den Drang, hinzuzufügen, daß ich niemals die mindeste Ursache zu klagen, vielmehr die Anhänglichkeit und Liebe meiner innigst geliebten Gemahlin nur zu loben gehabt habe. Sie hat funfzehn Jahre meines Lebens verschönert, die Erinnerung daran wird meinem Herzen stets theuer bleiben. Sie ist von meiner Hand gekrönt worden, ich will, daß sie den Rang und Titel einer Kaiserin beibehalte; vor Allem aber, daß sie nie an meinen Gesinnungen für sie zweifeln und mich stets für ihren besten und liebevollsten Freund halten möge.“

Josephine beherrschte die schmerzliche Empfindung, welche ihre Seele ausfüllte, entledigte sich mit Würde der traurigen Rolle, die man ihr zugetheilt hatte, und sprach treulich die officiellen Worte, welche der Erzkanzler erwartete, um sie dem Senat zu überbringen: „Mit Erlaubniß unseres durchlauchtigsten und geliebten Gemahls,“ sagte sie, „muß ich erklären, daß ich, da ich keine Hoffnung mehr habe, Kinder zu erhalten, welche den Anforderungen seiner Politik und dem Interesse von Frankreich genügen können, mir darin gefalle, ihm den größten Beweis der Anhänglichkeit und Ergebenheit zu geben, welcher jemals auf Erden gegeben worden ist. Ich verdanke Alles seiner Güte, seine Hand ist es,

die mich gekrönt hat, und auf der Höhe dieses Thrones habe ich nur Beweise der Zuneigung und Liebe des französischen Volkes empfangen. Ich glaube alle diese Gefinnungen dankbar anzuerkennen, indem ich in die Auflösung einer Ehe willige, die von nun an nur ein Hinderniß für das Glück Frankreichs sein kann und die es des Glückes beraubt, eines Tages von den Nachkommen eines großen Mannes regiert zu werden, der so augenscheinlich von der Vorsehung erweckt worden ist, um die Uebel einer schrecklichen Revolution gut zu machen, um den Altar, den Thron und die gesellschaftliche Ordnung wiederherzustellen. Aber die Auflösung meiner Ehe wird an den Gefinnungen meines Herzens nichts ändern; der Kaiser wird stets an mir seine beste Freundin haben. Ich weiß, wie sehr ihn diese durch die Politik und die höchsten Interessen gebotene Handlung geschmerzt hat, aber er, wie ich, wir sind beide stolz auf das Opfer, welches wir dem Wohle des Vaterlandes bringen.“ Die Versammlung war zahlreich und alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt. Am andern Tage überreichte der Erzkanzler im Senate den Entwurf eines Beschlusses, welcher die Auflösung der Ehe zwischen Napoleon und Josephinen aussprach.

Nach dieser That beschäftigte sich der Kaiser mit der Wahl einer neuen Gemahlin. Alexander hatte durchblicken lassen, daß er ihm gern die Hand seiner Schwester, der Großfürstin Anna, geben würde. Es wurde daher eine Unterhandlung zu diesem Zwecke mit Rußland eröffnet; aber Napoleon erfuhr bald durch Herrn von Narbonne, seinen Botschafter zu Wien, daß das österreichische Haus erfreut sein würde, wenn er sich mit der Erzherzogin Marie Louise vermählen wollte. Man begreift, daß nach den Tagen von Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram die nordischen Monarchen müde wurden, zu Felde zu ziehen, ihre Hülfquellen zu erschöpfen und das Blut ihrer besten Unterthanen für die Sache eines vom Throne gestürzten Königsgeschlechts zu verspritzen, insbesondere da Napoleon Alles aufbot, um sie zu überreden, daß die gemeinsame Gefahr, womit die Republik sie bedroht hatte, nicht mehr vorhanden sei. Aber diese Ermüdung konnte niemals zu einer wahrhaften Ausöhnung führen: es bedurfte nur einen Glückswechsel im Leben Napoleon's, um trotz aller Familienbande den alten Groll und Haß,

deren Gegenstand die Revolution und er gewesen, wieder zu wecken. Die Ereignisse haben dies in Betreff Oesterreichs bewiesen; Rußland würde in seiner antifranzösischen Tendenz einer Verwandtschaft wegen eben so wenig inne gehalten haben. Weiß man denn nicht, daß in der Politik die Familienbände erst nach den Interessen und Staatsgründen kommen? Es ist wahrscheinlich, daß ein Kaiser von Rußland als Schwager nicht anders gehandelt haben würde, als der Kaiser von Oesterreich als Schwiegervater. In beiden Fällen hatte der große Mann, seinem eigenen Ausdrucke zufolge, „den Fuß auf einen mit Blumen bedeckten Abgrund gesetzt.“

Da Napoleon unter mehreren Prinzessinnen aus den erlauchtesten Häusern zu wählen hatte, so entschied er sich, nach Anhörung seines Rathes, für die Erzherzogin Marie Louise, Tochter des Kaisers von Oesterreich. Der Marschall Berthier erhielt den Auftrag, nach Wien zu reisen, um die öffentliche Brautwerbung zu verrichten. Er langte in dieser Hauptstadt im Anfang des März 1810 an, und nachdem das Portrait seines Gebieters angenommen worden war, erschien er bei der öffentlichen Audienz, welche der Kaiser Franz ihm zur Erfüllung seiner hohen Sendung bewilligte. Seine Anrede lautete: „Ew. Majestät, ich komme im Namen des Kaisers, meines Herrn, Sie um die Hand der Erzherzogin Marie Louise, Ihrer Durchlauchtigsten Tochter, zu bitten. Die hervorragenden Eigenschaften, welche diese Fürstin auszeichnen, weisen ihr den Platz auf einem großen Throne an. Sie wird auf ihm das Glück eines großen Volkes und eines großen Mannes ausmachen. Die Politik meines Souverains stimmt mit den Wünschen seines Herzens überein. Diese Verbindung zweier mächtigen Familien, Eure, wird zwei hochherzigen Nationen neue Bürgschaften der Ruhe und des Glückes geben.“ Der Kaiser von Oesterreich antwortete: „Ich betrachte die Werbung um die Hand meiner Tochter als ein Unterpand der Gesinnungen des Kaisers der Franzosen, die ich zu schätzen weiß. Meine Wünsche für das Glück der künftigen Gatten können nicht mit zu großer Innigkeit ausgedrückt werden, denn dasselbe wird auch das meinige sein. Ich werde in der Freundschaft des Fürsten, den Sie repräsentiren, die besten Trostgründe für die Trennung von meinem geliebten Kinde finden, und

meine Völker werden in ihr das sichere Unterpfaud ihres gegenseitigen Wohlbefindens erblicken. Ich gewähre die Hand meiner Tochter dem Kaiser der Franzosen.“ Dann wendete sich der Marschall an die Erzherzogin Marie Louise und sprach: „Gnädigste Frau! Ihre Durchlauchtigsten Aeltern haben den Wunsch des Kaisers, meines Gebieters, erfüllt. Politische Rücksichten mögen auf die Beschlüsse unserer beiden Souveraine Einfluß gehabt haben: die erste Rücksicht aber ist die auf Ihr Glück; Ihr Herz ist es vor Allem, gnädigste Frau, welches der Kaiser, mein Gebieter, von Ihnen erlangen will. Es wird einen schönen Anblick gewähren, auf einem großen Throne mit dem Genie und der Macht die Anmuth und die Reize, welche sie geliebt machen, verbunden zu sehen. Dieser Tag, gnädige Frau, wird ein glücklicher für den Kaiser, meinen Gebieter, sein, wenn Ihre kaiserliche Hoheit mir befehlt, Ihm zu sagen, daß Sie die Hoffnungen, die Wünsche und die Gefühle seines Herzens theilen.“ Die Prinzessin ertheilte folgende Antwort: „Der Wille meines Vaters ist stets der meinige gewesen, mein Glück wird stets das seinige bleiben. In diesen Grundsätzen mag Seine Majestät der Kaiser Napoleou das Unterpfaud der Gefühle erblicken, welche ich meinem Gemahl widmen werde, mich glücklich schätzend, wenn ich zu seinem Glücke und dem einer großen Nation etwas beitragen kann! Ich willige, mit der Erlaubniß meines Vaters, in meine Vermählung mit dem Kaiser Napoleou.“

Eine dritte Rede wurde von der Kaiserin gehalten, welche in ihrer Antwort ziemlich die Wünsche wiederholte, welche schon ihr durchlauchtigster Gemahl ausgesprochen hatte. Schließlicb setzte der französische Botschafter den Erzherzog Karl in Kenntniß, wie der Kaiser Napoleou wünsche, daß Seine Kaiserliche Hoheit dessen Procura für die Ceremonie der Vermählung übernehmen möge. Der Erzherzog antwortete: „Ich nehme mit Vergnügen den Antrag an, den Seine Majestät der Kaiser der Franzosen mir durch Ihr Organ zu machen so gültig ist, indem ich mich in gleichem Grade durch seine Wahl geschmeichelt fühle, als ich von der freudigen Hoffnung durchdrungen bin, daß diese Verbindung die politischen Zwistigkeiten bis auf den letzten Rückhaltsgedanken verwischen, die Uebel des Krieges gut machen und zwei Völkern, die geschaffen sind

sich zu achten und die sich gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren lassen, eine glückliche Zukunft bereiten werde. Ich werde zu den interessantesten Momenten meines Lebens denjenigen rechnen, in welchem ich, zum Zeichen einer eben so offenen als redlich gemeinten Annäherung, der Frau Erzherzogin Marie Louise im Namen des großen Monarchen, der Sie abgesandt hat, die Hand reichen werde; und ich bitte Sie, ganz Frankreich gegenüber der Dolmetscher meiner feurigsten Wünsche zu sein, daß die Tugenden der Frau Erzherzogin für immer die Freundschaft unserer Souveraine und das Glück ihrer Völker fest begründen mögen."

Die Vermählungsfeier fand am 11. März zu Wien statt, und am 13. reiste die neue Kaiserin der Franzosen nach Frankreich ab. Am 23. langte sie zu Compiègne an, wo Napoleon sie hatte empfangen wollen. Ein pomphaftes Ceremoniel war für diese erste Zusammenkunft bestimmt worden; aber Napoleon vermochte seine Ungeduld nicht zu zügeln und durchbrach selbst das Gesetz, welches er gegeben; blos von dem Könige von Neapel begleitet, verließ er bei regnerischem Wetter insgeheim Compiègne und stellte sich, um die künftige Kaiserin zu erwarten, unter die Borhalle einer kleinen Dorfkirche. Sobald Marie Louise anlangte, sprang er in den Wagen und bald kamen beide in Compiègne an. Die erlauchten Gatten begaben sich hierauf nach St. Cloud, wo die Civiltrauung am 1. April gefeiert wurde. Am andern Tage zogen sie in die Hauptstadt ein, und hier fand die religiöse Ghefeier mit aller Pracht des katholischen Cultus in einer Kapelle des Louvre statt, die für diese Feierlichkeit großartig ausgeschmückt worden war. Der Kaiser und die Kaiserin wurden von dem Großalmosenier, Cardinal Fesch, in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie, der Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Großwürdenträger des Reiches, sowie einer Deputation aller Staatskörperschaften ehelich eingesegnet. Ganz Paris überließ sich der Freude, die sich nicht nur über alle Theile von Frankreich, sondern auch über alle Völker des Continentes verbreitete, denn alle glaubten in der Vermählung Napoleon's mit einer Erzherzogin von Oesterreich ein sicheres Unterpfand der Fortdauer des Friedens zu erblicken.

Am 3. April erschienen der französische und der italienische Senat, der Staatsrath, der gesetzgebende Körper, die Minister, die Cardinäle,

der Cassationshof u. s. w., um dem Kaiser und seiner neuen Gemahlin ihre Glückwünsche darzubringen. Napoleon und Marie Louise empfingen sie auf dem Throne sitzend und umgeben von dem glänzenden doppelten Hofstaat des französischen Kaiserreichs und des Königreichs Italien. Zwei Tage darauf reisten die Neuvermählten nach Compiègne ab, wo sie sich bis zum 27. April aufhielten. Dann besuchten sie Belgien und die nördlichen Departements von Dünkirchen und Lille bis Havre und Rouen. Am 1. Juni waren Ihre Majestäten in der Hauptstadt zurück. Der Enthusiasmus, welcher sich bei den Vermählungsfeierlichkeiten kundgegeben, hatte sich noch nicht gelegt. Die Stadt Paris gab Napoleon und Marien Louisen ein glänzendes Fest und sie wohnten dem Bankett und Ball im Stadthause bei.

Auch die kaiserliche Garde wollte die Vermählung ihres glorreichen Anführers mit der ältesten Tochter eines Monarchen, den sie so oft geschlagen hatte, feiern. Das Fest fand auf dem Marsfelde statt, und die Garde machte Napoleon und Marien Louisen im Namen der ganzen Armee die Honneurs.

Inmitten dieses allgemeinen Freudenrausches wollte auch der österreichische Botschafter seinen Tag haben, um seine officiële Freude und seinen diplomatischen Pomp zur Schau zu legen. Er wählte den 1. Juli, das Fest nahm aber einen traurigen Ausgang. Im Ballsaale kam Feuer aus; die Gemahlin des österreichischen Botschafters und viele andere Personen kamen um. Napoleon ließ keiner fremden Hand die Sorge und die Ehre, seine Gemahlin zu retten; er faßte sie in seine Arme und trug sie aus den brennenden Gemächern hinweg. Damals erinnerte man sich, daß auch die Feste, die zur Vermählung Ludwig's XVI. mit Antoinette gegeben wurden, durch traurige Unglücksfälle bezeichnet waren.

---

## Zweinndreißiges Capitel.

Bernadotte wird zur schwedischen Thronfolge berufen. Vereinigung Schwedens mit Frankreich.

Den Festen folgten Angelegenheiten der ernstesten Natur. Bernadotte war zum Kronprinzen von Schweden erwählt worden; der Reichsrath hatte ihn berufen, Karl dem XIII. nachzufolgen, um die Ausschließung des Hauses Wasa aufrecht zu erhalten, die ausgesprochen worden war, als der Herzog von Südermanland auf den Thron erhoben wurde. Die Vertreter des schwedischen Volkes glaubten ohne Zweifel, sich bei Napoleon angenehm zu machen und im Interesse seiner Politik zu handeln, indem sie diese Wahl trafen. Vielleicht hatten sie sogar die Ansichten des Kaisers in dieser Beziehung sondirt, obshon es Schriftsteller gibt, welche behaupten, die Erwählung sei vollkommen selbstständig gewesen, ja der französische Gesandte zu Stockholm habe dieselbe sogar zu hindern gesucht. Napoleon hat hierüber gesagt: „Bernadotte wurde gewählt, weil seine Frau die Schwester jener meines Bruders Joseph war, der damals in Spanien regierte. Bernadotte hing das Schild großer Abhängigkeit aus und kam, mich um meine Einwilligung zu bitten, indem er mit nur zu sichtbarer Unruhe bethenerte, daß er die Wahl nur, wenn sie mir angenehm wäre, annehmen würde. Ich, der ich ein vom Volke erwählter Monarch war, konnte nur antworten, daß es nicht meine Sache wäre, mich den Wahlen anderer Völker zu widersetzen. Das habe ich auch wirklich Bernadotte gesagt, dessen ganzes Wesen die innere Angst verrieth, mit welcher er meine Antwort erwartete. Ich fügte hinzu, daß ich durch das Wohlwollen, dessen Gegenstand er wäre, nur gewinnen könne, daß ich zu seiner Wahl nicht beigetragen, daß sie aber meine Einwilligung und meine besten Wünsche hätte. Indessen muß ich gestehen, daß ich einen geheimen Instinct empfand, der mir die Sache mißfällig und widerwärtig machte.“

Diese böse Ahnung des Kaisers war sehr natürlich, da er nicht vergessen konnte, daß es zwischen ihm und Bernadotte stets nur



Nebenbuhlerschaft, nie aber Zuneigung gegeben habe. Indessen war er Franzose, war ein Soldat der Republik, dem sein Theil an der Ehre des Kaiserreiches nicht entgangen war; es schien, daß ein unauflösliches Band, welches stärker war als persönlicher Widerwille und Aerger, den berühmten Krieger, den die Schweden zum Thronfolger berufen hatten, an die Gesichte von Frankreich fessle. Napoleon achtete daher nicht auf jene innere Warnungsstimme, die ihm seine tiefe Menschenkenntniß zurief. Er erlaubte seinem Marschall, die Wahl der Schweden anzunehmen, und that dadurch seinen eigenen Gefühlen Gewalt an, was ein Beweis mehr ist, daß der Herr von halb Europa durch eine Macht, die stärker war als die seinige, beherrscht wurde.

Fast in demselben Augenblick, als einer der berühmtesten Marschälle Napoleon's nach Stockholm reiste, um dort einen Thron zu erwarten, stieg einer seiner Brüder von dem seinigen zu Amsterdam herab. Ludwig Bonaparte war ein Mann von Geist, voll guter Absichten; aber das Scepter Hollands unter der Herrschaft der Continentsperre war ihm zu schwer und er ließ es zur Erde fallen. Seit langer Zeit warf ihm der Kaiser seine große Schwäche in der Ausführung der Decrete von Berlin und Mailand vor. Selbst der Moniteur hatte von den täglichen Uebertretungen des napoleonischen Systems in Holland gesprochen, und als sich König Ludwig darüber beklagte, antwortete ihm Napoleon von Schönbrunn aus: „Frankreich ist es, welches Grund hat, sich über den schlechtesten Geist, der bei Ihnen herrscht, zu beklagen. Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen alle holländischen Häuser namhaft mache, welche die Werkzeuge Englands sind, so kann dies sehr leicht geschehen. Ihre Douanenreglements werden so schlecht gehandhabt, daß der ganze Briefwechsel Englands mit dem Continent durch Holland geschieht. Holland ist eine englische Provinz.“

Diese Verweise blieben ohne Wirkung. Der König Ludwig war mehr von den gegenwärtigen Leiden Hollands, als von den guten, aber entfernten Folgen, welche sich Napoleon von der Continentsperre versprach, bewegt. Das System des Kaisers forderte zur Ausführung Seelen, die stark genug waren, sich mit der seinigen in Verbindung zu setzen. Seine ersten Helfer waren seine Brüder, sowie er sich in Gründung

einer Dynastie verwickelt hatte. Er glaubte sie seinen Wünschen und Ideen zu nähern, indem er sie sich selbst in der politischen Hierarchie näherte, indem er ihnen eine der seinigen ähnliche Stellung gab und eine Krone auf ihre Stirn setzte; aber nach dem Ausdrucke, den er selbst von Ludwig gebraucht hat, machte er nur „Präfecten-Könige“, welche alle Eigenschaften hatten, um in einem untergeordneten Range und zu einer andern Zeit mit Ehren zu bestehen, allein keine einzige von denen besaßen, welche die Umstände forderten. Wenn es für den Kaiser leicht war, ein Prachtgeleite von gekrönten Häuptern zu finden, war es um so schwerer, Bundesgenossen, einsichtsvolle Gehülfen des großen Mannes zu finden. Der Thron hatte sich inmitten der glänzendsten Umgebung erhoben, das Genie aber blieb einsam.

Ludwig Bonaparte, statt in seines Bruders Gedanken einzugehen und Holland, trotz des Widerwillens durchkreuzter Interessen, französisch zu machen, ließ es vielmehr in mercantilscher Beziehung in Abhängigkeit von England leben. Da diese Nachgiebigkeit wider Napoleon's System war und die Verachtung seiner ersten Rathschläge ihn verletzete, erließ er an den König von Holland ein neues Schreiben, welches allein schon genügen würde, um der Geschichte zu beweisen, daß der Kaiser, vollständig identificirt mit dem Volke, das sich ihm ergeben hatte, nur von dem Leben Frankreichs lebte. Es mögen hier einige Stellen aus diesem merkwürdigen Schreiben folgen: „Eure Majestät haben, indem Sie den Thron von Holland bestiegen, vergessen, daß Sie Franzose sind, sogar Ihre ganze Vernunft angestrengt und die Zartheit Ihres Gewissens gemartert, um sich zu überreden, daß Sie Holländer sind. Die Frankreich zugethanen Holländer sind vernachlässigt und verfolgt, dagegen diejenigen, welche England anhängen, in den Vordergrund gestellt worden. Franzosen, vom Offizier bis zum Gemeinen, sind verjagt, verächtlich behandelt worden, und ich habe den Schmerz erlebt, in Holland unter einem Prinzen meines Geblütes den französischen Namen der Schmach ausgesetzt zu sehen. Und doch trage ich die Werthschätzung und Ehre des französischen Namens so sehr in meinem Herzen, habe sie auf den Bajonnettspitzen meiner Soldaten so hoch zu erheben gewußt, daß weder Holland noch irgend Jemand sonst das Recht hat, dieselbe

ungestraft zu verletzen . . . Was kann daher das die Nation beschimpfende und mich beleidigende Benehmen rechtfertigen, welches Eure Majestät befolgt haben? Sie könnten wissen, daß ich mich von meinen Vorfahren nicht trenne und daß ich von Clodwig bis zum Wohlfahrtsausschusse Alles solidarisch vertrete. Ich weiß, daß es bei gewissen Leuten Mode geworden ist, mich zu loben und Frankreich zu schmähen; aber diejenigen, welche Frankreich nicht lieben, lieben auch mich nicht, und diejenigen, welche meine Völker höhnen, halte ich für meine größten Feinde . . . In meiner Rede an den gesetzgebenden Körper habe ich meine Unzufriedenheit durchblicken lassen; denn ich will Ihnen nicht verbergen, daß es meine Absicht ist, Holland mit Frankreich zu vereinigen, als Bervollständigung seines Gebietes, als den tödtlichsten Streich, den ich England beibringen kann, und um mich der beständigen Beleidigungen zu entledigen, welche die Leiter Ihres Cabinets mir fortwährend zufügen. Die Mündungen des Rheins und der Maas müssen mir gehören. Der Grundsatz, daß der Thalweg des Rheins unsere Grenze, ist in Frankreich Hauptstaatsgrundsatz. Ich kann daher Holland das rechte Rheinufer lassen und werde das an meine Zolllinien erlassene Verbot so oft aufheben, als die bestehenden Verträge, welche erneuert werden müssen, vollzogen werden. Ich begehre: 1) das Verbot alles Handels und Verkehrs mit England; 2) eine Flotte von vierzehn Linien Schiffen, sieben Fregatten und sieben Briggs oder Corvetten, sämmtlich bewaffnet und bemannt; 3) eine Landarmee von fünf- und zwanzigtausend Mann; 4) die Abschaffung der Marschallswürde; 5) die Abschaffung aller Vorrechte des Adels, insofern sie der Verfassung, welche ich gegeben und verbürgt habe, zuwiderlaufen. Eure Majestät können auf diese Grundlagen hin durch Ihren Gesandten mit dem Herzoge von Cadore unterhandeln; Sie können sich aber darauf verlassen, daß ich, sobald das erste englische Packetboot in Holland ankommt, das an die Douanen erlassene Verbot wieder in Kraft setzen, und daß ich bei der ersten Beschimpfung, die meiner Flagge widerfährt, den holländischen Offizier, der sich einen solchen Frevel gegen meinen Adler erlaubt, mit gewaffneter Hand ergreifen und an den großen Mast hängen lassen werde.“

Der König von Holland wurde durch diese gebieterische Sprache nicht befehrt. Die gegenwärtigen Bedürfnisse und Interessen der holländischen Industrie beschäftigten ihn immer und vor Allem. Er glaubte nur gegen das batavische Volk Pflichten eingegangen zu sein und würde es sich zum Vorwurfe gemacht haben, einen andern Zweck zu verfolgen, als das Wohl der in dem Gebietskreise seines Königreichs liegenden Provinzen. Da er nur Holland im Auge hatte, vergaß er, daß er bloß deshalb hingeschickt worden war, um es zum Triumphe einer allgemeinen Sache, zum Ruhm und Heil des großen Reiches beitragen zu lassen. Auch hatte Ludwig's Charakter einen Widerwillen gegen äußerste Maßregeln, gegen heroische Mittel. Er gehörte zu denjenigen, welche als Kurzsichtige die Politik treiben, und seine Scrupel, die übrigens ihre lobenswerthe Seite hatten, hinderten ihn einzusehen, daß die Continentsperre für den Kaiser nur war, was die revolutionäre Regierung für die Republik gewesen, eine beklagenswerthe und vorübergehende Nothwendigkeit. Ludwig glaubte übrigens gar nicht, daß die gegen England gerichtete Sperre für die britischen Interessen jene verderbliche Wirkung haben werde, welche sich der Kaiser von ihr versprach. „Die Vernichtung von Holland,“ schrieb er an den Kaiser, „weit entfernt, ein Mittel zu sein, England zu treffen, wird es vielmehr um die ganze Industrie und um alle Capitalien bereichern, die sich dahin flüchten werden. Es gibt nur drei Mittel, England wirklich etwas anzuhaben: die Losreißung Irlands, die Eroberung von Ostindien, endlich eine Landung. Die zwei letztern Mittel, obschon die wirksameren, sind ohne Seemacht unausführbar; ich wundre mich aber, daß man so leicht auf das erstgenannte Verzicht geleistet hat.“

Der Kaiser, welcher sehr wohl wußte, daß er Holland durch Auflegung vorübergehender Opfer nicht vernichte, und welcher eben so wenig glaubte, daß die englische Industrie durch die Krisis gewinnen müsse, welche nothwendig die Industrie des Festlandes, so weit sie Seespeculationen betraf, erlitt, wurde von den Gegenvorstellungen des Königs Ludwig wenig gerührt. Auf seiner Reise nach Belgien erließ er von Ostende aus ein neues Sendschreiben an ihn, welches fast nur die Wiederholung der frühern Vorwürfe war. Es hieß darin: „Wenn Holland, das

einem meiner Brüder unterworfen ist, in ihm mein Bild nicht findet, so vernichten Sie alles Vertrauen in meine Verwaltung und zerbrechen Ihr Scepter selbst. Lieben Sie Frankreich, lieben Sie meinen Ruhm, das ist das einzige Mittel, dem König von Holland zu nützen.“ Dieser aber wurde endlich des ungleichen Kampfes mit seinem Bruder müde, verließ seine Staaten, zog sich nach Deutschland zurück und sandte nach Paris eine förmliche Abdankungsurkunde. Napoleon war über diesen Schritt enttäuscht. Auf einen, ihm von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstatteten Bericht decretirte er am 9. Juli 1810 die Vereinigung Hollands mit dem französischen Reiche, und der Marschall Dudinot bemächtigte sich unmittelbar darauf Amsterdams.

Der Kaiser verzehrte nicht im Stillen den Kummer, den ihm das Benehmen seines Bruders verursachte. Als dieser durch seine Abdankung und Flucht die Absicht hatte, ihn vor Europa und der Nachwelt anzuklagen, daß er die holländische Krone durch seine Forderungen zu schwerlastend gemacht habe, durfte Napoleon nicht unter der Wucht einer solchen Anklage und eines solchen Mergernisses bleiben, ohne daß er dem unerwarteten Ankläger, den er in seiner eigenen Familie gefunden hatte, antwortete, und geschähe es auch durch den strengen Ausdruck eines feierlichen Tadel's. Und gleich als sollte in den Handlungen dieses außerordentlichen Mannes Alles über die gemeinen Combinationen und gewöhnlichen Regeln erhaben sein, wußte er ein Mittel zu finden, welches kein Anderer zu ersinnen gewagt hätte, um den Tadel, der auf den unglücklichen Ludwig fallen sollte, merkwürdiger und eindringlicher zu machen. Indem er über das Schicksal des Kindes Nührung zeigt, trifft er den Vater; ein und dasselbe Wort gibt dem einen in der politischen Welt das Leben, dem andern den Tod. Am 20. Juli ließ sich Napoleon in einer großen Versammlung zu St. Cloud den Prinzen Napoleon Ludwig, seinen Stiefenkel, vorstellen und sprach zu ihm mit Nührung: „Komm, mein Sohn, ich will dein Vater sein; du wirst dabei nichts verlieren. Das Benehmen deines Vaters betrübt mein Herz; nur seine Krankheit kann dasselbe entschuldigen. Wenn du groß bist, wirst du seine Schuld und deine eigene bezahlen. In welche Stellung dich auch meine Politik und das Interesse meines Reiches versetzen

mögen, so vergiß nie, daß deine ersten Pflichten mir, deine zweiten Frankreich gehören; alle deine andern Pflichten, selbst gegen die Völker, die ich dir vielleicht anvertrauen werde, kommen erst nachher.“

Die Vereinigung des Walliserlandes mit dem Kaiserthume folgte schnell auf jene Hollands. Der Kaiser theilte diese beiden großen Maßregeln dem Senate durch eine und dieselbe Botschaft in der Sitzung vom 10. December 1810 mit. Es heißt darin: „Die von dem großbritannischen Geheimrath in den Jahren 1806 und 1807 bekanntgemachten Beschlüsse haben das europäische Völkerrecht vernichtet. Eine neue Ordnung der Dinge regiert die Welt. Neue Bürgschaften sind nothwendig geworden; die Vereinigung der Mündungen der Schelde, Maas, des Rheins, der Ems, Weser und Elbe mit dem Reiche, die Herstellung einer innern Schiffahrtsverbindung mit der Ostsee sind mir als die ersten und wichtigsten erschienen. Ich habe den Plan eines binnen fünf Jahren auszuführenden Canals entwerfen lassen, welcher die Ostsee mit der Seine verbinden soll. Die Vereinigung des Walliserlandes ist eine durch die unermesslichen Arbeiten, welche ich in diesem Theile der Alpen seit zehn Jahren habe ausführen lassen, bedingte Folge. Schon zur Zeit der Schweizer Vermittelung habe ich Wallis von dem helvetischen Bunde getrennt, da ich schon damals diese für Frankreich und Italien so nützliche Maßregel voraussah. So lange der Krieg mit England fortdauert, darf das französische Volk die Waffen nicht niederlegen. Meine Finanzen sind in dem gedeihlichsten Zustande; ich kann alle Ausgaben, welche dieses unermessliche Reich fordert, bestreiten, ohne meinen Völkern neue Opfer aufzulegen.“

Dieser finanzielle Wohlstand war keines der geringsten Wunder der Regierung Napoleon's. Man verdankte denselben dem Geiste der Ordnung, den er allen Zweigen der Verwaltung mitgetheilt hatte und den er sogar mit noch größerer Strenge bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder forderte. Nach ihm, der während fünfzehn Jahren von einem Ende Europa's zum andern Krieg geführt und das neue Frankreich in den ungeheuern Grenzen von Hamburg bis Rom mit denselben Abgaben regiert hatte, die seitdem nicht hingereicht haben, in dem Kreise des alten Frankreichs den Frieden zu erhalten, nach ihm, sage ich, er-

staunte man darüber. Der Senat beeilte sich, dem Aufruf des Kaisers zu entsprechen, indem er durch zwei Beschlüsse die Vereinigung des Walliserlandes und Hollands mit dem französischen Reiche bestätigte und dann eine Adresse annahm, deren erster Satz ihren ganzen Inhalt andeutet. Sie lautet: „Sire! die Tiefe und der Umfang Ihrer Pläne, die Offenheit und der Edelmuth Ihrer Politik und Ihre beständige Sorgfalt für das Wohl Ihrer Völker haben sich niemals mehr geoffenbart, als in der Botschaft, die Eure kaiserliche königliche Majestät an den Senat erlassen haben.“ Die Ergebenheit der Senatoren erschöpfte sich übrigens nicht in prächtigen Phrasen und eiteln Schmeicheleien. Die Marineconscription und die von 1811 wurden zu gleicher Zeit bewilligt.

---

### Dreißunddreißigstes Capitel.

Maßregeln gegen die Presse. Ernennung Chateaubriand's an Chenier's Stelle zum Mitgliede des Institutes. Geburt und Tausch des Königs von Rom. Öffentliche Feste in der Hauptstadt und im ganzen Reiche. Nationalconcilium. Der Papst zu Fontainebleau.

Der größte Vorwurf, den man dem Andenken Napoleon's gemacht hat, derjenige, der mit der äußersten Beharrlichkeit und Bitterkeit immer wieder vorgebracht worden ist, ist der, daß er die Freiheit der Erörterung in den berathschlagenden Versammlungen und in den öffentlichen Blättern erstickt hat. Wenn er auch nur die Censur wiederhergestellt und die Rednerbühne verstummen gemacht hätte, so wäre dies in den Augen einiger politischen Jansenisten schon genug, um den Glanz seines Lebens zu beflecken und die Strahlenkrone seines Ruhmes mit dem Zeichen der Tyrannei zu beladen. Fern sei es von uns, den Alles überragenden Nutzen der Presse bestreiten zu wollen! Wir erkennen und ehren in ihr die erste aller civilisirenden Gewalten, die wahrhafte Beherrscherin der neuen Zeit, das unvergängliche Werkzeug der Vorsehung in dem großen Werke der Emancipation der Völker, die glorreiche Vorläuferin des Consuls Bonaparte in der Vorbereitung, Vollendung und Vertheidigung der fran-

zöfischen Revolution, und die einzige Erbin des Einflusses, des Uebergewichts und der Macht des Kaisers Napoleon über die öffentliche Meinung, nicht nur in Frankreich, sondern bei allen civilisirten Nationen.

Als Napoleon sich der Zügel des Staates bemächtigte, fiel die Presse nach einem hartnäckigen Kampfe von zehn Jahren vor Ermattung und Erschöpfung. Werkzeug der zahlreichen Parteien, welche die Nation zerrissen, diente sie nur der Anarchie, steigerte sie nur den Widerwillen und die Verachtung gegen jene Revolution, für die sie einst Achtung und Liebe zu erwecken verstanden hatte. Sie brauchte Ruhe, um sich wieder zu stärken, gleichwie die Revolution eines neuen Beschüters bedurfte, um sie besser gegen ihre unversöhnlichen Feinde und wider ihre verirrtten Freunde zu vertheidigen. Die Stunde eines Dictators war gekommen: Napoleon erschien. Die Demokratie verzichtete auf das vielstimmige Wort ihrer Comitien, Clubs und Journale, auf jenes Wort, welches während der Gefahr Frankreichs manchmal erhoben wurde und stets mächtig gewesen ist, das aber endlich zu einem beständigen Mittel, Zwiespalt zu erregen und die Regierung in Verachtung zu bringen, geworden war. Die Epoche des Schweigens begann, oder vielmehr auf die Gewitter des Forums folgte ein bewunderungswürdiger Monolog, in welchem Frankreich sich nicht minder groß zeigte als in den schönsten Zeiten seiner parlamentarischen Laufbahn. Das Erbe der berühmten Redner der constituirenden Nationalversammlung und des Conventes war durch unwürdige oder ungeschickte Nachfolger verschleudert worden. Tausend mistönende Stimmen erhoben sich, die alle die Bedürfnisse und Wünsche des Landes auf ihre Art auslegen wollten und weiter nichts bewirkten, als daß sie dessen Gefahren und Leiden verlängerten. Inmitten dieses Stimmengewirres kam ein Mann, der zu sagen wagte: „Ich bin Frankreich, denn ich weiß besser als alle seine angeblichen Dolmetscher, was ihm Noth thut und was es verlangt.“ Und da dieser Mann die Wahrheit sprach, so glaubte ihm Frankreich und erkannte ihn für sein einziges Organ. Von diesem Augenblicke an schwiegen die verworrenen und mistönenden Stimmen, und der oberste Repräsentant von Frankreich sprach allein.

Raum hatte Napoleon eine neue Beschränkungsmaßregel der perio-



dischen Presse getroffen, welcher zufolge in jedem Departement nur eine einzige Zeitung erscheinen sollte, so trug sich ein unvorhergesehenes Ereigniß zu, welches ihn in dem ihm von den schwierigen Zeitläuften aufgedrungenen Systeme, jede Kundgebung politischer Ansichten und Meinungen zu überwachen, befestigte. Chateaubriand war an Chenier's Stelle zum Mitgliede des Institutes ernannt worden. Das Herkommen brachte mit sich, daß das neue Mitglied die Lobrede seines Vorgängers halten mußte. Chateaubriand versuchte als kühner Neuerer sich vom Joche der Ueberlieferung zu befreien und scheute sich nicht, im Schooße der Akademie eine revolutionäre Rolle zu übernehmen, um Gelegenheit zu haben, beredte Floskeln gegen die französische Revolution zu sprudeln und den patriotischen Dichter, dem Frankreich das berühmte Abschiedslied verdankt, bitter zu tadeln. Seine Rede wurde indessen vorläufig einer Commission vorgelegt, von ihr zurückgewiesen und mithin nicht gehalten. Ein Theil der Mitglieder dieser Commission stimmte jedoch im entgegengesetzten Sinne, und darunter befand sich auch einer der eifrigsten Höflinge Napoleon's. Als dieser davon hörte, ließ er sich die Arbeit Chateaubriand's bringen, und wie er las, mit welchem Stolze und mit welcher Hefigkeit der Verfasser der „Atala“ die Gegenwart zu erniedrigen und die Vergangenheit zu erheben suchte, so vermochte er seine Entrüstung nicht zurückzuhalten, faßte aus der Mitte einer zahlreichen Hofgesellschaft den akademischen Würdenträger, welcher die geächtete Rede für wohlauständig und der Deffentlichkeit würdig erklärt hatte, heraus und redete ihn barsch so an: „Sie also, mein Herr, sind es, der eine solche Schmähschrift gutgeheißen wissen wollte! Seit wann erlaubt sich denn das Institut, eine politische Versammlung zu werden? Es mag Verse machen, mag Sprachfehler tadeln; es hüte sich aber, aus dem Reiche der Musen herauszutreten, sonst würde ich es auf dasselbe schon zu beschränken wissen. Wenn Herr von Chateaubriand Wahnsinn oder Bosheit spricht, so gibt es für ihn Narrenhäuser oder Strafen. Uebrigens mag es seine Ueberzeugung sein, und er braucht sie meiner Politik, die er nicht kennt, nicht aufzuopfern, wie Sie, der Sie dieselbe so gut kennen: für ihn mag daher eine Entschuldigung sprechen, aber Sie haben keine, der Sie in meiner Nähe leben, der Sie wissen, was

ich thue und was ich will. Mein Herr, ich halte Sie für einen Schuldigen, für einen Verbrecher; Sie zielen auf nichts Geringeres ab, als die Unordnung, die Verwirrung, die Anarchie, die Megeleien wieder zurückzuführen. Sind wir denn Banditen, und bin ich denn ein Thronräuber? Ich habe Niemanden entthront, mein Herr; ich habe die Krone in einer Kothlache gefunden, ich habe sie aufgehoben und das Volk hat sie mir auf mein Haupt gesetzt: man ehre des Volkes Handlungen! So frische Thatfachen öffentlich analysiren, in Frage stellen, erörtern heißt in den Zeitläuften, in welchen wir uns befinden, neue Zuckungen erregen wollen, heißt der Feind der öffentlichen Ruhe sein. Die Wiederherstellung der Monarchie ist ein Mysterium und muß es bleiben. Und was soll denn diese neue, angebliche Achtung der Mitglieder des Conventes und der Königsmörder? Wie kann man es wagen, so zarte Punkte zu berühren? Lassen wir Gott über das richten, worüber dem Menschen nicht mehr zu urtheilen erlaubt ist! Wollen Sie etwa hierin schwieriger sein, als die Kaiserin? Sie hat vielleicht eben so theuere Interessen wie Sie, Interessen, die sie ganz anders nahe angehen; ahmen Sie lieber ihre Mäßigung, ihre Großmuth nach; sie wollte nichts erfahren und nichts wissen. Was! soll denn der Gegenstand aller meiner Sorgen, die Frucht aller meiner Anstrengungen verloren sein? Also wenn ihr mich heute nicht mehr hättet, würdet ihr euch morgen gegenseitig die Kehle abschneiden! Armes Frankreich, wie lange noch bedarfst du eines Vormundes!“

Inzwischen nahte der Anblick heran, wo das Glück Napoleon die höchste und letzte Günst, die er von ihm zu erwarten schien, gewährte. Am 19. März 1811 fühlte die Kaiserin Marie Louise die ersten Wehen. Man fürchtete anfangs eine schwere Niederkunft, und der berühmte Dubois, der die Nothwendigkeit einer schwierigen Operation voraussah, fragte an, was er thun solle, wenn es so weit käme, daß er nur die Wahl zwischen der Rettung der Mutter oder jener des Kindes habe. „Denken Sie nur an die Mutter,“ erwiderte lebhaft der Kaiser, in welchem die Zuneigung des Menschen in diesem feierlichen Augenblicke über die Interessen und Combinationen des Monarchen triumphirte. Am 20. um neun Uhr des Morgens hatten alle seine Besorgnisse aufge-

hört, waren alle seine Wünsche erfüllt: Marie Louise genas eines Knaben, den Napoleon sogleich in seine Arme nahm, den Offizieren seines Hauses zeigte und in der Trunkenheit der Freude ausrief: „Ein König von Rom!“ Unverzüglich verkündete der Donner der Kanonen der Hauptstadt das glückliche Ereigniß, welches die Wünsche des Oberhauptes des Reiches erfüllte. Öffentliche Freudenfeste bewiesen den Antheil, den die große Nation an dem Glücke des großen Mannes nahm. Neapel, Mailand, alle Städte, wohin die französische Herrschaft gedrungen war, ahmten das Beispiel von Paris nach. Die großen Staatskörperchaften und die fremden Gesandten wetteiferten, dem glücklichen Vater des Königs von Rom ihre Glückwünsche darzubringen, und es war derselbe Fürst Haxfeld, den Napoleon zu Berlin wegen der Thränen seiner Gattin begnadigt hatte, der bei dieser Gelegenheit den König von Preußen vertrat.

Die Taufe des Königs von Rom fand am 9. Juni in der Notre-damekirche statt. Ganz Paris strömte auf dem Wege des Kaisers zusammen. Es war ein herrliches Schauspiel, zu dessen Glanz der Himmel selbst mitzuwirken schien, indem er diesen Tag mit einer strahlenden Sonne und einem wolkenlosen Azur begünstigte, was den Volksenthusiasmus, dessen Erinnerung und Ausdruck der Dichter aufbewahrt hat, sagen ließ: „Stets begünstigt ihn der Himmel!“ Der junge Prinz wurde von seinem Großoheim, dem Cardinal Fesch, getauft. Sein Pathe war sein Großvater, der Kaiser von Oesterreich, und er empfing die Namen Napoleon Franz Karl Joseph. Seine Taufe wurde durch große Freudenfeste in dem ungeheuern Gebiete seines Vaters gefeiert. Der Präfect des Seinedepartements und der Stadtrath von Paris bewirtheten die Maires der guten Städte des Kaiserthums und des Königreichs Italien. Selbst Bourienne, der schamloseste Verleumder Napoleons, muß bekennen, „daß die Geburt des Königs von Rom von einem allgemeinen Enthusiasmus begrüßt wurde, und daß nie ein Kind umgeben von einem solchen Strahlenkranz des Ruhms und der Größe das Licht der Welt erblickte.“

Aber inmitten dieser Kundgebungen der öffentlichen Freude sah Napoleon, wie der Geist des Priesterthums sich im Dunkeln regte, eine

finstere Opposition bildete und seinen Thron zu unterminiren versuchte Pius VII. beharrte fortwährend auf seiner Weigerung, den von Napoleon ernannten Bischöfen die kanonische Einsetzung zu ertheilen, oder richtiger zu sagen, er wollte von keinem Abkommen hören, bevor er nicht vorläufig wieder in den Besitz Roms und des Kirchenstaates gesetzt wäre. Vergebens hatte Napoleon das Haupt der ehemaligen rechten Seite der constituirenden Nationalversammlung zum Erzbischof von Paris ernannt, die Unbeugsamkeit des Papstes ließ zu Gunsten des berühmten Abbé Maury nicht nach, welcher offen erklärt hatte, er habe sich dem neuen Kaiserthume nur darum angeschlossen, weil er in demselben die Heiligung des monarchischen Princips erblickte. Der Papst erließ sogar ein Breve gegen den alten Verfechter des Königthums und des heiligen Stuhles, aber diese Urkunde des Tadelns wurde nur insgeheim verbreitet. Da erfuhr Napoleon, daß ein hoher Beamter des Reiches, der Director des Buchhandels, Portalis, um diese geheime Verbreitung gewußt und sie nicht gehindert habe. Mitten im Staatsrathe ließ ihn der Kaiser so an: „Was hat Ihr Beweggrund dazu sein können? etwa Ihre religiösen Meinungen? warum sind Sie aber dann hier? Ich thue dem Gewissen keines Menschen Gewalt an. Habe ich Sie etwa beim Kragen genommen, um Sie zu einem Staatsrathe zu machen? Dies ist eine ausgezeichnete Gunst, um die Sie gebeten haben. Sie sind hier der jüngste, und vielleicht der einzige, der sich ohne persönliches Unrecht hier befindet; ich habe nur die Verdienste Ihres Vaters im Auge gehabt. Die Pflichten eines Staatsrathes gegen mich sind unermesslich; Sie haben sie verlegt; Sie sind es nicht mehr. Entfernen Sie sich und erscheinen Sie nicht wieder hier. Das Herz blutet mir, denn ich gedenke der Tugenden und Verdienste Ihres Vaters.“ Der junge Staatsrath entfernte sich, und der Kaiser sagte: „Ich hoffe, daß sich eine solche Scene niemals wiederholen wird; sie hat mir zu wehe gethan.“

Napoleon begnügte sich nicht damit, Männer, die dem Papstthum günstig gesinnt waren, aus seiner Umgebung zu entfernen. Um die geheime Böswilligkeit eines großen Theils des Klerus zu Schanden zu machen, faßte er die Idee, den im Finstern schleichenden Krieg, den man gegen ihn im Namen Pius des VII. mit Breven und Bullen führte, vor

der ganzen Welt aufzudecken und die ultramontanen Ansprüche des Papstes dem Urtheile des französischen Episcopates, des gebornen Wächters der gallicanischen Freiheit, zu unterwerfen. Er berief daher ein Nationalconcilium, übertrug den Vorsitz dem Cardinal Fesch und ließ auch die italienischen Bischöfe, die er für seinen Ansichten günstig hielt, daran Theil nehmen. Er erließ an die versammelten Bischöfe folgendes Schreiben: „Die berühmtesten und volkreichsten Bisthümer des Reiches sind vacant; eine der Parteien, welche das Concordat abgeschlossen haben, hat dasselbe verlegt. Das seit zehn Jahren in Deutschland beobachtete Verfahren hat in diesem Theile der Christenheit das Episcopat fast vernichtet: es gibt jetzt nur acht Bischöfe; viele Diöcesen werden von apostolischen Vicaren verwaltet; man hat die Capitel in dem Rechte, welches sie besitzen, während einer Sedisvacanz für die Verwaltung der Diöcese zu sorgen, gestört und sich im Dunkeln schleichende Umtriebe erlaubt, um unter unsern Unterthanen Zwietracht und Aufruhr zu erregen. Inzwischen vergehen die Jahre, jeden Tag werden Bisthümer erledigt; wenn man nicht schnelle Fürsorge trifft, so wird das Episcopat in Frankreich und Italien ebenso erlöschen wie in Deutschland. Da wir einem solchen Zustande der Dinge, welcher dem Wohle unsrer Religion, den Grundfägen der gallicanischen Kirche und den Interessen des Staates in gleichem Grade entgegen ist, vorbeugen wollen, so haben wir beschlossen, in der Kirche Notre Dame zu Paris alle Bischöfe von Frankreich und Italien zu einem Nationalconcilium zu vereinigen. Wir wünschen daher, daß Sie sich nach Empfang des gegenwärtigen Schreibens auf den Weg machen, um in der ersten Woche des Monats Juni in unsrer guten Stadt Paris einzutreffen. Da dieses Schreiben keinen andern Zweck hat, bitten wir Gott, daß er Sie in seine heilige und würdige Obhut nehme.“

Die erste allgemeine Versammlung der Bischöfe fand am 20. Juni statt. Obschon der Kaiser den Präsidenten des Conciliums aus seiner eigenen Familie gewählt hatte, zeigte sich doch dieser keineswegs so gefügig, als gehofft worden war. Der Cardinal Fesch täuschte zuerst die Erwartung des Kaisers, indem er in dem Concilium weit mehr den römischen Priester als den Großwürdenträger des Kaiserreiches zeigte. Das

Episcopat konnte kaum anders handeln, denn es mußte fürchten, den Sturz der römischen Kirche in Frankreich zu vollenden und sich den Dolch selbst in das Herz zu stoßen, wenn es sich laut gegen die Ansprüche des Papstes erklärte und sich zu Maßregeln bereit finden ließ, welche seine Bande mit jener geistlichen Macht, die seiner eigenen Gewalt Quelle war, zu schwächen abzielten. Nachdem das Episcopat die Unklugheit begangen hatte, unter Ludwig XIV. sich auf die Vernunft zu berufen und sich zum Vertheidiger der Freiheiten der gallicanischen Kirche aufzuwerfen, war es durch die Ereignisse der letzten Jahre der Regierung Ludwig's XIV. gewaltsam zu den ultramontanen Ueberlieferungen zurückgeführt worden. Je mehr es sich durch den Geist der neuern Zeiten bedroht fühlte, desto mehr suchte es sich unter den Schutz des Genius der alten Zeiten zu stellen und zur Quelle seiner Macht und seines Lebens aufzuseigen. Aber wenn die Bischöfe als Körperschaft nothwendig an der Vergangenheit festhielten, gehörten doch die Fürsten der Kirche, jeder einzeln genommen, ihrem Jahrhunderte an, und fühlten geringe Neigung, gegen den sichtbaren und großmüthigen Vertheiler irdischer Gnaden und Günstbezeugungen anzukämpfen. Das Concilium wurde daher aufgelöst, und der Kaiser erhielt von jedem französischen und italienischen Prälaten eine individuelle Erklärung, die ganz in seine Ansichten einging.

Der Papst war damals zu Savona und in seinen Entschlüssen fortwährend unerschütterlich. Der Kaiser erachtete, er sei Rom zu nahe oder könne von den Engländern entführt werden, und ließ ihn nach Fontainebleau kommen. Trotz aller strengen Maßregeln gegen Pius VII. vergaß Napoleon doch nie die Rücksicht, die er dem Charakter und der Würde seines erlauchten Gefangenen schuldig war. Um ihm die Langeweile des Exils erträglicher zu machen, stellte er bei seiner Person den gelehrten Denon an, dessen zarte Aufmerksamkeit, sorgfamer Eifer und liebenswürdiger Umgang die Trübsale des Papstes in der That erleichterten. Pius VII. faßte zu dem gelehrten und schätzbaren Gefährten seiner Zurückgezogenheit Zuneigung. Er befragte ihn oft über den Zug nach Aegypten und wollte das Werk kennen lernen, welches derselbe über die Alterthümer dieses Landes herausgegeben hatte. Denon erinnerte sich, daß sein Buch einige eben nicht sehr rechtgläubige und

mit dem Systeme der heiligen Schrift über Weltentstehung und Weltalter wenig vereinbare Stellen enthalte, und besorgte anfangs, es werde den heiligen Vater verlegen, darin kosmogonische Erklärungen und Vermuthungen zu finden, welche denen der Genesis widersprechen. Der Papst hielt sich aber bei dieser Verschiedenheit der wissenschaftlichen Speculation von dem geoffenbarten System nicht auf, beruhigte vielmehr Denen, als er merkte, dieser bemühe sich, ihm diese Stellen zu verbergen, mit den Worten: „Gleichviel, mein Sohn, das Alles ist sehr interessant; ich wußte es in der That nicht.“ Der gelehrte Franzose belehrte nun den Papst, daß das Buch, welches er lobte, sammt seinem Verfasser von Seiner Heiligkeit selbst mit dem Anathem belegt worden sei. „Excommunicirt!“ rief der Papst aus, „du, mein Sohn, excommunicirt! Das thut mir leid, ich versichere dich, daß ich davon keine Ahnung hatte.“

---

### Vierunddreißigstes Capitel.

Rückblick auf den Gang der Kriegereignisse in Spanien und Portugal in den Jahren 1809 bis 1812.

Die Drangsale des Krieges dauerten in Spanien fort. Seit den ersten Monaten des Jahres 1809 und nach der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich hatte Balazog, der sich nach seiner Niederlage bei Tudela nach Saragossa geworfen, die Hauptstadt von Aragonien mit dem Heldenmuth der alten Cantabrier vertheidigt. Die Franzosen blieben mehrere Monate vor den Mauern von Saragossa, und nachdem endlich die Außenwerke und die Wälle der Stadt in die Gewalt der kaiserlichen Waffen gefallen waren, mußte man noch in den Straßen den erbitterten Kampf fortsetzen und gleichsam jedes Haus einzeln belagern.

Am 21. Februar 1809 ergab sich die Stadt dem Marschall Lannes auf Gnade und Ungnade. Der Präsident der Junta, Mariano Do-

minguez, leistete dem Könige Joseph den Eid der Treue. „Wir haben unsere Pflicht gegen Sie gethan,“ sagte er zu dem Marschall, „indem wir uns bis auf das Aeußerste vertheidigten; mit derselben Standhaftigkeit werden wir von nun an unsere neuen Verpflichtungen halten.“ Es wäre schwer, den Zustand des Schreckens und der Verödung zu beschreiben, in welchem sich die Hauptstadt von Aragonien befand. Eine fürchterliche Seuche hatte ihre Verheerungen mit denen des Krieges vereinigt. Die Spitäler konnten die Kranken und Verwundeten nicht mehr aufnehmen. Die Kirchhöfe wurden zu klein, um alle die Todten zu fassen; die Leichen, in Leinwandstücke eingenaht, lagen zu Hunderten vor den Thüren der Kirchen.

Der Einnahme von Saragossa folgte jene von Jaca und Monzon. Alle diese Unglücksfälle vermochten jedoch die Standhaftigkeit der spanischen Insurgenten nicht zu brechen. Ein Theil der französischen Armee marschirte nach Castilien, um dort Cantonirungen zu beziehen, und ließ dem dritten Corps die Sorge, eine Eroberung zu behaupten, die den Belagerern achttausend Mann gekostet hatte. So wie General Blake in Catalonien erfuhr, daß sich die Sieger getheilt hatten und daß das fünfte Corps von dem Ebro nach dem Tajo marschirt sei, brach er an der Spitze von vierzigtausend Mann von Tortosa auf und drang in der Hoffnung, Saragossa wiederzuerobern, in Aragonien ein. Anfangs erfocht Blake einen unbedeutenden Erfolg bei Alcaniz. Aber das dritte Corps wurde von einem geschickten und tapfern Anführer befehligt, von Suchet, welcher die höhern Grade der Armee durch glänzende Dienste in den italienischen und deutschen Kriegen erlangt hatte, und von dem Napoleon später sagte, daß er, wenn er zwei solche Marschälle wie Suchet in Spanien gehabt hätte, die Halbinsel erobert und behauptet haben würde. Dieser einsichtsvolle und unerschrockene Krieger hatte die Schmach einer ersten Schlappe bald ausgeglichen und den Sieg wieder unter die französischen Fahnen zurückgeführt. Die glorreichen Treffen von Maria und Belchitte vernichteten Blake's Hoffnungen und zwangen ihn, nach Catalonien zurückzukehren. Suchet wurde trefflich unterstützt von seinem Chef des Generalstabes, dem unerschrockenen General Harispe, und von dem Artilleriecommandanten Balee, dem



in der neuesten Zeit die Eroberung von Constantine den Marschallsstab verschafft hat.

Nachdem die spanische Armee zerstreut worden, kehrte Suchet nach Saragossa zurück und bemühte sich, die dieser Stadt durch die Belagerung geschlagenen Wunden zu heilen und den Groll der Bevölkerung zu besänftigen. Seine Bestrebungen waren keineswegs fruchtlos. Bald folgten zu Saragossa, inmitten der Ruinen, einander wieder wie gewöhnlich die religiösen Feste, von denen die imposantesten in der Kirche Pilar gehalten wurden, und zwar unter dem Schutze des französischen Generals, der es für angemessen hielt, die Majestät des Cultus durch militärischen Pomp zu erhöhen. Hierdurch bewies Suchet, daß er ganz in die Ideen Napoleon's eingedrungen war, nach welchen derselbe in dem ersten italienischen Feldzug gegen die Bischöfe, obschon die katholische Religion noch durch die Directorialregierung geächtet war, und in Aegypten gegen den Muhamedanismus gehandelt hatte. Aber wenigleich die Religion der Spanier geächtet wurde, blieb doch ihr Stolz verletzt und unverzöhlich.

Die Ruhe schien in Aragonien völlig hergestellt zu sein, als die Erscheinung eines neuen Guerillahauptlings, des jüngern Mina, das Feuer des Aufruhrs in dieser Provinz wieder entzündete. Aber der General Suchet ließ dem Brande nicht Zeit, sich zu entwickeln und um sich zu greifen. Er verfolgte Mina mit äußerster Thätigkeit, zerstreute seine Bande und nahm ihn selbst gefangen. Nicht so glücklich war die französische Armee in Catalonien. Ihre Generale behaupteten sich hier nur mit Mühe und hatten beständig mit den zahlreichen Parteigänger-corps, welche die catalonische Bevölkerung aufstellte, oder mit den regelmäßigen Truppen Caro's, Blake's und O'Donnell's zu kämpfen. Um hier den französischen Waffen dieselbe Ueberlegenheit wie in Aragonien zu geben, wurde der Wirkungskreis Suchet's vergrößert, stieg er von den Bergen Saragossa's in die Ebenen von Tarragona und Valencia hinunter.

Bevor Suchet diese Bewegung antrat, beschäftigte er sich mit der vollständigen Unterwerfung der Provinz, die er verlassen sollte, indem er sich der Festungen bemächtigte, die von Norden gegen Süden die

Grenze zwischen Catalonien und Aragonien bilden. Dies geschah binnen wenigen Monaten. Am 4. April 1810 war er Herr von Balaguer, und bis zum 13. Juni desselben Jahres waren Lerida, Mequinenza und Morella in seiner Gewalt. Nun standen dem Beruhiger von Aragonien die Straßen nach Valencia und Tortosa offen; er wählte die nach Tortosa. Der spanische General Caro zeigte anfangs Neigung, sich der Belagerung dieses Platzes zu widersetzen; bei der Annäherung Suchet's aber änderte er seinen Entschluß und zog sich in aller Eile zurück. Nichtsdestoweniger wartete Suchet, um Tortosa anzugreifen, bis ihm das siebente Corps die Verstärkungen, welche er verlangt, geliefert hatte. Dieselben kamen im December 1810 an, und am ersten Januar wehte die französische Fahne auf den Mauern dieser Festung.

Nach der Unterwerfung von Tortosa wollte der Sieger, seinem klugen Systeme getreu, seine Vortheile in Catalonien nicht weiter verfolgen, bevor er nicht abermals Aragonien von mehreren Banden gereinigt hatte, die unter der Anführung Villacampa's, des Empecinado und des ältern Mina in diese Provinz eingedrungen waren. Die Vertreibung dieser drei Häuptlinge beschäftigte Suchet einige Monate. Villacampa und der Empecinado zogen sich in die Provinz Guença zurück, Mina warf sich in die Gebirge von Navarra, und alsbald erschien Suchet wieder in Catalonien vor den Thoren von Tarragona. Diese Stadt war eines der Hauptbollwerke des Aufbruchs im Norden der Halbinsel; sie hatte achttausend Mann Besatzung, welche zu Schiffe verpflegt wurden. General Suchet schloß den Platz mit vierzigtausend Mann ein und erstürmte denselben nach Verlauf von zwei Monaten, am 21. Juni 1811. Diese neue und wichtige Eroberung erfüllte den Kaiser mit Freude, denn er legte auf die Erfolge seiner Armee in Spanien um so größern Werth, weil sie dort seltener und weniger entscheidend waren, als sie es in den übrigen Theilen von Europa gewesen. Die günstige Meinung, welche Napoleon stets von Suchet gehabt hatte, stieg immer höher, und er erhob den Eroberer von Tarragona zum Marschall.

Die Besetzung von Mont-Serra folgte der Einnahme von Tarragona auf dem Fuße. Die spanische Regentschaft warf in der Besorgniß, es möchte Valencia dasselbe Loos treffen, wie es die festen

Plätze von Catalonien getroffen, ein Corps von zehntausend Mann unter Blake's Befehlen dahin, um den siegreichen Marsch Suchet's aufzuhalten. Das Schloß Dropeza wurde von diesem Marschall eingenommen, und das von Sagunt mußte, obfchon Blake an der Spitze von fünfundzwanzigtausend Mann zum Entsatz herbeieilte, am 26. October 1811 nach mehreren Stürmen und am Tage nach einer blutigen Schlacht capituliren, in welcher der spanische General vollständig geschlagen wurde und mehr als fünftausend Mann verlor. Nichts stand nun dem directen Marsche auf Valencia entgegen. Um den Fall dieser Stadt zu verhindern oder wenigstens zu verzögern, versuchten Empecinado und Mina durch neue Einfälle in die aragonesischen Gebirge eine Ablenkung zu Gunsten des Generals Blake zu bewirken. Der Marschall Suchet verlangte, um sich gegen die Gefahren, die von dieser Seite drohen konnten, zu schützen, Verstärkungen, und sobald dieselben eingetroffen waren, ging er über den Guadalaviar, warf einen Theil der spanischen Armee in das Königreich Murcia zurück und schloß den andern in Valencia ein. Diese Stadt hörte ohne Unruhe den Namen des Beruhigers von Saragoſſa nennen und fürchtete weit mehr die Drangsale der Belagerung und die Schrecken des Sturmes. Sowie daher das Bombardement einige Verheerungen angerichtet hatte, verlangte die Bevölkerung zu capituliren. Die achtzehntausend Mann starke Besatzung und ihr Befehlshaber, der General Blake, wurden kriegsgefangen. Am 10. Januar 1812 öffnete Valencia seine Thore der französischen Armee. Am 24. desselben Monates erließ der Kaiser, stets gewohnt, ausgezeichnete Dienste auf eine glänzende Weise zu belohnen, ein Decret, wodurch er im Königreiche Valencia unbewegliche Güter im Werthe von zweihundert Millionen dazu bestimmte, unter die Generale, Offiziere und Soldaten der Armee von Aragonien vertheilt zu werden. Der Marschall Suchet wurde zum Herzoge von Albufera ernannt und erhielt die mit diesem Herzogthume verknüpften Einkünfte.

Nach der Einnahme von Corunna im Januar 1809 hatte der Marschall Soult Portugal überzogen, während der Marschall Ney die Eroberung von Galicien und Asturien fortsetzte und der Marschall Victor zu Medellin die von dem General Cuesta befehligte Armee von

Estremadura schlug. Die Fortschritte des Marschalls Soult in Portugal waren schnell und glänzend, hatten aber keine lange Dauer. Er hatte am 6. März den General Romana an den Ufern des Tamega geschlagen und nacheinander Chaves, Braga, Guimaraens und Oporto besetzt. Diese letztere Stadt, die zweite von Portugal, hatte sich vertheidigen wollen, aber sich schon nach dem ersten Sturme am 29. März 1809 ergeben, und zwar am Morgen nach der Schlacht von Medellin und zwei Tage nach jener von Ciudad-Real, wo der General Sebastiani den Herzog von Infantado auf das Haupt geschlagen hatte.

Diese fast gleichzeitigen Erfolge blieben ohne Wirkung auf den Geist der Bevölkerung, welche sie eher erbitterten, als einschüchterten. Ein allgemeiner Aufstand brach in Estremadura los, die Junta von Badajoz antwortete auf die Aufforderung des Siegers von Medellin mit beleidigendem Stolge. Zu derselben Zeit marschirte Wellington an der Spitze eines Corps von dreißigtausend Mann auf Oporto, um den Marschall Soult, der durch die Erhebung von Estremadura der Mitwirkung des Marschalls Victor beraubt wurde und überdies auf der Seite des Tamega durch den portugiesischen General Silveira, zu dessen Verstärkung Beresford heranzog, bedroht war, diese wichtige Eroberung wieder zu entreißen. In dieser gefahrvollen Lage schien der französischen Armee zum dritten Male eine Schmach wie die von Baylen und Cintra bevorzustehen. „Soult rettete sie,“ sagt der Verfasser der Geschichte der Revolutionskriege, „durch die Schnelligkeit und Zweckmäßigkeit seiner Maßregeln. Er opferte ohne Zögern das Material, die Munition, die Mundvorräthe auf. Dann eilte er, Guimaraens zu erreichen, ließ Braga, wo ihm Wellington zuvorzukommen hoffte, links liegen und marschirte in das Gebirge, welches der Cavado durchschneidet. Nach zwei Tagen gelangte man nach Muivaens, einem Ast der Straße von Chaves, wo Silveira stand, und zu jener tiefen Schlucht, durch welche man längs des Bergstromes nach Montalegre kommt. Die ganze Armee marschirte auf diesem engen Pfade, wo kaum zwei Menschen neben einander gehen können. Zu ihren Füßen brüllte der Cavado, der eben durch einen Wolkenbruch angeschwellt war; über ihrem Haupte hingen Felsen, von welchen ein unaufhörliches Kleingewehrfeuer gegen sie gerichtet

wurde. Ueberdies war der an sich schon so schwierige Weg stellenweise von Gießbächen zerrissen. Soult überwand alle diese Hindernisse. Es gelang ihm, seinen Marsch den beiden feindlichen Generalen zu verbergen und die Grenze zu erreichen, von wo er nach Orense marschirte. Nur wenige Leute wurden am Eingange des Passes des Cavado gefangen. Die Cavalerie behielt ihre Pferde und die Infanterie ihre Waffen.“ Nachdem der Marschall Soult den Generalen Wellington, Beresford und Silveira, die ihn schon in den Schluchten von Portugal eingeschlossen zu haben glaubten, dergestalt wie durch ein Wunder entgangen war, erschien er plötzlich in Spanien, fiel abermals über Romana her und zwang denselben, die Belagerung von Lugo aufzuheben. Ney, der in Asturien dieselben Erfolge erzielt hatte wie Suchet in Aragonien, kam Soult entgegen und verabredete mit ihm Maßregeln, um die Vernichtung des Corps Romana's zu vervollständigen und die Insurgenten von Galicien zu unterwerfen. Aber die kriegerischen Bewegungen, welche der Feind gegen das Centrum der Halbinsel vorbereitete, nöthigten die beiden Marschälle bald, ihre Combinationen und Pläne abzuändern.

Wellington war nach dem Mißlingen seines Zuges gegen Soult nach Estremadura zurückgekehrt, wo er gegen das Corps des Marschalls Victor glücklicher zu sein hoffte. Er verließ sein Lager von Abrantes an der Spitze von achtzigtausend Mann, indem er sich rechts auf die sechshunddreißigtausend Mann starke Armee des Generals Guesta und links auf die viertausend Mann zählende Legion Sir Robert Wilson's stützte. Ueberdies konnte er auf die Mitwirkung eines Corps von zweiundzwanzigtausend Mann rechnen, welches Venegas befehligte und das bereit war, in die Ebenen der Mancha niederzusteigen, während der Herzog von Parque im Norden mit den Trümmern Romana's, und Beresford mit einem Corps von funfzehntausend Portugiesen, das zur Reserve dienen sollte, an der Grenze von Estremadura operirte. Hienächst vereinigten inmitten zahlreicher Guerillas und einer für die Nationalunabhängigkeit aufgestandenen Bevölkerung alle diese englischen, spanischen und portugiesischen Armeen ihre Anstrengungen, um nicht nur den Marschall Victor zu vernichten, sondern auch die Hauptstadt selbst zu überrumpeln und Madrid dem Könige Joseph zu entreißen.

Der Letztere begriff die Gefahr, von welcher er bedroht war. Er befahl seinerseits eine große Concentration der Corps der französischen Armee am Tajo in der Gegend von Talavera de la Reyna. Joseph ließ aber Soult und Mortier nicht Zeit, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, erwartete nicht einmal die Ankunft Sebastiani's von Toledo, sondern ließ sich in den Kampf ein. Diese Ungeduld bewahrte die feindliche Armee vor einer entscheidenden Niederlage. Die Engländer und Spanier verteidigten ihre Stellungen tapfer und behaupteten sie. Ihr Verlust war so groß als jener der Franzosen und belief sich auf achttausend Mann an Todten und Verwundeten; und da die feindliche Armee bei allen Schlachten, in denen das französische Kriegsheer keinen vollständigen Sieg davontrug, die Gewohnheit hatte, den Gewinn sich zuzuschreiben, so wurde der Tag von Talavera als ein für Wellington im höchsten Grade ruhmreicher in Spanien, England und in allen Ländern von Europa gefeiert, wo eingewurzelte Eifersucht gegen Frankreich genährt wurde. Soult stürzte aber bald die Triumphlieder, die im feindlichen Lager gesungen wurden. Er nahm Placencia in demselben Augenblick ein, wo Wellington, der in Folge der Schlacht von Talavera zum Generalissimus der englisch-spanisch-portugiesischen Armee ernannt worden war, ihn noch in der Gegend von Benevente vermuthete. Soult griff, nachdem er sich mit Mortier und dann auch mit Victor bei Dropesa vereinigt hatte, am 8. August 1809 die feindliche Armee bei der Brücke von Arzobispo an, und diesmal blieb der Erfolg nicht zweifelhaft. Dennoch hatte der Marschall während des heftigsten Gefechtes einen Augenblick, wo er an dem Gange des Kampfes zweifelte. Eine äußerst dichte Staubwolke hinderte ihn, die Corps, die an dem Gefechte Theil nahmen, zu unterscheiden, so daß er die Cavalieregimenter, die er gegen das englisch-spanische Fußvolk gesendet hatte, nicht mehr gewahrte; da er nun glaubte, daß sie durch einen Angriff des Herzogs von Albuquerque, der mit überlegener Zahl herbeigekommen war, zersprengt seien, wollte er schon auf den Staubnebel, in der Meinung, derselbe verberge die siegreiche feindliche Cavalerie, mit Kanonen schießen lassen. Bald hörte die Ungewißheit auf. Die Spanier waren geschlagen, das Feuer ergriff die Felder, pflanzte sich in

den Wald fort, und mitten durch den ungeheuern Brand sah man die völlige Niederlage und eilige Flucht der Truppen Wellington's. Das Ergebniß des Kampfes von Arzobispo war, daß Guesta in die Gebirge der Mancha und Estremadura's geworfen und der englische Feldherr gezwungen wurde, sich eilig auf Badajoz zurückzuziehen. Drei Tage nach dem Treffen bei Almonacid, das am Tage nach der Schlacht am Arzobispo vorfiel und in welchem der General Sebastiani das Corps Benegas vernichtete, dessen Trümmer sich in die Schluchten der Sierra Morena flüchteten, schlug Ney auf seinem Rückmarsche nach Galicien die Legion Wilson's am Col de Banos.

Aber inmitten aller dieser Unglücksfälle bewährte die spanische Standhaftigkeit sich dennoch. Ballesteros, der aufzutauchen begann, hatte in Asturien Truppen geworben und sie dem Herzoge von Parque zugeführt, der über eine Abtheilung von Ney's Corps einen geringen Vorthheil ersochten hatte. Dieser Marschall war von dem Kaiser zurückberufen worden und an seiner Stelle übernahm der General Marchand den Befehl über die Armee von Galicien. Durch jenen geringen Erfolg stolz gemacht beschloffen die Spanier einen Einbruch in die Mancha und den Versuch, sich Madrids zu bemächtigen. Arizaga marschirte an der Spitze von sechzigtausend Mann über Despena-Perros gegen die Hauptstadt in der Richtung von Toledo und Aranjuez, während der Herzog von Parque seine Bewegung auf der Straße von Burgos ausführte. Der Marschall Soult, der des Marschalls Jourdan bisherige Stelle als Major-General übernommen hatte, führte als solcher den Oberbefehl über die französische Armee. Er berief die Corps Victor's, Mortier's und Sebastiani's zu sich und marschirte gerade auf den Feind los, den er bis Ocana zurückdrängte, wo die spanische Armee am 18. November 1809 vernichtet wurde. Während dieser denkwürdigen Schlacht befand sich Arizaga, statt an der Spitze seiner Truppen zu kämpfen, auf dem Kirchthurm der Stadt und betrachtete von da aus als Zuschauer die Vernichtung seiner Armee. Er verlor seine Artillerie, sein Gepäck und seine Fahnen und ließ dreißigtausend Gefangene in den Händen des Siegers. Die Niederlage Arizaga's hatte auch den Rückzug des Herzogs von Albuquerque zur Folge, welcher zur Unter-

stüfung des linken Flügels in Estremadura geblieben war und nun nach Truzillo floh. Der Herzog von Parque, gleichfalls durch das Unglück von Dcana gefährdet, zog sich auf Ciudad Rodrigo zurück, welches er jedoch nur erreichte, nachdem er bei der Brücke von Alba eine Schlappe erhalten und dreitausend Mann, seine Artillerie und sein Gepäck verloren hatte.

Das war der Augenblick, um dem spanischen Aufruhr und der Einmischung Englands den letzten entscheidenden Schlag beizubringen. Der Kaiser konnte es um so mehr, da seine Siege in Deutschland und die Wiederkehr des Friedens im Norden ihm gestatteten, einen Theil seiner siegreichen Truppen nach der Halbinsel zu schicken. Die französische Armee in Spanien wurde daher in den ersten Monaten des Jahres 1810 bis auf dreihunderttausend Mann vermehrt und unter die Befehle des Königs Joseph gestellt, dessen Oberbefehl jedoch nur ein scheinbarer war, in der That aber von dem Major-General Marschall Soult geführt wurde. Die Sierra Morena wurde nun an einem einzigen Tage, dem 20. Januar 1810, trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Spanier erobert. Von diesem Augenblicke an stand der ganze Süden der Halbinsel der französischen Armee offen; Granada, Sevilla, Malaga, Murcia, Olivenza und Badajoz fielen nacheinander in ihre Gewalt. Cadix aber widerstand, Cadix, der Sitz jener berühmten Versammlung, welche unter den Kanonen des revolutionären Frankreichs eine Constitution gab und einen Nationalkrieg leitete, und zwar im Namen eines Königs, dessen Sache keine andere war, als die der Aristokratie und des Mönchthums. Dieses letzte Bollwerk der spanischen Nationalunabhängigkeit wurde auf der Landseite eng eingeschlossen, aber das Meer blieb ihm, das Meer, welches ihm Lebensmittel, Kriegsbedarf, Soldaten und Ideen brachte!

Während Soult Andalusien im Triumphe durchzog, die Trümmer der spanischen Armee verfolgte, Festungen belagerte und eroberte, fiel Massena, der noch ganz frisch mit den Lorbeern von Göttingen bekränzt nach Spanien gekommen war, in Portugal ein und marschirte gegen Lissabon. Allein er hatte auf die Mitwirkung der Armee von Andalusien gerechnet und diese Mitwirkung erfolgte nicht. Soult wurde durch



die Engländer und Spanier von Algeffiras und Gibraltar, welche fortwährend Andalusien und die Ostküste der Halbinsel bedrohten, zurückgehalten und vermochte keine Truppen zur Unterstützung der Armee von Portugal zu entsenden. Massena war daher zu schwach, um sich gegen Wellington zu halten, und sah sich gezwungen, nach Spanien zurückzukehren. Sein Rückzug war unglücklich. Wellington verfolgte die französische Armee auf spanischen Boden, bemächtigte sich Olivenza's und belagerte Badajoz. Seine Anwesenheit erhob den Muth und die Hoffnungen der spanischen Insurrection wieder. Soult eilte herbei, griff Beresford bei Albuera ungestüm an, marschirte bis an den Fuß des Gebirges und wartete da auf das Eintreffen von Verstärkungen, um Badajoz zu entsetzen, wurde aber durch die Bewegungen Blake's und Ballesteros' genöthigt, nach Sevilla zurückzukehren. Er entsendete von da Truppen gegen die Insurgenten in der Sierra de Ronda und ließ einen Versuch gegen Tarifa machen, welcher aber mißglückte.

Inzwischen betrieb Wellington, nachdem er von Soult befreit worden war, die Belagerung von Badajoz mit dem größten Eifer und nahm es am 6. April 1812 ein. Soult war abermals zur Hülfe herbeigeeilt, kam aber erst am Tage nach der Capitulation an, und da sich Wellington dem Verluste seiner so eben erst gemachten Eroberung nicht aussetzen wollte, wich er der Schlacht, die ihm der französische Feldherr anbot, aus. Soult kehrte nach Sevilla zurück und beschäftigte sich damit, in Andalusien die Ruhe herzustellen und die Insurgenten in der Sierra de Ronda sowie das Lager von St. Roch in Schach zu halten. Aber die Engländer und Spanier hatten inzwischen ihre Vortheile verfolgt. Aus Estremadura waren sie nach der Mancha marschirt, hatten die Armee des Centrums geschlagen, Madrid besetzt und den König Joseph gezwungen, sich nach Valencia unter den Schutz Suchet's zu begeben. Von diesem Augenblicke an war es nicht mehr möglich, Andalusien zu behaupten. Die Blokade von Cadix wurde aufgegeben; der Marschall Soult bewerkstelligte seinen Rückzug durch Granada und Murcia und vereinigte sich bei Alicante mit Suchet und später mit der Armee des Centrums, um die Straße nach Madrid wieder einzuschlagen und diese Hauptstadt neuerdings zu erobern.

## Fünfunddreißigstes Capitel.

### Bruch mit Rußland.

Alexander hatte seit langer Zeit aufgehört, die Freundschaft des großen Mannes als eine Wohlthat der Götter zu betrachten. Von der feierlichen Freundlichkeit zu Tilsit und dem vertrauten Umgange von Erfurt war in der Seele des Czars nur das Mißvergnügen und der Groll geblieben, welcher aus erloschener Zuneigung und getäuschter Hoffnung entsteht. Besonders verlegte den Czar das Dasein des Herzogthums Warschau, dessen Schöpfung er zu Tilsit nicht hatte hindern können und in welchem er stets das sich aus seinen Trümmern erhebende Königreich Polen erblickte. Um hierüber zur Ruhe zu kommen, drang er unaufhörlich in das Cabinet der Tuilerien, Napoleon möge eine ausdrückliche und feierliche Erklärung geben, daß er niemals versuchen werde, die polnische Nationalität wiederherzustellen. Es gab eine Zeit, wo er sich dem Glauben an die Erfüllung dieses seines sehnlichsten Wunsches überlassen durfte. Am 5. Januar 1810 unterzeichnete nämlich der französische Botschafter Caulaincourt, Herzog von Bicenza, den Entwurf eines Vertrages, worin folgende Punkte vorkamen: 1) daß das Königreich Polen nie hergestellt werden würde; 2) daß der Name Polen aus allen Urkunden verschwinden solle; 3) daß das Herzogthum Warschau nie durch Gebietstheile des alten Königreichs Polen vergrößert werden dürfe; 4) daß der Vertrag öffentlich bekannt gemacht werden solle.

Caulaincourt gehörte durchaus nicht jener diplomatischen Schule an, deren Meister gesagt hatte: „Die Sprache sei dem Menschen nur gegeben, um ihm behülfslich zu sein, seine Gedanken zu verbergen.“ Geschicklichkeit in Geschäften und Gewandtheit in Unterhandlungen waren bei ihm mit einer großen Erhebung des Charakters verbunden, und die Feinheit seines Geistes blieb stets der Geradheit seines Herzens untergeordnet. Er erinnerte sich, daß er zur Zeit, als eine Vermählung zwischen Napoleon und der Großfürstin Anna unterhandelt werden sollte, ermächtigt worden war, dem Kaiser Alexander eine derjenigen,

wie er sie jetzt verlangte, ähnliche feierliche Erklärung zu geben. Er unterzeichnete daher den ihm vorgelegten Vertragsentwurf, ohne an die Veränderungen zu denken, welche das Abbrechen jener Heirathsunterhandlungen und der Gang der Ereignisse in den Absichten und Plänen des Kaisers der Franzosen hervorgebracht haben konnten. Auch muß man gestehen, daß der Herzog von Vicenza, indem er durch seine einnehmenden Manieren und seine ausgezeichneten Eigenschaften die Neigung und die Hochachtung des Czars gewonnen, sich auch seinerseits durch den vertrauten Umgang mit dem glänzenden Alexander ein wenig hatte verführen lassen.

Napoleon verweigerte seine Zustimmung zu dem von seinem Botschafter unterzeichneten Vertragsentwurfe. Da Napoleon mit Alexander, weil er die Continentsperre nur zur Hälfte ausführte, unzufrieden war, und weiter keinen Beweggrund hatte, ihm eine seiner ältesten und liebsten Ideen über die europäische Politik aufzuopfern, blieb er fest bei der Ansicht, die er seit langer Zeit ausgesprochen hatte und später stets zu bekennen pflegte: „daß die Wiederherstellung von Polen für alle Mächte des Occidentes wünschenswerth sei, und daß, so lange dieses Königreich nicht wieder aufgerichtet würde, Europa gegen Asien keine Grenze habe.“ Alexander beharrte nichtsdestoweniger bei seinem Wunsche und übersandte einen neuen Entwurf, welcher nur den früheren, wenn gleich minder scharf und ausführlich, wiederholte. Napoleon blieb auch seinerseits fest und wies den modificirten Vorschlag des russischen Monarchen mit Energie zurück. Da erklärte der Fürst Kurakin auf Befehl des Hofes von Petersburg dem Kaiser der Franzosen, daß man seine fortgesetzte Weigerung für ein sicheres Anzeichen vorbehaltener Gedanken und Absichten zu Gunsten Polens betrachte. Napoleon, durch diese Mittheilung des russischen Unterhändlers mehr gereizt als eingeschüchtert, antwortete mit Lebhaftigkeit: „Was bezweckt Rußland mit einer solchen Sprache? Will es den Krieg? . . . Wenn ich Polen hätte herstellen wollen, so würde ich es gesagt, würde meine Truppen nicht aus Deutschland zurückgezogen haben . . . Aber ich werde mich auch nicht durch die Erklärung entehren, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt werden soll, werde mich nicht so lächerlich

machen, die Sprache der Gottheit zu reden, will nicht mein Andenken brandmarken und das Siegel jener Handlung einer machiavellistischen Politik aufdrücken, denn es hieße die Theilung Polens mehr als gut heißen, wenn man erklärte, dasselbe solle nie wiederhergestellt werden. Nein, ich kann nicht die Verpflichtung übernehmen, die Waffen gegen Leute zu ergreifen, die mir treu gedient und stets guten Willen und große Ergebenheit bewiesen haben . . . Ich werde nicht zu den Franzosen sprechen: euer Blut muß fließen, um Polen unter das Joch Rußlands zu schmieden. Wenn ich je unterzeichnete, daß das Königreich Polen niemals wiederhergestellt werden soll, so würde ich es thun, weil ich die Absicht hätte, es herzustellen, und die Schmach einer solchen Erklärung würde bald durch die That, die sie Lügen strafte, verwischt werden.“

Noch war für Alexander der Augenblick nicht gekommen, eine feindselige Haltung anzunehmen. Da aber der russische Monarch, weil Napoleon sich einerseits weigerte, sich offen gegen die Wiederherstellung des Königreiches Polen zu erklären, und andererseits sich in Bezug auf die Frage des Orientes der österreichischen Politik näherte, mithin die Zugeständnisse von Erfurt auf den Besitz der Moldau und Wallachei beschränkte, von der französischen Allianz nichts weiter hoffte, scheute er sich nicht mehr die Continentsperre, die er bisher durch Schmuggerei und neutrale Schiffe hatte verletzen lassen, durch officielle Schritte zu brechen. Am 15. Januar 1811 erließ der Kaiser Alexander einen Ukas, worin er französische Producte, namentlich Gegenstände des Luxus und Weine verbot und dagegen die Einfuhr von Colonialwaren in seine Staaten durch Herabsetzung des Zolltarifs begünstigte. Ja im Falle einer Einschwärzung sollten die französischen Waaren verbrannt, die Colonialproducte aber nur confiscirt werden. Napoleon wurde beim Anblicke dieses Actenstückes von einer heftigen Erbitterung ergriffen. „Nur der Haß,“ sagte er dem russischen Gesandten, „hat den Ukas vom 15. Januar eingeben können. Meint man denn, wir wären für unsere Ehre unempfindlich? Die französische Nation ist reizbar, feurig; sie wird sich für entehrt halten, wenn sie erfährt, daß ihre Producte in den russischen Häfen verbrannt, die engli-

schen aber nur confiscirt werden sollen. Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu erklären, Herr Botschafter, daß ich lieber eine Ohrfeige hinnehmen wollte, als die Erzeugnisse des Gewerbefleißes und die Arbeit meiner Unterthanen verbrennen sehen. Welches größere Uebel kann Rußland denn Frankreich zufügen? Da es unser Gebiet nicht überziehen kann, greift es uns in unserm Handel und in unserm Gewerbefleiß an.“

Der Kaiser ließ es nicht bei dieser scharfen Mißbilligung bewenden, sondern befahl dem Herzoge von Vicenza, den Widerruf des Ukas zu verlangen. Alexander hatte sich aber zu einem so kühnen Schritte, wie die Erlassung des Ukas war, nicht entschlossen, um sich durch einen Widerruf seiner ersten Protestation gegen Frankreich mit Schmach zu bedecken. Eine so wichtige Maßregel war nicht ohne vorhergehende lange und reife Berathschlagung unternommen worden, und ohne Zweifel hatte das Cabinet von St. Petersburg vor der Veröffentlichung ihren Umfang, ihre Folgen und ihren Eindruck auf das französische Cabinet vorausgesehen. Die Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Man war in Rußland wieder englisch gesinnt geworden, seitdem Frankreich durch Napoleon's Mund sich geweigert hatte, die Vernichtung Polens für unwiderrücklich zu erklären und dem russischen Ehrgeize zu gestatten, über die Donau zu gehen und sich vor den Thoren von Constantinopel festzusetzen. Der dem Hause Oesterreich bei der Wahl einer Gemahlin gegebene Vorzug hatte nicht wenig beigetragen, Alexander der politischen Allianz mit Napoleon zu entfremden.

Der Ukas blieb daher so, wie er verkündet worden war, und die ihm vorangegangenen, beträchtlichen Rüstungen dauerten fort. Napoleon waffnete seinerseits gleichfalls. Die Besatzung von Danzig wurde verstärkt und zahlreiche Truppenmassen durchzogen Deutschland. Nun verlangte Alexander Erklärungen; man antwortete, daß es sich nur darum handle, sich gegen die feindlichen Absichten, zu denen seine kriegerischen Vorbereitungen Veranlassung gäben, zu schützen. Er behauptete seine friedlichen Gesinnungen, kam aber stets auf seine alten Beschwerden zurück, indem er auf der Erklärung in Betreff Polens und auf der Zurückgabe des Herzogthums Oldenburg bestand, welches Napoleon

hatte an sich ziehen müssen, weil es ein äußerst thätiger Herd der europäischen Schmuggelerei, die das Continentalsystem zu vernichten drohte, geworden war.

So bestand denn in dem innersten Gedanken der beiden Kaiser der Bruch schon von 1811 an. Sie konnten sich über die wichtigsten Punkte ihrer gegenseitigen Politik nicht einverstehen, es mußte daher früher oder später zur Entscheidung durch die Waffen kommen. Inzwischen wollte Napoleon, stets beflissen, seinem Gegner die Verantwortlichkeit des Krieges zuzuschieben, gegen seinen alten Freund von Erfurt nicht zu Felde ziehen, ohne zuvor den Versuch einer Ausöhnung, von welcher der Friede von Europa abhing, anzustellen. Er schrieb zu diesem Zwecke mehrmals an ihn. „Das ist,“ hieß es in einem seiner Briefe, „die Wiederholung dessen, was ich im Jahre 1806 in Preußen, im Jahre 1809 in Wien gesehen habe. Was mich betrifft, werde ich der persönliche Freund Eurer Majestät bleiben, selbst wenn jenes Verhängniß, das Europa fortreißt, eines Tages unsern beiden Völkern die Waffen in die Hände geben sollte. Ich werde mich nach dem richten, was Eure Majestät thun wird; ich werde niemals angreifen; meine Truppen werden nur vorrücken, nachdem Eure Majestät den Vertrag von Tilsit zerrissen haben wird. Ich werde der erste sein, der wieder entwaffnet, sobald Eure Majestät zu dem frühern Vertrauen zurückkehrt. Hat Eure Majestät je das mir bewiesene Vertrauen zu bereuen Ursache gehabt?“

Diese gemäßigte Sprache erregte in dem Kaiser Alexander den Glauben, Napoleon fürchte einen offenen Bruch und sei auf den Krieg nicht vorbereitet. In dieser Meinung wurde er durch die Berichte bestärkt, welche sein Minister Romanzoff aus Paris erhielt und welche den Kaiser der Franzosen als geneigt zu Opfern, um einen neuen Zusammenstoß auf dem Continent zu vermeiden, darstellten. „Die Gelegenheit sei günstig,“ sagte der russische Diplomat, „man müsse sie ergreifen; es handle sich nur darum, sich fest zu zeigen und kräftig zu sprechen; man würde Entschädigungen für den Herzog von Oldenburg erlangen, würde Danzig erwerben, und Rußland würde eine außerordentliche Hochachtung in Europa gewinnen.“ Alexander ließ daher

noch mehrere Truppencorps die Richtung nach der Weichsel einschlagen, und beauftragte seinen Botschafter zu Paris, dem Kaiser eine Note zu überreichen, in welcher er außer seinen frühern Forderungen auch noch die Räumung von Danzig und des Herzogthums Warschau verlangte. „Da hielt ich den Krieg für erklärt,“ sagte Napoleon später, „seit langer Zeit war ich an einen solchen Ton nicht gewöhnt. Es war nicht meine Sitte, mir zuvorkommen zu lassen. Ich konnte nach Rußland an der Spitze des ganzen übrigen Europa marschiren, das Unternehmen war populär, die Sache eine europäische. Diese letzte Anstrengung hatte Frankreich noch zu machen; seine Geschicke und die des neuen europäischen Systems hingen von dem Ausgange des Kampfes ab.“ (Memorial.)

---

## Sechshunddreißigstes Capitel.

### Feldzug in Rußland. (1812.)

Bevor der Kaiser Paris verließ und Frankreich officiell die Nichtigkeit der zu Erfurt gemachten Versprechungen ankündigte, ließ er durch die großen Körperschaften des Reiches verschiedene Maßregeln annehmen, welche seine Völker den bevorstehenden Krieg ahnen ließen. Am 23. December 1811 hatte ein Senatsbeschluß hundertzwanzigtausend Mann von der Conscription von 1812 zur Verfügung gestellt. Am folgenden 13. März organisirte ein neuer Senatsbeschluß die Nationalgarde und theilte sie in drei Aufgebote. Wenige Tage nachher (am 17.) wurden sechzigtausend Mann vom ersten Aufgebote zur Bildung einer Armee des Innern bestimmt, welche insbesondere mit Vertheidigung des Gebietes beauftragt sein sollte; überdies wurde die gewöhnliche jährliche Aushebung vorgenommen. Ferner schloß Napoleon Bündnisse mit Preußen und Oesterreich am 24. Februar und 14. März 1812. Die freundschaftlichsten Versicherungen wurden damals dem mächtigen Po-

tentaten, den noch kein Verrath des Glückes zu bedrohen schien, von Wien und Berlin aus ertheilt.

Am 9. Mai 1812 reiste Napoleon mit der Kaiserin von Paris ab, berührte Reg, Mainz und Frankfurt, und langte am 17. zu Dresden an. Da gab es ein großes Zusammenströmen der gekrönten Häupter in der sächsischen Hauptstadt. Napoleon hatte da seinen „Salon von Königen“; die Hoheiten und Majestäten schienen sich hier ein Stelldich ein gegeben zu haben, um dem Oberhaupte des großen Kaiserreiches ihren Hof zu machen. Der Stolz der alten Geschlechter und die Eitelkeit der neuen Familien neigte sich in gleichem Grade vor ihm. Wenn man dieses Zusammenströmen gekrönter Höflinge erblickte, hätte man glauben sollen, daß dieselben alle in Napoleon einen unerschütterlichen Glauben setzten, und daß ihnen seine Gewalt so unsterblich erschien, wie es sein Name bereits war. „Zhr“, rief Abbé de Pradt aus, „die ihr euch einen richtigen Begriff von dem Uebergewicht, das Napoleon in Europa hat, machen wollt, versetzt euch im Geiste nach Dresden und betrachtet diesen Fürsten auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes. Napoleon bewohnt die großen Gemächer des Schlosses und ist hier von einem zahlreichen Theile seines Hauses umgeben. Bei ihm vereinigen sich die erlauchten Gäste, welche der Palaß des Königs von Sachsen beherbergt. Sein Lever findet, wie gewöhnlich, um neun Uhr statt. Da muß man sehen, mit welcher Unterwerfung eine Menge Fürsten (unter ihnen zwei große Monarchen mit ihren Staatskanzlern) mitten im Kreise der Höflinge des Momentes des Eintretens harren. Napoleon ist der König der Könige. Auf ihn sind alle Blicke gerichtet. Das Inströmen der Fremden, der Kriegsleute, der Höflinge, das Kommen und Gehen der Couriere, die Menge, die bei der geringsten Bewegung des Kaisers nach den Thoren des Palaßes stürzt, sich auf seinen Schritten drängt und ihn mit Bewunderung und Staunen betrachtet, die Spannung wegen der kommenden Ereignisse, die man auf allen Gesichtern liest . . . das Alles bildet das großartigste und interessanteste Gemälde, und das merkwürdigste Denkmal, das man dem Andenken Napoleon's errichten kann.“

Der Aufenthalt Napoleon's zu Dresden war nicht von langer



Dauer. Er eilte über Prag, wo er von Marie Louise Abschied nahm, die Ufer des Niemen zu erreichen. Bevor er den Feldzug begann, besuchte er Königsberg und Danzig. In der letzten Stadt commandirte Mapp, den er wegen seiner Tapferkeit und seines Freimuthes besonders hochschätzte. Murat und Berthier kamen mit dem Kaiser hin. Der König von Neapel schien mißmuthig, Napoleon bemerkte es und sagte zu Mapp: „Ist Ihnen nicht an Murat etwas aufgefallen? Ich meinerseits finde ihn verändert. Ist er etwa krank?“ — „Sire,“ erwiderte der Gouverneur von Danzig, „er ist nicht krank, wohl aber traurig.“ — „Traurig! warum? Ist er nicht zufrieden, König zu sein?“ sagte der Kaiser lebhaft. — „Sire,“ bemerkte Mapp, „er sagt, daß er es nicht sei.“ — „Das ist seine Schuld“, versetzte Napoleon. „Warum ist er Neapolitaner? warum ist er nicht Franzose? Wenn er in seinem Königreiche ist, begehrt er nichts als Thorheiten; er begünstigt den englischen Handel, und das mißfällt mir.“ Am Tage nach diesem Gespräche hielt Napoleon Mapp, Murat und Berthier zum Souper bei sich. Er bemerkte an der Zurückhaltung seiner Gäste, daß sie besorgten, sich über den Krieg, den er zu beginnen im Begriff stand, auszusprechen zu müssen: ein Verhalten, das eigentlich eine stillschweigende Mißbilligung war. „Ich sehe wohl, meine Herren“, hub Napoleon endlich an, „daß Sie keine Lust mehr zum Kriege haben. Der König von Neapel möchte lieber das schöne Klima seines Himmelsstriches nicht mehr verlassen, Berthier wollte am liebsten auf seinem Gute Grosbois jagen, und Mapp brennt vor Ungeduld, seinen Palast zu Paris zu bewohnen.“ Napoleon hatte die Wahrheit gesprochen, aber Berthier und Murat wagten nicht, es zuzugeben, und nur Mapp hatte die Kühnheit, es einzugestehen. Indessen hinderten die Besorgnisse, deren sich diese alten Soldaten bei Eröffnung eines Krieges, dessen Ausgang sich aller menschlichen Voraussicht entzog, nicht erwehren konnten, sie nicht, ihre ruhmvolle Laufbahn in den Fußstapfen des großen Mannes, der zugleich ihr Kamerad, ihr Führer und ihr Gebieter war, zu verfolgen. „Wir bedauern das Aufhören des Friedens,“ sagten sie, „aber ein Krieg jetzt ist besser, als ein Uebereinkommen, dem ein lahmer Friede folgt; man müßte dann immer wieder von vorn anfangen.“ Mapp insbesondere

sprang auf und fügte hinzu: „Sire, Ihr Papp reitet sein Pferd und führt seinen Säbel noch gut genug, um nicht wie ein alter Invalide hierher verwiesen zu werden, während Sie zu Felde ziehen; erlauben Sie mir meinen Dienst bei Ihrer Person als Ihr Adjutant wieder anzutreten.“

Der Kaiser verließ Danzig am 11. Juni und langte am 12. in Königsberg an, nachdem er zuvor auf dem Wege das Corps des Marschalls Davoust gemustert hatte. Damals beschäftigten ihn die Ernährung und die Polizei der Armee am meisten. „Er widmete dem Grafen Daru (Intendanten der Armee) mehr Zeit, als dem Major-General,“ sagt Fain. Und Segur fügt hinzu: „Sein rastloses Genie beschäftigte sich ganz mit diesen wichtigen Einzelheiten. Er war verschwenderisch mit Anempfehlungen, Befehlen, ja sogar mit Geld, wie seine Briefe beweisen. Die Tage vergingen, indem er Verhaltensbefehle über diese Dinge dictirte. Selbst in der Nacht stand er deswegen auf. Ein einziger General empfing in einem einzigen Tage sechs Depeschen von ihm, welche alle voll dieser emsigen Sorge waren.“

Bevor Napoleon das Zeichen zum Beginn der Feindseligkeiten gab, wollte er versuchen, sich durch eine directe Unterhandlung mit Alexander auszuföhnen. Er beauftragte daher seinen Adjutanten Lauriston, zu versuchen, bis zur Person des Kaisers selbst zu gelangen und diesem das lebhafteste Verlangen zu schildern, das er habe, einen Bruch mit seinem alten Freunde von Tilsit und Erfurt zu vermeiden. Lauriston konnte aber weder bis zu dem russischen Monarchen, noch auch nur bis zu dessen Minister dringen. Als Napoleon durch seinen Legationssecretär Brevoist erfuhr, daß sein Bevollmächtigter auf eine solche Art zurückgewiesen worden sei, gab er sogleich Befehl, vorzurücken und über den Niemen zu gehen. „Die Besiegten,“ sagte er, „nehmen den Ton von Siegern an; das Verhängniß reiht sie fort; mögen denn die Geschicke in Erfüllung gehen.“ Und unmittelbar darauf wurde folgender, aus dem Hauptquartier Wilkowsky datirter Aufruf erlassen: „Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen. Der erste ist zu Friedland und zu Tilsit beendigt worden: zu Tilsit, wo Rußland

Frankreich ein ewiges Bündniß und England den Krieg geschworen hat. Es verlegt jetzt seine Eide, und weigert sich, über sein seltsames Betragen eher eine Aufklärung zu geben, als bis die französischen Adler hinter den Rhein zurückgegangen wären, um unsere Bundesgenossen seiner Willkür zu überlassen. Rußland wird vom Verhängnisse fortgerissen, seine Geschicke müssen in Erfüllung gehen. Hält es uns denn für entartet? Sind wir nicht mehr die Soldaten von Musterliß? Es stellt uns zwischen Entehrung und Krieg. Die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also, über den Niemen und den Krieg auf sein Gebiet getragen! Der zweite polnische Krieg wird für die französischen Waffen glorreich sein wie der erste, aber der Frieden, den wir schließen werden, soll in sich selbst seine Bürgschaft tragen und dem hochmüthigen Einflusse ein Ziel setzen, welchen Rußland seit fünfzig Jahren auf die Angelegenheiten von Europa ausgeübt hat.“

Die französische, mehr als dreihunderttausend Mann starke Armee war, ausschließlich der Garde und der auserlesenen Waffengattungen, in dreizehn Corps getheilt, und zwar befehligte das erste Corps Davoust, das zweite Dudinot, das dritte Ney, das vierte der Prinz Eugen, das fünfte Poniatowsky, das sechste Gouvion St. Cyr, das siebente Reynier, das achte der König Hieronymus von Westphalen, das neunte Victor, das zehnte Macdonald, das elfte Augereau, das zwölfte Murat, das dreizehnte Schwarzenberg. Die verschiedenen Corps der Garde waren von den drei Marschällen Lefebvre, Mortier und Bessieres befehligt. Bei Annäherung dieser furchtbaren Armee traten die Russen den Rückzug an und verließen die Linie des Niemen, um nach dem Dnieper und der Dwina zu marschiren. Napoleon folgte ihnen auf dem Fuße. Am 23. Juni um zwei Uhr Morgens traf er bei den Vorposten in der Nähe von Kowno ein, bedeckte sich mit Mütze und Mantel eines polnischen Chevaulegers und untersuchte in dieser Verkleidung persönlich die Ufer des Niemen, um den besten Uebergangspunkt ausfindig zu machen. Er war bei dieser Untersuchung von Niemanden als von dem General Saxo begleitet. Der Kaiser bemerkte, daß der Fluß bei Ponienien oberhalb Kowno eine Krümmung mache, und bezeichnete diesen Punkt als den des Ueberganges. Noch am Abend desselben Tages setzte

sich die Armee in Bewegung, und der General Eblé bedurfte nur zwei Stunden, um drei Brücken zu schlagen, über welche die Armee die ganze Nacht hindurch in drei Colonnen marschirte. Die Breite des Niemen beträgt hier ungefähr hundert Klafter. Mit Tagesanbruch befand sich die Armee am andern Ufer des Stromes. „Welches Schauspiel,“ sagt der Verfasser des „Manuscripts von 1812“, „bot sich von den Höhen von Alexiston dem überraschten Auge dar! Ganz Europa, durch die Elite seiner Truppen vertreten, stürzt sich auf das Land der Russen, welches ihnen Napoleon's Finger zeigt!“

Die Russen setzten fast nirgends Widerstand entgegen, schienen vielmehr entschlossen, jedes Zusammentreffen mit der französischen Armee zu vermeiden. Bloß einige Kosaken zeigten sich hie und da, die jedoch stets schnell zerstreut wurden. So langte man vor den Mauern von Wilna an, Am 27. um zwei Uhr des Nachmittags traf der Kaiser ein, und am frühen Morgen des nächsten Tages hatte er alle Anordnungen zu einem ernstern Angriffe getroffen, denn er dachte nicht, daß der Feind einen so wichtigen Posten, der eine dreifache Reihe von Magazinen deckte, ohne Vertheidigung lassen würde. Napoleon täuschte sich aber über die Absichten der Russen. Nachdem sie einige Kanonenschüsse gewechselt, die Brücke über die Wilia in die Luft gesprengt und ihre Vorräthe den Flammen überliefert hatten, zogen sie sich eilig zurück. Die leichte Cavalerie verfolgte sie. Umgeben von Polen, welche der Fürst Radzivil anführte, hielt Napoleon am 28. Juni zu Mittag unter dem Jubelrufe einer Bevölkerung, die ihn als ihren Befreier betrachtete, seinen Einzug in Wilna.

Nach der Besignahme der Hauptstadt von Lithauen war es Napoleon's erste Sorge, dieser Provinz eine provisorische Regierung zu geben. Bignon, den das Testament Napoleon's, die Rednerbühne und die Geschichte der französischen Diplomatie seitdem mit solchem Rechte berühmt gemacht haben, wurde dieser Regierung als kaiserlicher Commissar beigegeben. Andererseits erfuhr man, daß sich zu Warschau eine Versammlung unter dem Voritze des Fürsten Adam Czartorisky als allgemeine Conföderation constituirt, und daß diese „Stimme der Jahr-

hunderte“, wie Fain sich ausdrückt, die Wiederherstellung des Königreichs Polen proclamirt habe. Deputirte dieser Versammlung begaben sich zu Napoleon, um die wiedererstehende Nationalität unter seinen Schutz zu stellen. Er sprach zu ihnen: „Wenn ich zur Zeit der ersten, der zweiten oder der dritten Theilung von Polen regiert hätte, so würde ich mein ganzes Volk bewaffnet haben, um euch aufrecht zu erhalten. Wenn eure Bestrebungen einmützig sind, so könnt ihr die Hoffnung fassen, eure Feinde zur Anerkennung eurer Rechte zu zwingen; aber in diesen fernen und ausgedehnten Ländern ist es vor Allem die Einmütigkeit der sie bewohnenden Bevölkerung, worauf ihr die Hoffnung auf Erfolg stützen müßet.“

Diese Einmütigkeit war vorhanden. Es hieß im sechsten Bulletin unter dem Datum Wilna den 12. Juli 1812: „Das polnische Volk erhebt sich von allen Seiten. Der weiße Adler wird überall aufgepflanzt. Priester, Adel, Bauern, Frauen, Alle verlangen ihre Nationalunabhängigkeit.“ Obgleich Napoleon dieses hochherzige Gefühl ermunterte, konnte er dennoch dessen Anforderungen nicht in ihrem vollen Umfange genügen. Die vollständige Wiedererweckung des polnischen Volkes würde die Interessen zweier Monarchen, die er als seine Hauptverbündeten betrachtete, des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, verletzt haben. Er enthielt sich daher, selbst zu erklären, daß das alte Königreich der Jagellonen wiederhergestellt werden solle, und als die Deputirten von Warschau dies verlangten, sagte er ihnen, daß sie wegen der Entfernung und Ausdehnung ihres Vaterlandes in Betreff des Werkes ihrer Unabhängigkeit nur auf sich selbst zählen müßten. Die von ihm eingesetzte provisorische Regierung ging daher nur das russische Polen, nur Lithauen an. „Man darf,“ sagte er „keinem unüberlegten Eifer für die polnische Sache Gehör geben. Frankreich zuerst und vor Allem: das ist meine Politik.“ Ohne Zweifel war dies eine gute Politik, aber zu andern Zeiten dürfte Napoleon sie kleinmüthig gefunden haben!

Das Hauptquartier des Kaisers war fortwährend zu Wilna, aber die französische Armee setzte ihren siegreichen Marsch auf allen Punkten

fort. Bagration und Platow waren durch die Schnelligkeit der Bewegungen und Manöuvres des Kaisers von Barclay de Tolly getrennt worden. Die Lage dieser beiden Generale war dadurch sehr gefährlich geworden. Alexander sandte eilig seinen Adjutanten, den General Balaschoff an Napoleon, scheinbar um Friedensunterhandlungen zu eröffnen, eigentlich aber, um den Ungestüm der französischen Armee zu mäßigen und Bagration Zeit zu verschaffen, sich mit Platow zu vereinigen. Napoleon nahm den Gesandten Alexander's mit Freude auf und drückte das lebhafteste Bedauern über den Bruch aus, welchem vorzubeugen er Alles gethan habe. Der russische Offizier beantwortete diesen Empfang mit der Ankündigung, daß sein Kaiser geneigt sei, sich an das Continentsystem wieder anzuschließen, und daß er einwillige, auf diese Grundlage zu unterhandeln, daß aber vor dem Beginn jeder Unterhandlung die Franzosen über den Niemen zurückgehen und das russische Gebiet räumen müßten. „Mich über den Niemen zurückziehen!“ wiederholte Napoleon für sich, ging dann rasch auf und nieder und überlegte seine Antwort. Als bald die Forderung, die ihn verlegt hatte, bei Seite schiebend, sprach er von der Hauptsache. „Wir wollen zur Stelle unterhandeln, hier zu Wilna, ohne irgend etwas in Rückstand zu lassen. Die Diplomatie weiß mit nichts zu Ende zu kommen, sobald die Umstände es nicht gebieten; lassen Sie uns den Frieden unterzeichnen, und ich gehe über den Niemen gleich nach Herstellung desselben zurück.“ (Manuscript von 1812.) Gewiß hätte ein solcher Vorschlag den Absichten des Kaisers von Rußland vollständig entsprechen müssen, wenn dieser den Frieden aufrichtig gewünscht hätte. Aber die Sendung des Herrn von Balaschoff hatte, wie wir bereits erwähnt haben, einen ganz anderen Beweggrund. Dieser General verschanzte sich daher fest hinter die von seinem Gebieter erhaltenen Verhaltensbefehle und erklärte, daß er vor Allem auf der unverzüglichen Räumung des russischen Gebietes bestehen müsse. „Sind das Friedensworte?“ brach Napoleon nun los. „Handelt man so, wenn man redlich Frieden schließen will? Hat man zu Tilsit so gehandelt?.... Ich werde mich aber nicht täuschen lassen; diese Leute wollen nichts als einige Tage Aufschub, Bagration wünschen sie zu retten, und kümmern sich wenig darum, dabei das Hei-

ligste, was es gibt, auf das Spiel zu setzen. Wohlant, von nun an wollen wir vollenden, was so trefflich begonnen hat; vollständig muß die Verlegenheit dieser Herren werden, bevor sie ihrem Kaiser erlauben, sich an mich zu wenden.“

Der Kaiser verließ Wilna am 16. Juli mit dem Entschlusse, in Altrußland einzudringen und seinen Operationsmittelpunkt zwischen der Düna und dem Dnieper zu nehmen. Indem daher Napoleon die Verfolgung Barclay's, der sich auf Petersburg zurückzog, einstellte, ließ er Davoust, dem Könige von Westphalen und dem Fürsten Schwarzenberg die Sorge, Bagration zu hindern, das verschanzte Lager von Drissa, wo ihn Alexander selbst erwartete, zu erreichen, und marschirte in der Richtung von Witepsk und Smolensk ab. Des Kaisers Bruder aber, der König Hieronymus von Westphalen, welcher den Auftrag hatte, Bagration mit der größten Schnelligkeit zu verfolgen, ließ ihm durch die Langsamkeit seines Marsches einen Vorsprung von drei Tagen, die dieser ganz ruhig verwendete, um seinen Truppen einige Erholung von ihren Anstrengungen zu gönnen. Napoleon schrieb an seinen Bruder in kräftigen Ausdrücken, um ihn vermögen, sein Armeecorps rasch vorrücken zu lassen. Allein es half nichts. „Der russische General konnte seine Bewegungen so ruhig vollziehen, als wäre kein Mensch mit seiner Verfolgung beauftragt.“ (Manuscript von 1812.) Da ließ Napoleon seinem Unwillen freien Lauf und schrieb an den König von Westphalen: „Es ist nicht möglich, ungeschickter zu manövriren; Sie werden Schuld sein, daß Bagration Zeit gewinnt, sich zurückzuziehen; Sie werden mich der Frucht der besten Combinationen und der schönsten Gelegenheit, die sich in diesem Feldzuge darbieten kann, berauben.“ Der Kaiser blieb aber bei diesem Vorwurfe nicht stehen. Er wollte sich von nun an eine thätige Mitwirkung des westphälischen Corps sichern und stellte unverzüglich seinen Bruder Hieronymus unter die Befehle des Marschalls Davoust. Hieronymus glaubte aber, sein Königstitel gestatte ihm nicht, sich eine solche Unterordnung gefallen zu lassen, und verließ die Armee.

Nach der Abreise des Königs Hieronymus kamen die Westphalen zuerst unter die Befehle des Generals Thurreau, dann unter jene des

Marschalls Junot, Herzogs von Abrantes. Darum blieb aber das achte Corps nicht weniger unter dem Oberbefehle des Marschalls Davoust, und Napoleon hatte nur Ursache, sich zu dieser Maßregel Glück zu wünschen. Es war Davoust endlich gelungen, Bagration bei Mohilew zu erreichen, und obgleich er nur zwei durch lange Märsche ermüdete Divisionen bei sich hatte, schlug er die Russen dennoch. Allein die Entfernung des westphälischen, damals eben von seinem Anführer verlassenen Corps gestattete ihm nicht, aus diesem Erfolge alle Vortheile zu ziehen, die sonst wohl daraus entspringen sein würden. Während Davoust Bagration auf Smolensk zurückwarf, jagten Macdonald und Dudinot das Corps Wittgenstein's vor sich her, welches Barclay entsendet hatte, um den französischen linken Flügel zu beunruhigen und Petersburg zu decken, nachdem er selbst genöthigt worden, das Lager von Drissa zu verlassen und die Straße nach Witepsk in der Richtung, welche Napoleon genommen, einzuschlagen.

Barclay hoffte stets, daß Bagration dem Marschall Davoust entgegen und sich schließlich mit ihm vereinigen werde. Da er bei Witepsk ihn nicht getroffen, suchte er ihn bei Drza auf und ließ Ostermann die Sorge, den Rückzug Doctoroff's, der die Nachhut befehligte, zu decken und den Marsch der vordersten Colonnen der französischen Armee zu verzögern. Es war dieses von der Armee Barclay's entsendete Corps, auf welches Murat und Eugen stießen und das sie in zwei aufeinanderfolgenden Gefechten, am 25. und 26. Juli, bei Ostrowno schlugen. Den Sieg des ersten Tages verdankte man der Ankunft der Division Delzons, welche den Rückzug des russischen Fußvolkes, gegen welches die Reiterei des Königs von Neapel ihre Angriffe stets fruchtlos erneuert hatte, entschied.

Am andern Tage zeigte sich die feindliche Colonne, die während der Nacht beträchtliche Verstärkungen an sich gezogen hatte, geneigt, den Kampf zu erneuern. Aber auch die Franzosen waren stärker als gestern, der Prinz Eugen hatte sich mit Murat vereinigt. Der russische General, welcher Ostermann ersetzte, hatte eine höchst vortheilhafte Stellung inne, vor sich eine tiefe Schlucht, zu seiner Linken einen dichten Wald, zu seiner Rechten die Dwina. Die ersten Angriffe der Franzosen



waren fruchtlos. Die Russen benutzten alle Vortheile ihrer Stellung und vertheidigten sich mit seltener Hartnäckigkeit. Einen Augenblick schien es, als wollten sie die Offensive ergreifen, aber gerade dies wurde das Signal zu ihrer Niederlage. Als die französischen Generale diese Angriffsbewegung gewahrten, sahen sie ein, daß nur außerordentliche Anstrengungen und der Einfluß ihrer persönlichen Unererschrockenheit die Gefahr beschwören und das Glück des Tages entscheiden könnten. Murat und Eugen gaben das Beispiel; Junot, Mansouty und die übrigen Anführer ahmten es nach; sie Alle griffen an der Spitze ihrer Colonnen an, und der Antrieb, den sie dadurch ihren Soldaten mittheilten, war so kräftig, daß binnen wenigen Stunden die Russen aus allen ihren Stellungen vertrieben wurden und bis in die Gegend von Comarchi zurückwichen, wo sie einen Wald und den General Tutschkoff zur Aufnahme und zur Unterstützung fanden.

Die französische Armee brannte vor Ungeduld, das letzte Hinderniß, das noch ihren Einzug in Witepsk verzögerte, zu bewältigen; aber ihre Anführer wollten nicht in einen ausgedehnten Wald eindringen, während Alles darauf hindeutete, daß der Feind frische Truppen gesammelt habe, deren Zahl und Stärke man nicht kannte. Murat und Eugen zögerten daher, als Napoleon herankam. So wie er erschien, malten sich Zuversicht und Enthusiasmus auf dem Antlitze der Generale wie der Soldaten. „Alles wußte,“ sagt ein Augenzeuge (Eugen Labaume), „daß er den Ruhm eines so schönen Tages krönen werde. Der König von Neapel und der Prinz Eugen eilten ihm entgegen und theilten ihm mit, welche Ereignisse stattgefunden und welche Maßregeln sie ergriffen hatten. Um besser urtheilen zu können, eilte Napoleon nach den vorersten Posten der französischen Linie und beobachtete von einer Anhöhe aus lange Zeit die Stellung des Feindes und die Beschaffenheit des Terrains. Sein Scharfsinn drang bis in das Lager der Russen, er errieth ihre Pläne. Von nun an führten neue, mit Kaltblütigkeit gegebene, mit Ordnung und Schnelligkeit vollzogene Befehle die Armee mitten in den Wald; sie marschirte fortwährend im Geschwindschritte, und als der Tag sich zu Ende neigte, rückte sie aus dem Forste heraus und gegen die Anhöhen von Witepsk.“

Mit Tagesanbruch des 27. setzte die siegreiche Armee ihren Marsch fort. Die Russen aber zogen sich in guter Ordnung auf Barclay's Hauptmacht zurück, hielten an und schienen geneigt, eine Schlacht anzunehmen. Das Flüsschen Lutschiffa trennte die beiden Armeen. Eine kleine, über eine Schlucht geschlagene Brücke bot sich Napoleon zum Uebergange seiner Truppen dar, aber sie mußte erst hergestellt werden, und der Kaiser beauftragte den General Broussier, diese Operation zu decken, während er selbst sich zur Vorhut auf eine Anhöhe begab. Von hier aus war er Zeuge, wie eine Abtheilung von zweihundert Voltigeurs vom neunten Linieninfanterieregimente, fern von dem übrigen Heere und von der russischen Cavalerie von allen Seiten eingeschlossen, im Gedränge der Menschen und Pferde verschwand und dann umgebrochen und siegreich in demselben Augenblicke wieder erschien, wo man dieselbe schon gänzlich verloren erachtete. „Von welchem Corps sind diese braven Leute?“ fragte der Kaiser lebhaft und schickte einen Offizier ab, um es zu erfahren und ihnen in seinem Namen zu sagen, „daß sie alle das Kreuz verdient hätten.“ Die Voltigeurs antworteten: „wir sind pariser Kinder,“ hoben die Tschakos auf ihre Bajonettspitzen und riefen voll Enthusiasmus: „Es lebe der Kaiser!“

Die Schlacht aber, welche Napoleon so sehnlich wünschte und zu der die Russen endlich entschlossen schienen, wurde weiter hinausgeschoben. Am Abend des 27. erfuhr Barclay, Bagration habe über den Dnieper und bis an den Sosch zurückgehen müssen. Als bald brach jener in der Nacht sein Lager ab und zog sich über Witepsk zurück, um sich mit Bagration zu vereinigen. Als der Tag anbrach, staunten die Franzosen, vor sich jene feindliche Armee nicht mehr zu finden, deren Wachfeuer noch vor so kurzer Zeit die Ufer der Lutschiffa bedeckt hatten. Sie besetzten schnell die von den Russen verlassenen Stellungen und zogen ohne einen Schuß zu thun in Witepsk ein, dessen Einwohner mit Barclay geflohen waren. Das Hauptquartier blieb mehrere Tage in dieser Stadt. Der Kaiser erfuhr hier die verschiedenen Erfolge, welche seine Unterbefehlshaber erfochten hatten. Am 30. Juli war der russische General Kulnieff bei Jakubowo von dem General Legrand geschlagen worden. Am 1. August schlug Dudinot bei Dbojarzina den General Wittgen-

stein in einer Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft war. Am 12. desselben Monats, während Napoleon auf Massasna marschirte, siegte Schwarzenberg über Tormassoff bei Gorodeczna, schlug Ney Barclay bei Krasnoi, brachte Dudinot Wittgenstein eine neue Schlappe in der Gegend von Polozk bei.

Inmitten dieser Niederlagen kam den Russen die Diplomatie zu Hülfe, noch bevor das Klima es that. Mahmud, von dem englischen Cabinet gedrängt, hatte Frieden mit dem Czar geschlossen und Bernadotte mit dem Feinde Frankreichs unterhandelt, um Napoleon des doppelten Ablenkungsangriffes zu berauben, auf welchen er im Anfange des Krieges gerechnet hatte. Der Kaiser erfuhr zu Witepsk diese verdrießliche Neuigkeit. „Die Türken,“ sagte er, „werden ihren Fehler theuer büßen! Er ist so grob, daß ich ihn durchaus nicht habe vorhersehen können.“ Als er erfuhr, Schweden habe schon am 24. März einen Vertrag mit Alexander geschlossen, rief er aus: „Am 24. März! und am 29. Mai schickte mir Bernadotte noch Signeul, um zu Dresden zu markten!!“ Trotz diesem diplomatischen Querstriche mußte Napoleon seinen Zweck mit Beharrlichkeit in der Hoffnung verfolgen, auf den Schlachtfeldern Ersatz für das unermessliche Uebel zu finden, welches ihm verderbliche Unterhandlungen zugefügt hatten. Die französische Armee fuhr denn fort, in das Herz Rußlands einzudringen. Am 14. August kam das Hauptquartier des Kaisers nach Massasna, unfern von Smolensk, welches die nun vereinigten Generale Barclay und Bagration besetzt hatten. Die Russen hatten sich vor Smolensk besetztigt; alle ihre Verschanzungen aber, so wie die Vorstädte, wurden von den Corps Davoust's, Ney's und Boniatowsky's am 17. August weggenommen. Nicht besser widerstanden die innern Festungswerke; die Divisionen Friant, Gudin und Morand, unterstützt von dem Artilleriegeneral Sorbier, eröffneten die Bresche und zwangen den Feind durch Haubitzgranaten, die von ihm besetzten Thürme zu verlassen. Das Feuer, welches die Russen selbst in der Stadt angelegt hatten, erhielt durch diese Wurfgeschosse immer weitere Verbreitung, „was,“ wie sich das dreizehnte Bulletin ausdrückt, „den Franzosen in einer schönen Augustnacht das Schauspiel gewährte, welches die Neapolitaner bei einem Ausbruche des Vesuv

genießen.“ Um ein Uhr nach Mitternacht zündeten die Russen, da sie einfahen, daß sie sich nicht mehr halten konnten, die Stadt vollends an, gingen über den Dnieper zurück und verbrauchten hinter sich die Brücken; um zwei Uhr schritten die französischen Grenadiere zum Sturme und fanden die Stadt geräumt. Der Feind hatte in den Flammen nur Leichen und Sterbende zurückgelassen. Es war ein schrecklicher Anblick für die französische Armee. Der Kaiser beschäftigte sich vor Allem damit, dem Fortschritte des Brandes Einhalt zu thun und den Verwundeten Hilfe angedeihen zu lassen. „Napoleon,“ sagt der General Gourgaud, „ist unter allen Generalen des Alterthums wie der neuern Zeit derjenige gewesen, welcher die meiste und stetigste Sorgfalt für die Verwundeten bewiesen hat. Nie ließ ihn die Trunkenheit des Sieges ihrer vergessen und sein erster Gedanke nach jeder Schlacht war immer auf sie gerichtet.“

Nachdem Napoleon die Ringmauern der Stadt und die besetzten Punkte gesehen hatte, von welchen seine unerschrockenen Phalangen die Russen vertrieben hatten, wollte er selbst die neue Stellung der Russen jenseits des Dnieper in Augenschein nehmen. Er bestieg zu dem Ende die Zinne eines alten Thurmes und suchte von da auf den Höhen, welche Smolensk beherrschen, das Lager Barclay's und Bagration's. Aber diese beiden Generale waren im vollen Rückzuge begriffen, der eine auf der Straße nach Petersburg, der andere auf jener nach Moskau. Napoleon hielt diese freiwillige Trennung der beiden russischen Armeen, welche so viele Mühe gehabt hatten, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, nur für eine List; in der That erfuhr er von den Vordertreffen bald, daß er sich in seiner Annahme nicht getäuscht habe, daß Barclay nicht länger nordwärts marschire, sondern sich Bagration in der Richtung auf Moskau wieder nähere. Sogleich befahl er die lebhafteste Verfolgung des Feindes in der Hoffnung, den Feind früher, als derselbe seine alte Hauptstadt erreichen könnte, einzuholen und zu erdrücken. Die Ehre, die Avantgarde zu führen und dem Feinde die ersten Streiche beizubringen, fiel dem Marschall Ney zu, welcher durch die Einsicht und die Tapferkeit, die er in der Schlacht von Valutina bewies, das Vertrauen Napoleons glänzend rechtfertigte. Diese Schlacht war äußerst blutig. Die

Rußen, viermal aus ihren Stellungen vertrieben, nahmen sie viermal wieder ein; endlich aber wurden sie durch den tapfern Gudin, der an der Spitze seiner Division mit solcher Kraft angriff, daß der Feind es mit der kaiserlichen Garde zu thun zu haben vermeinte, völlig über den Haufen geworfen. Die Divisionen Razout, Ledru und Marchand vom Corps des Marschalls Ney unterstützten den Angriff ihrer Kameraden mit Nachdruck. Der russische General Tutschkoff selbst wurde von einem Lieutenant des zwölften Regiments, Etienne war sein Name, gefangen genommen. Aber ein für Napoleon und die französische Armee schmerzlicher Verlust trübte die Freude über den Erfolg dieses Tages. Gudin, der einen so großen Antheil am Siege gehabt, bezahlte denselben mit seinem Leben. Er wurde, tödtlich verwundet, nach Smolenssk gebracht und verschied bald nachher. Der Kaiser ließ ihn in der Citadelle beisetzen.

Der Sieg von Valutina hätte entscheidend werden können, wenn Junot die ihm zugekommenen Befehle pünktlich vollzogen hätte und zur rechten Zeit eingetroffen wäre, um das Corps Barclay's abzuschneiden, denn dieser hatte sich von Bagration bei dem Auszuge aus Smolenssk getrennt, die Richtung nach Petersburg eingeschlagen und operirte nun, um eine neue Vereinigung auf der Moskauer Straße zu bewirken. Aber nachdem der Herzog von Abrantes auf dem vorgeschriebenen Punkte über den Dnieper gegangen, blieb er trotz den Bitten des Königs von Neapel und dem Rathe des Generals Gourgaud, der zu ihm im Namen des Kaisers sprach, unbeweglich stehen. Als Napoleon dies erfuhr, betrückte es ihn sehr und er sagte zu Berthier: „Junot will nicht mehr; Sie sehen es, ich kann ihm sein Commando nicht lassen; Mapp soll ihn ersetzen, dieser spricht deutsch und wird die Westphalen gut anführen.“ Junot war derselbe Unteroffizier, den der Artilleriecommandant Bonaparte während der Belagerung von Toulon wegen seiner Kaltblütigkeit und seines Muthes bemerkt und liebgewonnen hatte. Aber der republikanische Sergeant, der unter dem Kaiserreiche Herzog von Abrantes geworden war, begann, als seine Unthätigkeit und sein Ungehorsam die russische Armee von einer vollständigen Niederlage retteten, wie man

sagt, schon die ersten Wirkungen jener Krankheit zu empfinden, an welcher er gestorben ist.

Der Fehler Junot's, wie sehr er auch das Herz Napoleon's mit Bitterkeit erfüllte, hinderte doch den Kaiser nicht, den Tapfern, die den Sieg von Balutina entschieden hatten, seine Freude und seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Er verfügte sich auf das Schlachtfeld selbst und hielt Heerschau über die verschiedenen Regimenter, die sich da ausgezeichnet hatten. „Als er,“ erzählt der General Gourgaud, „zum siebenten leichten Infanterieregimente kam, ließ er alle Capitaine einen Kreis bilden und sprach zu ihnen: Nenn mir den besten Offizier des Regiments. — Sie sind alle gut, Sire! — Das ist keine Antwort; sagt wenigstens wie Themistokles: der erste bin ich, mein Nachbar ist der zweite. — Da nannte man ihm den Capitain Moncey, welcher verwundet und in diesem Augenblicke abwesend war. Was, rief der Kaiser aus, Moncey, der mein Page gewesen, der Sohn des Marschalls! Einen Andern! — Sire, er ist der beste. — Wohlan, ich gebe ihm das Kreuz.“

Nachdem Napoleon nach Smolensk zurückgekehrt war, gab er sich den schmerzlichsten Betrachtungen über die Gelegenheit, die ihm entgangen war, die russische Armee zu vernichten und zu einem schnellen Frieden zu gelangen, hin. Die Ungewißheit begann über ihn Macht zu gewinnen, unbestimmte Vorgefühle ließen ihn wünschen, diesen fernem Feldzug so schnell als möglich zu beendigen. Alles, was man ihm aus dem preussischen Staate und aus Polen über die Stimmung der Geister und über die Bewegungen Tormassoff's meldete; Alles, was er in seinem Hauptquartiere, wo die Tädler von Brünn, Ebersdorf, Pultusk und Cöslau sich wieder zu regen begannen, sah und hörte; Alles trug dazu bei, ihn zu Smolensk festzuhalten, und er dachte mehr als einmal daran, hier stehen zu bleiben. Als er aber die verschiedenen Vortheile ersuhr, welche Schwarzenberg, Legrand, Dudinot und Gouvion St. Cyr am 12. errungen hatten, verschwanden seine größten Besorgnisse oder wurden schwächer. Andernseits schienen die Russen bei der Annäherung der französischen Armee mehr zu fliehen, als sich zurückzuziehen. Das Zaudern der Klugheit wich daher der Hoffnung auf einen entschei-

denden Sieg. „Wir haben uns zu weit eingelassen, um zurückgehen zu können,“ sagte Napoleon; „wenn ich mir nichts zum Ziel gesetzt hätte, als den Ruhm kriegerischer Thaten, brauchte ich nur mit der Armee nach Smolensk zurückzukehren, hier meine Adler aufzupflanzen und links und rechts meine Arme auszudehnen, um Wittgenstein und Tormassoff zu zermalmen. Diese Operationen wären glänzend, würden den Feldzug vortrefflich schließen, aber nicht den Krieg beendigen. Der Friede liegt vor uns, wir sind nur acht Märsche von ihm entfernt; so nahe am Ziele darf man nicht überlegen. Vorwärts nach Moskau!“

Vorwärts nach Moskau! Der große Mann will es, eine unsichtbare Hand reißt ihn fort, die Gescheh'e müssen sich erfüllen.

---

### Siebenunddreissigstes Capitel.

Alexander zu Moskau. Der Gouverneur Kostopschin. Außerster Entschluß. Schlacht an der Moskwa.

Aus dem besetzten Lager bei Drissa hatte sich der Kaiser Alexander nach Moskau begeben. Der Gouverneur Kostopschin versammelte, die Anwesenheit des Monarchen benutzend, die Edeln und Kaufleute auf dem Kreml, um neue Opfer an Geld und Menschen zu fordern; er schilderte ihnen den Feind im Herzen des Staates und Napoleon als einen Geist der Hölle, welcher gekommen sei, ihr Vaterland zu verheeren, ihre Nationalunabhängigkeit zu vernichten und ihre Religion umzustürzen. Einstimmiger Zuruf ertönte auf die feurige Anrede Kostopschin's. Der schlaue Gouverneur blieb aber hierbei nicht stehen. Um den Enthusiasmus der Bewohner von Moskau bis auf den höchsten Gipfel zu steigern, rieth er dem Monarchen, der überdies auch mit der höchsten Priesterwürde begleitet war, in Person den ungeheuern Einfluß auszuüben, welcher sich an seine politische Unumschränktheit und religiöse Allgewalt knüpfte. Im Augenblicke, wo Kostopschin die Versammlung in den höchsten Grad der Begeisterung versetzt zu

haben schien, trat Alexander plötzlich durch eine Thüre der Capelle des Palastes ein und sprach mit Feuer für Vaterland und Religion, die durch den unerfättlichen Ehrgeiz des Universaltyrannen an den Rand des Abgrundes gebracht worden wären. „Die Unglücksfälle, die euch bedrohen,“ sagte er am Schlusse seiner Rede, „dürfen nur als nothwendige Mittel betrachtet werden, um das Verderben des Feindes zu vollenden.“

Inzwischen hatte Napoleon, einmal entschlossen auf Moskau zu marschiren, den Krieg gegen die Russen mit Kraft und Nachdruck fortgesetzt und sie ohne Unterlaß verfolgt, um sie zu einer Schlacht zu zwingen, welche, wie er hoffte, den Krieg beenden und den russischen Monarchen zum Frieden bewegen würde. Alexander ging jedoch von Moskau nach Petersburg und sandte von da den alten Kutusow zum Heere, um Barclay de Tolly zu ersetzen, „ohne Zweifel in der Ueberzeugung,“ sagt der Oberst Butturlin, „daß es eines russischen Namens bedürfe, um den Krieg noch nationaler zu machen.“ Die Frau von Staël, deren Verbannung noch fort dauerte, hielt sich damals eben in Petersburg auf und besuchte Kutusow am Tage seiner Abreise zur Armee. „Er war,“ berichtet sie, „ein Greis voll Anmuth im Benehmen, voll Lebendigkeit in den Gesichtszügen. Indem ich ihn betrachtete, besorgte ich, er habe nicht Kraft genug, gegen die entschlossenen und jungen Krieger, die sich auf Rußland stürzten, anzukämpfen; aber die Russen sind nur zu Petersburg Höslinge und werden, sowie sie zur Armee kommen, wieder Tartaren. Bevor Kutusow abreiste, verrichtete er sein Gebet in der Kirche zur Mutter Gottes von Kasan, und alles Volk, das seinen Schritten folgte, schrie ihm zu, Rußland zu retten.“

Als Kutusow bei der Armee anlangte, hatte Barclay zwischen Biasma und Gjath Stellung genommen und bereitete sich, am nächsten Tage eine Schlacht zu liefern. Der alte Krieger wollte nicht glauben machen, daß der in Ungnade gefallene General sein Terrain gut gewählt habe, und so zogen sich die Russen bei Annäherung der Franzosen abermals zurück. Sie machten endlich noch diesseits Moskau zwischen der Moskwa und Kolotscha Halt, und hier wurde am 7. September die große, von Napoleon so heiß ersuchte Schlacht geliefert. Am Tage vor diesem



denkwürdigen Ereignisse und vom Ausbruche der ersten Morgenröthe an saß der Kaiser, in seinen grauen Oberrock gehüllt, zu Pferde. Er nahm Mapp und Caulaincourt mit sich, denen in der Ferne einige Jäger zu Pferde folgten; so bewerkstelligte er, ohne irgend eine andere Begleitung, zuerst die Recognoscierung der russischen Vorposten und besichtigte dann mit der größten Genauigkeit die Stellungen, welche die verschiedenen französischen Armee-corps einnahmen. Zuversicht und Hoffnung strahlten auf seiner Stirne, und man hörte ihn inmitten des Feldlagers des Generals Pajol sogar das patriotische Lied: „Mit Gesang öffnet uns der Sieg den Weg,“ vor sich hinsummen.

Inzwischen kamen im Lager der Oberst Fabvier aus dem Innern Spaniens mit der Unglücksbotschaft von der Schlacht bei Salamanca, und Herr von Beauffet aus St. Cloud mit dem Auftrage an, dem Kaiser Briefe von Marie Louise und das Portrait des Königs von Rom zu überreichen. Napoleon tadelte dem Obersten Fabvier gegenüber streng den Marschall Marmont, dessen Niederlage Madrid dem Lord Wellington überliefert hatte. Der Oberst vertheidigte seinen General mit Hochherzigkeit. Ein ganz anderer Empfang wurde dem Herrn von Beauffet zu Theil. Der Kaiser wurde bei den Nachrichten, die er von den Personen empfing, welche ihm die theuersten in der Welt waren, tief gerührt. Vor Allem empfand er die lebendigste Freude bei dem Anblick des Bildnisses seines Sohnes. Nachdem er es den Personen seiner Umgebung gezeigt hatte, vertraute er es seinem Secretär mit den Worten an: „Schließen Sie es ein; das hieße ein Schlachtfeld zu frühe sehen.“ In der That wurde der Boden, auf welchem am 6. das Hauptquartier stand, am 7. zum Schlachtfelde.

### Schlacht an der Moskwa.

(Auszug aus dem 18. Bulletin.)

„Am 7. um zwei Uhr des Morgens war der Kaiser auf der Stellung, die am vorgestrigen Tage genommen worden, von den Marschällen umgeben. Um halb sechs Uhr ging die Sonne an einem wolkenlosen Himmel auf; am Abend des vorigen Tages hatte es geregnet, und der Kaiser sprach: „Das ist die Sonne von Musterlich!“ Ob schon

im Monat September, war es doch so kalt, wie in Mähren im December. Die Armee nahm dies als eine gute Vorbedeutung an. Es wurde Fahnenmarsch geschlagen und folgender Tagesbefehl vorgelesen: „Soldaten! Die Schlacht, die ihr so sehr gewünscht habt, ist vor euch! Nun hängt der Sieg von euch ab; er ist uns nothwendig, er wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und eine schnelle Rückkehr in das Vaterland gewähren. Betragt euch wie zu Musterliß, zu Friedland, zu Witepsk, zu Smolensk, auf daß die fernste Nachwelt mit Stolz von eurem Benehmen an diesem Tage rede, auf daß man von euch sage: Er ist bei der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau gewesen. Im kaiserlichen Hauptquartier, auf den Höhen von Borodino, am 7. September um 2 Uhr des Morgens.“

„Die Armee antwortete durch wiederholten Zuruf. Die Höhebene, auf welcher sie stand, war mit russischen Leichnamen vom Kampfe des vorgestrigen Tages bedeckt. Der Fürst Boniatowsky, welcher den rechten Flügel bildete, setzte sich in Bewegung, um den Wald zu umgehen, an welchen der Feind seinen linken Flügel lehnte. Der Fürst von Eckmühl marschirte längs dem Walde hin, die Division Compans an der Spitze. Zwei Batterien, jede von sechzig Geschützen, welche die Stellung des Feindes beherrschten, waren während der Nacht errichtet worden.

„Um sechs Uhr begann der General Graf Sorbier, welcher die Batterie zur Rechten mit der Reserveartillerie der Garde bewaffnet hatte, das Feuer. Der General Bernetti ging mit dreißig Geschützen der Spitze der Division Compans (der vierten des ersten Corps) voran, welche an dem Walde hinmarschirte und die Vorderstellung des Feindes umging. Um halb sieben Uhr wurde der General Compans verwundet. Um sieben Uhr wurde dem Fürsten von Eckmühl das Pferd unter dem Leibe getödtet. Der Angriff schreitet vor, das Kleingewehrfeuer beginnt. Der Vicekönig, welcher den linken Flügel bildet, greift an und nimmt das Dorf Borodino, welches der Feind nicht vertheidigen kann, weil es am linken Ufer der Kolotscha liegt. Um sieben Uhr setzt sich der Marschall Herzog von Elchingen in Bewegung und geht unter dem Schutze von sechzig Geschützen, welche der General Foucher am Abend

zuvor gegen das feindliche Centrum aufgestellt hat, gegen dasselbe vor. Tausend Kanonen schleudern von beiden Seiten Tod und Verderben. Um acht Uhr sind die Stellungen des Feindes genommen, seine Redouten erobert und unsere Artillerie krönt die Höhen. Der Vortheil der Stellung, den die feindlichen Batterien zwei Stunden hindurch gehabt, gehört jetzt uns an. Die Brustwehren, die während des Angriffs gegen uns gewesen, sind nun zu unsern Gunsten. Der Feind sieht die Schlacht, welche er kaum begonnen meint, verloren. Ein Theil seiner Artillerie ist erobert, der Rest hat sich nach den hintern Linien gezogen. In dieser äußersten Noth ergreift er den Entschluß, den Kampf wiederherzustellen und mit allen seinen Massen die festen Stellungen, die er nicht zu behaupten vermocht, anzugreifen. Dreihundert auf den Höhen aufgestellte französische Geschütze schmettern seine Massen nieder, und seine Soldaten holen sich den Tod am Fuße derselben Brustwehren, die sie an den vorhergehenden Tagen mit so viel Sorgfalt als schützende Deckung aufgeworfen haben. Der König von Neapel macht mit der Reiterei mehrere Angriffe. Der Herzog von Elchingen bedeckt sich mit Ruhm und beweist eine eben so große Unerfrodenheit als Kaltblütigkeit. Der Kaiser befehlt einen Frontangriff, den rechten Flügel vorwärts; diese Bewegung macht uns zu Herren von drei Viertheilen des Schlachtfeldes. Der Fürst Poniatowski kämpft in den Wäldern mit abwechselndem Erfolge.

„Es blieben dem Feinde noch seine Redouten des rechten Flügels; der General Morand geht auf sie los und nimmt sie, aber um neun Uhr wird er von allen Seiten angegriffen und kann sich in ihnen nicht behaupten. Der Feind, ermutigt durch diesen Erfolg, läßt seine Reserve und seine letzten Truppen vorrücken, um abermals das Glück des Tages zu versuchen. Die kaiserlich russische Garde bildete einen Theil derselben. Er greift unser Centrum an, um welches sich unser rechter Flügel geschwenkt hat. Man besorgt einen Augenblick, er werde das brennende Dorf wegnehmen; die Division Friant rückt hin; achtzig französische Geschütze thun den feindlichen Colonnen zuerst Einhalt und schmettern sie dann nieder, zwei Stunden halten sie in gedrängten Reihen im Kartätschenfeuer, wagen nicht vorzurücken, wollen nicht zu-

rückweichen und verzichten auf die Hoffnung des Sieges. Der König von Neapel macht der Ungewißheit ein Ende; er läßt das vierte Cavaleriecorps angreifen, dieses dringt in die Lücken ein, welche das Kartätschenfeuer unserer Kanonen in die gedrängten Massen der Russen und in ihre Kürassierschwadronen gerissen hat; sie zerstreuen sich nach allen Seiten. Der Divisionsgeneral Graf Caulaincourt, Gouverneur der Pagen des Kaisers, stürzt an der Spitze des fünften Kürassierregiments vor, wirft Alles über den Haufen und dringt in die Redoute ein. In diesem Augenblick schwindet alle Ungewißheit, die Schlacht ist gewonnen; er kehrt gegen den Feind die einundzwanzig Geschütze, die sich in der Redoute vorfinden. Der Graf Caulaincourt, der sich durch diesen schönen Angriff ausgezeichnet, hatte sein Geschick erfüllt; eine Kugel streckt ihn nieder, er stirbt eines glorreichen und beneidenswerthen Todes!

„Es ist zwei Uhr des Nachmittags, der Feind gibt alle Hoffnung auf, die Schlacht ist zu Ende, die Kanonade dauert fort, er schlägt sich noch für Rückzug und Rettung, aber nicht mehr für den Sieg. Der Verlust der Feinde ist ungeheuer; man zählt zwölf- bis dreizehntausend Menschen und acht- bis neuntausend Pferde auf dem Schlachtfelde, sechzig Kanonen und fünftausend Gefangene sind in unsere Gewalt gefallen. Wir haben zweitausend fünfhundert Tode und die dreifache Zahl Verwundeter gehabt. Unser ganzer Verlust kann auf zehntausend Mann angeschlagen werden; jener des Feindes auf vierzig- bis fünfzigtausend. Noch nie hat man ein solches Schlachtfeld gesehen. Auf sechs Leichen zählt man einen Franzosen und fünf Russen. Vierzig russische Generale sind getödtet, verwundet oder gefangen worden; unter den Verwundeten befindet sich auch Bagration. Wir haben den Divisionsgeneral Grafen Montbrun durch eine Kanonenkugel, ebenso auch den General Grafen Caulaincourt, der ihn ersetzte, nur eine Stunde später, verloren. Die Brigadegenerale Compère, Blouzonne und Marion Guart sind getödtet, sieben bis acht Generale verwundet worden, die meisten leicht. Dem Fürsten von Schmühl ist keine Verletzung widerfahren. Die französischen Truppen haben sich mit Ruhm bedeckt und ihre große Ueberlegenheit über die Russen bewiesen. Das ist, in wenig Worten, die Skizze

der Schlacht an der Moskwa, welche zwei Stunden von Mosaisk und fünf und zwanzig Stunden von Moskau bei dem Flüsschen Moskwa geliefert worden ist. Wir haben sechzigtausend Kanonenschüsse gelöst, welche bereits durch die Ankunft von achthundert Wagen, die schon vor der Schlacht über Smolensk hinaus waren, ersetzt worden sind. Alle Waldungen und Dörfer vom Schlachtfelde bis hierher sind voll Todter und Verwundeter. Man hat hier zweitausend todte oder amputirte Russen gefunden. Mehrere Generale und Obersten sind zu Gefangenen gemacht worden.

„Der Kaiser ist niemals ausgesetzt gewesen; weder die Garde zu Pferde, noch die zu Fuße hat angegriffen oder einen einzigen Mann verloren. Der Sieg ist niemals zweifelhaft gewesen. Wenn der aus seinen Stellungen vertriebene Feind sie nicht hätte wieder einnehmen wollen, so würde unser Verlust größer gewesen sein als der seinige; aber er hat seine Armee vernichtet, indem er sie von acht bis zwei Uhr unter dem Feuer unserer Batterien hielt und hartnäckig wieder erobern wollte, was er verloren hatte. Das ist die Ursache seines ungeheuern Verlustes.“

## Achtunddreissigstes Capitel.

Marſch nach Moskau. Besetzung dieser Hauptstadt durch die Franzosen.

Kutusow, an der Moskwa trotz des Vortheiles der Stellung und der Ueberlegenheit an Zahl geschlagen, scheute sich nicht, das russische Volk und seinen Souverain zu täuschen, indem er allenthalben verkünden ließ, ja sogar an Alexander selbst schrieb, daß der Sieg den russischen Fahnen geblieben sei. Sein rückwärts gerichteter Marſch ließ sich indessen mit einem solchen Vorgeben schwer in Einklang setzen. Nachdem er sich eiligst vom Schlachtfelde auf Mosaisk gerettet und zum Schein neue Vertheidigungsanstalten getroffen hatte, überließ er diese Stadt den Franzosen und zog schleunig nach Moskau, so daß in Feindes

Hand zahllose Verwundete fielen, welche noch gar keinen Beistand empfangen hatten und ihre erste Erleichterung der siegreichen Armee verdankten. Es erzählt der berühmte Doctor Larrey: „Mit Hilfe einiger Soldaten der Garde, deren Menschlichkeit ich oft erprobt habe, sorgte ich zuerst für die ersten Bedürfnisse dieser Unglücklichen. Die Kirchen und das Gemeindehaus wurden zur Aufnahme der französischen Verwundeten in Stand gesetzt. Die Russen wurden in den Häusern der Kaufleute untergebracht.“ Als man Napoleon meldete, daß Platow, der Befehlshaber von Kutusow's Nachhut, sich anschicke, vor Mosaiëk Stand zu halten, sagte er: „Zimmerhin, so gewinnen wir einige Stunden mehr für unsere unglücklichen Verwundeten.“

Inzwischen erfährt man, Kutusow nähere fortwährend die Hoffnung, Moskau zu retten, und lasse in einiger Entfernung von dieser Stadt Verschanzungen aufwerfen, die auf die Absicht deuten, eine neue Schlacht zu wagen. Krostopschin selbst gibt sich Mühe, dies den Russen in einer Proclamation vom 11. September glauben zu machen, worin es heißt: „Ich werde Moskau bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und bin bereit, mich noch in den Straßen der Stadt zu schlagen. Man hat die Gerichtshöfe geschlossen, das möge euch aber nicht kümmern, meine Freunde, man muß seine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Wir bedürfen keiner Gerichtshöfe, um dem Bösewicht den Proceß zu machen. Sollten sie mir jedoch nöthig sein, werde ich junge Leute aus der Stadt und vom Lande dazu nehmen. In zwei bis drei Tagen werde ich das Zeichen geben. Waffnet euch gut mit Nexten und Piken, oder nehmt lieber Heugabeln, ein Franzose ist nicht schwerer als eine Korngarbe.“ „Ich reise morgen ab,“ verkündete Krostopschin am Tage darauf, „um mich zu Seiner Durchlaucht dem Fürsten Kutusow zu begeben und mit ihm die Maßregeln zur Ausrottung unserer Feinde zu beschließen. Wir werden diese Gäste zur Hölle senden und sie die Seele aufgeben machen. Ich werde zum Mittag wieder zurück sein, und dann werden wir die Hand an das Werk legen, um diese Elenden zu zermalmen.“

Durch diese Sprache bereitete der Statthalter von Moskau, der Redner des Kreml, zur Vollendung unheilvoller Opfer vor. Aber Ku-

tusow vergießt keineswegs den letzten Blutstropfen, um die heilige Stadt vor dem Einbruche der Fremden zu bewahren; der alte Krieger hat gar nicht daran gedacht, und das weiß Kostopschin genau. Man hat einen ganz andern Plan beschloffen, und der Augenblick, die Hand an das Werk zu legen, ist nahe. In der Nacht vom 13. zum 14. September verläßt Kutusow alle Stellungen vor Moskau und zieht sich ostwärts zurück, indem er eilig durch die unermessliche Stadt marschirt, die er noch vor Kurzem mit Fanatismus zu vertheidigen entschlossen schien. „Am 14. September,“ berichtet ein russischer Geschichtschreiber, „diesem ewigen Trauertage für alle echt russische Herzen, hob die Armee um drei Uhr das Lager von Fili auf und marschirte durch das Doragomilower Thor in die Stadt, welche sie in ihrer größten Länge durchzieht, um zum Kolonnaer Thor wieder herauszumarschiren. Moskau bot den traurigsten Anblick dar. Der Marsch der russischen Armee glich mehr einem Leichenzuge als einem militärischen Marsche. Offiziere und Soldaten weinten vor Wuth und Verzweiflung.“ (Butturlin.)

Inzwischen haben sich die Franzosen, als sie so wider Erwarten das Lager von Fili abgebrochen sehen, zur Verfolgung in Bewegung gesetzt. Der unerschrockene Murat, stets voran zur Gefahr und zum Angriffe, eilt zuerst der Spur des Feindes nach und selbst der Avantgarde voraus. Um Mittag ist er schon in den Straßen von Moskau und stürzt sich, ob schon er nur wenige Reiter bei sich hat, auf die Nachhut Kutusow's. Bald wächst seine Schaar an, Napoleon sendet ihm Gourgaud zur Unterstützung. Die Kosaken parlamentiren, sie umgeben den kühnen Krieger, dessen wilden Muth und reiche Tracht sie bewundern. Murat, der unter ihnen sehr bekannt ist, besonders von Tilsit her, wo er sie beschenkt hatte, ist diesmal nicht minder großmüthig. Er gibt ihrem Anführer seine Uhr, verfügt auch über jene Gourgaud's und über die kleinen Kostbarkeiten seiner Offiziere, um sie an die ihn umgebenden Barbaren auszutheilen, welche, einmal im Besitze dieser glänzenden Geschenke, sich beeilen, Moskau zu räumen und ihre unregelmäßigen Streifereien im Rücken der russischen Armee wieder zu beginnen.

Während die Kosaken sich zurückziehen, langt Napoleon mit dem übrigen Theile seiner Avantgarde vor den Thoren der Stadt an. Der

plötzliche Abzug Kutusow's nach so vielen Maßregeln und Drohungen des Widerstandes, das Preisgeben einer Stadt, die zum Stapelplatz der Reichthümer von Europa und Asien dient, das Beispiel von Smolensk und die rauchenden Spuren so vieler gehäuften Unglücksfälle, welche die schönsten Provinzen Rußlands durch russische Hände getroffen, das Alles flößt dem Kaiser Mißtrauen ein und macht ihn zögern. Gleichsam tastend nimmt er von seiner neuen und wichtigen Eroberung Besitz. Anfangs hält er am Thore, läßt die Stadt von außen ringsum recognosciren, befiehlt Eugen, sie im Norden, Boniatowsky, sie im Süden einzuschließen, Davoust im Centrum zu bleiben; dann schiebt er seine Garde unter dem Befehl des Marschalls Lefebvre vor, und diese zieht triumphirend in Moskau ein und nach dem Kreml. Nun reitet auch Napoleon durch das Thor. Aber gleich als sage ihm eine innere Stimme, daß er den Fuß auf einen Abgrund setze, scheut er sich fortwährend, tiefer in die Stadt einzudringen, thut nur einige Schritte und bezieht dann zur Wohnung einen Gasthof. Als sich am andern Tage, dem 15., kein beunruhigendes Symptom zeigt, überläßt er sich mit Vertrauen seinem Schicksale und dem Glücke Frankreichs, das er stets damit identificirt, begibt sich kühn nach dem Kreml und schlägt darin sein Hauptquartier auf.

---

### Uenunddreissigstes Capitel.

Brand von Moskau. Folgen dieses Unglücks. Napoleon erwartet vergeblich Friedensvorschläge. Rückzug der Franzosen. Der Marschall Mortier läßt den Kreml in die Luft sprengen.

„Napoleon glaubt Alles vorhergesehen zu haben,“ sagt ein Augenzeuge, „blutige Schlacht, verlängerten Aufenthalt, strengen Winter, Unglücksfälle sogar; der Besitz von Moskau und von zweihundertsechzigtausend Mann, die er zurückgelassen hat, scheinen ihn über alle diese Dinge zu erheben. Kaum hat er aber seine Wohnung im Kreml auf-



geschlagen, als eine schreckliche Feuersbrunst ausbricht; was man nicht vorhergesehen hat und nicht vorhersehen konnte, die Zerstörung von Moskau durch die Russen selbst, raubt ihm den Stützpunkt, auf welchem alle seine Berechnungen fußten. Einige einzelne Feuersbrünste waren schon in den ersten Momenten unserer Ankunft ausgebrochen. Wir schrieben sie der Unvorsichtigkeit der Soldaten zu. Am 16. aber, als der Wind mit Heftigkeit zu wehen begann, wurde der Brand allgemein. Ein beträchtlicher Theil der Stadt ist von Holz gebaut und schließt große Vorräthe von Brauntwein, Del und andern Brennstoffen in sich. Alle Feuersprizen sind verschwunden, und die Anstrengungen unserer Arbeiter bleiben fruchtlos. Schwarze Rauchwolken erheben sich unter dem Winde; von dem östlich gelegenen Stadttheile ausgegangen, verbreiten sie sich über die Stadt und bringen einen entsetzenerregenden Gestank von Bech und Schwefel mit sich. Die Flamme folgt ihnen mit Schnelligkeit, springt von Haus zu Haus, wächst durch Alles, was sie verzehrt, und fließt wie in einem Feuerbett von einem Ende der Stadt zum andern. Während diese ersten Wogen der Brunst ihren schrecklichen Lauf verfolgen, thun sich andere Brandheerde auf, neue Feuerströme ergießen sich aus ihnen und werfen sich auf die Zwischenräume, welche die früheren Laven nicht haben erreichen können. Man hätte glauben sollen, die Erde habe sich geöffnet und speie alle diese Flammen hervor! Der Brand verbreitet sich mit Wuth, er kennt weder Richtung noch Schranken mehr, er brüllt, er wogt wie das Meer im Sturme, und die unglückliche Stadt geht in einem Flammenocean unter! Von so vielen Palästen und Gebäuden bleibt nichts aufrecht als Massen von Mauersteinen, welche die gewesene Stätte von menschlichen Wohnungen anzeigen. Diese Tausende von geschwärzten und verstümmelten Pyramiden erschienen uns wie das angebrannte Skelett von Moskau. Aus den Fenstern des Kremls betrachtet Napoleon diese große Katastrophe. Als Scipio Carthago brennen sah, konnte er sich einer traurigen Ahnung des Looses, das Rom einst haben würde, nicht erwehren. Napoleon blieb in Gedanken versunken, die ganze Armee war starr vor Schrecken. Das düstere Schweigen, das auf dem Kreml herrscht, wird nur durch die Ausru- fungen unterbrochen: „So führen sie den Krieg! Die Civilisation von

Petersburg hat uns getäuscht, sie sind und bleiben Scythen.““ (Manuscript vom Jahre 1812.)

Statt der Parmentaire und Unterhändler, die um Frieden bitten, findet Napoleon zu Moskau Brandstifter, welche es in einen Trümmerhaufen verwandeln. Er kann nun mit der Staël sagen, „daß keine civilisirte Nation so viel vom Barbaren an sich habe wie das russische Volk.“ Die Agenten Kostopschin's waren in Kellern aufgestellt, um in allen Quartieren den Brand zu entzünden. Einige derselben sind mit brennenden Pechkränzen in den Händen festgenommen worden. Sie haben Alles gestanden, und ihre Aussage klagt Kostopschin an, der nicht ohne Ermächtigung seines Gebieters gehandelt haben kann; denn welcher Unterthan würde es wagen, auf sein Haupt die Verantwortlichkeit für ein so riesenhaftes Unglück zu laden!

Inzwischen ergreifen die Flammen die Nachbarschaft des Kreml, das Glas der Fenster des kaiserlichen Palastes springt, es ist Zeit für Napoleon, für seine Rettung zu sorgen und sich zum Abzuge zu entscheiden. Dennoch zögert er. Es ist ein erster Schritt rückwärts, den er thun soll; er fühlt dies, er will nicht zurückweichen vor den Barbaren, die er in zwanzig Kämpfen besiegt, die er zweihundert Meilen weit vor sich her, durch Rußlands schönste Provinzen gejagt hat. Umsonst zeigt man ihm die Funken, die in den Hof des Arsens, die entzündeten Bergbällchen, die auf den Boden, wo die Artillerie mit ihren Pulverkarren steht, niederfallen, sagt ihm, daß seine persönliche Gefahr die Kanoniere beunruhige und die lebhaftesten Besorgnisse im Hauptquartier verbreite: er widersteht allen Rathschlägen, allen Bitten; Lariboisière, Lesebvre, Bessières, Eugen kommen einer nach dem andern, scheitern aber alle mit ihren dringenden Ueberredungsgründen, um ihn zur Verlassung eines Ortes zu vermögen, wo die Gefahr mit jedem Augenblicke zunimmt. Napoleon auf dem Kreml ist auf seinem Höhepunkte, er ist über die Leichen hunderttausend tapfrer Russen Kutusow's hingelangt und empört sich bei dem Gedanken, von einer Handvoll Nordbrenner, von einigen hundert Agenten Kostopschin's daraus vertrieben zu werden. Nachdem er vom Siege so hoch erhoben, sollte er herabsteigen, zurückweichen, ohne besiegt worden zu sein! Er vermag sich nicht dazu zu entschließen.

Lieber will er den Barbaren auf dem Höhepunkte ihrer Wuth trogen, bis ans Heft mit dem Schicksal kämpfen und seinen wilden Feinden beweisen, daß seiner großen Seele mehr Kraft innewohne als ihren höllischen Combinationen. Mehrere Stunden hindurch bleibt er fest und unerschütterlich auf dem Kreml. Aber das Leben, das er bloßstellt, das er verschwendet, gehört der Armee, gehört Frankreich an und ist unvermeidlich gefährdet, wenn Napoleon beharrt zu bleiben trotz der schrecklichen Fortschritte, welche die Flammen machen. Napoleon wird daher den Arm der Nothwendigkeit erkennen und damit enden, sich ihr zu unterwerfen. Als Berthier, der auf eine Terrasse des Kreml gestiegen ist, eintritt und meldet, es sei kein Augenblick zu verlieren, die Feuersbrunst umschließe bereits die Burg, da gibt er den Wünschen seiner ganzen Umgebung nach, reitet unter einem Gewölbe von Flammen durch und verfügt sich nach dem in geringer Entfernung von Moskau auf der Straße nach Petersburg liegenden Schlosse Petrowskoi.

Es geschah am Nachmittag des 16. September, daß Napoleon Moskau verließ. Kaum in seiner neuen Residenz angelangt, überläßt er sich hier dem tiefsten Nachdenken über das unheilvolle Ereigniß, das alle seine Pläne durchkreuzt hat, so wie über den nun zu ergreifenden Entschluß. Sein erster Gedanke war, sich zu Petersburg den Frieden zu holen, den er zu Moskau nicht hatte erobern können, und er bringt die Nacht damit zu, den Marsch auf der Charte zu bezeichnen. Bevor er aber zum Handeln schreitet, will er seine Umgebung zu Rathe ziehen oder vielmehr sondiren, und gewahrt, daß sein Plan wenig Billigung im Hauptquartier findet. Nur Eugen dachte wie der Kaiser und war bereit, mit der Avantgarde zu marschiren. Sein unermüdlicher Muth sollte dem kühnen Plane und der Standhaftigkeit Napoleon's Beifall. Aber der Muth der Anderen, sonst nicht minder glänzend, war durch die letzten Ereignisse bis zum Klugheitspunkte gefallen. Diejenigen, welche diesen fernen Feldzug schon von Anbeginn gefürchtet hatten, konnten sich unmöglich über den Gedanken freuen, denselben zu verlängern, in die unbekanntn Länder des Nordens einzudringen und dessen Eise entgegenzugehen. Die Besorgnisse, die sich zu Danzig und Smolensk kund gegeben hatten, tauchten wieder auf. Zu einer anderen Zeit würden sie

an den Beschlüssen des Gebieters nichts geändert haben, zu Petrowskoi besaßen sie mehr Macht. „Man gelangte dahin,“ sagt Fain, „ihn zum ersten Male an der Ueberlegenheit seines Blickes zweifeln zu machen. Die Verantwortlichkeit eines zweiten Feldzuges erscheint ihm allzuschwer. Aber er läßt sich keineswegs von denjenigen überzeugen, welche sagen, daß sie den Marsch auf Petersburg nur darum mißbilligen, weil sie hoffen, den Frieden in Moskau zu erlangen.“ „Glaubt nicht,“ sagte er zu diesen, „daß diejenigen, welche Moskau verbrannt haben, die Leute sind, um einige Tage nachher zu kommen und den Frieden zu verlangen; wenn die Partei, welche an jenem Entschlusse Schuld trägt, in dem Cabinet Alexander's die Oberhand hat, so sind alle Hoffnungen, mit denen ihr euch, wie ich sehe, schmeichelt, eitel.“ Trotz dieser, nachher nur zu sehr gerechtfertigten Voraussicht ließ er jene Ueberlegenheit, welche vordem Alles sich vor ihr zu beugen zwang, diesmal nachgeben. „Möge er nicht,“ sagt der Verfasser des Manuscriptes von 1812, „von der Höhe seines Selbst herabstürzen, indem er einwilligt, bis zu den Ideen seiner Umgebung niederzusteigen. Der erste Schritt ist gethan.“

Napoleon bleibt daher in der Umgegend von Moskau. Wenn es im Monat August gewesen wäre, so würde er auf seiner Meinung beharrt haben, so würde, wie er später auf St. Helena sagte, die Armee nach Petersburg marschirt sein. Aber die gute Jahreszeit ging zu Ende, und diese Rücksicht bestimmte ihn, dem Rathe seiner alten Waffengefährten zu folgen.

Der Brand von Moskau hatte aufgehört, und der Krenl, wie sehr er auch bedroht gewesen, war von den Flammen nicht erreicht worden. Der Kaiser kehrte am 18. des Morgens dahin zurück. Die Stadt war von Räubern aller Nationen angefüllt, Napoleon's Anwesenheit hatte die Ordnung bald wiederhergestellt. Als er über den Quai der Moskwa ritt, gewahrte er das Findelhaus. „Gehen Sie,“ sagte er zu dem Secretair, der als Dolmetscher diente, „sehen Sie in meinem Namen, was aus den armen Kleinen geworden ist.“ Der Secretair gehorchte. Als derselbe in die Anstalt kam, erfuhr er, daß man alle Kinder über zwölf Jahre nach Nischnei-Nowgorod gebracht habe und daß die jüngern, die man den Flammen überlassen, durch das Piquet Sauve-

garde, welches der Kaiser in der Nacht vom 14. zum 15. hingefendet, gerettet worden wären. „Der Schutz Ihres Gebieters,“ sagte der Director der Anstalt, „ist für uns eine Gnade des Himmels gewesen; ohne die Rücksicht, die Seine Majestät für uns gehabt, würde unser Haus eine Beute der Plünderung und des Brandes geworden sein.“ Napoleon ließ den Director kommen, und dieser bat ihn um Erlaubniß, der Kaiserin Mutter von Rußland schreiben zu dürfen, auf welche Art die Anstalt gerettet worden sei. Während des Gespräches zeigten sich Flammen auf der andern Seite des Flusses, und Napoleon besorgte, der Brand sei noch nicht vollständig gelöscht. Bei diesem Anblicke brach seine Entrüstung aufs Neue los, und der Name Kostopschin kam über seine Lippen. „Der Glende,“ rief er aus, „der zu dem ohnehin schon so großen Unglück des Krieges eine fürchterliche, mit kaltem Blute angelegte Feuersbrunst zu fügen gewagt hat! Der Barbar! Es genügt ihm nicht, die armen Kinder, deren erster Vormund er ist, und zwanzigtausend Verwundete, welche die russische Armee seiner Obforge anvertraut hat, zu verlassen: Weiber, Kinder, Greise, Waisen, Verwundete, Alles weicht er rettungslosem Verderben! glaubt den Römer zu spielen und ist doch nur ein wahnsinniger Barbar!“

Am andern Tage kam der Director des Findelhauses und legte dem Kaiser den Brief vor, den er an die höchste Schutzfrau der Findlinge zu schreiben die Erlaubniß erhalten hatte. Das Schreiben enthielt eine Art Friedensantrag, denn es endete so: „Gnädigste Frau! Der Kaiser Napoleon seufzt darüber, unsere Hauptstadt durch Mittel, welche, wie er sagt, nicht die sind, die man bei ehrlichem Kriege anwendet, fast ganz zerstört zu sehen. Er scheint überzeugt, daß, wenn Niemand zwischen ihn und unsern erhabenen Kaiser Alexander träte, ihre alte Freundschaft bald wieder ihr Recht gewinnen und alle unsere Leiden enden würde.“ Napoleon beschränkte sich nicht auf diese indirecte Kundgebung seiner friedlichen Gesinnungen. Er schrieb selbst an den Kaiser, durch das Mittel eines Herrn Jakoleff, der am 24. September nach St. Petersburg abreiste, und am 4. October entschloß er sich zu einem officiellen Schritt, indem er seinen Generaladjutanten Lauriston in das Hauptquartier Kutusow's sandte. Dieser erklärte aber, er könne weder in

Unterhandlung treten, noch auch den Unterhändler weiter reisen lassen, ohne zuvor die Ermächtigung seines Gebieters eingeholt zu haben. Er sandte zu diesem Zweck den Fürsten Wolkonsky an den Czar.

Während dieser weitaussehenden Vorbereitungen und fernem Reisen gingen die Hülfquellen, welche der Brand verschont hatte, zu Ende, die russische Armee manövrirte, als wollte sie die Franzosen in Moskau einschließen, die Kosaken neckten sie von allen Seiten, und die schlechte Jahreszeit rückte heran, ohne daß die Unterhandlungen auch nur eröffnet waren. Napoleon sah dergestalt in Erfüllung gehen, was er seinen Generalen vorausgesagt hatte, „daß nämlich diejenigen, welche Moskau verbrannt hätten, keine Leute wären, um einige Tage nachher um Frieden zu bitten.“ Nichtsdestoweniger verlängerte er seinen Aufenthalt im Kreml, beschäftigte sich thätig mit der innern Polizei von Moskau und den eroberten Ländern, befaßte sich mit den geringsten Einzelheiten des Militärwesens und der Bewegungen der Armee und leitete noch inmitten so vieler Sorgen und Arbeiten aus einer so großen Entfernung die oberste Verwaltung seines Reichs. Inzwischen war ein Monat seit seinem Einzuge in die alte Czarenstadt vergangen, aber weder der Brief des Directors des Findelhauses, noch das dem Herrn von Jakoleff anvertraute Schreiben, noch die von dem Fürsten Wolkonsky überbrachte Depesche, noch die Anwesenheit Lariston's im Lager Kutusow's hatte das mindeste Resultat ergeben oder auch nur hoffen lassen. Taub gegen alle Eröffnungen, gegen alle Friedensvorschläge, schien Alexander vergessen zu haben, daß der schönste Theil seiner Staaten vom Feinde besetzt und mit Ruinen bedeckt sei; er wandte seine Blicke vom Kreml ab und richtete sie nach dem Cabinet von St. James, von welchem ihm stets Glückwünsche und Aufmunterungen zukamen. Das Benehmen des Kaisers Alexander war übrigens im äußersten Grade consequent. Er hatte den Krieg gewollt, hatte alle unheilvollen Wechselfälle zum voraus angenommen, um dem alten System Europa's, dem System Englands das Uebergewicht über die Politik der Revolution und ihres Repräsentanten zu verschaffen. Erst nachdem er Alles, was ein solcher Entschluß Trauriges über ihn bringen konnte, erlitten hatte, durfte er auf den vorgesezten Zweck Verzicht leisten.

Während die russische Regierung bei ihrer feindseligen Stellung hartnäckig beharrte, ließ sich das Klima rauh an. Den 13. October bedeckte Schnee den Boden. „Laßt uns eilen,“ sagte Napoleon, „wir müssen binnen zwanzig Tagen in den Winterquartieren sein.“ Am andern Tage befohl er Murat, eine Reconnoissance der Straße nach Moskau zu unternehmen, und ließ seine Trophäen am 15. unter dem General Claparede abgehen, während man zugleich mit der Wegbringung der Kranken und Verwundeten aus Smolensk begann. Das Zeichen zum Aufbruche war unwiderruflich gegeben. „Man kann das keinen Rückzug nennen,“ sagt Napoleon in seinen Memoiren, „weil die Armee siegreich war, weil sie eben so gut auf Petersburg, auf Kaluga oder auf Tula hätte marschiren können, welche Städte Kutusow fruchtlos zu decken versucht haben würde; sie zog sich auf Smolensk zurück, nicht weil sie geschlagen war, sondern weil sie in Polen überwintern wollte.“ Napoleon verließ Moskau am 19. October auf der Straße nach Kaluga, nachdem er dem Marschall Mortier, der die Nachhut befehligte, aufgetragen, den Krenl in die Luft zu sprengen. Der Marschall erhielt aber vom Kaiser noch andere minder strenge Verhaltensbefehle. „Ich kann Ihnen,“ schreibt ihm Napoleon, „niemals zu sehr unsere noch übrigen Verwundeten empfehlen. Bringen Sie sie auf den Wagen der jungen Garde, auf jenen der unberittenen Cavalerie, auf allen endlich, die sie finden, unter. Die Römer ertheilten den Rettern von Bürgern Bürgerkronen; wie viele werden Sie in meinen Augen nicht für alle die Unglücklichen, die sie retten werden, verdienen! Sie müssen sie auf ihre eigenen, auf die Pferde aller der Ihrigen setzen. So habe ich es bei St. Jean d'Arc gemacht. Man muß mit den Offizieren anfangen, dann zu den Unteroffizieren übergehen und die Franzosen vorziehen. Versammeln Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Generale und Offiziere, und schärfen Sie ihnen Alles, was unter solchen Verhältnissen die Menschlichkeit fordert, ein.“

Dieser Rückzug, obschon er anfangs gar nichts Unheilvolles an sich hatte, zeigte die französische Armee doch in einem ganz neuen Lichte, welches wohl geeignet war, traurige Ahnungen und bittere Nachgedanken über die Unbeständigkeit des Glückes und die Wandelbarkeit

aller irdischen Größe zu wecken. Noch ist Napoleon Sieger, aber er zieht sich vor den Besiegten zurück, ist auf seinem Marsche durch das unermessliche Material, das er mitnehmen muß, behindert und führt gleichsam seine Magazine und seine Spitäler auf unzähligen Wagen mit. „Jede Compagnie,“ erzählt Fain, „ist um eine lange Reihe von Kaleschen und kleine Wagen gruppirt. Man hat sich mit allen Transportmitteln, die man sich zu Moskau und in der Umgegend verschaffen konnte, versehen. Jeder hat seinen eigenen Lebensmittel- und Kleidervorrath und glaubt sich bis an das Ende des Rückzuges versorgt zu haben. Frauen, Kinder, einige Französinnen, Russinnen selbst und Deutsche, die der Bevölkerung von Moskau angehören, wollen lieber mit uns gehen, als die Rückkehr der Kosaken in ihre Stadt abwarten. Sie haben in der Mitte des Gepäcks Zuflucht gefunden.“ Die letzten Colonnen der französischen Armee verließen Moskau am 23. October um zwei Uhr des Morgens. Eine Stunde später flog der Krenl in die Luft. Ein Bataillonschef von der Marineartillerie, Namens Ottone, hatte es übernommen, die angezündeten Linten an die Tonnen zu legen. Die durch hundertachtzig Centner Pulver bewirkte Explosion zerstörte mit den Hauptthürmen des Palastes und Arsenaus zugleich die Brückenequipage, den Flintenvorrath und das ganze Material der russischen Artillerie. Der General Winzingerode, der sich am Tage zuvor zu sehr nach Moskau zu kommen beeilt und vergeblich unter dem Titel eines Parlamentärs Schutz gesucht hatte, erntete von seiner Uebereilung nichts als den Schmerz, als Gefangener Zeuge der Zerstörung der alten Wohnung der Czaren zu sein. Die heilige Stadt erlebte das Ende der französischen Besetzung nur, um sogleich wieder die Beute der Kosaken und Blünderer zu werden.

---



## Vierzigstes Capitel.

Rückzug der Franzosen. Napoleon zu Smolensk. Verschwörung des Generals Mallet.

Napoleon schmeichelte sich, an den Grenzen von Lithauen Winterquartiere beziehen zu können. „In den ersten Wochen des November werde ich,“ schrieb er an den Herzog von Bassano, „meine Truppen in das Viereck, welches durch Smolensk, Mohilew, Minsk und Witepsk gebildet wird, zurückführen. Diese neue Stellung nähert mich zugleich Petersburg und Wilna, und ich werde mich im nächsten Feldzuge den Mitteln und dem Zwecke um zwanzig Märsche näher befinden. Uebrigens pflegt in solchen Dingen das Ereigniß manchmal sehr von dem, was man voraussetzt und erwartet, verschieden zu sein.“

Inzwischen hatte Kutusow, nachdem er von unseren Bewegungen Kunde bekommen, sein Lager bei Tarutino abgebrochen und war eilig auf Malojaroslawek marschirt, um der französischen Armee zuvorzukommen. Aber der Prinz Eugen hatte hier bereits Stellung genommen. Der russische General, auf die Ueberlegenheit seiner Truppenzahl pochend, gab unverzüglich das Zeichen zum Angriffe. Dies geschah am Morgen des 24. October. Die Division Delzons wurde zuerst angegriffen; sie widerstand heldenmüthig und verlor im Gefechte ihren unerschrockenen General, den sogleich der Chef des Generalstabes, Guilleminot, ersetzte. Man schlug sich von beiden Seiten mit so großer Erbitterung, daß die Stadt nicht weniger als siebenmal verloren und wieder genommen wurde. Der Kaiser, der herbeieilte, überblickte von einer Anhöhe Alles. Die Ankunft der Divisionen Gerard und Compans machte dem Kampfe ein Ende. Kutusow verzweifelte, Malojaroslawek zu nehmen und zugleich zu behaupten, und zog sich zurück, um die Straße nach Kaluga, die er uns anfangs um den Preis einer neuen Schlacht sperren zu wollen schien, zu decken.

Des Abends kehrte Napoleon in sein Hauptquartier Gorodina zurück, wo er in einer armseligen Hütte wohnen mußte. Von der dro-

henden Haltung Kutusow's unterrichtet und Willens, den Marsch auf Kaluga fortzusetzen, war er entschlossen, am andern Morgen den Kampf zu erneuern. Anders aber dachten seine Generale. Das Gefecht des Tages war zu mörderisch gewesen! Eugen und Davoust bivouaquirten auf Leichenhaufen dort, wo Malojaroslawek gestanden hatte, welches den Flammen überliefert worden und nichts mehr als Schutt und Trümmer war. Die Klugheit rieth, die Winterquartiere so schnell als möglich zu gewinnen und jeden Anlaß zur Verminderung der Reihen der Armee zu vermeiden. Weil die Straße nach Smolensk, nach Wiasma offen lag, mußte man sie eiligst einschlagen und Kutusow sich vergeblich rüsten lassen, uns die nach Kaluga streitig zu machen. So sprachen die Umgebungen Napoleon's, er aber rief entrüstet aus: „Vor Kutusow zurückweichen, zurückweichen vor dem Feind, den man geschlagen hat, und das in dem Augenblicke, wo er vielleicht nur auf ein Signal wartet, um selbst zurückzugehen!“

Alle von den Ordonomanzoffizieren in das Hauptquartier überbrachten Nachrichten schilderten Kutusow entschlossen, der französischen Armee die Spitze zu bieten und eher eine Schlacht zu wagen, als seine Stellung und die Straße zu verlassen, die er uns versperren wollte. Napoleon war aber durch diese Berichte nicht überzeugt und stieg am 25. mit Tagesanbruch zu Pferde, um das Schlachtfeld zu besehen und das Lager und die Anstalten des Feindes zu erkunden. Als er in die Nähe von Malojaroslawek kam, wurde er in das Durcheinander eines Kosakenangriffs verwickelt. Er bewahrte seine unerschütterliche Kaltblütigkeit mitten in dem panischen Schrecken, den Platon's Name und Annäherung rings um ihn erregte; indessen war es doch nothwendig, daß der Kaiser und seine Begleitung sich in Bertheidigungsstand setzten. Der General Rapp, der bei diesem Scharmügel neue Gelegenheit fand, seinen glänzenden Muth zu bewähren, wurde über den Haufen gerannt und kam übel zugerichtet in das Bivouac zurück. „Als Napoleon,“ erzählt Rapp in seinen Memoiren, „mein Pferd mit Blut bedeckt sah, fragte er mich, ob ich verwundet wäre. Ich antwortete, nein, und sagte, daß ich mit einigen Quetschungen davongekommen wäre. Hierauf lachte er über unser Abenteuer, das ich indeß nicht sehr unterhaltend fand.“

Die Ankunft des Marschalls Bessières an der Spitze einiger Schwadronen der Garderegimentäre reichte hin, der Unordnung ein Ziel zu setzen und die Kosaken in die Flucht zu jagen. Der Kaiser setzte hierauf ruhig seinen Ritt fort und befand sich bald auf dem Schauplatz des blutigen Kampfes vom vorigen Tage. Er wurde hier von dem jungen Helden empfangen, der unter ihm fliegen gelernt, und der noch ganz bewegt von den grausamen Verlusten war, die ihm sein Triumph gekostet hatte. „Eugen,“ sagte der Kaiser, indem er ihn umarmte, „dieser Kampf ist deine schönste Waffenthat.“

Die Besichtigung des Schlachtfeldes bestätigte die Napoleon zugegangenen Berichte. Die Russen warfen Redouten auf; sie mußten daher den Entschluß, den Franzosen den Weg zu verlegen, gefaßt haben. Andererseits wurde das Blut der Soldaten mit jedem Tage kostbarer. Es war auf dem Boden von Malojaroslawez in Strömen geflossen, Napoleon hatte die schmerzlichen Beweise vor Augen. Darin lag Grund genug, den Rathschlägen derjenigen nachzugeben, welche in ihn drangen, sich so schnell als möglich nach Smolensk auf der nicht bestrittenen Straße von Mosaisk und Wiasma zurückzuziehen. Dennoch faßte er diesen Entschluß erst am andern Tage, den 26., nachdem er in Erfahrung gebracht, Kutusow habe sich selbst zurückgezogen. Napoleon brauchte nun nicht mehr zu fürchten, man werde ihn in Verdacht haben, vor dem Feinde zurückgewichen zu sein; er konnte von nun an auf den Marsch nach Kaluga verzichten, ohne die Ehre seiner Waffen zu gefährden.

Von Gorodina ging er nach Borowsk zurück und hatte am 27. sein Hauptquartier zu Bereia. Am nächsten Abend langte er im Schlosse von Upinskoi an. Den 27. verweilte er bei dem Kloster Kolotschkoie, wo trotz seiner so ausdrücklichen und so dringenden Befehle sich noch Verwundete befanden, die aus Mangel an Wagen nicht hatten fortgeschafft werden können. „Jeder Wagen,“ rief er, „nehme einen dieser Unglücklichen.“ Und er befahl nicht nur, mit den seinigen anzufangen sondern gebot auch, daß die Aerzte und Wundärzte seines unmittelbaren Gefolges, Ribes und Herminier, den ärztlichen Dienst bei diesem Zuge versehen sollten. Am Abend desselben Tages zu Gijath angelangt, brachte

er hier vierundzwanzig Stunden zu, und kam am 31. nach Wiasma, wo seiner Briefe aus Paris und Wilna, Depeschen der Marschälle Victor und St. Cyr harrten.

Napoleon hatte erwartet, den Herzog von Belluno zu Smolensk zu treffen, hatte auf die Manövrer dieses Befehlshabers, so wie auf die Macdonald's, St. Cyr's und Schwarzenberg's gerechnet, um seinen Rücken und seine Flanken frei zu erhalten, um im Norden Wittgenstein auf Petersburg zu werfen, im Süden Tschitschagoff zurückzuschlagen, der nach Abschluß des Friedens mit der Pforte von den Ufern der Donau heranzog; — und jetzt erfuhr er, daß er weder Victor zu Smolensk, noch St. Cyr zu Bologß treffen werde; daß Macdonald nach Curland zurückgeworfen sei und nur noch über Wilna in Verbindung stehe; daß endlich Schwarzenberg den russischen Admiral zwischen sich und der französischen Armee durchgelassen habe. So hemmte das Glück, welches den siegreichen Marsch der Franzosen durch diplomatische Zwischenfälle, die man nicht voraussehen konnte, durchkreuzt hatte, auch deren Rückzug durch nicht minder unerwartete militärische Ereignisse. Der Kaiser hielt sich zwei Tage zu Wiasma auf, verließ es Mittags den 2. November und verlegte am 3. sein Hauptquartier nach Slowkowo, während Eugen, Davoust und Ney, zu Wiasma und auf der Straße von Medyn durch Miloradowitsch und Rajeffsky angegriffen, die Russen kräftig zurückschlugen und in den hintersten Colonnen der französischen Armee die Ordnung des Rückzuges aufrechthielten. Wenn Kutusow den Franzosen bei Wiasma zuvorgekommen wäre, so würde deren Lage außerordentlich gefährlich geworden sein. Aber Butturlin erklärt die Langsamkeit des russischen Feldmarschalls durch dessen Besorgniß, die Franzosen zu zwingen, sich wie Verzweifelte zu schlagen, und sie in die schreckliche Nothwendigkeit zu versetzen, die schon so oft ihren Feinden verderblich geworden, zu siegen nämlich oder zu sterben.

Der glänzende Kampf bei Wiasma hatte zur Folge, daß die Russen nur noch langsamer verfolgten. Ihre regelmäßigen Truppen versuchten gar nicht mehr, den Rückmarsch der französischen Armee aufzuhalten. Nur die Kosaken fuhren fort, die Arrièregarde zu beunruhigen, welche Napoleon dem Befehl des Marschalls Ney übergeben hatte.

Um sie so fern als möglich zu halten, ersann man ein Mittel, das vollkommenen Erfolg hatte. „Wenn die Bespannung eines Pulverwagens,“ erzählt der General Bourgaud, „so sehr gelitten hatte, daß man denselben verlassen mußte, so befestigte man daran eine lange, brennende Lunte. So wie die Kosaken Rauch am Pulverfarren bemerkten, wagten sie sich nicht eher herbei, als bis die Explosion erfolgt war, was ziemlich lange dauerte.“

Zu Michalewska erhielt Napoleon von dem Marschall Victor die Meldung, daß er sich nach der Vereinigung mit dem Corps Gouvion St. Cyr's auf Senno zurückgezogen habe, statt gegen den General Wittgenstein zu marschiren und Polozk wieder einzunehmen. Diese Nachricht kam dem Kaiser höchst ungelegen. Er schrieb Victor, unverzüglich gegen Wittgenstein zu marschiren und Polozk wieder einzunehmen. Auch diesmal bleiben die Verhaltensbefehle des Kaisers wirkungslos. Er hält sie indessen für so wichtig und wünscht so dringend ihre pünktliche Vollziehung, daß er sie in der Nacht durch seinen Major-General wiederholen läßt. Aber gerade in dieser Nacht brach der schreckliche Bundesgenosse, auf welchen die Russen gerechnet haben und dem sich das Geschick beigefellt hat, um die französischen Adler zu verrathen, wie ein Würgengel über das französische Lager los. Ueberallhin trägt ein eifiger Wind Leiden und Tod. Als der Tag anbricht und der Marsch wieder angetreten werden soll, findet man die Pferde zu Tausenden erfroren und ein Glatteis, welches bei jedem Schritt Alles aufhält, was der Kälte der Nacht widerstanden hat. Selbst der Cabinetswagen des Kaisers verirrt sich im Schnee.

Inzwischen nähert man sich Smolensk. „In welchem traurigen Zustande,“ sagt ein Augenzeuge, „treibt der Nordwind die Armee nach dieser Stadt! In der Umgebung des Kaisers ist das Lächeln des Höflings selbst von jenen Lippen verschwunden, die es sonst immerwährend bereit hatten; Alles sieht jammervoll aus, die starken Seelen, welche keine Maske zu verlieren haben, sind es allein, deren Ausdruck sich unter den rauheren Zügen, die ihnen die Kälte und die Schlaflosigkeit gaben, nicht verändert hat. Was Napoleon betrifft, so ist sein Schmerz der einer großen Seele, die gegen das Unglück ankämpft.“ Er kommt

nach Smolensk, wo er gehofft hat, seinen Truppen Ruhe gönnen zu können, nach Smolensk, wo er Victor nicht mehr findet, um den Rückzug einer Armee zu decken, die der Winter unbarmherzig decimirt und die bald nur noch Trümmer darbieten wird. Und als wäre es an dem Unglück, das er vor Augen hat, nicht genug, zeigen ihm auch Nachrichten aus Paris neben der Unbeständigkeit des Glückes die Unstetigkeit seiner Macht und seiner Dynastie, zu einer Zeit, wo er glaubt, sie gegen jeden Angriff gesichert und ihnen gleichsam das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt zu haben.

Ein Staatsgefangener, eingesperrt in ein Krankenhaus, obsceures Mitglied einer fast unbekanntem republikanischen Verbindung, ein Offizier ohne Ruf, ohne Umgebung, ohne Stütze, ohne irgend eine andere Hülfquelle als seine Phantastie und Kühnheit, der General Mallet, hatte den Plan entworfen, mittels einer falschen Nachricht und einiger gefälschten Befehle die colossale Macht zu stürzen, vor der in Europa Alles zitterte oder sich beugte und die auf einer unerschütterlichen Grundfeste zu ruhen schien.

Am 19. October, während auf dem Kreml die Stunde des Sinkens schlägt und Napoleon Moskau verläßt, entweicht Mallet aus dem Krankenhause, wo er unter der Aufsicht der Polizei steht, erscheint wenige Minuten später unter dem Namen General Lamotte bei dem Befehlshaber der zehnten Cohorte der Nationalgarde, Oberst Soulier, kündigt ihm den Tod des Kaisers, die Einsetzung einer neuen Regierung an, und bestiehlt, ihm selbst den Befehl über sein Corps zu übergeben. Es war zwei Uhr des Morgens. Der Oberst lag krank im Bette. Als er von dem Tode Napoleon's hört, beginnt er zu weinen und entschuldigt sich, nicht aufstehen zu können. Aber er ertheilt seinem Adjutanten den Auftrag, die Cohorte zu versammeln und sie zur Verfügung des Generals Lamotte zu stellen, was augenblicklich vollzogen wird. Mallet, mit einer Fackel versehen, liest nun den noch schlaftrunkenen Soldaten die Journale, Proclamationen und Decrete, die er fabricirt hat, vor, und diese zwölfhundert Mann starke Truppe folgt ihm willig überallhin, wohin es ihm beliebt sie zu führen. Zuerst verfügt er sich nach dem Gefängnisse La Force, läßt seine beiden Hauptmitschuldigen Lahorie

und Guidal heraus und beauftragt sie, die beiden Chefs der Polizei, Savary und Basquier, zu verhaften. Der Polizeipräsident setzt den Befehlen von zwei Menschen, die noch vor Kurzem seine Gefangenen waren und deren Verwahrung ihm oblag, nicht den mindesten Widerstand entgegen. Auch der Polizeiminister macht weder gegen seine Verhaftung noch gegen irgend etwas von der Erfindung Mallet's, das ihm Lahorie und Guidal aufstischen, Einwendungen. Man überrascht ihn im Bette und er läßt sich nach La Force führen, wo er nebst dem Polizeipräsidenten die Stelle der zwei Gefangenen einnimmt, welche beide verhaftet hatten. Der Präsident der Seine, Frohot, zeigte dieselbe Leichtgläubigkeit und Gefügigkeit. Er hält den Kaiser für todt und läßt getrost den Saal bereiten, der zur Einsetzung der neuen Regierung dienen soll.

Minder glücklich war Mallet bei dem Gouverneur von Paris. Der General Gulin, statt sich ohne Weiteres verhaften zu lassen, verlangte den Befehl zu sehen, kraft dessen man wider ihn verführe, und ging in sein Cabinet. Mallet folgte, und in dem Augenblicke, wo der Gouverneur sich umwandte und nochmals die Vorweisung des Verhaftungsbefehles forderte, drückte der verwegene Verschwörer eine Pistole auf ihn los, verwundete ihn im Gesicht und streckte ihn zu Boden, jedoch ohne ihn zu tödten. Ein Capitain der zehnten Cohorte war gegenwärtig, und das Benehmen des Gouverneurs flößte ihm nicht den mindesten Argwohn des Betrugs ein, dessen Opfer er sammt seinem ganzen Corps in Folge der Leichtgläubigkeit des Obersten desselben war.

Nach der Verwundung Gulin's verfügte sich Mallet zum Generaladjutanten Doucet. Hier stieß er aber auf einen Generalinspector der Polizei, der ihn erkannte, ihn barsch anredete und sogleich Befehl zu seiner Verhaftung gab. Als Mallet sich verloren sah, versuchte er seinem Schicksale mittels eines zweiten Pistols, das er in der Tasche hatte, zu entgehen. Aber dies letzte Hülfsmittel wurde ihm entwunden. Die auf der Adjutantur anwesenden Personen, sogar diejenigen, die ihm bisher mit völliger Unterwerfung gefolgt waren, stürzten sich auf ihn und entwaffneten ihn. In wenigen Augenblicken befanden die Verschworenen, nachdem sie zwei Stunden lang über die schlafende Hauptstadt geherrscht hatten, sich neuerdings hinter Schloß und Riegel. Der Polizei-

minister, den Mallet ernannt hatte, war eben in seinem Hotel beschäftigt, sich das Maß zu seiner Uniform nehmen zu lassen, als man kam, ihn zu verhaften.

So endete diese seltsame Verschwörung; die Pariser Bevölkerung erfuhr die nächtlichen Saturnalien, die sich in ihrem Schooße zugetragen hatten, erst aus dem Berichte des Moniteurs und wurde durch dieselbe nur insofern angeregt, als bald die Hinrichtungen von vierzehn Personen folgten. Napoleon erstaunte weniger über die Berwegenheit der Verschwörer als über die Leichtigkeit, mit der sie über die höhern Behörden triumphirt hatten. Die peinlichsten Gedanken bestürmten ihn. „Da sieht man,“ rief er aus, „woran meine Macht hängt! Sie muß in der That auf schwachen Füßen stehen, wenn ein einziger Mensch, ein Gefangener hinreicht, sie zu gefährden, und sehr wenig fest muß die Krone auf einem Haupte sitzen, wenn in der Mitte meiner Hauptstadt ein kühner Handstreich von drei Abenteurern sie wankend machen kann! Nach zwölf Regierungsjahren, nach meiner Vermählung, nach der Geburt eines Sohnes, nach so vielen Eiden, vermag noch immer mein Tod ein Revolutionsmittel zu sein! . . . Und an Napoleon II. dachte man auch nicht einmal!“ Der Kaiser fügte, sich an einen seiner tapfersten Offiziere wendend und stets auf die Ereignisse von Paris anspielend, hinzu: „Napp, kein Unglück kommt allein; das ist die Ergänzung dessen, was hier geschieht. Ich kann nicht überall sein; aber ich muß nach meiner Hauptstadt zurück, meine Gegenwart ist dort unerläßlich, um die öffentliche Meinung wieder aufzurichten. Ich brauche Menschen und Geld; große Erfolge, große Siege werden Alles wiederherstellen.“

---



## Einundvierzigstes Capitel.

Ausbruch von Smolensk. Schreckliche Lage der Armee. Schlacht an der Beresina. Rückkehr des Kaisers nach Paris.

Napoleon konnte zu Smolensk nicht lange verweilen. Fast alle Reserven, die er als Stütze seines Rückzuges staffelförmig aufgestellt hatte, waren durch unvorhergesehene Märsche und Gegenmärsche nicht da, wo sie sein sollten. Auch die Lebensmittel, auf die man gerechnet hatte, fehlten oder wurden inmitten der Unordnung und der Bedürfnisse der Armee schnell verzehrt und verschwendet. In jedem Augenblick erfuhr er irgend einen neuen Verlust, irgend ein neues trauriges Ereigniß. Bald war es die gegen Kaluga detachirte Division, welche Smolensk erreichte, nachdem sie eine ganze Brigade in Kutusow's Händen gelassen; bald war es Eugen, dem der Uebergang über den Woop zwölfhundert Pferde, sechzig Kanonen und sein ganzes Gepäck gekostet hatte; und inmitten aller dieser Unglücksfälle näherte sich Tschitschagoff, war nur noch wenige Märsche von der französischen Armee entfernt, und ihr furchtbarster Feind, die Kälte, war bis auf zwanzig Grad gestiegen.

Alles war daher gegen Napoleon verschworen, wie ihm einst Alles günstig gewesen. Eine einzige Stütze blieb seiner unwandelbaren Standhaftigkeit, der ausharrende Muth seiner Generale und Soldaten. In allen Gefechten zeigten sich die französischen Krieger stets des großen Mannes würdig, dessen Unglücksfälle sie theilten, wie sie einst seine Triumphe getheilt. In keiner Epoche ihres Glückes waren sie unerschrockener. Einer der Kämpfe, die ihre Arrièregarde unter Ney's Befehl lieferte, ist von dem Engländer Wilson die „Schlacht der Helden“ genannt worden. In Folge dieser glänzenden Waffenthat gelang es dem von Hunderttausend Russen umringten *T a p f e r s t e n* der *T a p f e r n*, ihnen zu entgehen und durch ein unbekanntes Land und über die schwimmenden Eisschollen des Dniepers sich mit der französischen Armee wieder zu vereinigen. Als Napoleon von der Ankunft Ney's, den er verloren gegeben, hörte, rief er in seiner Freude aus: „Ich habe zweihun-

dert Millionen in den Kellern der Tuilerien, ich würde sie für den Marschall Ney gegeben haben.“ Aber die Katastrophe war gekommen, und der Kaiser erzählte sie selbst in dem

### Neunundzwanzigsten Bulletin.

„Bis zum 6. November war das Wetter vortrefflich und die Bewegung der Armee ging mit dem besten Erfolge von Statten. Die Kälte begann am 7., und von dieser Zeit an verloren wir jede Nacht mehrere Hundert Pferde, die im *Bivouac* verendeten. Als wir zu Smolensk ankamen, hatten wir bereits sehr viele Cavalerie- und Artilleriepferde verloren. Die russische Armee von *Polhynien* stand unserm rechten Flügel entgegen. Derselbe verließ die Operationslinie von Minsk und nahm zum Angelpunkt seiner Operationen die Linie von Warschau. Der Kaiser erfuhr am 9. zu Smolensk diese Veränderung der Operationslinie, und es war ihm klar, was der Feind thun würde. Wie hart es ihm auch schien, sich in einer so grausam strengen Jahreszeit in Bewegung zu setzen, machte der neue Zustand der Dinge es doch nothwendig; er hoffte Minsk oder doch wenigstens die *Beresina* vor dem Feinde zu erreichen, brach den 13. von Smolensk auf und übernachtete am 16. in *Krasnoi*. Die Kälte, welche den 7. begonnen hatte, stieg plötzlich, und vom 14. bis zum 15. und 16. zeigte das Thermometer sechzehn und achtzehn Grade unter dem Gefrierpunkte. Die Wege waren mit *Glatteis* bedeckt; die Cavalerie- und Artilleriepferde kamen allnächtlich nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden um, besonders die französischen und deutschen; mehr als dreißigtausend Pferde verendeten binnen wenigen Tagen; unsere Cavalerie marschirte zu Fuß; unsere Artillerie und unsere Wagen waren ohne Besspannung; man mußte einen großen Theil unserer Geschütze und unsere Kriegs- und Mundvorräthe zurücklassen und vernichten. Diese Armee, am 6. noch so schön, bot vom 14. an einen ganz andern Anblick dar; sie war fast ohne Cavalerie, ohne Artillerie, ohne Transportwagen. Ohne Cavalerie konnten wir uns nirgends auf eine Viertelstunde weit aufklären; und doch konnten wir ohne Artillerie keine Schlacht wagen und den Feind nicht mit festem Fuße erwarten; man mußte marschiren, um nicht zu einer

Schlacht gezwungen zu werden, die wir wegen Munitionsmangel nicht wünschen konnten; man mußte einen gewissen Raum, um nicht umgangen zu werden, einnehmen und zwar ohne Cavalerie, welche uns aufklärte und die Colonnen verband. Diese Schwierigkeit sammt der plötzlich eingebrochenen Kälte machte unsere Lage sehr schlimm. Diejenigen, welche die Natur nicht stark genug geschaffen hatte, um über jeden Wechsel des Glückes und Schicksals erhaben zu sein, waren erschüttert, verloren ihre Heiterkeit, ihre gute Laune, und sahen überall nur Unglück und Katastrophen; diejenigen aber, welche die Natur über Alles erhaben erschaffen hatte, bewahrten ihre Heiterkeit, ihr gewöhnliches Benehmen und erblickten in den zu übersteigenden Schwierigkeiten neuen Ruhm. Der Feind, welcher auf den Straßen die Spuren des schrecklichen Unglücks, welches die französische Armee betroffen hatte, erblickte, suchte daraus Nutzen zu ziehen. Er umringte alle Colonnen mit seinen Kosaken, welche, gleich den Arabern der Wüste, die Züge und Wagen, die sich verirrt, wegnahmen. Diese verächtliche Reiterei, die nur Lärm macht und nicht fähig ist, auch nur eine Voltigeurcompagnie zu durchbrechen, wurde durch die Gunst der Umstände furchtbar. Inzwischen hatte der Feind alle ernstern Versuche, die er unternahm, zu bereuen; er wurde von dem Vicekönig, dem er sich in den Weg gestellt hatte, über den Haufen geworfen und verlor viele Leute. Der Herzog von Elchingen, der mit dreitausend Mann die Arrièregarde hatte, ließ die Wälle von Smolensk in die Luft sprengen. Er wurde umringt und befand sich in einer schwierigen Lage, zog sich aber daraus mit jener Unerforschlichkeit, die ihn auszeichnet. Während er den Feind den ganzen 18. sich vom Leibe gehalten und mehrmals zurückgeworfen hatte, machte er während der Nacht eine Flankenbewegung rechts, ging über den Dnieper und vereitelte dadurch alle Berechnungen des Feindes. Am 19. ging die Armee bei Orseza über den Dnieper und die ermattete russische Armee, welche viele Menschen verloren hatte, stellte von hier aus ihre Versuche ein.

„Die Armee von Boshynien war am 16. nach Minsk gekommen und marschirte auf Borisow. Der General Dombrowsky vertheidigte den Brückenkopf von Borisow mit dreitausend Mann. Am 23. wurde

er angegriffen und genöthigt, die Stellung zu räumen. Der Feind ging nun über die Beresina und marschirte auf Bobr; die Division Lambert hatte die Avantgarde. Das zweite, vom Herzoge von Reggio commandirte Corps, das zu Tscherin stand, hatte Befehl, sich gegen Borisow in Bewegung zu setzen, um der Armee den Uebergang über die Beresina zu sichern. Am 24. stieß der Herzog von Reggio vier Bataillons von Borisow auf die Division Lambert, griff sie an, schlug sie, nahm ihr zweitausend Gefangene, sechs Geschütze und fünfhundert Gepäckwagen der Armee von Polhynien ab und warf den Feind auf das rechte Ufer der Beresina zurück. Der General Berkheim zeichnete sich mit dem vierten Cuirassierregimente durch einen schönen Angriff aus. Der Feind verdankte seine Rettung nur dem Umstande, daß er die mehr als dreihundert Toisen breite Brücke abbrannte. Inzwischen hatte der Feind alle Uebergänge der Beresina inne. Dieser Fluß ist vierzig Toisen breit; er führte Eisschollen; seine Ufer sind etwa auf eine Länge von dreihundert Toisen mit Sümpfen bedeckt, was ein schwer zu bewältigendes Hinderniß ist. Der feindliche General hatte seine vier Divisionen an den verschiedenen Punkten, wo er glaubte, daß die französische Armee werde übergehen wollen, aufgestellt. Am 26. verfügte sich der Kaiser, nachdem er den Feind durch mehrere, während des 25. ausgeführte Bewegungen getäuscht hatte, nach Studianka und ließ sogleich, ungeachtet einer feindlichen Division und in ihrer Gegenwart, zwei Brücken schlagen. Der Herzog von Reggio ging hinüber, griff den Feind an und drängte ihn zwei Stunden lang, bis sich derselbe nach dem Brückenkopfe von Borisow zurückzog. Der General Legrand, ein Offizier vom höchsten Verdienste, wurde schwer, aber nicht gefährlich verwundet. Den ganzen 26. und 27. ging die Armee über den Fluß. Der Herzog von Belluno, welcher das neunte Corps commandirte, hatte Befehl, der Bewegung des Herzogs von Reggio zu folgen, die Arrièregarde zu bilden und die russische Armee der Düna, welche ihr folgte, im Zaum zu halten. Die Division Bartonmeau hatte die Arrièregarde dieses Corps. Am 27. zu Mittag langte der Herzog von Belluno mit zwei Divisionen bei der Brücke von Studianka an. Die Division Bartonmeau brach mit der Nacht von Borisow auf. Eine Brigade dieser Division,

welche die Arrièregarde hatte, brach um sieben Uhr des Abends auf; sie langte zwischen zehn und elf Uhr an; sie suchte ihre erste Brigade und ihren Divisionsgeneral auf, die zwei Stunden früher abmarschirt waren und die sie auf dem Wege nicht getroffen hatte. Ihre Nachsuchungen waren vergeblich, und man begann sich Besorgnissen zu überlassen. Alles, was man seitdem in Erfahrung gebracht, war, daß diese erste Brigade, die um fünf Uhr aufgebrochen war, sich um sechs Uhr verirrte, links statt rechts marschirte, in dieser Richtung drei Lieues zurücklegte, sich in der Nacht, bebend vor Kälte, um die Wachfeuer des Feindes, die sie für jene der französischen Armee hielt, sammelte, dergestalt umzingelt und gefangen genommen wurde. Dieser schreckliche Irrthum sollte uns zweitausend Mann Infanterie, dreihundert Pferde und drei Geschütze kosten. Das Gerücht ging, der Divisionsgeneral sei nicht mit seiner Colonne marschirt, sondern für sich gezogen.

„Nachdem die ganze Armee am 28. des Morgens um acht Uhr hinüber war, deckte der Herzog von Belluno den Brückenkopf auf dem linken Ufer, während sich der Herzog von Reggio und hinter ihm die ganze Armee auf dem rechten befand. Nachdem Borisow geräumt worden war, setzten sich die Armeen der Düna und von Bolhynien in Verbindung und beschloffen einen gemeinschaftlichen Angriff. Am 28. mit Tagesanbruch ließ der Herzog von Reggio dem Kaiser melden, er sei angegriffen worden; eine halbe Stunde später wurde es der Herzog von Belluno auf dem linken Ufer, und die Armee griff zu den Waffen. Der Herzog von Elchingen stellte sich hinter dem Herzog von Reggio und der Herzog von Treviso hinter dem Herzog von Elchingen auf. Der Kampf wurde sehr heiß; der Feind wollte unsern rechten Flügel überflügeln; der General Doumerc, der die fünfte Cürassierdivision commandirte und einen Theil des zweiten, an der Düna gebliebenen Corps bildete, befahl einen Cavalerieangriff mit dem vierten und fünften Cürassierregimente in dem Augenblicke, wo die Weichslegion in den Wald eindrang, um das Centrum des Feindes zu durchbrechen, welcher über den Haufen geworfen und in die Flucht geschlagen wurde. Diese tapfern Cürassiere hieben nacheinander sechs Vierecke Fußvolk zusammen und verjagten die feindliche Cavalerie, die ihrer Infanterie zu Hülfe

gekommen war; sechstausend Gefangene, zwei Fahnen und sechs Kanonen fielen in unsere Gewalt. Der Herzog von Belluno ließ seinerseits den Feind kräftig angreifen, schlug ihn, nahm ihm fünf- bis sechshundert Gefangene ab und hielt ihn auf Kanonenschußweite von der Brücke entfernt. Der General Fournier machte einen schönen Cavalerieangriff.

„In dem Kampfe an der Beresina hat die Armee sehr gelitten. Der Herzog von Reggio ist verwundet worden, seine Wunde ist aber nicht gefährlich, eine Kugel hat seine Seite gestreift. Am 29. blieben wir auf dem Schlachtfelde. Wir hatten zwischen zwei Straßen zu wählen, der von Minsk und der von Wilna. Die Straße von Minsk geht durch unwirthbare Wälder und Moräste, und es wäre der Armee unmöglich gewesen, sich da zu ernähren. Die Straße von Wilna dagegen führt durch sehr gute Landstriche; der Armee, ohne Cavalerie, mit schwachem Munitionsvorrath, von fünfzig Marschtagen außerordentlich ermattet, ihre Kranken und die Verwundeten aus so vielen Kämpfen mit sich führend, that es noth, bei ihren Magazinen anzulangen. Am 30. war das Hauptquartier zu Plechnitsi, am 1. December zu Slaiki, am 3. zu Malodetschno, wo die Armee die ersten Zufuhren von Wilna erhielt. Alle verwundeten Offiziere und Soldaten, Alles, was hinderlich war, Gepäc und dergleichen, wurde nach Wilna gesendet. Das Geständniß, daß die Armee nöthig habe, ihre Disciplin herzustellen, sich neu zu bilden, ihre Cavalerie wieder beritten zu machen, ihre Artillerie und ihr Material zu ergänzen, ist das Ergebniß der vorliegenden Darstellung. Ruhe ist unser erstes Bedürfniß. Bei allen diesen Bewegungen ist der Kaiser in der Mitte seiner Garde marschirt, die Reiterei befehligt von dem Marschall Herzog von Istrien, die Infanterie von dem Herzog von Danzig. Unsere Cavalerie hat so viele Pferde verloren, daß man die Offiziere, denen eins geblieben war, vereinigen mußte, um vier Compagnien, jede von hundertfünfzig Mann, zu bilden. Die Generale versahen darin die Stelle von Capitänen, die Obersten von Unteroffizieren. Diese heilige Schwadron, unter dem König von Neapel, befehligt von dem General Grouchy, hat den Kaiser bei allen seinen Bewegungen niemals aus den Augen verloren. Die Gesundheit Seiner Majestät ist nie vortrefflicher gewesen.“

Napoleon entging durch Muth und Geschicklichkeit den Manövrès der russischen Generale nur, um seine Armee unter dem Uebermaß der Kälte, die nach dem Abgang des neunundzwanzigsten Bulletins noch fortbauerte, hinsinken zu sehen. „Die Hand friert an dem Eisen, die Thräne an dem Backen fest,“ drückt sich ein Augenzeuge aus, „und jene herrlichen Phalangen, die Europa so lange zittern gemacht haben, bieten den kläglichsten Anblick dar.“ „Wir befanden uns Alle,“ erzählt der Doctor Parrey, „in einem solchen Zustande der Ermattung und Erstarrung, daß wir Mühe hatten, einander zu erkennen; man marschirte in düsterem Schweigen; der Sinn des Gesichtes und die Muskelkräfte waren in dem Grade geschwächt, daß es schwer hielt, in gerader Richtung zu gehen und das Gleichgewicht zu bewahren; dem Tode gingen Gesichtsblassheit, eine Art Stumpfsinn, Schwerzünftigigkeit und Augenschwäche voran.“

Sollte Napoleon inmitten dieser schrecklichen Trümmer der großen Armee länger verweilen und sich der Gefahr aussetzen, daß der Kopf und der Arm, die noch fortwährend die Hoffnung Frankreichs bildeten, auf ähnliche Weise einem finstern Schicksal verfielen? Niemand würde gewagt haben, das auch nur zu denken. Zwei Tage nach Absendung des Trauerbulletins versammelte er in dem Hauptquartiere zu Smorgani seine vornehmsten Unterbefehlshaber, um ihnen anzukündigen, daß er sich von ihnen trennen werde, um so schnell als möglich in seine Hauptstadt zu eilen, wo die Ereignisse seine Gegenwart nothwendig machten. „Ich verlasse Sie,“ sprach er zu ihnen, „aber nur, um dreihunderttausend Soldaten zu holen. Man muß sich wohl in den Stand setzen, einen zweiten Feldzug zu führen, da zum ersten Male ein einziger den Krieg nicht beendet hat. Und woran hat dies gelegen? Sie alle kennen die Geschichte unserer Unfälle und wissen, wie wenig die Russen daran Schuld sind. Diese können sagen, wie die Athenienser von Themistokles: „Wir waren verloren, wenn wir nicht verloren gewesen wären!“ Was uns betrifft, so ist die Kälte, deren frühzeitige Strenge selbst die Einwohner überrascht hat, unser einziger Befieger. Die Gegenmärsche Schwarzenberg's haben das Uebrige gethan! So hat die unerhörte Bewegtheit eines Mordbrenners, ein übernatürlicher Winter, haben elende

Intriguen, thörichter Ehrgeiz, einige Fehler, vielleicht Verrätherei und schändliche Geheimnisse, die man ohne Zweifel einst kennen lernen wird, uns auf den Punkt zurückgebracht, von welchem wir ausgegangen sind. Hat man jemals eine günstige Lage durch ungünstigere und mehr unvorhergesehene Quersfälle zerstören sehen? Dennoch wird der russische Feldzug der ruhmreichste, schwierigste und ehrenvollste bleiben, dessen die neuere Geschichte Erwähnung thun kann.“

Am demselben Tage (3. December) schlug der Kaiser die Straße nach Paris ein und hinterließ den Oberbefehl über das Heer dem Könige von Neapel. Er reiste in einem Schlitten unter dem Namen des Herzogs von Vicenza, der ihn begleitete. In Wilna besprach er sich einige Stunden mit dem Herzoge von Vassano. Zu Warschau sprach er den Grafen Potocki und besichtigte die Befestigungen von Praga. Am 14. langte er in der Nacht zu Dresden an und setzte nach einer langen Unterredung mit seinem getreuen und ehrwürdigen Verbündeten, dem Könige von Sachsen, den Weg nach seiner Hauptstadt fort. Am 18. traf er in Paris ein.

---

## Zweiundvierzigstes Capitel.

Betrachtungen über den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges. Napoleon empfängt die Glückwünsche der großen Staatskörperschaften. Aushebung von dreihundertfünfzigtausend Mann. Abfall des preussischen Generals York. Murat verläßt die Armee. Eröffnung des gesetzgebenden Körpers.

Moskau hatte also die Hoffnungen Napoleon's betrogen. Indem der Kaiser seinen Adler nach dem Kreml trug, hoffte er dort einen ruhmvollen und dauerhaften Frieden, das Ziel seiner Kriegszüge, die Befestigung seiner Politik und seiner Macht zu finden. „Das sollte für die große Sache,“ hat er später gesagt, „das Ende der Gefahren und der Anfang der Sicherheit sein. Ein neuer Horizont, neue Arbeiten hätten sich entwickelt, alle aber für das Glück und Wohl Aller. Das euro-



päpliche System wäre begründet gewesen; es hätte sich nur noch darum gehandelt, es zu organisiren. Beruhigt über diese großen Punkte und allenthalben im Frieden, würde auch ich meinen Congress und meine heilige Allianz gehabt haben. Das sind Ideen, die man mir gestohlen hat. In dieser Vereinigung aller Souveraine hätten wir über unsere Interessen als Glieder einer Familie verhandelt und mit den Völkern wie die Diener mit den Herren abgerechnet. Nachdem die Sache des Jahrhunderts gewonnen, die Revolution erfüllt war, würde es nur noch darauf angekommen sein, sie mit dem auszugleichen, was sie nicht zerstört hatte. Dieses Werk gehörte mir an; ich hatte es längst vorbereitet, vielleicht auf Kosten meiner Popularität. Immerhin, ich war die Arche der alten und neuen Allianz, der natürliche Vermittler zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge. Ich hatte die Principien und das Vertrauen der einen, ich hatte mich mit der anderen identificirt; ich gehörte beiden an, würde beiden gewissenhaft ihren Theil gegeben haben.“

Die Könige dienten Napoleon nur aus Nothwendigkeit. Sie konnten ihm weder den Ursprung der Macht, noch die Gefahr, die sie seitwegen ausgestanden, und die Demüthigungen, die sie durch ihn erlitten hatten, verzeihen. Niemand meinten sie es mit ihm aufrichtig; nur sein Glück legte ihrem geheimen und beharrlichen Haß ein vorübergehendes Schweigen auf. Die Völker meinten es allerdings aufrichtig mit ihrer Bewunderung des Genies, welches über Frankreich herrschte, und als sie glaubten, Beschwerden gegen ihn zu haben, umgaben sie ihn nicht mit diplomatischen Fallstricken, sondern bekämpften ihn offen auf dem Schlachtfelde.

So sind denn die Würfel gefallen! Die Vorsehung begeistert die Völker gegen Napoleon, weil er die Volksinteressen nur als Haupt einer Dynastie und nicht als erste Regierungsperson eines freien Staates in das Auge faßt. Man höre seine Antworten auf die Glückwünsche der Deputirten des Senates und Staatsrathes bei Gelegenheit seiner Rückkunft aus Rußland. Weder den Geist des Jahrhunderts, nach den Genius der Zukunft ruft er an, um die Parteimänner, die seinen Thron zu bedrohen wagten, zu zermalmen; an die Ueberlieferung

gen der alten Herrschaftsform erinnert er die Senatoren, statt an die Regierung, die er Frankreich geben wollen, zu erinnern; auf die gänzliche Uebergang seines Sohnes bei der Verschwörung Mallet's anspielend, sprach er zu ihnen: „Das Rufgeschrei unserer Väter ist gewesen: der König ist gestorben, es lebe der König! Diese wenigen Worte enthalten die Hauptzüge der Monarchie in sich.“ Gegen die Staatsräthe entwickelt er seine Gedanken noch mehr, greift den Liberalismus unter dem Namen *Ideologie* an, beschuldigt die Metaphysik, welche die alten Einrichtungen von Frankreich gestürzt hat, alles Unglück des Landes veranlaßt zu haben, und citirt gewissermaßen das ganze achtzehnte Jahrhundert vor die Schranken seines Rathes, um demselben seine revolutionären Lehren und Thaten vorzuwerfen. „Der *Ideologie*,“ sagte er, „jener dunkeln Metaphysik, welche, indem sie mit Spitzfindigkeit nach den ersten Ursachen forscht, auf ihre Basis die Gesetzgebung der Völker stützen will, statt die Gesetze dem menschlichen Herzen und den Lehren der Geschichte anzupassen, müssen alle Leiden, die unser schönes Frankreich erduldet hat, Schuld gegeben werden.“ Durch solche Anschuldigungen verstärkte der Kaiser den Stoß, den seine Popularität bereits erlitten hatte.

Der Kaiser drückte sich bei seiner Rückkehr sehr ungehalten über das Benehmen der hohen Beamten bei Gelegenheit des von Mallet versuchten Handstreiches aus und ließ absichtlich in seine Antworten an Senat und Staatsrath einfließen, daß ein Beamter, nach dem Beispiele der Harlay und Molé, stets auf den Tod gefaßt sein müsse, „um den Souverain, den Thron und die Gesetze zu vertheidigen.“ „Bei meiner Ankunft,“ sagte Napoleon später, „erzählte mir jeder wohlgefällig alle Details, die sie betrafen und sie alle anschuldigten! Sie gestanden mir, überrascht worden zu sein, mich einen Augenblick verloren geglaubt zu haben . . . Aber der König von Rom! sagte ich ihnen. Eure Eide, eure Grundsätze, eure Lehren! Ihr macht mich vor der Zukunft zittern . . . Und ich beschloß ein Exempel zu statuiren, um die Köpfe aufzuklären und wachsam zu machen. Es traf den armen Frochot, den Präfecten von Paris, der mir gewiß sehr ergeben war.“ Nach Frochot's Absetzung, nach Ermahnung der Reichsbeamten und nach den herkömmlichen Glück-

wünschen der großen Staatskörperschaften dachte der Kaiser an die dringenden Maßregeln, welche der Zustand des Krieges erforderte. Die gewöhnliche Conscription reichte nicht mehr hin; er verlangte eine Truppenaushebung von dreihundertfünfzigtausend Mann, und der Senat beeiferte sich, sie zu decretiren.

Inzwischen hatten sich die Trümmer des in Rußland gewesenen Heeres, indem sie Polen in aller Eile durchzogen, an den Grenzen von Deutschland gesammelt. Zerstreut, niedergebeugt, von den Elementen fast erdrückt, hatten sie noch unter dem Befehl des Marschalls Ney die Russen in einem Arrièregardengefechte bei Kowno geschlagen. Doch es war die Zeit gekommen, wo Heldenmuth und Genie vergeblich gegen die Schläge einer unsichtbaren Hand ankämpfen. Immer feindseliger wird das Schicksal. Nachdem es den Franzosen zweifelhafte Verbündete gegeben, nimmt es ihnen einen nach dem andern, um sie in unversöhnliche Feinde zu verwandeln. Das preußische Hülfscorps beginnt den Reigen. Sein Anführer York unterhandelt mit den Russen, und Friedrich Wilhelm, dessen Staaten fortwährend in der Gewalt der Franzosen sind, verleugnet ihn anfangs. Die Capitulation des Generals York mit dem General Diebitsch wurde am 30. December 1812 geschlossen. Zwanzig Tage später (am 18. Januar 1813) verließ Murat, den Napoleon zu seinem höchsten Stellvertreter ernannt hatte, plötzlich die französische Armee und kehrte in sein Königreich Neapel zurück, nachdem er zuvor den Oberbefehl dem Prinzen Eugen übergeben. Als der Kaiser diese unerwartete Abreise erfuhr, die er als eine schmachvolle Feldflucht betrachten konnte, schrieb er an seine Schwester Caroline: „Dein Mann ist sehr tapfer auf dem Schlachtfelde, aber schwächer als ein Weib, wenn er den Feind nicht sieht; er besitzt keinen moralischen Muth.“ „Ich will hoffen,“ schrieb er an Murat selbst, „daß Sie nicht zu denjenigen gehören, welche den Löwen für todt halten. Wenn Sie eine solche Rechnung machten, wäre sie falsch. Sie haben mir seit meiner Abreise von Wilna alles Böse zugefügt, das Sie mir zufügen konnten; der Königstitel hat Ihnen den Kopf wirbeln gemacht.“

Der gesetzgebende Körper eröffnete am 14. Februar seine Sitzungen unter traurigen Auspicien. Napoleon klagte in der Eröffnungsrede das

englische Cabinet an, nicht etwa, daß es bei der falschen Politik Pitt's verharre und die Könige alten Stammes gegen die revolutionirten Völker waffne, sondern vielmehr, daß es unter diesen Völkern den Geist der Empörung gegen die Souveraine ansache. Indem er übrigens die Unglücksfälle, die ihn betroffen, für eine bloße Laune des Zufalls nahm oder zu nehmen sich stellte, überging er das Unrecht derjenigen seiner Verbündeten, deren Mitwirkung weder redlich noch thätig gewesen war, in der Hoffnung, sie am Rande des Abfalls durch neue und glänzende Siege zurückzuhalten, und zeigte fortwährend eine solche Zuversicht in Betreff der Zukunft, daß er mit ebenso viel Stolz als Energie sagte: „Die französische Dynastie herrscht in Spanien und wird dort herrschen.“

Aber um diese Zuversicht zu rechtfertigen, um diese neuen Siege vorzubereiten, genügen die Anstrengungen von Menschen nicht, sind auch neue finanzielle Mittel nothwendig. Napoleon verbirgt dem gesehigten Körper nichts von seinen Plänen und Bedürfnissen. „Ich wünsche den Frieden,“ sagte er, „er ist der Welt nothwendig! Viermal, seit dem Friedensbruche von Amiens, habe ich ihn feierlich vorgeschlagen. Nie aber werde ich einen andern Frieden schließen, als einen solchen, welcher ehrenvoll und den Interessen und der Größe meines Reiches angemessen ist.“

---

### Dreiundvierzigstes Capitel.

Feldzug von 1813.

In seinem ganzen wunderbaren Leben, das eben so sehr dem Epos als der Geschichte angehört, hat Napoleon sich nie größer gezeigt, als in dem unglücklichen Kampfe, den er gegen das unerbittliche Schicksal auszuhalten verurtheilt war. Auf seine Stimme regt sich das Volk, vergißt es seine Beschwerden, gibt es seine Kinder her. In wenigen Monaten ist eine neue Armee gebildet und bereit, in das Feld zu ziehen. Die Trümmer der großen Armee erwarten sie an der Elbe. Bevor Na-

Napoleon Paris verläßt, sucht er, gewarnt durch das Mallet'sche Ereigniß, seine Regierung gegen die Gefahren, die seine Abwesenheit veranlassen könnte, zu sichern, indem er die Ausübung der höchsten Gewalt der Kaiserin Marie Louise anvertraut und ihr einen Regentschaftsrath an die Seite setzt. Um die Sorgen zu beseitigen, die ihm der Bruch mit dem heiligen Stuhle möglicher Weise verursachen konnte, bestrebt er sich, Pius VII. zu einem Vergleiche zu bewegen, und es gelingt ihm in der That, die Unterzeichnung eines neuen Concordates zu erlangen, welches sogleich kundgemacht wird, obschon der Papst, einem neuen Einflusse nachgebend, dasselbe wieder zurücknehmen will.

Inmitten der ungeheuern Rüstungen, welche unter Napoleon's thätigem und unwiderstehlichem Antriebe von Statte gehen, sieht er voraus, daß er nach seiner Ankunft an der Elbe nicht nur die Truppen des Czars zu bekämpfen haben, sondern daß auch die geheime Feindschaft der Höfe von Berlin und Wien wieder losbrechen werde. Die letzte Aushebung von dreihundertfünfzigtausend Mann erscheint ihm daher ungenügend, und er befiehlt eine neue von hundertachtzigtausend Mann. Obschon das Volk nicht mehr von dem Enthusiasmus von Austerlitz und Marengo beseelt ist, unterwirft es sich doch mit patriotischer Ergebung dem neuen Opfer, welches ihm die Umstände auflegen. Da die vermögenden Classen, die doch an Vertheidigung des vaterländischen Bodens das meiste Interesse haben, sich durch Geld der Conscriptio zu entziehen suchen, müssen sie ein Contingent von zehntausend Mann stellen, aus welchem man vier Regimenter Ehrengarden bildet, und kein Geldopfer vermag die durch die Behörden dazu bezeichneten Individuen von diesem außerordentlichen Dienste zu befreien. Ein Senatsbeschuß vom 3. April 1813 sanctionirt diese Maßregel.

Inzwischen hatte der Kanonendonner an der Beresina das Haupt des Hauses Bourbon zu Hartwell geweckt und seine Hoffnungen wieder gehoben. Die Contrerevolution erschien von nun an Ludwig dem Achtzehnten wieder möglich, und er ließ in England eine Proclamation drucken und auf dem Festlande verbreiten, in welcher er sich vor Allem an die Ermüdung des Volkes wandte, geschickt die allgemeine Meinung, welche Napoleon die Verlängerung des Krieges zuschrieb, ausbeutete und unter

Anderm auch die Abschaffung der Conseription versprach. Der Kaiser schien auf diese Proclamation kein Gewicht zu legen; er nahm von ihr nicht einmal Anlaß, die vormaligen Royalisten, mit denen er alle Behörden angefüllt und deren einigen er sogar höchste Staatsämter anvertraut hatte, zu überwachen. Die Ereignisse in Deutschland dagegen nahmen vor Allem seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Gewitter grollte in den Hansestädten; der Boden Deutschlands, allenthalben durch geheime Gesellschaften ausgehöhlt, war von schrecklichen Explosionen bedroht; der Aufruhr des Volkes hatte bereits in der zweiunddreißigsten Militärdivision (Hamburg) zur Suspension der Verfassung geführt. Die Jugend der Universitäten stand an der Spitze dieser Bewegung; sie predigte den Haß gegen den französischen Namen und den Abscheu vor fremdem Joch, indem sie die liberale Idee, welche das Heil und der Ruhm Frankreichs gewesen, anrief; die Fürsten, welche gegen diese Idee so lange gekämpft hatten, ermutigten insgeheim diese Bestrebungen.

Vorzüglich gab sich diese große Veränderung in Preußen kund. Napoleon gewahrte zu spät, daß eine Freiheitspropaganda ihm mächtige Bundesgenossen dort vorbereitet habe, wo er nach seinen Unglücksfällen nur auf unversöhnliche Feinde stieß, und sagte später mit Bedauern: „Mein größter Fehler ist vielleicht gewesen, daß ich den König von Preußen, als es in meiner Macht stand, nicht entthront habe. Nach dem Siege von Friedland hätte ich Schlesien Preußen nehmen und an Sachsen geben sollen; der König von Preußen und die Preußen waren zu sehr gedemüthigt, um nicht zu versuchen, sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen. Wenn ich so gehandelt, wenn ich ihnen eine freie Verfassung gegeben und die Bauern von der Feudalknechtschaft befreit hätte, so würde die Nation zufrieden gewesen sein.“ (D’Meara.) In Preußen war nicht nur die Nation, welche Napoleon unkluger Weise im Knechtschaftsbande, sondern auch der König, den er großmüthig auf dem Throne gelassen, entschieden feindselig. Die scheinbare Mißbilligung des Benchmens des Generals York vermochte die Gesinnungen des Cabinets von Berlin nicht lange zu verschleiern, welche sich täglich mehr durch feindselige Handlungen kundgaben. Der Kaiser bramte vor Begierde, sich wegen dieses Abfalles zu rächen. In den ersten Tagen des Aprils erklärte er

durch eine feierliche Botschaft an den Senat Preußen den Krieg und schickte sich an, nach der Elbe zu marschiren.

Aber noch ein Feind zeigt sich unter den nordischen Mächten. Bernadotte beschränkt sich nicht mehr darauf, mit den Russen Verträge zu schließen, sondern will sich mit den Franzosen schlagen. Im August 1812, bei der berühmten Zusammenkunft zu Abo, hatte er zu dem Kaiser Alexander, den er fest entschlossen fand, jeden Friedensantrag zurückzuweisen, gesagt: „Dieser Entschluß wird Europa befreien!“ Und der Czar, eingenommen durch die Worte und das geschmeidige Benehmen des alten Soldaten der französischen Republik, hatte ihm den Besitz des Thrones von Schweden verbürgt, ja sogar die Krone von Frankreich hoffen lassen. Nach den Unglücksfällen des russischen Feldzuges glaubte Bernadotte, der Augenblick sei gekommen, auf das Ziel loszugehen, das ihn sein Ehrgeiz erblicken ließ, und suchte unter dem Scheine ausschließlicher Hingebung an die Interessen seines Adoptivvaterlandes die eingewurzelte Eifersucht, die er am 18. Brumaire gezeigt, zu befriedigen und die chimärischen Hoffnungen, in welche ein schlauer Fürst ihn gewiegt hatte, zu verwirklichen. „Wenn,“ sagte Napoleon später, „sein Verstand und sein Geist sich zur Höhe der Sachlage emporgeschwungen hätte, wenn er, wie er vorgab, ein guter Schwede gewesen wäre, so würde er den Glanz und die Macht seines Vaterlandes haben herstellen, Finnland wieder erobern und Peterssburg einnehmen können, bevor ich Moskau erreicht hatte. Aber er gab persönlichem Groll, ungemessener Eitelkeit, kleinlichen Leidenschaften Gehör. Der Kopf schwindelte ihm, ihm, dem Jacobiner, sich von Souverainen alter Herkunft gesucht zu sehen, in politischer Conferenz und auf dem Fuße der Freundschaft mit einem Kaiser aller Reussen zu stehen, der kein Schmeichelwort spart.“

Bevor aber Bernadotte auf den Kampfplatz trat und sich unter die Fahnen der Feinde Frankreichs stellte, wollte er seinen Entschluß in den Augen Europa's und der Nachwelt beschönigen, indem er die durch das Continentsystem gefährdeten Handelsinteressen Schwedens vorschob. Er erließ daher an Napoleon ein Schreiben, welches ein apo-  
logetischer Vorläufer seines Benehmens sein sollte, und in welchem er denjenigen, der nach einander sein Nebenbuhler und sein Gebieter ge-

wesen, anschuldigte, alle frühern Kriege veranlaßt und das Blut von einer Million Menschen vergossen zu haben, um einem System, welches die Rechte aller Nationen verletzete und ihren Handel vernichtete, den Triumph zu verschaffen. „Die Drangsale des Continentes,“ sagte er am Schlusse, „fordern den Frieden, und Eure Majestät darf ihn nicht zurückweisen.“ Nur auf dem Schlachtfelde konnte Napoleon den flammenden Vorwürfen und den beleidigenden Beschuldigungen antworten, zu deren Gegenstand ihn sein ehemaliger Unterbefehlshaber gemacht hatte, welcher, wie sich das Memorial ausdrückt, im Begriffe war, „unsern Feinden den Schlüssel unserer Politik, die Taktik unserer Armee zu überliefern und ihnen den Weg nach dem heiligen Boden zu zeigen.“ Der Kaiser verließ St. Cloud um die Mitte des April, um das nördliche Europa neuerdings in Deutschland zu bekämpfen.

Die französische Armee, welche in die festen Plätze, die sie in ihrem Rücken ließ, von Danzig bis Magdeburg zahlreiche Besatzungen hatte werfen müssen, stand unter den Befehlen des Vicekönigs von Italien an der Saale. Dresden und Leipzig waren in der Gewalt der Russen; der König von Sachsen hatte sich genöthigt gesehen, seine Staaten zu verlassen; allenthalben gewannen die Feinde Napoleon's Raum und machten sich seine Abwesenheit von seinen Truppen zu Nutzen. Napoleon langte am 25. April zu Erfurt an, während sich der Marschall Ney der Stadt Weissenfels in Folge eines Gefechtes bemächtigt, das ihm die Worte in den Mund legte: „er habe bei der Infanterie niemals zugleich einen solchen Enthusiasmus und eine solche Kaltblütigkeit beobachtet.“ Das Ergebniß dieses ersten Erfolges ist, daß der Feind hinter die Saale zurückgeworfen und die Vereinigung der Armee, welche der Vicekönig aus Polen zurückgeführt hat, mit jener des Kaisers bewerkstelligt wird.

Napoleon verlegt sein Hauptquartier nach Weissenfels und läßt drei Brücken über die Saale schlagen. Am 1. Mai setzt der Marschall Ney seine Erfolge unter den Augen des Kaisers fort und rückt mit der in Vierecke gestellten Division Souham im Sturmschritte und unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ durch das von sechs Kanonen und drei Linien Reiterei vertheidigte Defilé von Boserna. Die Divisionen Gérard, Marchand, Brennier und Ricard folgen ihnen, und in wenigen



Stunden sind funfzehntausend Reiter unter Winzingerode's Befehlen durch funfzehntausend Fußgänger von der schönen Ebene vertrieben, die sich von der Höhe von Weißenfels bis an die Elster ausdehnt. Die Cavalerie der Garde unter dem Marschall Bessières unterstützte die französische Infanterie, und ob schon sie nicht in das Gefecht kam, hat sie doch den Hauptverlust des Tages zu tragen. „Durch einen jener verhängnißvollen Zufälle, an denen die Kriegsgeschichte so reich ist,“ sagt Napoleon in seinem Berichte an die Kaiserin, „hat der erste Kanonenschuß, der an diesem Tage gelöst wurde, dem Herzog von Istrien das Handgelenk und die Brust zerschmettert und ihn todt hingestreckt. Er war neben den Blänkern fünfhundert Schritte vorausgeeilt, um die Ebene besser zu recognosciren. Dieser Marschall, der mit so vollem Rechte tapfer und redlich genannt zu werden verdient, empfahl sich eben so sehr durch seinen militärischen Blick, durch seine große Erfahrung in der Waffe der Reiterei, als durch seine übrigen Eigenschaften und seine Anhänglichkeit an den Kaiser. Sein Tod auf dem Felde der Ehre ist höchst beneidenswerth; derselbe erfolgte so schnell, daß er hat schmerzlos sein müssen. Selten ist ein Verlust dem Herzen des Kaisers so nahe gegangen. Die ganze Armee und ganz Frankreich werden den Schmerz theilen, den Seine Majestät empfunden hat!“

In der Nacht vom 1. zum 2. Mai befand sich Napoleon's Hauptquartier in Lützen. Die junge und alte Garde umgab den Kaiser und bildete den rechten Flügel der Armee. Ney, im Centrum, hielt Raza besetzt; der Vicekönig befehligte den linken Flügel, der sich an die Elster lehnte. Am 2. um zehn Uhr des Morgens setzte die Armee der Verbündeten unter den Augen des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen sich in Bewegung. Der Hauptangriff der Verbündeten war gegen das Centrum der französischen Armee gerichtet. Unzählbare Massen Russen und Preußen marschirten in geschlossenen Colonnen gegen Raza, wo der Marschall Ney einen furchtbaren Stoß auszuhalten hatte. Der Feind, sowohl durch die Zahl als durch das Terrain begünstigt, hatte eine furchtbare Cavalerie, während die französische auf den Eisfeldern Rußlands erfroren war. Aber im Anfange des Gefechtes hatte der Kaiser zu seinen Truppen gesagt: „Das ist eine ägyptische

Schlacht, eine gute Infanterie muß sich selbst genügen.“ Und die Truppen brannten vor Ungeduld, das Wort des großen Feldherrn wahr zu machen. Das Dorf Raja wurde mehrmals genommen und wieder genommen und blieb zuletzt dem General Gérard, welcher, obschon von mehreren Kugeln getroffen, dennoch das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, indem er sagte, der Augenblick sei gekommen, wo jeder muthige Franzose entweder siegen oder sterben müsse. Trotz der Unerfrohenheit der fünf Divisionen des Corps des Marschalls Ney war der Sieg doch noch weit entfernt, zu Gunsten der französischen Waffen entschieden zu sein. Die Russen richteten ihre Anstrengungen mit größter Hartnäckigkeit gegen das französische Centrum, welches sie fortwährend zu durchbrechen hofften. Einen Augenblick konnten sie glauben, der Erfolg kröne ihre standhafte Tapferkeit. Einige Bataillone wichen der Ueberzahl, geriethen in Unordnung und Raja fiel abermals in die Gewalt des Feindes: in diesem Augenblicke aber erschien Napoleon, und Alles, was zurückgeflohen war, sammelte sich wieder, um unter dem Rufe „Es lebe der Kaiser!“ vorwärts zu gehen. Es war schon viel, diesem Beginn der Niederlage Einhalt gethan zu haben, und es handelte sich jetzt darum, die Schlacht durch ein entscheidendes Manövre zu gewinnen. Während der Prinz Eugen und der Marschall Macdonald die Flügel und die Reserven des Feindes angreifen, und während Bertrand heraneilt, um in die Schlachtlinie zu rücken, befiehlt Napoleon dem Marschall Mortier, die junge Garde gegen Raja zu führen und Alles niederzumachen, was hier Widerstand leisten würde. Seinen Adjutanten, den General Drouot, beauftragte er, an der Spitze der alten Garde, welche das Centrum stützen, sich selbst aber auf die hinter ihr in Schlachtordnung aufgestellte Cavalerie stützen sollte, eine Batterie von achtzig Kanonen zu sammeln. Schnell und pünktlich wurden diese Befehle vollzogen. Die von den Generalen Dulauroy, Drouot und Devaux geleitete Batterie verbreitete Tod und Entsetzen in den feindlichen Reihen. Jetzt traf die Preußen und Russen die Reihe, zu weichen und sich zu zerstreuen. Ihre Unordnung war nicht so vorübergehend wie die einiger französischen Bataillone; sie wurde vielmehr allgemein und entscheidend. Mortier nahm Raja ein, ohne einen Schuß zu thun, und Bertrand langte

noch zur rechten Zeit an, um die Niederlage der Besiegten zu vervollständigen.

Dieser Sieg erfüllte Napoleon's Seele mit Freude. Er hatte bei seinen jungen Soldaten die ganze Tapferkeit seiner alten Waffengefährten gefunden. „Seit zwanzig Jahren,“ sagte er, „befehlige ich die französische Armee, und niemals habe ich soviel Tapferkeit und Hingebung gesehen.“ Die große Armee war wieder erschienen, diejenigen zu enttäuschen, welche sie für immer in den nordischen Steppen begraben wähnten. Mit ihr schmeichelt sich der Kaiser, den Zauber seines Namens und das Uebergewicht seiner moralischen Macht wiederherzustellen. „Wenn,“ sagte er, „alle Souveraine und die Minister, welche ihre Cabinette leiten, auf dem Schlachtfelde hätten anwesend sein können, so würden sie auf die Hoffnung, den Stern Frankreichs rückgängig zu machen, Verzicht leisten“ (officieller Bericht). Eine Armee von hundert- undfünfzig- bis zweihunderttausend Mann war von weniger als der Hälfte der französischen, durch den unglücklichen Ausgang des letzten Feldzuges so beträchtlich verminderten Armee auf das Haupt geschlagen worden. Die Russen und Preußen verloren gegen dreißigtausend, die Franzosen gegen zehntausend Mann an Todten und Verwundeten. Am Morgen nach dieser denkwürdigen Schlacht sagte Napoleon in einer aus dem kaiserlichen Hauptquartiere Lüzen erlassenen Proclamation: „Soldaten! Ich bin mit euch zufrieden! Ihr habt meine Erwartung gerechtfertigt, habt durch euren guten Willen und eure glänzende Tapferkeit Alles ersetzt. Ihr habt am berühmten Schlachttage des 2. Mai die preussische und russische Armee unter dem Befehle des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen in die Flucht geschlagen, habt den Ruhm meiner Adler mit neuem Glanze vermehrt, habt gezeigt, weissen das französische Blut fähig ist. Die Schlacht bei Lüzen wird über die Schlachten bei Austerlitz, bei Jena, bei Friedland und an der Moskwa gesetzt werden.“

## Vierundvierzigstes Capitel.

Fortsetzung des Feldzugs von 1813.

Bei Lützen geschlagen eilte die verbündete Armee Alexander's und Friedrich Wilhelm's, wieder an das rechte Ufer der Elbe zu gelangen. Am 11. Mai bemächtigte sich Napoleon Dresdens, und am folgenden Tage ging er dem König von Sachsen entgegen, welcher beim Schalle der Glocken und unter dem Jubel einer unermesslichen Volksmenge seinen Einzug in seine Hauptstadt hielt. Der Kaiser blieb beständig zu Pferde an der Seite dieses ehrwürdigen Fürsten und führte ihn so unter Kanonendonner bis in seinen Palaß.

Nach dieser triumphirenden Wiedereinsetzung seines getreuen Verbündeten war der erste Gebrauch, den Napoleon von seinem Siege machte, daß er den Besiegten die unverzügliche Eröffnung eines Congresses zu Prag, um über den allgemeinen Frieden zu unterhandeln, vorschlug. Aber die Anträge des Siegers von Lützen wurden nicht besser aufgenommen als die des Eroberers von Moskau. Napoleon ersah sogar aus den diplomatischen Umtrieben, deren Geheimniß ihm seine Agenten mittheilten, daß der „mit Blumen bedeckte Abgrund, auf den er, indem er sich vermählte, den Fuß gesetzt,“ bereit sei, sich unter ihm zu öffnen, daß für seinen erlauchten Schwiegervater die Stunde des Abfalls herannah. Er verbarg jedoch seine Schmerzen und Besorgnisse und begnügte sich, den Prinzen Eugen nach Italien zu schicken, um dort eine Vertheidigungsarmee für den Fall zu organisiren, daß Oesterreich sich gegen Frankreich erklären sollte. Napoleon vergaß bei dieser Trennung von dem Vicekönig nicht, ihm für die ausgezeichneten Dienste, die derselbe der Armee seit Beginn des letzten Feldzugs geleistet, einen glänzenden Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, indem er den Palaß in Bologna und die Besizung Galliera, welche der Privatdomaine des Kaisers gehörten, zum Herzogthume erhob und dieses der Prinzessin von Bologna, der ältesten Tochter Eugen's, übertrug.

Der Kaiser war noch zu Dresden, als er die Capitulation von

Spandau erfuhr. Dieses Ereigniß, welches ein verderbliches Beispiel für die übrigen Besatzungen sein konnte, erbitterte ihn lebhaft, und er befahl unverzüglich, den General, der in dem Plage befehligt, sowie die Mitglieder des Bertheidigungsrathes, die nicht protestirt hatten, vor das Kriegsgericht der Marschälle zu stellen. „Wenn die Garnison von Spandau,“ sagte er später, „ohne Belagerung einen festen, von Sümpfen umgebenen Platz übergeben und eine Capitulation, die der Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung sein muß, unterzeichnet hat, so ist das Benehmen der Garnison von Wittenberg ein ganz anderes gewesen. Der General Lapoype hat sich musterhaft benommen und die Ehre der französischen Waffen durch Bertheidigung dieses wichtigen Postens aufrecht erhalten, welcher übrigens ein schlechter Platz ist, einen zur Hälfte zerstörten Wall hat und seinen Widerstand nur der Tapferkeit seiner Bertheidiger verdanken konnte.“ (Officieller Bericht.)

Da Napoleon von seinen Friedensvorschlägen kein Ergebnis mehr erwartete, verließ er am 18. Mai Dresden, um nach der Lausitz zu marschiren und dort seine Kriegsoperationen fortzusetzen. Binnen wenigen Tagen hatte er neue und glänzende Erfolge erfochten. Am 19. hatte Lauriston den General York bei Weißig geschlagen; am 20. und 21. gewann der Kaiser in Person die Schlachten bei Bautzen und Wurschen; am 22. wurde die von dem General Neynier lebhaft verfolgte Arrièregarde der Russen erreicht und auf den Höhen von Reichenbach in die Flucht geschlagen. Aber das Ende dieses Tages wurde durch einen neuen Verlust bezeichnet, der Napoleon noch tiefer schmerzte als jeder andere bisher erlittene, sogar der von Bessières und Lannes. Gegen sieben Uhr des Abends, während der Großmarschall des Palastes, Duroc, auf einer kleinen Höhe und in ziemlich großer Entfernung mit dem Marschall Mortier und dem General Kirchener sprach, die beide abgesehen waren, pfiß eine Kugel dicht an dem Herzog von Treviso vorüber, riß Duroc den Bauch auf und streckte den General Kirchener todt nieder. Sowie der Kaiser dieses traurige Ereigniß erfuhr, eilte er zu Duroc, welcher noch athmete und seine ganze Kaltblütigkeit bewahrt hatte. Duroc drückte Napoleon die Hand und führte sie an seine Lippen. „Mein ganzes Leben,“ sagte er, „ist Ihrem Dienste gewidmet gewesen, und ich bedauere

dessen Verlust nur, weil es Ihnen nach länger hätte möglich sein können.“ — „Duroc,“ sagte der Kaiser, „es gibt ein anderes Leben. Dort wirst du mich erwarten, und wir werden uns eines Tages wiederfinden.“ — „Ja, Sire; aber in dreißig Jahren, wenn Sie über alle Ihre Feinde triumphirt, alle Hoffnungen unseres Vaterlandes verwirklicht haben. Ich habe als redlicher Mann gelebt und mir nichts vorzuwerfen. Ich habe eine Tochter, Eure Majestät wird derselben Vater sein.“ Tief ergriffen faßte Napoleon Duroc's rechte Hand und blieb, das gesenkte Haupt auf die linke seines alten Waffengefährten beugend, eine Viertelstunde, ohne ein Wort sprechen zu können. Duroc brach zuerst das Schweigen, um dem großen Manne, der nicht aufgehört hatte, sein Freund zu sein, weil er sein Herr geworden, ein längeres Zerfleischen der Seele zu ersparen. „Ach, Sire,“ sagte er, „entfernen Sie sich! dieses Schauspiel verursacht Ihnen Schmerz!“ Napoleon wich dem letzten Andrängen der Freundschaft und verließ Duroc, ohne mehr sagen zu können als: „Lebe denn wohl, mein Freund!“ und er mußte sich auf den Marschall Soult und auf Caulaincourt stützen, um in sein Zelt, wo er die ganze Nacht Niemanden vor sich ließ, zu gehen.“

Am folgenden Tage errang der General Reynier einen neuen Vortheil über die Russen bei Görlitz. Am 24. erzwang der Marschall Ney den Uebergang über die Neiße, und am 25. des Morgens war er jenseits des Queiß, und der Kaiser kam des Abends nach Bunzlau, der Stadt, wo der alte Kutusow vor einigen Wochen gestorben war. Eine geringe Schluppe, die der General Maison am 26. vor der Stadt Haynau erlitten hatte, hielt den siegreichen Zug der französischen Armee nicht lange auf. Zwei Tage später bemächtigte sich der General Sebastiani bei Sprottau eines beträchtlichen Transportes, während der Marschall Dudinot bei Hoyerswerda das preussische Corps des Generals Bülow schlug. Obschon die verbündeten Souveraine entschlossen waren, den Krieg so lange zu führen, bis das öffentliche Recht des alten Europa's das französische System ersetzt haben würde, fühlten sie doch die Nothwendigkeit, die Feindseligkeiten einzustellen, sowohl um sich von den täglichen Niederlagen, die sie seit länger als einem Monat erlitten, zu erholen, als um der österreichischen Langsamkeit Zeit zu gönnen. Am 29.

um 10 Uhr des Morgens erschienen der Graf Schuwaloff, Generaladjutant des Kaisers von Rußland, und der preussische General Kleist bei den französischen Vorposten, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen, über welchen der Herzog von Vicenza mit ihnen zuerst in dem Kloster Wahlstadt bei Liegnitz, dann aber in dem für neutral erklärten Dorfe Pleißwitz unterhandelte, und welcher am 4. Juni, drei Tage nach Lauriston's Einzuge in der Hauptstadt Schlesiens, abgeschlossen und unterzeichnet wurde.

Der Ablauf des Waffenstillstandes war auf den 20. Juli festgesetzt. Napoleon bestand auf Annahme des Antrages, daß ein Congreß zu Prag zusammentreten solle, und schlug die Vermittlung des Kaisers von Oesterreich vor. Die Diplomatie der fremden Mächte vermied es, sich auszusprechen. Sie wollte nur Zeit gewinnen, und in dieser Absicht wußte der Fürst Metternich die Rücksicht Napoleon's gegen seinen Schwiegervater zu benutzen, um von dem Sieger von Lützen und Bautzen eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August zu erlangen. Nach Ablauf dieser Frist aber kündigten, nachdem Oesterreich gemächlich alle Maßregeln getroffen hatte, um seinen Abfall für die französische Armee so verderblich als möglich zu machen, die Generale Alexander's und Friedrich Wilhelm's den Waffenstillstand am 11. August zu Mittag auf, während der Minister des Kaisers Franz dem französischen Botschafter am Wiener Hofe, Grafen Narbonne, die Kriegserklärung des österreichischen Cabinets gegen Frankreich übergab. Nun erst gewahrte Napoleon die ganze Tiefe des Abgrundes, auf welchen er den Fuß gesetzt hatte, indem er sich mit einer Prinzessin aus dem Hause Lothringen vermählte und den Glanz seiner jungen Dynastie auf den Stolz der alten Königsgeschlechter zu pflöpfen suchte.

---

## Fünfundvierzigstes Capitel.

Fortsetzung des Feldzugs von 1813.

Zweihunderttausend Russen, Preußen und Oesterreicher, befehligt von dem Fürsten von Schwarzenberg unter den Augen der Monarchen von Rußland und Preußen, zogen eilig durch Böhmen, um in Sachsen einzubrechen und auf dem linken Ufer der Elbe Stellung zu nehmen. Hunderttausend Mann unter dem Befehle Blücher's und Sacken's manövrirten in Schlesien; und hundertzehntausend Mann, unter ihnen die zahlreichen Corps der Freiwilligen, die durch den patriotischen Aufschwung in Deutschland hervorgerufen worden waren, rückten auf der ganzen Linie von Hamburg bis Berlin den Franzosen entgegen. Der Vortheil der Zahl war daher unbestreitbar auf der Seite der Verbündeten, die in dem aufstrebenden Kriegsgeiste der deutschen Völkerschaften einen Bundesgenossen fanden. Dies genügte aber der Coalition nicht, um die französische Revolution in dem berühmtesten ihrer Söhne zu besiegen. Moreau hatte seinen glücklichen Aufenthalt bei Washington verlassen, um Alexander's geheimster Rathgeber zu werden, und befand sich damals in Böhmen unter russischer Fahne der Fahne Frankreichs gegenüber. Bernadotte, wie Moreau ein Sohn der Revolution, „gab,“ wie sich das Memorial ausdrückt, „unsern Feinden den Schlüssel unserer Politik, die Taktik unserer Armeen, zeigte ihnen den Weg nach dem heiligen Boden;“ er war es, der vor Berlin commandirte.

Die Gerechtigkeit fordert, zwischen Bernadotte und Moreau einen Unterschied zu machen. Indem Bernadotte sich über die Natur und den Umfang seiner Pflichten gegen Frankreich und sein Adoptivvaterland täuschte und sogar die wahren Interessen des letzteren verkaufte, mochte er sich mehr Schwede als Franzose glauben und danach handeln; für Moreau aber gibt es keine Entschuldigung. Auch Murat gab Anlaß, daß man für seine Treue und seinen Ruhm fürchtete. Es stand auf einem der Blätter seines Schicksals geschrieben, er werde eines Tages seinen Freund, Wohlthäter und Schwager verleugnen und verrathen! Doch die Stunde der Felonie und Schmach hat für ihn noch



nicht geschlagen. Murat hat sich im Lager von Dresden eingefunden, um abermals die Feinde Napoleon's und Frankreichs zu bekämpfen.

Indessen fängt der Feldzug unter glücklichen Auspicien für die französische Armee an. Napoleon ist über Gabel in Böhmen eingebrungen, kehrt aber nach Zittau zurück, um in aller Eile seine Armee in Schlesien zu erreichen, wo seine Gegenwart nothwendig ist. Am 21. August mit Tagesanbruch ist er in Löwenberg, läßt Brücken über den Bober schlagen, und seine Armee überschreitet sie noch an demselben Tage trotz des Feuers des Feindes, welcher über den Haufen geworfen und bis Goldberg zurückgedrängt wird. Am 23. findet ein abermaliger Angriff statt. Der General Gérard, der links vorrückt, durchbricht und zerstreut eine Colonne von fünfundzwanzigtausend Preußen, während auf dem rechten Flügel der Hlensberg genommen und wiedergenommen wird, bis endlich ein ungestümer und mörderischer Angriff des 135ten Regimentes die Niederlage der Verbündeten entscheidet. Aber alle diese in Schlesien errungenen Vortheile bleiben ohne Einfluß auf den Marsch der großen böhmischen Armee, welche drohend gegen die Hauptstadt Sachsens vorrückt. Sowie Napoleon von dieser Bewegung Kenntniß erhält, überläßt er den Befehl seiner Armee in Schlesien dem Marschall Macdonald und eilt mit Ney Dresden zu Hülfe. Wird er aber auch noch zur rechten Zeit ankommen? Schon ist die Stadt von unzählbaren Massen umringt, die von allen Seiten heranzumarschiren, um die schwache hinter den Pallisaden der Vorstädte verschanzte Armee des Marschalls St. Cyr zu erdrücken. Alles läßt glauben, Dresden werde in die Gewalt der Verbündeten fallen und der Marschall St. Cyr dem Fürsten Schwarzenberg nicht lange widerstehen können. Die Treue der deutschen Truppen, die noch unter den französischen Fahnen dienen, ist dadurch erschüttert; zwei westphälische Husarenregimenter gehen zum Feinde über. Schon sprechen die Einwohner von Uebergabe. Plötzlich erscheint Napoleon; am 26., um 10 Uhr des Vormittags sprengt er im Galop über die Brücke und seine Truppen folgen im Sturmschritte. Von diesem Augenblicke an hört die Entmuthigung auf, stellt sich das Vertrauen wieder her. Als die Einwohner von Dresden die Cürassiere Latour = Maubourg's erblicken, brechen sie in Jubelgeschrei

aus, gleich als läßen sie auf diesen kriegerischen Gestalten die Rettung der Stadt.

Als der Kaiser ankömmt, ist es seine erste Sorge, zu erfahren, welche Bertheidigungsanstalten getroffen worden seien, und er hatte den vom Marschall St. Cyr ergriffenen Maßregeln nur Beifall zu zollen. Ueber diesen Punkt außer Sorge, eilt er in das Schloß, die königliche Familie zu beruhigen. Sein Besuch dauert aber nur einen Augenblick. Er brennt vor Ungeduld, sich mit eigenen Augen von der Zahl, der Stellung und den Bewegungen des Feindes zu überzeugen, und reitet daher rasch einem der Stadthore zu, mitten durch eine Volksmenge, die auf der ruhigen und heitern Stirne des großen Feldherrn das Wahrzeichen ihrer eignen Sicherheit erblickt. Um ein Uhr ist Napoleon am Pillnitzer Schlage, er steigt ab und geht um den äußern Umkreis der Stadt, wobei er den feindlichen Vorposten sich so sehr nähert, daß eine matte Kugel den ihn begleitenden Wagen trifft. Um drei Uhr geben drei Kanonenschüsse der verbündeten Armee das Zeichen zum Angriffe. Als bald steigt der Feind, der alle Höhen, welche die Stadt umgeben, inne hat, in die Ebene herab und greift mit Angestüm die französischen Redouten an. Der Kampf wird schnell allgemein, Haubitzgranaten und Kanonenkugeln fallen bereits in der Stadt nieder. Da begreift Napoleon, es sei kein Augenblick zu verlieren, um dem Kampfe eine entscheidende Wendung zu geben und die Hauptstadt seines treuesten Allirten zu retten. Er wirft dem rechten Flügel des Feindes Murat mit der Cavalerie, dem linken das Corps des Marschalls Mortier entgegen. Durch das Pirna'sche und Blauen'sche Thor marschiren vier Divisionen der jungen Garde heraus, befehligt von den Generalen Dumoustier, Barvois, Deconz und Roguet, und diese selbst unter dem Befehle des tapfern Fürsten von der Moskwa. Das Erscheinen dieser beiden Colonnen ändert sogleich die ganze Schlacht. Alles weicht vor der jungen Garde zurück.

„Der Kaiser ist in Dresden! man kann nicht daran zweifeln,“ ruft der Fürst von Schwarzenberg aus, „der günstige Augenblick, die Stadt einzunehmen, ist vorbei.“ Der Kaiser bewies seine Gegenwart nicht nur durch meisterhafte Anordnungen und geschickte Bewegungen, son-

dern auch durch thätige Theilnahme an den heldenmüthigen Anstrengungen und Gefahren seiner Armee. „Napoleon war während des heftigsten Feuers,“ berichtet ein deutscher Schriftsteller, „zum Seethore nach dem Dippoldiswalder Schlage gesprengt und nach kurzem Verweilen auf den Kampfplatz geeilt. Ein Offizier aus seinem Gefolge ward dicht an seiner Seite erschossen und mehrere seiner Adjutanten wurden verwundet.“ (Darstellung der Ereignisse in Dresden, im Jahre 1813. Von einem Augenzeugen, dem sächsischen Major von Odeleben.) Erst um neun Uhr des Abends schweigt der Kanonendonner. Noch um elf Uhr umreitet der Kaiser die Bivouaks, um die feindliche Linie zu recognosciren und seine Berechnungen für den morgenden Tag zu machen. Um Mitternacht ist er im Schlosse zurück und dictirt Berthier die Disposition, die sogleich an alle Corpscommandanten geschickt wird, damit jeder von ihnen vom frühen Morgen an bereit sei, das Genie des Kaisers zum Gewinn der zweiten Schlacht, die man erwartet, zu unterstützen.

Am 27. um sechs Uhr des Morgens setzt sich der Kaiser unter dem heftigsten Regen zu Pferde und reitet zum Freiburger Schlage hinaus, um das Terrain, auf welchem die Schlacht stattfinden soll, noch einmal aufmerksam zu besehen. Auf der Höhe, die er vor sich sieht, wird er alsbald eine Lücke gewahr. Das österreichische Corps Klenau's ist noch nicht auf dem ihm angewiesenen Plage erschienen. Sogleich befiehlt der Kaiser Murat und Victor, gegen diesen Punkt zu rücken und dem Feinde zuvorzukommen. Der König von Neapel und der Herzog von Belluno vollziehen mit Schnelligkeit diese Bewegung. Um neun Uhr sind sie Herren dieser Stellung; im Centrum aber wüthet eine heftige Kanonade, die Geschütze allein arbeiten da. „Hier,“ sagt das Manuscript von 1813, „muß sich der Soldat den härtesten Gesetzen der neueren Taktik unterwerfen. Den Zaum zernagend, der seinen Feuereifer zügelt, bleibt er ganze Stunden lang unbeweglich die Zielscheibe der Kanonenkugeln, die sich die beiden Linien unablässig zusenden.“ Um elf Uhr ist Murat bereits über den Plauenschen Grund hinaus. Man sieht ihn, den Säbel in der Hand, seinen goldgestickten Mantel über die Schulter zurückgeworfen, sich an der Spitze der Cara-

biniers und Cuirassiere auf die österreichische Infanterie stürzen. Sein Sieg, zu welchem Victor und Latour-Maubourg kräftig beitragen, ist vollständig, der linke Flügel der Verbündeten wird vernichtet. Ihr rechter Flügel ist nicht glücklicher; er flieht vor der jungen Garde, deren Gefahr und Triumph zu theilen der Kaiser selbst heransprengt. Auf allen Punkten zeigte sich die französische Tapferkeit so glänzend und so aussharrend, wie an den schönsten Tagen der französischen Kriegsgeschichte. Zwei Bataillone der alten Garde, die einzigen, die von diesem Corps zum Angriffe kamen, haben nur mit dem Bajonette gekämpft und Alles, was ihnen entgegenstand, niedergeworfen. Mortier, Saint-Cyr und Mansouty zeichnen sich nicht minder aus als Murat, Victor und Latour-Maubourg. Ein so bewundernswürdiges Zusammenwirken des Muthes und Talentes unter den Auspicien des Genies mußte von einem entscheidenden Erfolge gekrönt werden. Um drei Uhr ist die Schlacht bei Dresden von Napoleon entschieden gewonnen. Die verbündeten Monarchen, in Gefahr, ihre Verbindung mit Böhmen zu verlieren, sind genöthigt für ihre Sicherheit zu sorgen und sich zurückzuziehen, indem sie fünfundzwanzigtausend Gefangene, vierzig Fahnen und sechzig Geschütze in der Gewalt des Siegers lassen. Der erste Kanonenschuß aus den Batterien der kaiserlichen Garde hatte den General Moreau tödtlich verwundet und dem Aergerniß der Anwesenheit eines solchen Mannes bei der russischen Armee ein Ende gemacht.

Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und der Fürst Schwarzenberg weichen vor dem französischen Adler, indem sie den entscheidenden Moreau mit sich nehmen. Sie eilen, die böhmischen Pässe zu gewinnen, und Napoleon läßt sie lebhaft verfolgen. Aber einer seiner Generale versucht in vermessenem Vertrauen auf seine eigene und seiner Truppen Tapferkeit, mit einer Handvoll Soldaten einer ganzen Armee den Weg zu versperren. Der General Vandamme, der vergaß, daß man nach des Kaisers Aussprüche „dem fliehenden Feinde eine goldne Brücke bauen oder eine stählerne Schranke entgegensetzen müsse,“ und der zu schwach war, um diese Schranke zu sein, wirft sich in die Schluchten von Kulm, um die große bei Dresden besiegte Armee aufzuhalten. Aber nach unerhörten Anstrengungen und einer verzweifelten

Gegenmehr, die dem Feinde viele Mannschaft kostet, wird der französische General durch die Uebermacht erdrückt. Er verschwindet in dem Handgemenge und man hält ihn für todt. Seine ganze Armee wird gefangen genommen, und man erfährt bald, daß auch er in die Gewalt der Verbündeten gefallen ist. Dieser Unfall, welcher der französischen Armee mehr als zehntausend Mann kostete, minderte die Wirkungen der Schlacht bei Dresden. Fast zu gleicher Zeit trugen sich auch bei der französischen Armee in Schlesien traurige Ereignisse zu. Von dem häufigen Regen waren alle Flüsse angeschwollen; das Wasser bedeckte alle Straßen, riß alle Brücken fort, zerstörte alle Verbindungen der französischen Armee-corps unter sich. In einer so gefährlichen Lage mußte der Marschall Macdonald nach dem Verluste der Schlacht an der Ragbach über den Bober, den Queiß und die Neiße zurückgehen, nachdem er bei Löwenberg den größten Theil der Division Puthod, deren Ueberrest sich durch Schwimmen rettete, verloren hatte. Napoleon ließ die große feindliche Armee in den böhmischen Gebirgen, wo sie gleichsam eingeschlossen war, eilte nach Schlesien und traf das Corps Macdonald's am 4. Septembr auf den Höhen von Hochkirch. Sogleich ging er zum Angriffe über, drängte den Feind bis Görlitz, bis über die Neiße und Queiß zurück, und war am 6. um sieben Uhr des Abends wieder in Dresden, wo ihm berichtet wurde, das Kriegsgericht des dritten Corps habe soeben den General Jomini, einen gebornen Schweizer und Chef des Generalstabes dieses Corps, zum Tode verurtheilt, weil derselbe im Augenblicke des Wiederanfangs der Feindseligkeiten zum Feinde desertirt war.

Der Marschall Dudinot war auf seinem Marsche nach Berlin nicht glücklicher gewesen, als Macdonald in Schlesien. Am 23. August bei Großbeeren geschlagen, war er durch Ney ersetzt worden, welcher, nachdem er am 5. September einige Vortheile über den General Tauenzien errungen, am Tage darauf bei Dennewitz von Bülow angegriffen wurde und eine vollständige Niederlage erlitt. So begannen die Unglücksfälle sich überall zu häufen, wo der Kaiser nicht persönlich anwesend war. Napoleon gewährte dies zuerst, machte Dresden zum Mittelpunkt seiner Operationen und saß gleichsam immer zu Pferde an der Elbe, stets bereit, dorthin zu eilen, wo die Gefahr am dringendsten war.

So brachte er den September und die erste Hälfte des Octobers hin, indem er bald gegen Schwarzenberg, bald gegen Sacken, bald gegen Blücher und Bernadotte marschirte und Allen Furcht vor der unbezwinglichen Armee einflößte, die beinahe die Eigenschaft der Allgegenwärtigkeit hatte. Aber ein neuer Abfall kam der Coalition zu Hülfe, jener des Königs von Baiern. Der Aufstand breitete sich im Rücken der französischen Armee aus. Parteigängercorps hatten sich in Sachsen und Westphalen gebildet. Der sächsische General Thielemann, der zum Feinde übergegangen war, streifte mit dreitausend Reitern auf den Verbindungen der französischen Armee mit dem Rheine, bis er von dem General Lesebvre-Desnouettes geschlagen wurde. Bei dieser allgemeinen Bewegung der deutschen Völkerschaften gegen die französische Herrschaft war der König Hieronymus von Westphalen aus seiner Hauptstadt verjagt und gezwungen worden, nach Frankreich zu flüchten.

Auf die Nachricht vom Abfalle Baierns sah Napoleon ein, daß er sich an der Elbe nicht halten könne, und suchte sich dem Rheine zu nähern. Da ihm, so zahlreichen Armeen gegenüber, große Verstärkungen nothwendig waren, hatte er schon früher durch die Kaiserin, welche bei dieser Gelegenheit eine ihr aus dem Hauptquartier Napoleon's gesandte Rede hielt, vom Senate zweihundertachtzigtausend Conscriptirte verlangt. Ihre Aushebung wurde, ohne daß sich auch nur ein einziger Senator dagegen erhob, unverzüglich decretirt. Napoleon war an der Elbe Herr der Brücken bei Dessau, Aken und Wartenburg, und seine Absicht war, wie es in dem officiellen Berichte heißt, „über den Strom zu gehen, auf dem rechten Ufer von Hamburg bis Berlin zu manövriren, Potsdam und Berlin zu bedrohen und Magdeburg zum Centrum der Operationen zu machen, als die Nachricht vom Abfalle Baierns ihn zwang, auf diesen Plan zu verzichten, und ihn bestimmte, sich auf Leipzig zurückzuziehen.“ Er langte in dieser Stadt am 14. October an und fand daselbst bereits die Corps Victor's, Angereau's und Lauriston's vereinigt. Die Verbündeten folgten ihm auf dem Fuße, und es gelang ihnen durch eine combinirte Bewegung aller ihrer zerstreuten Streitkräfte, sich am 16. rings um die französische Armee zu concentriren, die in ihrem Marsche durch Schwarzenberg und Glinlay

im Süden und Westen aufgehalten war, während Bennigsen und Colloredo von Osten, Blücher und Bernadotte von Norden gegen sie heraneilten.

---

## Sechsendvierzigstes Capitel.

Schlachten bei Bachau und Leipzig. Abfall der Sachsen. Unglücklicher Ausgang des Feldzuges. Rückkehr des Kaisers nach Paris.

Am 15. besichtigte Napoleon, nachdem er das nach Leipzig gekommene sächsische Königspaar beruhigt hatte, die Umgebungen der Stadt und besuchte die verschiedenen Corps, welche in der Umgegend standen. Der übrige Theil des Tages und die Hälfte der Nacht vergingen in Vorbereitungen zur Schlacht, die für den folgenden Tag gewiß schien. Wirklich wurde am 16. um neun Uhr des Morgens im Süden von Leipzig durch den Fürsten Schwarzenberg das Zeichen zum Kampfe gegeben; bald wurde der Angriff allgemein und war von zweihundert Geschützen unterstützt. Anfangs waren die Verbündeten im Vortheile; sie bedrohten die Dörfer Markfleberg und Dölitz und zwangen den französischen rechten Flügel zu weichen, bis das Fußvolk Boniatowsky's und Angereau's und die Reiterei des Generals Milhaud auf dieser Seite den Fortschritten des Feindes Einhalt thaten.

Im Centrum behaupteten Victor und Lauriston Bachau und Liebertwolkwitz gegen alle Anstrengungen des Prinzen von Württemberg und der Generale Gotschakoff und Klenau. Aber es konnte dem Kaiser nicht genügen, mit Erfolg Widerstand zu leisten und seine Stellung zu behaupten; er bedurfte mehr als jemals eines glänzenden Triumphes, eines entscheidenden Sieges; er mußte, nachdem seine Feinde in ihren Angriffen gescheitert waren, sie seinerseits mit Ungestüm angreifen, ohne ihnen Zeit zu lassen, sich wieder zu ordnen, zu ermuthigen und die geschlagenen Truppen durch frische zu ersetzen. Das that Napoleon auch. Links warf er Macdonald und Sebastiani auf Klenau, befahl Mortier

mit zwei Divisionen der jungen Garde Lauriston zu unterstützen, ließ Victor durch Dudinot verstärken und sandte dem Fürsten Boniatowsky Gurial zu Hülfе. Hundertfünfzig Feuerschlünde der Garde unter der Leitung des Generals Drouot beschützten diese verschiedenen Bewegungen. Generale wie Soldaten erfüllten die Absichten des großen Feldherrn. Victor und Dudinot jagten den Prinzen von Württemberg vor sich her bis Gossa. Mortier und Lauriston behandelten das Corps Klénau's nicht besser; Macdonald und Sebastiani erfochten einen vollständigen Erfolg; Boniatowsky vereitelte alle Anstrengungen der Preußen, Russen und Destreicher, ihn von seiner Stellung an den Ufern der Bleiße zu verdrängen.

Als der Kaiser von Rußland sah, daß die Schlacht bei Wachau auf dem Punkte stehe, verloren zu gehen, ließ er nicht nur seine Reserven, sondern auch seine Escorte, auf die Gefahr hin, seine persönliche Sicherheit zu gefährden, angreifen; er eilte selbst auf den bedrohten Punkt und warf der französischen Reiterei die Gardekosaken entgegen. Dieser äußerste Entschluß, welcher eben so hochherzig als unvorsichtig war, konnte zwar die Person des Czars in Gefahr bringen, bewahrte aber die Armee der Verbündeten vor einer vollständigen Niederlage. Die Kosaken nahmen den Franzosen von sechsundzwanzig eroberten Kanonen zwanzig wieder ab, und auch die österreichische Reserve erschien. „Die Verbündeten,“ heißt es im Memorial von St. Helena, „waren so zahlreich, daß, so oft ihre Truppen ermüdet waren, dieselben regelmäßig wie auf der Parade abgelöst wurden.“ Bei einer solchen Truppenüberlegenheit konnten sie nicht völlig geschlagen werden, und so blieb trotz der Wunder der Tapferkeit, welche die französische Armee verrichtete, der Sieg beinahe unentschieden.

Aber nicht nur bei Wachau ist gekämpft worden; der Kanonendonner erschallte auch von der Parthe und von Lindenau her. An der Parthe hatte Blücher, der gleichfalls die Ueberlegenheit an Truppen für sich hatte, das Corps des Marschalls Marmont zurückgedrängt. Minder glücklich war Giulay bei Lindenau gegen den General Bertrand gewesen, welcher die Straße nach Frankreich vertheidigt und behauptet hatte.



Die Verbündeten verloren bei Wachau zwanzigtausend Mann. Der österreichische General Meerveldt, welcher mitten unter den französischen Bajonetten vom Pferde stürzte, übergab seinen Degen dem Capitain Pleineselve von der Division Curial. Dem General Latour-Maubourg war von einer Kugel der Schenkel zerschmettert worden. Napoleon ertheilte dem Benehmen seiner Unterfeldherren Victor, Marmont, Ney, Dubinot, Macdonald, Nugereau u. A. Lob; besonders hob er die Tapferkeit Lauriston's und den unerschrockenen Heldennuth Boniatowsky's hervor, den er zur Würde eines Marschalls erhob.

Seit einiger Zeit waren die Schlachten, welche hätten entscheiden sollen, für Napoleon ohne Folgen geblieben. Lützen, Bautzen und Dresden hatten die Zahl und den Eifer seiner Feinde nur vermehrt: was konnte er daher von einer Schlacht hoffen, deren Erfolg weder durch die Niederlage, noch auch nur durch den Rückzug der Verbündeten bezeichnet wurde? Als er sich daher in sein Zelt begab, mußte er sich bereiten, am andern Tage wieder zu schlagen.

Am Abend wurde der gefangene General Meerveldt zu ihm geführt, den er schon von Leoben her kannte und dem er sogleich seinen Degen zurückgab. Er ließ ihn hierauf auf Ehrenwort gehen und beauftragte ihn mit Friedensvorschlägen an den Kaiser von Oesterreich. Der General kehrte zu den Seinigen zurück, die ebenso erstaunt als erfreut waren, ihn wieder zu sehen; aber die Friedensworte, deren Ueberbringer er war, fanden nur eine sehr kalte Aufnahme. Die persönlichen Gefühle der Monarchen, die von Napoleon angerufenen Erinnerungen waren gänzlich den Anforderungen einer gemeinsamen und unbeugsamen Politik untergeordnet. Die Coalition konnte ihre Reihen nicht brechen, ihre Ansprüche nicht mäßigen, ihre Schläge nicht zurückhalten, da die Ereignisse sich immer mehr und mehr zu ihren Gunsten gestalteten.

Die Schlacht würde daher am 17. erneuert worden sein, wenn nicht der Regen und die schlechten Wege die Ankunft des Generals Bennigsen verzögert und die Verbündeten bewogen hätten, ihren Angriff auf den nächsten Morgen zu verschieben. Sollte Napoleon je geglaubt haben, man berathschlage im feindlichen Lager über die vom General

Meerveldt überbrachten Vorschläge, so wurde er schnell enttäuscht. Die Verbündeten setzten sich am 18. mit Tagesanbruch in Bewegung. Aber der Kaiser hatte die Nacht damit zugebracht, daß er seine Verfügungen traf, aus seinem Bivouak in das Zelt seiner Generale eilte, Ney zu Reudnitz weckte, Bertrand zu Lindenau besuchte und allenthalben seine Befehle für den anbrechenden Morgen erteilte. Um zehn Uhr begann die Kanonade auf der ganzen Linie. Die Verbündeten richteten ihre Anstrengungen vorzüglich auf die Dörfer Sonnwitz und Propstheide, von deren Erstürmung sie den Gewinn der Schlacht hofften. Viermal suchten sie Propstheide wegzunehmen und viermal scheiterten sie. Allenthalben vertheidigte die französische Armee ihre Stellungen hartnäckig und behauptete sie. Um drei Uhr des Nachmittags stand die Schlacht für die Franzosen noch günstig. Aber der Uebergang der Sachsen und der württembergischen Reiterei verursachte eine Lücke auf dem linken Flügel, und Bülow konnte bis fast an Reudnitz vorrücken. Er war nur noch eine halbe Stunde von Leipzig entfernt, als Napoleon selbst mit einer Division der Garde herankam. Seine Anwesenheit belebte den Muth der Truppen wieder und Bülow wurde zurückgedrängt. Abends waren die Franzosen Meister aller ihrer Stellungen, aber eine nochmalige Schlacht stand bevor, deren glücklichster Ausgang ihnen höchstens einen ruhmvollen Mückzug verschaffen konnte.

Napoleon sah sich daher auf dem Schlachtfelde von Leipzig, wie nach den schönen Waffenthaten des Tages von Bachau, in der Nothwendigkeit, sich auf einen neuen Kampf für den folgenden Morgen vorzubereiten. Um sieben Uhr des Abends meldeten aber die Generale Sorbier und Dulauroy, daß die Schießvorräthe erschöpft wären und man nur so viel Munitio'n habe, als ausreiche, die Schlacht zwei Stunden zu unterhalten. Seit fünf Tagen hatte die Armee mehr als zweihundertzwanzigtausend Kanonenschüsse gethan, und neuen Borrath konnte man nur zu Magdeburg oder Erfurt einnehmen. In einer solchen Lage konnte man nicht schwanke'n; Napoleon entschied sich für Erfurt und gab sogleich den Befehl zum Mückzug über die Lindenauer Chaussee, die der General Bertrand so tapfer gegen das Corps Giulay's vertheidigt hatte.

Der Kaiser ritt um acht Uhr des Abends aus seinem Bivouac nach Leipzig und wohnte im Hotel de Prusse. Der Herzog von Bassano erstattete ihm Bericht über die Unterredung, die er mit dem Könige von Sachsen gehabt. Dieser ehrwürdige Fürst war über das Borgesfallene untröstlich und wollte sein Schicksal nicht von jenem des Kaisers trennen. „Vortrefflicher Fürst!“ rief Napoleon aus, „er ist stets derselbe, wie ich ihn im Jahre 1807 gefunden habe, als er an die Triumphbogen schrieb: dem Kaiser Napoleon der dankbare Friedrich August!“ Er dictirte während der Nacht den Herzogen von Bassano und Vicenza Befehle. Am 19. mit Tagesanbruch hatte der größte Theil der Armee die rückgängige Bewegung bewerkstelligt. Victor und Murgereau marschirten zuerst aus Leipzig. Marmont erhielt Befehl, die Hallische Vorstadt so lange er könne, Reynier die westliche, Ney die östliche Vorstadt zu vertheidigen. Macdonald und Poniatowsky hatten die Nachhut und sollten die südlichen Vorstädte so lange behaupten, bis die Corps Ney's und Marmont's über die Elster gegangen sein würden. Der Kaiser ertheilte diesen Befehl Poniatowsky in Person. „Fürst,“ sagte Napoleon zu ihm, „Sie werden die südliche Vorstadt vertheidigen.“ — „Sire, ich habe sehr wenige Leute.“ — „Wohlan! Sie werden sie mit denen vertheidigen, die Sie haben.“ — „Ach, Sire! wir werden ausharren, wir sind stets bereit, für Eure Majestät zu sterben!“ Der edle Pole hielt Wort, er sollte den Kaiser nicht wiedersehen!

Man hatte dem Kaiser vorgeschlagen, die Vorstädte von Leipzig anzuzünden, um den Feind zu hindern, sich in ihnen festzusetzen, was der französischen Armee Zeit gegeben haben würde, ihren Rückzug zu bewerkstelligen und aus der Enge von Lindenau herauszukommen. „Wie hassenswerth,“ drückt sich der officielle Bericht aus, „auch der Verrath der sächsischen Armee war, konnte sich der Kaiser doch nicht zur Zerstörung einer der schönsten Städte Deutschlands entschließen; er wollte lieber einige Hundert Wagen verlieren, als einen so barbarischen Entschluß ergreifen.“

Als der Feind die rückgängige Bewegung der Franzosen gewahrte, stürzten alle seine Colonnen zu gleicher Zeit auf Leipzig, ungeduldig einzudringen und durch die Vernichtung der französischen Arrieregarde

das große Ereigniß der Ueberlieferung Deutschlands an die Coalition zu bezeichnen. Aber sie trafen in den Vorstädten auf einen hartnäckigen und unerwarteten Widerstand. Macdonald und Boniatowsky, mit der Sicherheit der Armee beauftragt, erfüllten mit Heldenmuth den ihnen anvertrauten edeln und gefahrvollen Beruf. Während sie den Feind an den Thoren der Stadt aufhielten, weilte der Kaiser noch bei dem Könige von Sachsen. Er äußerte gegen diesen ehrwürdigen Greis den Schmerz, den er darüber empfinde, ihn in der Mitte seiner Feinde zu lassen, und verzögerte den Abschied, bis beim Lärm eines lebhaften Kleingewehrfeuers, das sich von der Hallischen Vorstadt her hören ließ, der König sich erhob, in den Kaiser drang, Leipzig so schnell als möglich zu verlassen, und sagte: „Sie haben genug gethan, und es hieße den Edelmuth zu weit treiben, wenn Sie Ihre Person der Gefahr aussetzten, um einige Minuten länger zu bleiben und uns zu trösten.“ Napoleon widerstand anfangs, da aber das Kleingewehrfeuer sich immer mehr näherte, so vereinigten die Königin und die Prinzessin Auguste ihre Bitten mit jenen des Königs und der Kaiser gab nach. „Ich wollte Sie nicht eher verlassen,“ sagte er, „als bis der Feind in der Stadt sein würde, und war Ihnen diesen Beweis meiner Ergebenheit schuldig. Aber ich sehe, daß meine Anwesenheit nur Ihre Unruhe steigert, und bestehe nicht länger darauf. Empfangen Sie mein Lebewohl. Was immer geschehen möge, Frankreich wird die Freundschaftsschuld, die ich gegen Sie eingegangen bin, abtragen.“ Der König geleitete den Kaiser bis an die Treppe und hier umarmten sie sich zum letzten Male.

Es war jedoch nur ein falscher Lärm gewesen, der die erlauchten Verbündeten Napoleon's in Unruhe versetzt hatte. Marmont, Ney, Neynier, Macdonald, Lauriston, Boniatowsky waren fortwährend Herren der ihrer Obhut anvertrauten Stellungen. Alle Angriffe Blücher's und der andern feindlichen Generale waren trotz des Widerhalles des Lärmes in der Stadt kräftig zurückgewiesen worden. Der Kaiser konnte daher Leipzig ohne Hinderniß verlassen und ruhig Lindenau erreichen. Aber neue Zufälle, die außer der Voraussicht selbst des Genies liegen, veranlassen neues Unglück. Während die Arrièregarde Schritt für Schritt die Nachhut vertheidigte und sich Alles gegen die Elsterbrücke

drängte, fand ein Irthum statt, der die verderblichsten Folgen nach sich zog. Der Oberst Montfort hatte den Befehl, die Brücke zu sprengen, sobald die letzten französischen Colonnen darüber gezogen wären. Der Sapeur, dem die Lunte anvertraut war, glaubt, die Franzosen wären schon gänzlich hinüber, hört in der Nähe schießen, zündet an, und ein dumpfer Knall weckt den Kaiser aus dem Schlummer, in den er vor Ermattung in der Mühle zu Lindenau gesunken war. Die Elsterbrücke ist in die Luft gesprengt und vier Armeecorps mit zweihundert Kanonen sind abgeschnitten. Was wird aus den Tapfern werden, welche Macdonald, Reynier, Lauriston und Boniatowsky befehligen? Von der Uebermacht gedrängt vermögen sie nicht länger zu widerstehen, und der Rückzug ist ihnen durch eine französische Hand abgeschnitten worden! Macdonald springt in die Elster und schwimmt glücklich hinüber. Boniatowsky spornt sein Pferd in den Fluß, fällt in eine tiefe Stelle und kommt nicht wieder zum Vorschein. Reynier und Lauriston verschwinden gleichfalls, man glaubt sie getödtet oder ertrunken. Zwanzigtausend Mann haben durch dieses traurige Ereigniß den Tod in den Fluthen gefunden oder sind gefangen worden. Die Verbündeten sind Herren von Leipzig. Der König von Sachsen wird nach Berlin geführt, um in der Ungnade der großen Mächte seine unwandelbare Treue gegen Frankreich zu büßen; Bernadotte dagegen theilt in Leipzig den Triumph und die Trunkenheit der Feinde des französischen Namens.

Nachdem der Kaiser den Opfern dieses großen Unglücks den gerechten Tribut des Schmerzes gezollt, befahl er, den Obersten Montfort und den Sapeur, der die Brücke zu frühe gesprengt, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und setzte dann seinen Rückzug nach Erfurt fort, wohin das Hauptquartier am 23. kam und wo „die siegreiche französische Armee,“ wie sich das an die Kaiserin gerichtete Bulletin ausdrückt, „anlangte, wie eine geschlagene Armee anzulangen pflegt.“ Am 25. verläßt Napoleon Erfurt und setzt seinen Marsch nach dem Rheine fort. Die österreichisch-bayerische Armee rückt heran, um ihm den Weg nach Hanau zu versperrern. Aber Napoleon dringt mitten durch sechzigtausend Oesterreicher und Baiern, welche von Brede befehligt und von achtzig Feuereschlünden unterstützt werden. Scheint auch die französische Artillerie

durch die wiederholten Angriffe der zahlreichen feindlichen Reiterei einen Augenblick gefährdet und ist sie gleich von allen Seiten vom Feinde, der sie schon erobert zu haben glaubt, umringt, so bewaffnen sich doch die Artilleristen mit Carabinern und vertheidigen ihre Geschütze hartnäckig hinter den Laffetten. Der tapfere Drouot giebt ihnen das Beispiel, er greift zum Degen, und seine heroische Haltung imponirt dem Feind lange genug, daß Mansouty mit der Cavalerie der Garde anlangen und die unerschrockenen Artilleristen befreien konnte.

Am 1. November kam der Kaiser in Frankfurt an. Er schrieb von da an Marie Louise, um ihr die Sendung von zwanzig bei Wachau, Leipzig und Hanau eroberten Fahnen anzuzeigen. Das waren theuer bezahlte Trophäen. Am andern Tage um vier Uhr des Morgens war Napoleon in Mainz. Er beschäftigte sich hier während mehrerer Tage mit der Reorganisation der Armee, die sich auf der Rheinlinie aufstellen sollte, reiste am 8. in der Nacht ab und traf am 9. um fünf Uhr des Abends in St. Cloud ein.

---

## Siebenundvierzigstes Capitel.

Der Senat begrüßt den Kaiser. Aushebung von dreihunderttausend Mann.  
Zusammentritt und Auflösung des gesetzgebenden Körpers.

Paris, seit so langer Zeit durch Napoleon an Siegesgefänge und Triumphzüge gewöhnt, sah ihn zum zweiten Male binnen Jahresfrist zurückkommen, verrathen von seinen Bundesgenossen und vom Glücke, verfolgt von den Armeen von ganz Europa, denen er nur die Trümmer der seinigen entgegenzusetzen hat. Aber das Volk beharrt dabei, den Helden, welcher in den consularischen Tagen und geschmückt mit den Lorbeern von Aegypten und Italien im Jahre 1800 auf dem Marsfelde den Jahrestag des 14. Juli feierte und der das französische Volk mit Enthusiasmus als seinen Souverain begrüßte, mit seinem Willen

und seinem Blute zu unterstützen. Drücken auch die großen Körperschaften den Gedanken des Volkes nicht aus, so thut es doch ein berühmter Patriot; Carnot, dessen Stimme rein von Schmeichelei blieb, während alle amtlichen Vertreter Frankreichs sammt den Königen von Europa Napoleon zu Füßen lagen, schreibt an den Kaiser und bietet seine Dienste an, weil er in ihm trotz mancher mit dem Geiste des Jahrhunderts unvereinbaren Tendenzen den Mann Frankreichs erkennt, und der Kaiser antwortet ihm, indem er ihn mit der Vertheidigung von Antwerpen beauftragt.

Der Senat hatte sich beeifert, dem Kaiser seine beständigen Schmeicheleien zu wiederholen, und dieser antwortete: „Vor einem Jahre marschirte ganz Europa mit uns, jetzt zieht ganz Europa wider uns; denn die Ansicht der Welt wird entweder durch Frankreich oder durch England geleitet. Ohne die Willensstärke und die Macht der Nation würden wir Alles zu fürchten haben. Die Nachwelt wird sagen, daß, wenn auch große und schwierige Umstände eintraten, Frankreich und ich ihnen gewachsen waren.“ Am andern Tage, den 15. November, verlangte die Regierung und gewährte der Senat eine Aushebung von dreihunderttausend Conseribirten.

Der gesetzgebende Körper war durch ein aus Gotha datirtes Decret zusammenberufen. Kaum war der Kaiser zu Paris angekommen, so erfuhr er, daß ein feindseliger Einfluß sich der Leitung dieser Versammlung zu bemächtigen suche. Er machte sogleich von jener dictatorischen Gewalt, die er sich, sobald die Umstände es forderten, so gut anzueignen verstand, Gebrauch, decretirte, daß der Präsident des gesetzgebenden Körpers von ihm zu ernennen sei, und wählte hierzu den damaligen Großrichter Herzog von Massa, welcher im Ministerium der Justiz durch den Staatsrath Molé ersetzt wurde. Auch befahl er durch Decret vom 16. December die Bildung von dreißig Cohorten der Nationalgarde, denen er die Vertheidigung der festen Plätze anvertraute.

Am 19. desselben Monats fand die Eröffnung der Sitzung des gesetzgebenden Körpers statt. Der Kaiser ließ den Deputirten und den Senatoren die diplomatischen Actenstücke mittheilen, welche das Geheimniß der Unterhandlungen während des letzten Feldzuges enthielten und

den Maßstab zur Beurtheilung der wirklichen Gesinnungen der großen Mächte gaben. Jede dieser beiden Körperschaften ernannte eine Commission zur Prüfung dieser Urkunden. Fontanes war der Berichterstatter der Commission des Senates, Lainé Abgeordneter der Gironde, jener des gesetzgebenden Körpers.

Fontanes behauptete seine Rolle eines unerschütterlichen Anhängers der Monarchie und eifrigen Dieners des Kaiserreiches. Er schilderte sein Erstaunen über die Erklärung der verbündeten Souveraine, welche in ihrem neuesten Manifeste gesagt hatten, daß sie nicht der französischen Nation, sondern nur dem Kaiser zu Leibe gehen wollten. „Diese Erklärung,“ sagte der Redner des Senates, „trägt einen in der Diplomatie der Könige vollkommen ungewöhnlichen Charakter; nicht den Königen als solchen legen sie ihre Beschwerden vor, nicht ihnen senden sie ihre Manifeste, sondern die Völker sind es, an die sie sich wenden. Sollte dieses Beispiel nicht verderblich wirken? Ist es weise, dasselbe zu einer Zeit zu geben, wo die Gemüther, befallen von allen Krankheiten des Stolzes, sich nur mit Widerwillen unter die Regierungen beugen, welche sie schützen, indem sie deren Verwegenheit im Zaum halten? Und gegen wen ist ein solcher Angriff gerichtet? Gegen einen großen Mann, dem alle Könige zum Danke verpflichtet sind; denn indem er den französischen Thron wiederherstellte, hat er den Krater des Vulkans geschlossen, der sie alle bedrohte.“ Das Oberhaupt der vierten Dynastie fand in der Rede des alten Royalisten, den der Senat zum Organe gewählt hatte, seine eigenen Gedanken wieder. Er dankte der Deputation dieser Körperschaft für die ausgedrückten Gesinnungen und schilderte dann die Lage Frankreichs in nicht beruhigenden Ausdrücken. „Sie haben,“ sagte er, „aus den Urkunden, die ich Ihnen mittheilte, ersehen, was ich Alles für den Frieden thue. Ich werde die Opfer, welche die von den Feinden vorgeschlagenen Präliminargrundlagen fordern und die ich angenommen habe, ohne Schmerz bringen; mein Leben hat nur einen Zweck, das Glück der Franzosen. Inzwischen ist Bearn, Elsaß, die Franche-Comté, Brabant angegriffen. Das Wehgeschrei dieser Glieder meiner Familie zerrißt mir die Seele; ich rufe die Franzosen zu Hülfe der Franzosen auf!“



Es hatte nur zu sehr seine Richtigkeit, daß Frankreich angegriffen war. Die Armee in Spanien, gezwungen die Halbinsel zu räumen, ging über die Pyrenäen zurück und wurde von den Engländern und Spaniern verfolgt, die bereits auf französischem Gebiete lagerten. Im Norden war der Rhein auf mehreren Punkten überschritten, und der Vicekönig hielt sich nur mit Mühe jenseits der Alpen, während sich die Festungen an der Elbe und Oder ergaben und selbst Danzig capitulirte. Dieser Augenblick schien der contrerevolutionären Partei, welche niemals verzweifelt hatte und deren von den englischen Tories mit Starrsinn vertheidigte Grundsätze die mehr oder minder eingestandne Ursache des Bundes gegen Frankreich waren, günstig. Die Bourbonen, deren Name vergessen schien und welche der neuen Generation völlig fremd waren, erschienen plötzlich an den Grenzen von Spanien und überschwebten die südlichen Departements mit ihren Proclamationen. Auch sie gaben sich für die Wiederhersteller der öffentlichen Freiheiten aus, während als merkwürdiger Gegensatz Andere Napoleon als den Wiederhersteller des Thrones und Altars priesen. Besonders im Westen und Süden regten sich die Anhänger der Bourbonen. An einigen Punkten nahmen Zusammenrottungen widerspenstiger Conscriptirten, aufgehetzt durch Verschwörer, eine drohende Haltung an. Zu Paris befand sich der leitende Ausschuss, in welchem Männer saßen, die nachher in den ersten Reihen der Liberalen figurirten, damals aber den Intriquanten im Innern und im Auslande zum Bande und zum Führer dienten.

Die Commission des gesetzgebenden Körpers wählte diesen Augenblick, um anzudeuten, daß der Despotismus an die Stelle der Herrschaft der Gesetze getreten sei, und daß man die Verlängerung des Krieges nur dem Kaiser zuschreiben könne, da seine Vergrößerungsideen die einzigen Hindernisse des allgemeinen Friedens wären. Kühn gemacht durch das öffentliche Unglück und die Gefahr des Staates, hatte die Commission das Ansehen, als stelle sie Bedingungen für die Bewilligung der Opfer, welche Napoleon von den Deputirten der Nation verlangte, um das Land vor dem Einfalle fremder Kriegsheere zu bewahren. Der Kaiser war über eine so spät und so zur Unzeit erscheinende Berwegen-

heit entrüstet. Der Druck und die Bertheilung des Berichtes Lainé's war durch vier Fünftheile der Versammlung beschlossen worden; dieser Beschluß wurde durch den Willen des Gebieters vernichtet. Am 30. December, nachdem dem Drucke Einhalt gethan worden und die fertigen Bogen weggenommen waren, schüttete Napoleon sein Herz im Schooße des Staatsrathes aus. „Meine Herren!“ sagte er, „Sie kennen die Lage der Dinge und die Gefahren des Vaterlandes: ich glaubte, den Deputirten des gesetzgebenden Körpers, ohne hiezu verpflichtet zu sein, eine vertrauliche Mittheilung machen zu müssen; dieselben haben aber aus dieser Handlung des Vertrauens eine Waffe gegen mich, das heißt gegen das Vaterland, gemacht. Der gesetzgebende Körper, statt Frankreich retten zu helfen, hilft dessen Verderben beschleunigen; er verlegt seine Pflichten, ich dagegen erfülle die meinigen und löse ihn auf.“

Trotz dieser Maßregel erschienen die Mitglieder des gesetzgebenden Corps dennoch am Neujahrstage in den Tuilerien, um dem Kaiser bei Gelegenheit des Jahreswechsels ihre Glückwünsche darzubringen. So wie sie vor ihm erschienen, bemächtigte sich seiner wieder der ganze Unwille, den er bei der ersten Nachricht von ihrem Beschlusse empfunden, und er redete mit unbeschreiblichem Feuer so zu ihnen; „Ich habe den Druck eurer Adresse verboten: sie war aufrührerisch. Elf Zwölftheile des gesetzgebenden Körpers sind gute Bürger, ich kenne sie und werde alle Rücksichten gegen sie haben; das andere Zwölftel enthält Auf-rührer, und eure Commission gehört dieser Zahl an. (Diese Com-mission bestand aus Lainé, Raynouard, Maine de Biran und Flau-gergues.) Lainé ist ein Verräther, der mit dem Prinzen-Regenten durch Deseze correspondirt; ich weiß es und habe die Beweise davon; die andern sind Auf-rührer. Ihr sucht in eurer Adresse den Souverain von der Nation zu trennen. Ich allein, ich bin der Repräsentant des Volkes. Und wer von euch vermöchte eine solche Bürde zu tragen?! Der Thron ist nur ein mit Sammet überzogenes Holz. Wenn ich euch folgte, so müßte ich dem Feinde mehr abtreten, als er verlangt: ihr werdet in drei Monaten den Frieden haben oder ich bin untergegangen. Gegen mich sind die Feinde noch mehr erbittert als gegen die Franzo-sen, aber soll es mir deswegen erlaubt sein, den Staat zu zerstückeln?

Opfere ich nicht schon mein Selbstgefühl und meinen Stolz, um den Frieden zu erlangen? Ja, ich bin stolz, weil ich muthig bin; ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich vollbracht habe. Die Adresse war meiner und des gesetzgebenden Körpers unwürdig; eines Tages werde ich sie drucken lassen, aber dies wird zur Schmach des gesetzgebenden Körpers geschehen. Ihr habt mich mit Roth beschmutzen wollen, ich aber gehöre zu jenen Männern, die man tödten, aber nicht entehren kann. Kehrt in eure Heimath zurück. Gesezt auch, ich hätte einiges Unrecht begangen, so solltet ihr mir keine öffentlichen Vorwürfe machen; die schmutzige Wäsche wäscht man in seinem Hause. Uebrigens bedarf Frankreich meiner mehr als ich Frankreichs.“

---

## Achtundvierzigstes Capitel.

Anfang des Feldzuges von 1814.

Der gesetzgebende Körper hatte ohne Zweifel durch seine böswilligen Einflüsterungen gegen Napoleon, zu einer Zeit, wo das Oberhaupt des Reiches des ganzen Vertrauens der Nation bedurfte, um den Boden des Vaterlandes gegen den Feind zu vertheidigen, viel Böses gestiftet. Aber der Kaiser hat das Uebel gesteigert, indem er der unzeitigen Opposition der Deputirten Aufsehen zuwandte und sie, belastet mit seinem feierlichen Tadel, in ihre Heimath zurücksandte. Dieser Zwiespalt zwischen dem Kaiser und einer der großen Staatskörperschaften wurde von den Parteien im Innern und von den Agenten der europäischen Diplomatie geschickt ausgebeutet. Die Feinde mußten sich freuen, daß, während sie sich Mühe gaben, Napoleon von Frankreich zu trennen, um ihn verwundbarer zu machen, dieser selbst sich von der Nation, mit der er sich bisher stets identificirt hatte, trennte, indem er sagte, sie bedürfe seiner mehr als er ihrer. Indessen legte ihm das französische Volk diese Unmaßung nicht übel aus und seine Söhne drängten sich im Elsaß, in Lothringen und der Champagne herbei, um ihm den Boden und die Ehre des Vaterlandes vertheidigen zu helfen.

Bevor Napoleon Paris verließ, ernannte er durch Patent vom 25. Januar Marie Louise zur Regentin, und sie leistete als solche in einem Rathe, der aus den Prinzen und Großwürdenträgern des Reiches, aus Cabinet- und Staatsministern bestand, den Eid in die Hände des Kaisers. Denselben Tag berief Napoleon die Offiziere der Pariser Nationalgarde, zu deren Oberbefehlshaber er sich erklärt hatte, in die Tuilerien, und sprach zu ihnen: „Ich reise mit Vertrauen ab, um den Feind zu bekämpfen; ich hinterlasse euch, was mir das Theuerste auf der Welt ist, die Kaiserin und meinen Sohn!“ Die Herren von Brancas, von Brevannes und andere von altem Adel befanden sich unter diesen Offizieren, welche alle schwuren, das ihrer Ergebenheit anvertraute Gut zu bewahren. Und derselbe Tag war es auch, an welchem Napoleon den schon erwähnten Brief erhielt, in welchem Carnot seine Dienste anbietet. Welcher Gegensatz mußte sich da dem Geiste des Kaisers bemerklich machen! Carnot, der das letzte Organ der Republik gewesen und allem Glanze der neuen Monarchie fern geblieben war, Carnot näherte sich im Unglücke dem, dessen Erhebung im Glücke er bekämpft hatte, während Murat, einer der ersten Prinzen des Kaiserreiches, der Schwager, der Freund, der alte Waffengefährte des Kaisers, den er mit Würden und Ehren überhäuft und mit einer Krone ausgestattet hatte, den Augenblick wählte, wo das Glück seinen Wohlthäter verrieth, um der Welt das Mergerniß eines neuen Abfalls zu geben und den Oesterreichern und Russen den Beistand jener echt französischen Tapferkeit zu leihen, die ihnen so oft verderblich gewesen war. Napoleon hatte erfahren, daß der König von Neapel das Beispiel des Kronprinzen von Schweden nachgeahmt habe, und daß am 11. Januar zwischen diesem, seinem Schwager und seinem Schwiegervater unter den Auspicien der Engländer ein enges Bündniß, ihn zu bekriegen, geschlossen worden sei, so daß nun der Prinz Eugen, der sich kaum gegen die österreichische Heere zu halten vermochte, in seinem Rücken auch noch die neapolitanische Armee hatte. Es bedurfte der ganzen Seelenstärke Napoleon's, um durch so viele beklagenswerthe Ereignisse, Treubrücke und Schändlichkeiten nicht in seiner Standhaftigkeit erschüttert zu werden. Er hatte jedoch von der Natur einen starken und stolzen Charakter erhalten und wurde von dem allgemeinen Abfall, wo-

von jeder Tag ein neues Zeichen brachte, zwar entrüstet, aber nicht entmuthigt.

Indem er die Gefühle des Ekels bewältigte und dem Gewitter, das auf allen Punkten Frankreichs losbrach, trotzte, zog er den Verbündeten entgegen, welche die Neutralität der Schweiz verletzt hatten, um die östlichen Provinzen zu überziehen. Er reiste am 25. Januar um drei Uhr des Morgens von Paris ab, nachdem er seine geheimsten Papiere verbrannt und Gemahlin und Kind umarmt hatte . . . zum letzten Male! Am 26. war sein Hauptquartier zu Vitry und am 27. langte er in St. Dizier an, von wo er den Feind, der sich seit zwei Tagen allen Arten von Ausschweifungen überlassen hatte, vertrieb. Die Anwesenheit des Kaisers erfüllte die Einwohner mit Entzücken, Ein alter Soldat, der Oberst Boland, warf sich ihm zu Füßen und dankte im Namen des Volkes, das sich um seinen Befreier drängte. Zwei Tage darauf entriß Napoleon dem Feldmarschall Blücher Stadt und Schloß Brienne und fügte ihm einen Verlust von viertausend Mann zu. Blücher selbst, der nicht glaubte, daß der Kaiser bei der Armee sei, wäre beinahe gefangen worden, und rettete sich kaum noch aus dem Schlosse, wo er sich bereits zur Ruhe gelegt hatte, an der Spitze seines Generalstabes.

In Folge der am 1. Februar gelieferten Schlacht bei Brienne, welche die Preußen von la Rothière benennen, mußte sich Napoleon, um nicht von Paris abgeschnitten zu werden, auf Troyes, dann nach Nogent zurückziehen, an welchem letztern Orte sein Hauptquartier am 7. Februar war. Hier erfuhr er, daß die Armee Blücher's von jener Schwarzenberg's sich getrennt habe, brach gegen die schlesische Armee auf und überraschte sie, während ihre Corps, allzusehnell Paris zuweilend, über eine große Landstrecke zerstreut waren. Am 10. schlug Napoleon das russische Corps Olsufieff's auf das Haupt und nahm diesen General gefangen. Am Tage darauf wurde Sacken bei Montmirail geschlagen und am 12. das Corps York's bis Chateau Thierry verfolgt. Da die Preußen und Russen den Einwohnern übel mitgespielt hatten, lauerten die Bauern einzeln marschirenden Trupps in den Wäldern auf und nahmen viele gefangen. Am 14. wandte er sich gegen Blücher, der mit

den Corps Kleiſt's und Kapzewitsch's auf einer anderen Straße im Anmarsche begriffen war, und es kam zum Treffen bei Vauchamps. Dieses von dem Herzog von Ragusa angegriffene Dorf wurde mehrmals genommen und verloren. Während man sich hier mit Erbitterung schlug, kam der General Grouchy dem Feinde mit der Reiterei in den Rücken und säbelte dessen Bierecke nieder. Die Preußen und Russen retteten sich nur mit genauer Noth und großem Verluste, als die Dunkelheit einbrach. Noch in der Nacht wurde die Nachhut angegriffen und ihr Befehlshaber, der General Urussov, gefangen genommen.

Als Napoleon gegen die Corps aufbrach, welche an der Marne operirten und Paris von der Seite von Rheims und Soissons her bedrohten, hatte er seinen Unterbefehlshabern die Sorge überlassen müssen, Schwarzenberg an der Aube und Seine aufzuhalten. Der österreichische Generalissimus rückte aber nur langsam vor. Die Marschälle Victor und Dudinot, welche nicht stark genug waren, um gegen den Feldmarschall eine Schlacht zu wagen, hatten sich, jener nach Rangis, dieser nach dem Flusse Yeres zurückgezogen, und Dudinot hatte sogar Befehl gegeben, die Brücken bei Montereau und Melun in die Luft zu sprengen. So wie Napoleon von den Fortschritten Schwarzenberg's Nachricht erhielt, ließ er Marmont und Mortier an der Marne zurück und eilte mit Blitzesschnelligkeit nach dem von der österreichischen Armee bedrohten Punkte. Am 16. Februar kam er an der Yeres an und sein Hauptquartier war in Guignes. Am 17. marschirte er nach Rangis, wo das russische Corps Wittgenstein's stand, während eine andere russische Colonne unter dem Befehl des Grafen Pahlen zu Mormant war. Der Kaiser ließ diese beiden Generale angreifen. Gerard nahm mit dem zweiunddreißigsten Regimente Mormant weg; die Reiterei der Generale Balmy und Milhaud, von der Artillerie Drouot's unterstützt, durchbrach in einem Augenblicke die Bierecke der russischen Infanterie, von welcher mehrere Tausend Mann gefangen wurden; kaum daß Wittgenstein Zeit hatte, sich zu retten und Nogent zu erreichen. Er hatte, als er über Provins vorrückte, verkündigt, er werde den 18. in Paris sein. Auf dem Rückzuge durch diese Stadt gestand er offen die Niederlage, die er statt des geträumten Sieges erlitten, ein. „Ich bin tüchtig geschlagen

worden,“ sagte er, „zwei meiner Divisionen sind gefangen; in zwei Stunden werdet ihr die Franzosen sehen.“ Diesmal bewährte sich die Verkündigung des russischen Generals. Der Graf Balmy und der Marschall Dudinot besetzten Provins, während der General Gerard auf Billeneuve-le-Comte marschirte und hier zwei bairische Divisionen angriff und schlug. Ohne den Fehler eines sonst sehr ausgezeichneten Generals, welcher es veräumte, an der Spitze einer unter seinem Befehl stehenden Dragonerdivision anzugreifen, wäre das Corps des Generals Brede vernichtet worden.

Napoleon brachte die Nacht vom 17. zum 18. im Schlosse von Rangis zu und wollte am Morgen nach Montereau, wo der Marschall Victor der österreichischen Armee hatte zuvorkommen und am Abend des 17. Stellung nehmen sollen. Als jedoch am 18. um zehn Uhr des Vormittags der General Chateau vor Montereau erschien, war dieser wichtige Posten schon seit einer Stunde von dem General Bianchi besetzt, dessen Divisionen auf den Höhen vor der Stadt und der Brücke Stellung genommen hatten. Obgleich an Zahl geringer, gab der General Chateau doch nur seinem Muth Gehör und griff den Feind an; doch die Streitkräfte waren zu ungleich; der Unterstützung der beiden Divisionen, die am gestrigen Abend bei Montereau hätten ankommen sollen, beraubt, wurde der General Chateau anfangs zurückgeworfen; der Nachdruck aber, den er seinem Angriffe gab, gewährte den Corps Zeit, anzulangen und in die Schlachtlinie zu rücken. Gerard, der zuerst angekommen war, hatte bereits eine Art Gleichgewicht des Kampfes hergestellt, als der Kaiser im Galop heransprengte; seine Anwesenheit verdoppelte den Eifer und die Tapferkeit der Truppen; er begab sich mitten in den Kugelregen, und als die Soldaten murrten, daß er sich so aussehe, rief er ihnen zu: „Seid ruhig, meine Freunde; die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen.“ Bereits war der Feind auf der Höhe von Surville im Weichen begriffen, als der General Bajol auf der Straße von Melun plötzlich in seinem Rücken vorbrach und ihn zwang, sich in die Seine und Yonne zu stürzen. Die Garde hatte nicht nöthig anzugreifen; sie erschien nur, um den Feind nach allen Richtungen fliehen zu sehen und Zeuge des Triumphes der Corps Ge-

rad's und Bajol's zu sein. Die Bewohner von Montereau nahmen an dem Siege Theil, indem sie aus den Fenstern auf die Oesterreicher und Würtemberger schossen. Die französische Armee erlitt einen Verlust, der den Kaiser schmerzlich berührte; der General Chateau, der an diesem Tage eine so große Tapferkeit entfaltet hatte, wurde auf der Brücke von Montereau erschossen. Die Nationalgarden aus der Bretagne nahmen an dem Gefechte Theil und bemächtigten sich der Vorstadt von Melun; der Kaiser hatte zu ihnen bei der Heerschau gesagt: „Zeigt, wessen die Männer des Westens fähig sind; sie waren zu allen Zeiten die treuen Vertheidiger ihres Vaterlandes und die festesten Stützen der Monarchie.“

Nachdem Napoleon die Generale, welche zum Gewinn dieser Schlacht beigetragen, belobt und belohnt hatte, tadelte er diejenigen, welche sich im Marsche Langsamkeit, im Befehl Nachlässigkeit hatten zu Schulden kommen lassen. Dem General Guyot warf er im Angesichte der Truppen vor, daß ihm in vergangener Nacht einige Geschütze im Bivouak weggenommen worden waren. Der General Montbrun wurde im Bulletin als Derjenige bezeichnet, welcher den Wald von Fontainebleau den Kosaken ohne Widerstand überlassen; der General Digeon wurde vor ein Kriegsgericht verwiesen, um sich vor demselben zu verantworten, weswegen die Artillerie auf der Höhe von Surville Mangel an Munition gelitten. Der Kaiser fand in der schwierigen Sachlage Grund zur Strenge; dennoch widerrief er die gegen den General Digeon beschlossene Maßregel auf Bitten des Generals Sorbier, der ihm die Dienste seines alten Waffengefährten in das Gedächtniß rief. Von allen Vorwürfen machte aber der gegen den Marschall Victor gerichtete das meiste Aufsehen in Frankreich und Europa. Es hieß von diesem Marschall in dem Berichte: „Der Herzog von Belluno sollte am 17. des Abends zu Montereau eintreffen; er hat zu Salins Halt gemacht und dadurch einen großen Fehler begangen. Die Besetzung der Brücken von Montereau hätte dem Kaiser einen Tag gewonnen und ihm gestattet, die österreichische Armee in schlechter Stellung zu überraschen.“ Der Kaiser beschränkte sich nicht auf diesen feierlichen Tadel, sondern sandte dem Marschall die Erlaubniß, sich von der Armee zu entfernen, und übertrug den



Befehl über sein Corps dem General Gerard. Victor, schon durch den Tod seines Schwiegersohnes, des unerschrockenen Chateau, so schwer getroffen, nahm dies nicht schweigend hin, sondern suchte den Kaiser auf, erklärte die Versäumniß aus der Ermüdung der Truppen und fügte hinzu, daß, wenn er einen Fehler begangen, das seiner Familie widerfahrene Unglück ihn denselben schon grausam genug büßen lasse. Das Bild des sterbenden Chateau stieg vor dem Kaiser auf, er wurde milder, und Victor benutzte diesen Augenblick, um mit großer Gemüthsbe-  
 wegung zu sagen: „Ich werde eine Flinte nehmen, ich habe mein altes Handwerk nicht vergessen, Victor wird in den Reihen der Garde kämpfen.“ Diese edle Sprache besiegte den Kaiser. „Wohlan, Victor!“ sagte er, diesem die Hand reichend, „bleiben Sie; ich kann Ihnen Ihr Armeecorps nicht wiedergeben, weil ich es Gerard gegeben habe, aber ich gebe Ihnen den Befehl über zwei Divisionen der Garde, und es sei fortan zwischen uns Alles vergessen.“

Die Treffen bei Mormant und Montereau hatten für den Fürsten Schwarzenberg dieselben Folgen, wie die bei Montmirail und Baugchamps, bei Champeaubert und Chateau-Thierry sie für Blücher gehabt hatten; die Oesterreicher, auf ihrem Marsche gegen Paris gleich unglücklich wie die Preußen und Russen, mußten sich zurückziehen, und zwar durch eine erbitterte und wüthentflammte Bevölkerung. Napoleon kam am 23. Februar wieder nach Troyes; die Anwesenheit des Feindes daselbst hatte die Anhänger der Bourbonen ermutigt, ihre Gesinnungen durch öffentliche Zeichen an den Tag zu legen: ein Emigrant und ein ehemaliger Garde-du-Corps hatten den Ludwigsorden getragen. Der Kaiser befahl, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches sie zum Tode verurtheilte; aber nur der Emigrant wurde fusilirt, der Garde-du-Corps hatte die Flucht ergriffen. An der Seine und Marne geschlagen, wünschten die Verbündeten Zeit zu gewinnen, um die Zuversicht in ihren Heeren wiederherzustellen und ihre Reserven heranzuziehen. In dieser Absicht schlugen sie vor, die zu Frankfurt im vorigen November eröffneten fruchtlosen Unterhandlungen wieder aufzunehmen, und um Napoleon mehr Vertrauen einzufößen und seine Zweifel über die friedlichen Gesinnungen der Coalition zu zerstreuen, war es der Kaiser von

Oesterreich, sein Schwiegervater, den man zu den ersten Anträgen vermochte.

## Neunundvierzigstes Capitel.

Congreß von Chatillon. Ende des Feldzuges von 1814. Einzug der Verbündeten in Paris.

Napoleon übernachtete am 22. Februar im Dorfe Chatres in der Hütte eines Wagners. Hier war er noch am Morgen des 23. und schickte sich eben an, nach Troyes aufzubrechen, als ein Adjutant des Kaisers von Oesterreich, der Fürst Wenzel Liechtenstein, bei ihm eingeführt wurde. Die Sendung des Fürsten hatte den offenbaren Zweck, die Antwort des Kaisers Franz auf einen Brief zu bringen, den ihm sein Schwiegersohn von Rangis aus geschrieben hatte. Liechtenstein begann mit schmeichelnden Worten. Sein Gebieter und die erlauchten Verbündeten hätten den Arm Napoleon's in den wiederholten Schlägen, die sie getroffen, erkannt; sie setzten nur mit Bedauern einen so schrecklichen Krieg fort, dessen Wechselfälle ihnen von Tag zu Tag verderblicher würden. So redete der Fürst und Napoleon erstaunte über eine Sprache, welche ganz das Gegentheil von den Gerüchten war, die sich allenthalben verbreiteten. Es war nun die Gelegenheit zu einer offenen Erklärung vorhanden, insoweit nämlich der österreichische Abgesandte sie zu geben vermochte. Napoleon fragte ihn, ob es begründet sei, daß die Coalition seiner Person und seiner Dynastie zu Leibe gehn wolle und die Absicht habe, nach dem alten und beharrlichen Sinne Englands die Bourbonen wieder auf den französischen Thron zu setzen. Der Fürst Liechtenstein erklärte ohne Bedenken, daß dies in den Absichten der Continentalmächte nicht liege, und daß man sich der Bourbonen nur als eines geeigneten Kriegsmittels bediene, um irgend eine Diverſion im Innern von Frankreich hervorzubringen. Diese Antwort war weit entfernt genügend zu sein. Wenn die Bourbonen im Lager der Verbündeten nur durch obscure Personen repräsentirt gewesen wären, so

hätte man kaum an die seltsame Rolle glauben können, welche der Fürst Liechtenstein sie spielen lassen wollte; aber die Bourbonen zogen in Person hinter den Heeren des Auslandes her, der Graf von Artois war in der Schweiz, der Herzog von Angoulême in den Pyrenäen, alle Prinzen dieses Hauses befanden sich unter den Fahnen der Coalition. Wie hätte diese Coalition, deren Band und Haupt England fortwährend war, den erlauchten Personen, die für sie die Repräsentanten der legitimen Monarchie und der alten Königsgelechter von Europa waren, so grausam mitzuspielen vermocht? Nachdem die Dinge so weit gediehen waren, konnte nur der Sieg Frankreich von einer Restauration der Bourbonen bewahren. Napoleon hörte dennoch mit Geneigtheit des Fürsten von Liechtenstein Betheuerungen und friedliche Eröffnungen an. Er versprach ihm, am nächsten Tage einen seiner Generale zum Behuf der Unterhandlung eines Waffenstillstandes nach den Vorposten zu senden.

Kaum war der Fürst Liechtenstein fort, als Saint-Mignan, der Unterhändler von Frankfurt, vor dem Kaiser erschien. Er kam von Paris und Alles, was er da gesehen und gehört, hatte ihm die Nothwendigkeit fühlbar gemacht, den Krieg so schleunig als möglich zu beendigen; „Frieden um jeden Preis“ fordere die Bangigkeit des Publicums, wagte Saint-Mignan zu äußern. „Sire,“ sagte er, „der Friede wird gut genug sein, sobald er schnell genug kommt.“ — „Er wird zu frühe kommen, sobald er schmachvoll ist,“ versetzte Napoleon mit Lebhaftigkeit und sein strenger Blick folgte St.-Mignan bis an die Thüre der Hütte.

Wir haben gesagt, daß die Verbündeten den Waffenstillstand bloß wünschten, um Zeit zu gewinnen, sich zu verstärken. Der scharfe Blick des Kaisers erkannte diesen geheimen Vorbehalt trotz aller Erklärungen der Parlamentäre. Er verlangte daher, daß die Friedensgrundlagen einen Theil der Waffenstillstandsbedingungen bilden sollten, und gab jene an, namentlich die Beibehaltung von Antwerpen und der Küsten von Belgien. Aber die Souveraine des Festlandes weigerten sich, abgesondert von England zu handeln, das sie leitete, ja fast beherrschte. Sie beharrten dabei, jede auf den Frieden bezügliche Unterhandlung auf den Congreß von Chatillon zu verweisen. Napoleon mußte sich daher entschließen, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen und dabei zu Lusigny

über den Waffenstillstand, zu Chatillon über den Frieden unterhandeln zu lassen.

Während die Oesterreicher sich an der Seine und Aube versöhnlich zeigten und Napoleon hier durch die Hoffnung auf ein baldiges Aufhören der Feindseligkeiten festzuhalten suchten, wurden die Preußen, seit deren Niederlage zehn Tage vergangen waren und die inmittelst ihren Verlust ersetzt hatten, an der Marne wieder drohend und Blücher benutzte die Abwesenheit des großen Feldherrn zum Versuche eines abermaligen Zuges nach Paris. Napoleon erfuhr zu Troyes in der Nacht vom 26. zum 27. Februar die Bewegung der preussischen Armee. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er eilte neuerdings der Hauptstadt zu Hülfe und warf sich in den Rücken Blücher's, welcher fortwährend die Corps Marmont's und Mortier's vor sich hatte. Aber Schwarzenberg sollte den Abzug des Kaisers nicht erfahren, sollte nicht wissen, daß er nur die beiden Corps Macdonald's und Dudinot's, welche der Kaiser unter dem Oberbefehl des ersten dieser beiden Marschälle zurückgelassen hatte, vor sich habe. Zu diesem Zwecke wurden auf der ganzen französischen Linie solche Anstalten getroffen, wie man sie zu treffen pflegte, wenn der Kaiser im Lager erschien.

Inzwischen war Napoleon schon weit davon. Am 27. des Morgens von Troyes aufgebrochen, langte er des Abends an den Grenzen des Departements der Aube und Marne an und brachte die Nacht zu Herbisse zu. Am 28. erfuhr er zu Sezanne, daß Mortier und Marmont, nachdem sie am 26. zu la Ferté-sous-Jouarre ihre Vereinigung bewerkstelligt hatten, vor dem ihnen an Zahl weit überlegenen Blücher in der Richtung von Meaux zurückgegangen waren. Sogleich marschirte auch er nach dieser Gegend und verlegte sein Hauptquartier in das Schloß Esternay, wo er die Nacht vom 28. Februar zum 1. März zubrachte.

Hier trafen ihn nacheilende Ordnonanzoffiziere Macdonald's und Dudinot's. Sie meldeten, daß noch am Tage des Abzuges des Kaisers die Oesterreicher wieder die Offensive ergriffen und in Folge eines mörderischen Treffens auf den Höhen von Bar-sur-Aube leicht bemerkt hätten, daß ihnen die französische Armee und ihr gefürchteter Anführer

nicht mehr gegenüber ständen. Diese Entdeckung habe sie ermutigt, den Prinzen von Hessen-Homburg und den General Bianchi gegen Lyon zu schicken, um den Marschall Megerau zu verhindern, die geringste Diverſion im Rücken der Saone zu machen, ja ihm selbst den wichtigen Posten, den er in der zweiten Stadt Frankreichs inne hatte, zu entreißen. Trotz einer so beträchtlichen Entsendung hielten sich Schwarzenberg und Rajeffsky, der nun statt des verwundeten Generals Wittgenstein die Russen des Hauptheeres befehligte, stark genug, auf Troyes zu marschiren, während die Herzöge von Tarent und Reggio zu schwach waren, sich daselbst zu halten. Zwischen den Gefahren der Hauptstadt des Reiches und denjenigen, welche den Hauptort eines Departements bedrohen mochten, konnte es keine Wahl geben. Napoleon dachte zuerst daran, jenen Feind aufzuhalten, der nur noch wenige Märsche von Paris entfernt war und bereits seinen furchtbaren Arm danach ausstreckte, und glaubte, mit Blücher schnell genug fertig zu werden, um im Sturmſchritt gegen Schwarzenberg zurückzukehren und wie der Blitz aus den Wolken über die Oesterreicher zu fallen, bevor sie noch beunruhigende Fortschritte gemacht hätten.

Sowie Blücher von dem Heranzuge des Kaisers Kunde erhielt, suchte er sich ihm zu entziehen; der Marsch der schlesischen Armee auf Paris war nicht so leicht und so schnell gewesen, als Napoleon befürchtete; Mortier und Marmont hatten jeden Fußbreit Landes vertheidigt, ja sogar in der Umgegend von Meaux in den Gefechten von Gue-à-Terne und Lisy einige Vortheile errungen. Der Kaiser erfuhr die rückgängige Bewegung Blücher's erst am 1. März, als er auf den Höhen von la Ferté ankam. Er hatte sich geschmeichelt, den preussischen Feldmarschall zwischen sich und den Herzögen von Ragusa und Treviso einzuschließen, aber er sah ihn sich schleunig in der Richtung von Soissons entfernen, nachdem er hinter sich durch Zerstörung der Brücken über die Marne eine Schranke gezogen. An Marmont und Mortier wurde der Befehl gesendet, ohne einen Augenblick zu verlieren, zur Verfolgung der Preußen aufzubrechen, während Bacler d'Albe nach Paris und Rumigny nach Chatillon eilten, um den Rückzug Blücher's zu melden. Die Herstellung der Brücke bei la Ferté

kostete dem Kaiser einen Tag; endlich ging seine Armee über die Marne in der Nacht vom 2. zum 3. März, zuerst nach Chateau-Thierry, dann auf der Straße von Soissons, wo der Kaiser den Feldmarschall Blücher unter den Kanonen dieses Places, der in gutem Vertheidigungszustande war und eine Besatzung von vierzehnhundert Polen hatte, zu überraschen gedachte.

Mortier und Marmont vollzogen die erhaltenen Befehle mit eben so großer Schnelligkeit als Einsicht; ihr Marsch auf Soissons, parallel mit jenem des Kaisers, hielt Blücher beständig zwischen zwei französischen Armeen eingeschlossen. Schon schienen die Preußen unwiderbringlich verloren zu sein und nur zwischen gänzlicher Vernichtung oder einer Capitulation unter den Mauern von Soissons zu wählen zu haben. Aber die Vorsehung hatte es anders beschloffen! In dem Augenblicke, wo Blücher unter den Streichen der französischen Armeen, die ihn drängen und einschließen, zu erliegen im Begriffe ist, öffnet Soissons, das ihn zurückwerfen soll, den Russen Winzingerode's und den Preußen Bülow's die Thore dieser Festung.

Napoleon erfuhr zu Fismes den Vorgang von Soissons und sein Erstaunen kam seiner Entrüstung gleich. Um die Schwachen in ihrer Pflicht und die Böswilligen im Zaume zu halten, erließ er am 4. März zwei Decrete, in deren einem er allen Franzosen bei Annäherung des Feindes zu den Waffen zu greifen befahl, in dem andern die Hochverrathsstrafe jedem Beamten androhte, der es versuchen würde, die Erhebung der Bürger zu hindern. Aber auch die Diplomatie des Auslandes blieb nicht unthätig. Im Vertrage von Chaumont gingen alle Mächte des Festlandes gegen England die Verpflichtung ein, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Frankreich in seine alten Grenzen eingeschlossen wäre. Napoleon erfuhr bald durch Rumigny, daß diese Forderung zu Chatillon das Ultimatum der Verbündeten geworden sei, und sah, daß man ihm den Frieden durch unannehmbare Bedingungen unmöglich zu machen suchen wolle, während man doch zugleich das Ende des Krieges zu wünschen schien.

Am 7. März erreichte die französische Armee Woronzoff bei

Graonne und schlug ihn vollständig. Blücher hatte seinen Rückzug nach der Miäne fortgesetzt. Da meldeten die Depeschen des Herzogs von Vicenza dem Kaiser, daß man von ihm nicht nur die Aufgebung aller Eroberungen der Republik und des Kaiserreiches verlange, sondern auch daß diese Aufgebung als Vorgrundlage von den französischen Bevollmächtigten selbst vorgeschlagen werde, denen man jeden, den unwiderruflichen Beschlüssen der Mächte zuwiderlaufenden Vorschlag untersagte. Diese Demüthigung wäre zu tief, das Opfer zu groß für den besiegten Napoleon gewesen, wie viel mehr, da die Forderungen des Feindes ihm auf einem Schlachtfelde zukamen, auf dem er soeben einen glänzenden Sieg erfochten hatte. „Wenn man mich schimpflich behandeln will,“ rief er aus, „bin gewiß ich es nicht, der sich dazu hergibt.“

Die Bevollmächtigten des alten Europa hatten die Weigerung vorausgesehen. Von Napoleon verlangen, daß er selbst als Friedensgrundlage eine Bedingung anbiete, welche später die patriotische Empfindlichkeit und das Nationalgefühl selbst der Ueberläufer der Revolution und des Kaiserreiches verletzen mußte, war eine neue Kriegserklärung und hieß, den Feind, mit dem man unablässig zu unterhandeln sich den Anschein gab, beschimpfen, erbittern und unversöhnlich machen. Numigny überbrachte daher nach Chatillon den neuen Vorschlag, den die Verbündeten gefordert hatten, nicht. Wenige Tage nachher wurden die Unterhandlungen zur Abschließung eines Waffenstillstandes abgebrochen und der Congreß von Chatillon geschlossen. Als Napoleon später von diesen Forderungen der Verbündeten sprach, drückte er sich so aus: „Ich habe mich weigern müssen und ich habe es mit voller Kenntniß der Sachlage gethan; ich bereue es daher selbst auf meinem Felsen, jezt, in der Mitte alles meines Glends nicht. Wenige werden mich begreifen, ich weiß es; aber muß nicht selbst der gemeine Mann, trotz der bösen Wendung der Ereignisse, heutigen Tages einsehen, daß mir Pflicht und Ehre keine andre Wahl gelassen haben? Wenn die Verbündeten mich einmal gefaßt hätten, wären sie dann dabei stehen geblieben? Wäre ihr Friede ein aufrichtiger, ihre Versöhnung eine ernstliche gewesen? Das hätte sie schlecht kennen geheißt; eine wahrhafte Thorheit wäre es gewesen, es zu glauben und sich diesem Wahne hinzugeben. Würden sie den

unermesslichen Vortheil, den ihnen ein solcher Friede gab, nicht benutzt haben, um durch Intriguen zu beenden, was sie mit den Waffen begonnen hatten? Und was wäre aus der Sicherheit, der Unabhängigkeit, der Zukunft Frankreichs geworden? Ich zog es vor, fortzukämpfen, selbst auf die Gefahr der Vernichtung, und im Nothfalle abzugeben.“

Und Napoleon kämpfte fort. Am 7. März bei Craonne Sieger marschirt er gegen Laon, dessen Höhen von der preussischen Armee besetzt sind. Zum Vortheile der Stellung fügt Blücher trotz seiner Niederlage mehr als jemals den Ueberzahl. Von la Ferté her hatten sich Winzingerode, Bülow, Langeron und andere Generale mit ihm auf seinem Rückzuge nach und nach vereinigt. Jetzt hunderttausend Mann stark, konnte Blücher Napoleon um so mehr erwarten; denn Bernadotte, der im Gefolge der Truppen der Coalition mehr geschlichen als marschirt war, und den die Versprechungen zu Abo nicht länger täuschen konnten, seitdem er die Bourbonen im Zelte der Verbündeten sitzen sah, bildete die Reserve Blücher's.

Nichtsdestoweniger beschloß der Kaiser die Preußen anzugreifen und war am 10. um vier Uhr des Morgens eben im Begriff, aus seinem Hauptquartier in einem Bauernhause aufzubrechen, zog seine Stiefeln an und verlangte sein Pferd, als man ihm zwei Dragoner vorführte, die zu Fuße von Corbeny her kamen und meldeten, daß das Corps des Herzogs von Ragusa in derselben Nacht überrumpelt und in die Flucht geschlagen worden sei. Auf diese Nachricht schob Napoleon den Angriff auf, aber der Feind griff, ermutigt durch die Ereignisse der Nacht, selbst an, und nach einem hartnäckigen Kampfe, in welchem die Division Charpentier die Ehre der französischen Waffen tapfer behauptete, sah sich der Kaiser genöthigt, an den Rückzug zu denken. Er brach am 11. des Morgens von Chavignon auf, brachte den 12. zu Soissons zu, ließ hier dem Marschall Mortier die Sorge, die Preußen von dieser Seite aufzuhalten, und marschirte nach Rheims, welches der General St. Priest, ein Franzose in russischen Diensten, dem General Corbineau entrißen hatte. Diese Stadt angreifen und wiedererobern war eins; der Kaiser zog in der Nacht vom 13. zum 14. darin ein. Marmont war, nachdem er seine Truppen wieder gesam-



melt, zu ihm gestoßen und hatte an dem Angriffe Theil genommen. Napoleon warf ihm anfangs bitter vor, daß er sich habe überrumpeln lassen und dadurch den Erfolg der Schlacht von Laon vereitelt habe, kehrte aber alsbald zu dem Tone des Wohlwollens und der Freundschaft, an den er den Marschall gewöhnt hatte, zurück.

Napoleon blieb diesen Tag in Rheims, beschäftigt mit militärischen Combinationen und administrativen Mafregeln. Die Ereignisse drängten nun einander mit reißender Schnelligkeit.

Während der General Maison an den nördlichen Grenzen die seiner Obhut anvertrauten Plätze schützte, Carnot alle Versuche der Engländer auf Antwerpen vereitelte und der General Bizanet zu Berg-opzoom ein durch verbrecherische Einverständnisse während der Nacht in diese Festung gekommenes Corps von viertausend Engländern einschloß und in Stücke hieb, kehrten sich die Wechselfälle des Krieges auf allen andern Punkten des Reiches gegen Napoleon und waren durch die politischen Machinationen, die sie begleiteten, nur um so gefährlicher. Soult war zu Orthez geschlagen worden und zog sich auf Tarbes und Toulouse zurück. Bordeaux, dessen Maire, Linch, vor drei Monaten zu Napoleon gesagt hatte: „Napoleon hat Alles für die Franzosen gethan, die Franzosen werden Alles für ihn thun,“ öffnete den Engländern die Thore und man erwartete den Herzog von Angouleme daselbst. Der Graf von Artois war in Burgund eingetroffen. Schwarzenberg endlich, gegen welchen Macdonald und Dudinot nicht stark genug waren, bedrohte aufs Neue Paris, wo der leitende Ausschuß der Royalisten seinen Eifer und seine Thätigkeit verdoppelte.

In dieser äußersten Lage, deren Ernst und Gefahr Napoleon mit einem einzigen Blicke ermißt, sieht er ein, daß er sich nur durch einen entscheidenden Schlag retten könne, und zögert nicht, denselben gegen Schwarzenberg zu richten, dessen Annäherung die Hauptstadt bereits in Bestürzung versetzt. Er läßt daher abermals Marmont und Mortier die Sorge, Blücher aufzuhalten und Paris von der Seite der Aisne und Marne zu decken, und befehlt in der Besorgniß, es möchte irgend einem feindlichen Corps gelingen, ihnen zu entweichen und Paris zu überrumpeln, seinem Bruder Joseph, den er zu seinem Generalstatthalter er-

nannt hat, nicht zu warten, bis die Gefahr völlig herangekommen, um die Kaiserin und den König von Rom in Sicherheit zu bringen; dann bricht er nach Epernay auf und will die Oesterreicher, die er zu Nogent angekommen glaubt, über Fere-Champenoise und Mery in den Rücken nehmen.

Der Kaiser hatte Rheims am 17. des Morgens verlassen. Am 19. war er vor den Thoren von Troyes und schlug die feindliche Arrieregarde bei demselben Dorfe Chatres, wo er den Fürsten Liechtenstein und St. Mignan empfangen hatte. Aber die Oesterreicher waren nicht, wie ihm gemeldet worden, auf Paris marschirt; nachdem sie bis Provins vorgerückt waren, gingen sie plötzlich wieder zurück. Als nämlich der Kaiser Alexander von den Siegen Napoleon's bei Craonne und Rheims Kunde erhalten, hatte er besorgt, Schwarzenberg möchte, wenn er sich allein der Hauptstadt näherte, geschlagen werden und diese täglichen Niederlagen und Schlappen könnten endlich die Truppen der Coalition, welche durch die von Tag zu Tage feindseligere Haltung der Bevölkerung der Champagne, Lothringens und des Elsasses ohnehin in unruhige Besorgniß gerathen waren, völlig entmuthigen. Alexander bestand daher in einem zu Troyes gehaltenen Kriegsrathe darauf, daß die beiden großen verbündeten Armeen unverzüglich operirten, um ihre Vereinigung in der Gegend von Chalons-sur-Marne zu bewerkstelligen, endlich auf Paris loszumarschiren und Alles, was sich ihnen in den Weg stellen würde, zu zermalmen. Dieser Vorschlag drang durch und Napoleon stieß am 20. vor Arcis auf die ganze Armee Schwarzenberg's, die in Masse gegen diese Stadt anrückte, um hier über die Aube zu gehen und schnell die Ebenen der Champagne, wo die Vereinigung stattfinden sollte, zu gewinnen. Eine so plötzliche Veränderung des Systems in den militärischen Operationen der Verbündeten vereitelte die Pläne des Kaisers gänzlich und er erkannte alsbald die schwierige und gefährliche Lage, in welche ihn die Begegnung einer Armee, die dreimal stärker als die seinige war, versetzte, während er nur auf eine Arrieregarde zu stoßen geglaubt hatte. Wie schon so oft muthete er der Tapferkeit zu, die Zahl zu ersetzen, und ging mit seinem eignen Beispiele voran, indem er persönliche Gefahren für nichts rechnete. „In einen

Wirbel von Reiterangriffen hineingerissen," erzählt das Manuscript von 1814, „vermag er nur loszukommen, indem er den Degen in die Faust nimmt. Zu verschiedenen Malen kämpft er an der Spitze seiner Escorte und weit entfernt, die Gefahren zu vermeiden, scheint er ihnen vielmehr zu trogen. Eine Haubitzgranate fällt zu seinen Füßen nieder; er wartet das Zerspringen derselben ab und verschwindet bald in eine Wolke von Staub und Rauch; man glaubt ihn verloren; er erhebt sich wieder, besteigt ein anderes Pferd und setzt sich neuerdings dem Feuer der Batterien aus! . . . Der Tod will nicht an ihn!“

Trog der wunderbaren Anstrengungen der französischen Armee und des unwandelbaren Heroismus ihres Anführers vermag die Schlacht bei Arcis den Uebergang der Oesterreicher über die Aube nicht zu hindern. Der Kaiser zog sich in guter Ordnung zurück, nachdem er dem Feinde viel Schaden zugefügt und ihn den ganzen Tag über in Schach gehalten hatte; doch hat Schwarzenberg die Straße erkämpft, die ihn zu Blücher führen soll. Am demselben Tage überließ Augereau Lyon den Generalen Bianchi und Bubna.

Da sich Napoleon der Ausführung der Pläne des Feindes und der von dem Kaiser Alexander angerathenen, gefährlichen Vereinigung nicht zu widersetzen vermag, so beschließt er, seinerseits die neuen Combinationen der Verbündeten zu durchkreuzen, indem er sie wider ihren Willen in einen neuen Operationskreis zu ziehen versucht. Er faßt den Entschluß, sich den Grenzen zwischen der Champagne und Lothringen zu nähern, von wo er, je nach dem Gange der Ereignisse, die zahlreichen Besatzungen des Ostens an sich ziehen, die Erhebung des Volkes organisiren, die vereinzeltten Corps vernichten, im Rücken Schwarzenberg's und Blücher's manöviriren und ihre Verbindungslinien mit der Grenze abschneiden, oder aber an sie rücken kann, wenn die Gefahr von Paris es fordert, um sie zwischen seine unermüdlische Armee und die nicht minder unerschrockenen Truppen Marmont's und Mortier's einzuengen.

In dieser Absicht richtet der Kaiser seinen Marsch auf St. Dizier, wo er am 23. März übernachtet. Caulaincourt erscheint hier vor ihm und meldet ihm die völlige Abbrechung der Unterhandlungen. Man

hatte diese Nachricht voraussehen müssen, weil die Forderungen der Verbündeten kein Geheimniß gewesen waren. Die Unzufriedenen im Hauptquartier nahmen aber daraus Veranlassung, mehr als jemals gegen den Kaiser zu murren, dem sie nach dem Beispiele seiner eingefleischten Feinde die Verlängerung des Krieges zur Last legten.

Am 24. marschirte der Kaiser nach Doulevant, wo er den ganzen 25. zubrachte. Am andern Tage kehrte er nach St. Dizier zurück, um seine Arrieregarde zu unterstützen, die von einem feindlichen Corps angegriffen wurde, von welchem er glaubte, daß es der Armee Schwarzenberg's angehöre, während es eine entsendete Heeresabtheilung Blücher's war. Seine Gegenwart rettete die Arrieregarde; Winzingerode wurde geschlagen und auf den zwei Straßen von Vitry und Bar-le-Duc verfolgt. Aber dieser geringe Vortheil konnte die vollständige Niederlage nicht aufwiegen, welche die Herzöge von Ragusa und Treviso am Tage zuvor bei Fere-Champenoise erlitten hatten. Jetzt steht der Weg nach Paris den Verbündeten ohne Hinderniß offen und sie werden nicht ermangeln, ihn zu verfolgen und die Trümmer der Armee, welche sie vernichtet haben, kräftig vor sich herzutreiben.

Sobald Napoleon von der Niederlage seiner Unterbefehlshaber und von der Gefahr der Hauptstadt Nachricht erhielt, zögerte er nicht, in aller Eile nach Paris zurückzukehren. Er brach am 29. vor Tag von Doulevant auf und schickte seinen Adjutanten General Dejean ab, den Parisern zu verkünden, daß er ihnen zu Hülfe fliege; am 30. des Abends war er nur noch fünf Stunden von seiner Hauptstadt zu Fromenteau, die Pferde zu wechseln, um den letzten Raum, der ihn von seiner guten Stadt Paris trennte, zu durchheilen, als er erfuhr, daß es zu spät sei, daß die große Stadt sich ergeben habe, daß der Feind am folgenden Tage von ihr Besitz nehmen werde. Diese verhängnißvolle Nachricht bewog ihn nach Fontainebleau zurückzukehren. Paris hatte in der That capitulirt. Die Anstrengungen der Marschälle Marmont und Mortier nach dem Unglücke von Fere-Champenoise, den Feind aufzuhalten, waren fruchtlos gewesen. Joseph hatte, bei Annäherung des Feindes, sich auf Napoleon's Befehle stützend, die schleunige Abreise der Kaiserin und des Königs von Rom gefordert, trotz der entgegengesetzten fast

einstimmigen Ansicht des Regentschaftsrathes. Talleyrand sagte, als er aus diesem Rathe kam: „Setzt rette sich, wer kann!“ Die Königin Hortense, in Verzweiflung darüber, daß die Regentin und ihr Sohn die Hauptstadt den Intriguanen und Verschwörern überlassen sollten, drang lebhaft in sie zu bleiben und rief ihr tief ergriffen die prophetischen Worte zu: „Wenn Sie die Tuilerien verlassen, werden Sie sie niemals wiedersehen.“ Aber Joseph, den Cambaceres und Clarke gegen die Meinung der übrigen Glieder des Regentschaftsrathes unterstützten, trug den Sieg davon. Sonderbar ist es, daß der junge König von Rom sich lebhaft widersetzte, weinte und schrie, „sein Vater habe ihm verboten, von hier fortzugehen,“ und zuletzt mit Gewalt fortgebracht werden mußte.

Nach Marien Louisens und des Königs von Rom Abreise traf man in Paris Vertheidigungsanstalten; aber es herrschte Unordnung in allen Verwaltungszweigen und besonders beobachtete der Kriegsminister, Herzog von Feltre, ein so befremdliches Benehmen, daß derselbe schweren Verdacht auf sich lud. Es fehlte hier an Waffen, dort an Munitioen und überall schien eine unsichtbare Hand die Vertheidigung zu lähmen und die Fortschritte des Feindes zu begünstigen. Trotz dieser geheimnißvollen Hindernisse, auf die der Patriotismus stieß, that die Nationalgarde unter dem greisen Moncey am 30. März Wunder der Tapferkeit. Die Jüglinge von Alfort, der Kaisergarde und der polytechnischen Schule theilten den Ruhm der Nationalgarde. Einen besonders lebhaften Widerstand fanden die Verbündeten an der Barriere von Elichy. Der Senior der französischen Soldaten, der ehrwürdige Moncey, war dort mit seinem Sohne und dem Chef seines Generalstabes Allent anwesend; berühmte Künstler, ausgezeichnete Schriftsteller umgaben ihn und theilten seine Gefahren. Es nennt Bons de l'Herault unter ihnen Emanuel Dupaty, Charlet, Aubert, Manguin und Horaz Bernet. „Wir haben gut begonnen,“ sagte Moncey zu ihnen, „wir müssen auch gut enden. Das ist unser letzter Ball, machen wir eine letzte Anstrengung. Ehre und Vaterland gebieten es.“

Aber der Muth mußte endlich der Zahl erliegen, besonders da er von Feigheit und Verrath umringt war. Während Moncey an der

Barriere von Paris den patriotischen Aufschwung der Jugend wiederfindet, enden Andere, die gut wie er angefangen haben, nicht gut. Mar-  
mont läßt sich von dem Complotte des Fürsten Talleyrand, welcher sich  
stellte, als wollte er mit den Ministern Paris verlassen, aber blieb, von  
allen Seiten umgarnen. Man überredet ihn, daß die Hauptstadt nur  
durch eine Capitulation gerettet werden könne; um die Hauptstadt zu  
retten, überliefert er das Reich. Am 31. März 1814 zieht der Feind  
triumphirend in Paris ein, um den Thron Napoleon's umzustürzen, und  
diejenigen, die den Ausländern die Thore öffnen, sind dieselben Men-  
schen, welche durch die kaiserlichen Statuten vom 30. März 1806 zu  
erblichen Stützen der neuen Monarchie bestellt worden waren.

---

### Fünfzigstes Capitel.

Absetzung und Abdankung Napoleon's. Zurückberufung der Bourbonen.  
Abschied in Fontainebleau. Abreise nach der Insel Elba.

Rom, Wien, Berlin, Madrid, Neapel, Lissabon, Moskau, ihr  
Hauptstädte des alten Europa, so seid ihr denn gerächt! Paris erleidet  
nun auch die übermüthige Herrschaft des Fremden; das Louvre  
und die Tuilerien sind in der Gewalt des Russen und des Deutschen;  
die Kosaken lagern auf dem Revolutionsplatze und die Bourbonen sind  
im Begriffe zurückzukehren!

Die Hauptstadt des französischen Reiches ist also von den frem-  
den Armeen besetzt; die Verbündeten wollen nichts von Napoleon und  
seiner Familie wissen, und nur der Kaiser von Oesterreich denkt noch an  
den König von Rom und die Regentin. Was Alexander betrifft, so  
nimmt er die Haltung der Mäßigung und des Edelmutheß an, erklärt,  
er werde den Willen des französischen Volkes ehren, fordert es sogar  
auf, sich die Regierung zu geben, die ihm am besten zusage: eine Schein-  
aufforderung, welche eigentlich eine Handvoll Agenten des Royalisten-  
comité's zu Dolmetschern des Nationalwillens macht und die souverai-

nen Comitien von Frankreich in Talleyrand's Salon einschließt! Eine Deputation, die unter ihren Mitgliedern den berühmten Grafen Ferrand zählt, stellt sich dem Kaiser von Rußland vor, entspricht der Aufforderung des Czars, erklärt den Wunsch Frankreichs! Und der Graf Nesselrode, welcher den geheimen Gedanken seines Gebieters kennt, eröffnet der Deputation, daß das, was sie wünsche, in der Seele des Selbstherrschers beschlossen sei. Als daher Alexander die freie Souverainetät Frankreichs verkündigte und dem Fürsten Talleyrand Einwendungen wider die Möglichkeit der Rückkehr der Bourbonen machte, war es von seiner Seite nur eine Comödie, wie Bourienne, einer der Schauspieler dabei, sehr naiv gestanden hat. Alexander bedurfte der dringenden Vorstellung Talleyrand's nicht, um zu wissen, daß Ludwig XVIII. ein Princip sei und daß die Coalition für dieses Princip gekämpft habe; allein es lag ihm daran, den Entschluß, den er seit langer Zeit gefaßt haben mußte, als Wirkung des Ausspruches der öffentlichen Meinung erscheinen zu lassen, und er wünschte seine und seiner Verbündeten Forderungen hinter der Autorität einer der großen Staatskörperschaften, welche als gesetzliches Organ der Nation gelten konnte, zu verschauzen. Talleyrand stellte ihn hierüber zufrieden, als er, nachdem er ihn das lärmende Geschrei einiger einzelnen Gruppen zu Gunsten der Bourbonen hatte hören lassen, erklärte, er vermöge jenen Senat, der noch vor Kurzem dem Kaiser nichts verweigert hatte und den die Nation wegen einer so niedrigen und unermüdbaren Nachgiebigkeit verachtete, zu bewegen, Alles, was er wolle, zu decretiren, sogar die Absetzung Napoleon's und die Zurückberufung der Bourbonen. Der Erfolg rechtfertigte das Vertrauen Talleyrand's. Am 2. April sprach der Senat die Thronsetzung Napoleon Bonaparte's und seiner Familie aus und berief das Oberhaupt des Hauses Bourbon, sich die Krone seiner Väter wieder aufzusetzen. Die Mitglieder jener kaum wahrnehmbaren Minorität, welche unter dem Kaiserreiche zuweilen einigen Widerstand gewagt hatten und die von Napoleon verächtlicher Weise als Ideologen behandelt worden waren, verfaßten den Entwurf zu einer constitutionellen Charte.

Während Talleyrand als Präsident einer provisorischen Regierung, bei welcher er sich Beurnonville, Faucourt, Dalberg und den Abbé

Montesquieu zu Collegen gegeben hatte, in der Hauptstadt auf Rechnung der Fremden und der Bourbonen herrschte, befand sich Napoleon zu Fontainebleau in der Mitte seiner treuen Garde, welche vor Begierde brannte, die Schmach der Capitulation von Paris zu rächen, aber umgeben von einem Generalstabe, der weder denselben Eifer noch die gleiche Ungeduld fühlte. In der Nacht vom 2. zum 3. April erschien der Herzog von Vicenza, um ihm zu melden, daß die Monarchen, die er so oft geschont und deren Regentendynastien er nach den Tagen von Musteritz, Jena und Wagram hätte schließen können, sich weigerten, ferner mit ihm zu unterhandeln, und seine Abdankung verlangten. Er wird von dieser Zumuthung anfangs gereizt und entrüstet, er will abermals das Glück der Waffen versuchen; aber Alles um ihn verharret in düsterem Schweigen; seine alten Waffengefährten sind nur noch die Großwürdenträger einer im Zusammensturze begriffenen Monarchie, deren Schicksal zu theilen sie keine Lust empfinden. „Ueberhäufe einen Menschen mit Wohlthaten,“ sagt Montesquieu, „und die erste Idee, die du ihm dadurch einflößest, ist, sie zu behalten.“ Napoleon fühlt es an diesem Tage, und diese traurige Erfahrung bestimmt ihn, folgende Zeilen eigenhändig niederzuschreiben:

„Da die verbündeten Mächte verkündigt haben, der Kaiser Napoleon sei das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa, so erklärt der Kaiser Napoleon, treu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, aus Frankreich und selbst aus dem Leben zum Wohle des Vaterlandes zu scheiden, welches von den Rechten seines Sohnes, jenen der Regentschaft der Kaiserin und von der Aufrechthaltung der Gesetze des Reiches unzertrennlich ist.

„Gegeben in unserem Palaste von Fontainebleau, den 4. April 1814.

Napoleon.“

Caulaincourt erhielt den Auftrag, diese Urkunde nach Paris zu überbringen; Ney und Macdonald wurden ihm beigegeben. Trotz der Capitulation von Paris wollte Napoleon, daß Marmont an dieser Botschaft Theil nehme. Gesah es, ihn am Rande des Abfalls zurückzu-



halten und zu hindern, seinen ersten Fehler durch einen noch strafbaren Schritt zu erschweren?

Wie dem immer sei, die drei Marschälle schlugen mit dem Herzoge von Vicenza den Weg nach der Hauptstadt ein, und der Kaiser, welcher bald nachher den Uebergang Marmont's zu den Verbündeten erfuhr, verkündigte seiner Armee diesen Verrath durch einen Tagesbefehl, in welchem er auch das Benehmen des Senats brandmarkte. Die Bevollmächtigten Napoleon's drangen mit ihrer Sendung nicht durch. Der schmäbliche Vertrag, den der Marschall Marmont mit dem Fürsten Schwarzenberg geschlossen hatte, und die nächtliche Wegführung seiner Armee, um sie mitten durch das feindliche Lager marschiren zu lassen, gestatteten den Allirten, sich unbeugsamer als je zu zeigen und mit dem Fürsten Talleyrand zu verkündigen, daß Ludwig XVIII. ein Princip wäre, dessen Heiligung der Bund der Könige zum Zwecke gehabt und welches sie im Augenblicke des Sieges nicht aufgeben würden. Der Herzog von Vicenza brachte daher nach Fontainebleau nur das Verlangen einer neuen Abdankung, welche den Kronprinzen und die ganze kaiserliche Familie von dem Throne ausschließen mußte.

Der Kaiser wies diesen eben so harten als erniedrigenden Vorschlag mit Entrüstung von sich. Er dachte ernstlich daran, den Krieg fortzusetzen und die Hülfquellen aufzuzählen, die ihm im Norden, im Süden, in den Alpen und in Italien blieben. Aber seine Berechnungen, Hoffnungen und Entschlüsse fanden keinen Anklang; wenn Jemand das Stillschweigen bricht, ihm zu antworten, so sind es keine Worte der Zustimmung, der Theilnahme und der Hingebung, die man ihn hören läßt. Einwürfe auf Einwürfe häufen sich und man erspart ihm die Schilderung des Bürgerkrieges nicht. Der Kaiser stockt, seine Seele ist von der ganzen Qual der Ungewißheit zerrissen; inzwischen hat ihn die Idee des Bürgerkrieges tief ergriffen, und bald ruft er aus: „Wohlan, da man darauf verzichten muß, Frankreich länger zu vertheidigen, bietet mir nicht Italien ein meiner würdiges Asyl dar? Will man mir noch einmal dahin folgen? — Laßt uns nach den Alpen marschiren!“

Bei diesen Worten unmvölken sich die Stirnen, verdüstern sich die

Züge seiner alten Waffengefährten noch mehr. Napoleon gewahrt, daß der Generalstab von Lodi und Arcole nicht mehr da ist, ihm zu folgen, und daß die erblichen Herzöge der kaiserlichen Monarchie, nachdem sie die Süßigkeiten des Hoflebens gekostet haben, der Beschwerden des Kriegshandwerkes müde geworden sind. „Wenn in diesem Augenblicke,“ sagt der Baron Fain, „Napoleon voll Entrüstung plötzlich aus seinem Salon in den Saal der niedern Offiziere getreten wäre, so würde er eine Jugend gefunden haben, die sich beeifert hätte, ihm zu antworten! Noch einige Schritte und er wäre an den Stufen der Treppe von dem Jubelkruse aller seiner Soldaten begrüßt worden; ihr Enthusiasmus würde seine Seele neu belebt haben! Aber Napoleon erliegt seinen Herrschergewohnheiten: er glaubt abzudanken, wenn er künftig ohne die Großoffiziere einhereschreitet, welche die Krone ihm gegeben hat!“

So pflückt denn der Kaiser die Frucht der monarchischen Reaction, in welche er sich verirrt hat: er bedurfte jener unerschrockenen Unterbefehlshaber, die ihm zu Toulon mit Enthusiasmus schwuren, ihm nach Aegypten zu folgen, und er findet sie nicht mehr an seiner Seite, ob schon er von denselben Menschen umgeben ist. Das kam daher, daß die Republik, indem sie ihn erhob, ihm ein Geleite von Helden gegeben, und daß das Kaiserreich aus diesen Helden große Herren gemacht hatte, welche weder den Willen noch die Kraft haben, ihn am Sturze zu hindern. Dieser Gegensatz ist sein Werk; Napoleon hat nach dem bekannten Worte „das Bett der Bourbonen wieder gemacht,“ und es bleibt ihm nichts übrig, als bei ihrer Annäherung zu gehen und den Ereignissen zu weichen. Das schießt er sich auch an zu thun. Er ergreift die Feder und nach wenigen Minuten überreicht er Caulaincourt die Urkunde, welche die Allirten von ihm verlangten und die so abgefaßt war:

„Da die verbündeten Mächte verkündigt haben, daß der Kaiser das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, erklärt der Kaiser, treu seinem Eide, daß er für sich und seine Kinder dem Throne von Frankreich und Italien entsagt, und daß es kein Opfer gebe, das des Lebens nicht ausgenommen, welches er den Interessen von Frankreich zu bringen nicht bereit wäre.

Napoleon.“

Was wird nun aus dem entwaffneten und entthronten Gebieter von Europa werden? Welches Schicksal wird man einem Manne anweisen, der so hoch stand und dessen Arm jeden Augenblick die Welt wieder in Bewegung setzen kann? — Die Souveraine schwanken zwischen Corsu, Corsica und der Insel Elba. Letztere erhält endlich den Vorzug. Ein Vertrag soll das Schicksal der ganzen kaiserlichen Familie regeln. Aber Napoleon fühlt sich dadurch verletzt und will nicht, daß man gegen ihn auf eine solche Weise verfare. „Wozu ein Vertrag,“ ruft er aus, „da man mit mir nicht das regeln will, was Frankreich betrifft.“ Dann schießt er Caulaincourt Eilboten nach, um seine Abdankung zurückzunehmen: doch es ist zu spät, das Opfer ist vollbracht.

Der von Napoleon zurückgewiesene Vertrag wurde von den verbündeten Mächten am 11. April unterzeichnet. Am andern Tage hielt der Graf von Artois seinen Einzug in Paris. Er verkündigte die Abschaffung der Conscription und der vereinigten Gefälle, denn die Bourbonen wußten, wie sehr die Popularität Napoleon's durch die indirecten Abgaben und durch die Verlängerung des Krieges erschüttert worden war. Hierzu fügten sie das Versprechen liberaler Staatseinrichtungen und die feierliche Verpflichtung, die materiellen und moralischen Interessen des neuen Frankreichs unverbrüchlich zu achten und aufrecht zu halten. Niemals hat die Revolution ihre Macht mehr gezeigt! In dem Augenblicke, wo das Genie unterlag, weil es aufgehört hatte, sich nur auf sie zu stützen, müssen seine Feinde, die man sehr mit Unrecht für ihre Besieger ausgab, sie beruhigen, ihr schmeicheln, ihr Bürgschaften anbieten und Hoffnungen machen!

Die Nacht, welche auf die Ankunft des Grafen Artois in Paris folgte, zeichnete sich in Fontainebleau durch ein Ereigniß aus, dessen Geheimniß die Zeit noch nicht enthüllt hat. Man gewahrte eine außerordentliche Bewegung im Schlosse; die Diener Napoleon's eilten in sein Gemach und schienen eine Beute der lebhaftesten Besorgnisse zu sein; Aerzte wurden geholt, die treuen Freunde Bertrand, Caulaincourt und Maret wurden geweckt. Der Kaiser, welcher sich hartnäckig geweigert, den Vertrag vom 11. April zu unterzeichnen, und dessen Reden auf finstere Entschlüsse deuteten, besonders nachdem er erfahren, daß

seine Gemahlin und sein Sohn nicht wieder mit ihm vereinigt werden sollten, der Kaiser empfand so heftige Schmerzen im Unterleibe, daß man an eine Vergiftung glaubte. Die Eingebug von Arzneien brachte aber in dem Kranken einen Schlummer hervor, von welchem er vollkommen geheilt sich erhob. Die Schriftsteller, welche an einen Versuch des Selbstmordes glaubten, behaupten, er habe damals gesagt: „Gott will es nicht!“ Aber die Personen im Dienste des Kaisers, darunter jene, die ihm überallhin gefolgt sind, haben erklärt, daß die heftigen Leiden Napoleon's während jener geheimnißvollen Nacht nur das natürliche Ergebniß der moralischen Pein, die er seit zehn Jahren erlitt, gewesen wären, und haben jede Idee eines Selbstmordversuches zurückgewiesen. Wie man sagt, hat sich der Herzog von Bassano (Maret) in gleicher Art ausgesprochen.

Wie dem immer sei, der Kaiser ließ sich nichts von dem merken, was er in der Nacht gelitten hatte. Sein Lever verging wie gewöhnlich, nur zeigte er sich mehr gefaßt, als am vorigen Abende, denn er verlangte und unterzeichnete den Vertrag, welchen er bisher zurückgewiesen hatte.

Marie Louise, welche zu Rambouillet den Besuch der Souveraine von Oesterreich und Rußland empfangen und der man unter sagt hatte, nach Fontainebleau zu gehen, erwartete nur die Abreise ihres Gemahls, um sich traurig nach Wien mit dem jungen Prinzen führen zu lassen, dessen Schicksal zu zertrümmern ihr erlauchter Vater, der Kaiser Franz, beigetragen hatte. Alles endete zu gleicher Zeit für Napoleon, die hohen Genüsse der politischen Größe und die süßen Tröstungen des Privatlebens. Die Insel Elba konnte für ihn nur ein enges Gefängniß sein, er unterwarf sich aber der Nothwendigkeit, die sie ihm zum Aufenthaltsorte angewiesen. Umsonst kam der Oberst Montholon, ihm die Ergebenheit der Truppen und der Bevölkerung des östlichen Frankreichs zu versichern und ihn dadurch zu ermutigen, das Glück der Waffen noch einmal zu versuchen. „Es ist zu spät,“ antwortete er, „jetzt wäre es nur noch ein Bürgerkrieg, und nichts kann mich zu diesem vermögen.“ In der That war der letzte Kanonenschuß in der Schlacht bei Toulouse am 10. April durch den Marschall Soult gefallen, welcher

die Ereignisse von Paris und Fontainebleau nicht kannte und das Siegel des Ruhmes dem letzten Blatte der unsterblichen Feldzüge Frankreichs aufdrückte.

Von den verbündeten Mächten ernannte Commissäre sollten Napoleon nach der Insel Elba geleiten. Die Abreise war auf den 20. April festgesetzt. In der Nacht, die der Abreise vorherging, ahmten der Kammerdiener Constant und der Mameluck Mustan das Beispiel nach, welches ihnen die Großwürdenträger des Reiches gegeben hatten, und verließen ihren Herrn. Am 20. gegen Mittag stieg der Kaiser in den Hof des „weißen Pferdes“ hinunter, wo die kaiserliche Garde Spalier bildete. Um ihn selbst waren nur noch einige Getreue, unter ihnen in erster Linie der Herzog von Bassano und der General Belliard. Bei seiner Annäherung erbebt das Herz der Soldaten und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Der Kaiser deutete durch eine Geberde an, daß er sprechen wollte, und sogleich trat eine heilige Stille ein, damit jeder die letzten Worte des großen Mannes an die Auswahl seiner Tapfern vernehmen und in sein Herz prägen könne. Er sprach:

„Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch Lebewohl; seit zwanzig Jahren bin ich mit euch zufrieden, habe ich euch stets auf der Bahn des Ruhmes gefunden. Die verbündeten Mächte haben ganz Europa gegen mich bewaffnet; ein Theil der Armee ist ihren Pflichten untreu geworden und Frankreich selbst hat andere Gesichte haben wollen. Mit euch und den Tapferen, die mir treu geblieben sind, hätte ich den Bürgerkrieg drei Jahre fortsetzen können; aber Frankreich würde unglücklich geworden sein, und dies wäre dem Zwecke, den ich mir vorgesetzt, entgegen gewesen. Seid dem neuen Könige, den sich Frankreich gewählt hat, treu; verlasset niemals unser theures, seit mir zu langer Zeit unglückliches Vaterland. Liebt es immer, liebt es heiß, dieses theure Vaterland. Beklaget mein Schicksal nicht; ich werde stets glücklich sein, wenn ich weiß, daß ihr es seid. Ich hätte sterben können, nichts würde mir leichter gewesen sein; aber ich werde niemals von dem Pfade der Ehre weichen. Ich habe noch zu schreiben, was wir vollbracht haben. Ich kann euch nicht Alle an mein Herz drücken, aber ich werde euren General umarmen; kommen Sie,

General! (Er schließt den General Petit in seine Arme.) Reicht mir den Adler! (Er küßt ihn.) Theurer Adler, möge dieser Kuß im Herzen aller Tapfern widerhallen. Lebt wohl, meine Kinder! Meine Wünsche sind stets bei euch, bewahret mir euer Andenken.“

Bei diesen Worten bricht das Schluchzen der Soldaten aus, Alles, was den Kaiser umgibt, zerfließt in Thränen; er, nicht minder gerührt, enteilt dieser herzerreißenden Scene und wirft sich in einen Wagen, in welchem der General Bertrand ihn bereits erwartet. Als bald ward das Zeichen zur Abreise gegeben. Napoleon war von dem Großmarschall, den Generalen Drouot und Camborne und einigen andern Personen begleitet, welche sich der Treue dieser tapfern Krieger beigefellen wollten. Ueberall auf seiner Reise bis an die Grenzen der Provence hörte er um seinen Wagen den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Diese Standhaftigkeit des Volkes rührte und tröstete ihn. Es wurde ihm klar, daß trotz der unpopulären Tendenz einiger Handlungen, die zu seinem Sturze beigetragen haben mochten, es den Bourbonen nicht gelingen werde, in Frankreich den Cultus seines Namens abzuschaffen.

Zwischen Lyon und Valence begegnete der Kaiser dem Marschall Mureau, welcher ihm in einer Proclamation vorgeworfen hatte, „er habe nicht als Soldat zu sterben gewußt.“ Napoleon, dem die unedle und lächerliche Beleidigung seines Waffengefährtten von Arcole noch nicht bekannt war, stieg aus dem Wagen, ihn zu umarmen. Als er auf ihn zutrat, hielt er den Hut in der Hand, während der Marschall bedeckt blieb und seine Reiseumütze während der ganzen Unterredung und selbst beim Abschiede aufbehielt. Eine Stunde später traf Napoleon auf der Straße mehrere Abtheilungen des Corps Mureau's, welche ihm dieselbe Ehre erwiesen, die er empfing, als er auf dem Throne saß. Die Soldaten riefen ihm laut zu: „Sire, der Marschall Mureau hat Ihre Armee verkauft.“

Der Kaiser mußte Avignon vermeiden, wo jene Parteinänner, welche ein Jahr später den Marschall Brune ermorden ließen, mit einem Handstreich umgingen und eine Gährung der Gemüther hervorgerufen hatten, von der man die schlimmsten Pläne befürchten mußte.

Am 26. des Abends kam er zu Luc an und übernachtete bei einem

Deputirten des gesetzgebenden Körpers. Hier traf er auch mit der Prinzessin Pauline zusammen. Am andern Tage war er in Frejus und schiffte sich, nach einem Aufenthalte von vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt, um acht Uhr des Abends nach der Insel Elba ein.

---

## Einundfunfzigstes Capitel.

Ankunft zu Porto Ferrajo. Aufenthalt auf Elba. Rückkehr nach Frankreich. Landung bei Cannes. Triumphmarsch nach Paris. Der 20. März 1815.

Welcher Gegensatz zwischen den zwei merkwürdigsten Epochen seines Lebens! Frejus hatte ihn auf seiner Rückkehr von Aegypten lauden sehen, als er in Begleitung der Marmont, der Murat, der Berthier und anderer ruhmgekrönten Helden erschien, um die Zügel der höchsten Gewalt den Vertretern von Frankreich zu entreißen und den Grund zu einem großen Kaiserreiche zu legen: und Frejus sah ihn nach vierzehn Jahren wieder, entkleidet dieser Gewalt durch das Ausland, das ihn anstaunte und fürchtete, und durch jene stummen und gefügigen Körperschaften, die er den stürmischen Versammlungen der Republik zu Nachfolgern gegeben; zu Frejus schiffte er sich abermals ein, aber diesmal nicht, um das Steuerruder eines großen Staates zu ergreifen und für sich selbst den ersten Thron der Welt aufzurichten, sondern von diesem Throne herabgestürzt und von diesem Steuerruder zurückgestoßen durch denselben Senat, der ihm so lange bis zum Ekel die niedrigsten Schmeicheleien streute, und durch denselben gesetzgebenden Körper, den er drei Monate früher mit Schimpf auseinanderjagte; verrathen oder verlassen von seinen alten Kriegskameraden und nächsten Freunden, verrathen von Marmont und Murat, verlassen von Berthier und von so vielen Andern! Gott hat es so gewollt und Gott thut nichts umsonst. Lassen wir seine Allmacht walten!

Am 3. Mai, dem Einzugsstage Ludwig's XVIII. in Paris, ging Napoleon auf der Rhede von Porto Ferrajo vor Anker. Die Behörden

der Insel Elba beeilten sich, ihren neuen Souverain am Bord der englischen Fregatte, auf welcher er die Ueberfahrt gemacht, zu bewillkommen. Am andern Tag stieg der Kaiser an das Land und wurde von hundert und ein Kanonenschüssen begrüßt. Die ganze Bevölkerung, an ihrer Spitze die Municipalität und die Geistlichkeit, war ihm entgegengegangen. „Es war für den Kaiser und sein Gefolge,“ sagt ein Augenzeuge, „ein interessantes und rührendes Schauspiel, die naive Freude der jungen Elbanerinnen und den Enthusiasmus der einfachen Fischer zu beobachten, denen seit langer Zeit die französischen Soldaten so viele Großthaten und denkwürdige Siege erzählt hatten, in denen der Name Napoleon immer vorkam. Sein Ruhm und sein Unglück imponirte in gleichem Grade. Die Ruhe, die Heiterkeit sogar, womit der Kaiser die geringsten Bürger befragte, trug bei, den Enthusiasmus zu steigern.“

Napoleon beschäftigte sich mit der Verwaltung der Insel Elba, gleich als ob er sich vorgenommen hätte, daselbst ernstlich und lange zu regieren, gleich als ob die Thätigkeit seines Genies sich nicht durch die engen Grenzen seiner Souverainetät bald gelähmt gefunden haben würde. Am 26. langte Cambonne mit jenen Tapfern der alten Garde an, welche das Exil des Kaisers hatten theilen wollen. Später kamen auch die Prinzessin Pauline und Napoleon's Mutter, welche ihn nicht wieder verlassen wollten.

Napoleon erwartete mit Ungeduld Nachrichten aus Frankreich. Wie er einst am Gestade des Nil die europäischen Zeitungen mit Gier durchsah, um zu sehen, ob der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Meer zu durchschiffen und das Directorium zu stürzen, so befragt er jetzt die öffentlichen Blätter oder zieht Privatcorrespondenzen zu Rathe, um zu erfahren, wie das französische Volk die Fremden und die Bourbonen erträgt, und wie die Bourbonen und die Fremden sich gegen die französische Nation betragen. Was die täglichen Schmähungen gegen ihn in den Zeitungen betrifft, so kümmert er sich wenig um sie. „Bin ich tüchtig mitgenommen?“ fragte er eines Tages den General Bertrand, welcher ihm die Zeitungen brachte. — Nein, Sire, antwortete der Großmarschall, es ist heute von Eurer Majestät nicht die Rede. —



„Also morgen,“ antwortete er, „es ist ein Wechselfieber; diese Anfälle werden vorübergehen.“

Inzwischen zeigte sich die Regierung, welche Frankreich von der Coalition aufgedrungen worden war, ihres Ursprungs würdigig. Die Versprechungen des Grafen Artois blieben ohne Erfüllung; Ludwig XVIII. stützte seine Charte auf seinen souverainen Willen und auf das göttliche Recht. Der Adel wurde wieder hochmüthig, die Geistlichkeit wieder unduldsam. Man adelte Cadoudal, man pries Moreau, man bestimmte Bichegru eine Statue, und die treuen Krieger Frankreichs wurden mit Demüthigungen überschüttet. Alle die großen Dinge, welche die große Nation unter der Republik und dem Kaiserreiche vollbracht hatte, wurden in ihrer Geschichte unterdrückt oder als Wirkung des Aufbruchs und Thronraubes dargestellt; der Fürst, welcher ruhig inmitten der Feinde Frankreichs gelebt hatte, während die französischen Waffen zu Fleurus, zu Lodi, zu Marengo und Austerlitz triumphirten, wollte in den Zeiten von Marengo und Austerlitz regiert haben und datirte seine Patente aus dem neunzehnten Jahre seiner Regierung. Die Presse, welche diese falschen Lehren hätte bekämpfen, den verderblichen Tendenzen widerstehen und die gehässigen Handlungen brandmarken können, die Presse, kaum frei erklärt, wurde ärger als je geknebelt und die Censur schlich sich trotz der Charte wieder ein, indem man vorgab, „reprimiren“ und „präveniren“ wären gleichbedeutende Worte.

Der Kaiser hatte schon im Augenblicke seiner Abdankung die Fehler der Bourbonen und die Möglichkeit seiner Rückkehr vorausgesehen. Das Memorial bewahrt die Gedanken, welche damals seine Seele durchzogen, und gibt die eigentliche Erklärung des kühnen Planes, den er bald ausführen wird. Es ist Napoleon selbst, der in Bezug auf die letzten Tage, welche er in Fontainebleau zubrachte, so spricht: „Wenn die Bourbonen, sagte ich zu mir, eine fünfte Dynastie beginnen wollen, so habe ich hier nichts mehr zu thun, so ist meine Rolle zu Ende; aber wenn sie etwa hartnäckig die dritte Dynastie fortsetzen wollten, so werde ich nicht säumen wieder zu erscheinen. Man könnte sagen, daß die Bourbonen damals mein Andenken und mein Benehmen zur Verfügung hatten; wenn sie sich begnügt hätten, die erste Obrigkeit einer großen Nation zu

sein, wenn sie dies gewollt hätten, so wäre ich für den großen Haufen ein Ehrgeiziger, ein Tyrann, ein Störenfried, eine Geißel geblieben. Welcher Scharfsinn und welche Kaltblütigkeit hätten dazu gehört, mich richtig zu beurtheilen und mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Aber sie wollten sich als Feudalherren wiederfinden und haben es vorgezogen, nur die gehafteten Häuptlinge einer von der ganzen Nation gehafteten Partei zu sein.“

Wenn Napoleon im Jahre 1814 Ursache gab, daß man von ihm sagte, „er habe den Bourbonen das Bett wiedergemacht.“ so öffneten die Bourbonen ihrerseits ihm den Weg zum Throne wieder. Sobald Napoleon die Lage von Frankreich und das Schicksal, welches ihm der Wiener Congreß vorbehalten hatte, genau kannte, war sein Entschluß bald gefaßt. Man hat viel von seinen Einverständnissen in Frankreich und Italien, von seinen Emiffären, seinen Correspondenten, seinen Mitschuldigen gesprochen, denn man wollte seinen Weggang von Elba einem Complotte zuschreiben. Jetzt ist es gewiß, daß die ganze Verschwörung nur in seinem Kopfe vorhanden war, daß er Niemanden über seine Pläne zu Rathe zog, daß selbst zu Porto Ferrajo am Tage vor seiner Abfahrt sie Niemand wußte, Drouot und Bertrand ausgenommen.

Es war am 26. Februar 1815, um ein Uhr des Nachmittags, als Napoleon seiner Garde ankündigte, sie solle sich zur Abfahrt bereit halten. Der feurigste Enthusiasmus gab sich alsbald unter diesen Tapfern kund, und man hörte nur den einstimmigen Ruf: „Paris oder den Tod!“

Eine Proclamation kündigte bald darauf den Bewohnern von Elba officiell an, daß sich der Kaiser Napoleon von ihnen trennte. „Unser erlauchter Souverain,“ sagte der Gouverneur (General Lapi) darin, „von der Borsehung wieder auf die Bahn des Ruhmes gerufen, hat unsere Insel verlassen müssen; er hat mir den Oberbefehl anvertraut, hat die Verwaltung einer Junta von sechs Einwohnern und die Bertheidigung des Forts eurer Ergebenheit und eurer Tapferkeit überlassen.

„Ich verlasse die Insel Elba, hat er gesagt, im höchsten Grade zufrieden mit dem Betragen der Einwohner; ich vertraue ihnen die Ver-

theidigung des Landes an, auf welches ich einen hohen Werth setze; ich kann ihnen keinen stärkern Beweis meines Vertrauens geben, als indem ich meine Mutter und Schwester in ihrer Obhut zurücklasse; die Mitglieder der Junta und alle Einwohner der Insel können auf mein besonderes Wohlwollen und meinen Schutz rechnen.“

Um vier Uhr des Nachmittags befanden sich die vierhundert Mann der alten Garde am Bord der Brigg l'Inconstant; fünf andere kleine Fahrzeuge nahmen zweihundert Mann zu Fuß und hundert polnische Chevauxlegers auf. Um acht Uhr des Abends bestieg der Kaiser mit den Generalen Bertrand und Drouot den Inconstant. Ein Kanonenschuß gab das Zeichen zur Abfahrt und die Flottille ging unter Segel. Der anfangs günstige Wind wurde widrig und trieb die Flottille nach den Stationen der Kreuzer. Man sprach davon, nach Porto Ferrajo zurückzukehren, aber der Kaiser verweigerte es. Während der Ueberfahrt beschäftigte er sich mit der Abfassung der Proclamationen an das Volk und die Armee, und seine Soldaten schrieben sie eifrig ab. Am 1. März, um drei Uhr, segelte er in den Golf von St. Juan ein. Vor der Ausschiffung legte er mit allen seinen Soldaten die Cocarde der Insel Elba ab, und die dreifarbige wurde unter dem Rufe: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Frankreich!“ aufgesteckt. Auf der Rhede von Cannes ging unverzüglich die Ausschiffung vor sich. Der Kaiser stieg zuerst an das Land. Während sein Generalstab mit dem Lager für die kleine Schaar beschäftigt war, wandelte er allein auf der Straße hin und befragte die Bauern. Gegen ein Uhr des Nachts brach er an der Spitze seiner Getreuen in der Richtung von Grasse auf. Da er einen Theil des Weges zu Fuß zurücklegte, fiel er ein paarmal. Einer seiner Soldaten, der ihn wohlgemuth aufstehen sah, sagte zu seinen Kameraden: „Jean de l'épée (so nannten sie unter sich Napoleon) darf sich heute den Fuß nicht verrenken, er muß zuvor Jean de Paris geworden sein.“

Am 4. März langte der Kaiser zu Digne an. Hier war es, wo er die schönen Proclamationen, die er am Bord des Inconstant abgefaßt hatte und die den Patriotismus des Volkes und der Armee so lebhaft erregen sollten, drucken ließ. Folgendes sind diese beiden merk-

würdigen, aus dem Golf von St. Juan, vom 1. März, datirten Urkunden, in denen Napoleon die ganze Kraft und Größe seines magischen Styls entfaltete.

### Proclamation an das französische Volk.

„Franzosen! Der Abfall des Herzogs von Castiglione überlieferte Lyon ohne Verteidigung unsern Feinden; die Armee, über welche ich ihm den Oberbefehl anvertraut hatte, war durch die Zahl der Bataillone, durch die Tapferkeit und den Patriotismus der Truppen, aus denen sie bestand, vollkommen genügend, das ihr entgegenstehende österreichische Armeecorps zu bekämpfen und im Rücken der linken Flanke des feindlichen Heeres, das Paris bedrohte, zu erscheinen.

„Die Siege von Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry, Baurchamps, Mormans, Montereau, Craonne, Rheims, Arcis-sur-Aube und St. Dizier; die Erhebung der wackern Bauern von Lothringen, der Champagne, dem Elfaß, der Franche-Comté und Burgund, und die Stellung, welche ich im Rücken der feindlichen Armee genommen, hatte, indem sie dieselbe von ihren Magazinen, Reservereparcken und Wagenzügen abschnitt, hatten die Feinde in eine verzweifelte Lage gebracht. Die Franzosen standen niemals auf dem Punkte, mächtiger zu sein, und der Kern der feindlichen Armee war ohne Rettung verloren und würde sein Grab in den weiten Ländern, die sie unbarmherzig verheert hatte, gefunden haben, als der Verrath des Herzogs von Ragusa die Hauptstadt übergab und die Armee desorganisirte. Das unerwartete Benehmen dieser beiden Generale, die zugleich ihr Vaterland, ihren Fürsten und ihren Wohltäter verriethen, wandelte das Kriegsgeschick um. So groß war die mißliche Lage des Feindes, daß er sich nach dem Treffen vor Paris in Folge der Trennung von seinen Reservereparcks ohne Munition befand.

„Durch diese neuen und großen Ereigniffe wurde mein Herz zerrissen, aber meine Seele blieb unerschütterlich. Ich zog nur das Interesse des Vaterlandes zu Rathe und verbannte mich auf einen Felsen mitten im Meere. Mein Leben gehörte euch an, es sollte euch noch Nutzen stiften. Ich gestattete nicht, daß die große Anzahl Franzosen,

welche mich begleiten wollten, mein Schicksal theilten, ich hielt ihre Anwesenheit in Frankreich vortheilhaft für dasselbe und nahm nur eine Handvoll Tapferer mit mir, die zu meiner Bewachung nothwendig waren.

„Da ich durch eure Wahl zum Throne erhoben worden bin, so ist Alles, was ohne euch geschehen ist, recht- und geseglos. Seit fünf- und zwanzig Jahren hat Frankreich neue Interessen, neue Staatseinrichtungen, einen neuen Ruhm, was Alles mir durch eine nationale Regierung und durch eine aus diesen neuen Umständen hervorgegangene Dynastie verbürgt werden kann. Ein Fürst, der durch die Gewalt derselben Waffen, die unser Land verheert haben, herrschen und sich auf meinen Thron niederlassen wollte, würde vergebens versuchen, sich auf die Grundsätze des Feudalrechtes zu stützen; er könnte dadurch nur die Ehre und die Rechte einer kleinen Anzahl Individuen sichern, jener Feinde des Volkes, welches sie seit fünf- und zwanzig Jahren in allen unsern Nationalversammlungen verurtheilt hat. Eure innere Ruhe und eure Achtung im Auslande wären für immer verloren.

„Franzosen! in meinem Exil habe ich eure Klagen und Wünsche vernommen; ihr verlangt jene von euch gewählte Regierung wieder, welche die einzige rechtmäßige ist. Ihr klagtet meinen langen Schummer an, warfet mir vor, meiner Ruhe die großen Interessen des Vaterlandes aufzuopfern. Ich habe die Meere unter Gefahren aller Art durchschiffet; ich lange bei euch an, um meine Rechte, welche die eurigen sind, wieder in Besitz zu nehmen. Alles, was Individuen seit der Einnahme von Paris gethan, geschrieben oder gesagt haben, werde ich für immer ignoriren; es wird in Nichts auf die Erinnerung, welche ich geleisteten wichtigen Diensten bewahre, Einfluß haben; denn es gibt Ereignisse von einer solchen Beschaffenheit, daß sie über der menschlichen Natur stehen.

„Franzosen! es gibt keine Nation, sei sie auch noch so klein, welche nicht das Recht besäße, sich der Schmach zu entziehen, einem ihr durch den Feind für den Augenblick aufgedrungenen Fürsten zu gehorchen, keine, die sich ihr nicht entzogen hätte. Als Karl VII. in Paris einzog und den ephemeren Thron Heinrich's V. umstürzte, erkannte er

an, seinen Thron dem Muthе seiner Tapfern, nicht aber einem Prinzen-Regenten von England zu verdanken.

„Euch allein und den Tapfern der Armee rechne auch ich den Ruhm an, daß ich euch Alles zu verdanken habe, und werde ihn euch und ihnen stets anrechnen.“

### Proclamation an die Armee.

„Soldaten! wir sind nicht besiegt worden. Zwei Männer, hervorgegangen aus unsern Reihen, haben unsern Ruhm, ihr Vaterland, ihren Fürsten, ihren Wohlthäter verrathen.

„Diejenigen, welche wir seit fünfundzwanzig Jahren ganz Europa durchlaufen sahen, um gegen uns Feinde zu erregen, welche ihr ganzes Leben lang gegen uns in den Reihen der Fremden gekämpft haben, die sollten unsern Adlern befehlen und sie ankettten dürfen, sie, die niemals deren Blicke haben ertragen können? Werden wir dulden, daß sie die Frucht unserer ruhmreichen Arbeiten ernten, sich unserer Ehrenstellen, unserer Habe bemächtigen und auch noch unseren Ruhm verläumdend? Wenn ihre Herrschaft fort dauerte, so wäre Alles verloren, sogar das Andenken an jene unsterblichen Tage.

„Mit welcher eingefleischten Hartnäckigkeit suchen sie nicht zu entstellen, zu vergiften, was die Welt bewundert! Ja, wenn es noch Vertheidiger unseres Ruhmes gibt, so ist es bei jenen Feinden, die wir auf dem Schlachtfelde bekämpft haben.

„Soldaten! in meinem Exil habe ich eure Stimme vernommen und bin trotz aller Hindernisse und Gefahren zu euch gekommen. Euer General, durch die Wahl des Volkes zum Throne berufen und auf euren Schultern erhoben, ist euch wiedergegeben: vereinigt euch mit ihm. Reißt jene Farben ab, welche die Nation geächtet hat und die seit zwanzig Jahren den Feinden Frankreichs zum Sammelzeichen gedient haben; steckt die dreifarbigе Cocarde auf: ihr truget sie in unseren großen Tagen!

„Wir müssen vergessen, daß wir die Gebieter der Nationen gewesen sind, dürfen aber nicht dulden, daß sich irgend jemand in unsere Angelegenheiten mische. Wer hätte auch die Macht dazu? Nehmt jene

Adler wieder, die ihr bei Ulm hattet, bei Musterlitz, bei Jena, bei Gilsau, bei Friedland, bei Tudela, bei Eckmühl, bei Esling, bei Wagram, bei Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, bei Wurschen, bei Montmirail. Ihr glaubt doch nicht, daß jene Handvoll Franzosen, die jetzt so übermüthig ist, ihren Anblick aushalten könne? Sie werden dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind, und dort mögen sie, wenn es ihnen beliebt, herrschen, wie sie neunzehn Jahre geherrscht zu haben vorgeben.

„Eure Habe, euer Rang, euer Ruhm, die Habe, der Rang, der Ruhm eurer Kinder haben keine größeren Feinde als jene Fürsten, welche euch das Ausland aufgedrungen hat; sie sind die Feinde unseres Ruhmes, weil die Geschichte so vieler Großthaten, welche das französische Volk verrichtet hat, indem es kämpfte, um sich ihrem Joche zu entziehen, ihr Verdammungsurtheil ist.

„Die Veteranen der Sambre- und Maasarmee, der Rheinarmee, der italienischen Armee, der Armee von Aegypten, der Armee des Westens, der großen Armee sind erniedrigt, ihre ehrenvollen Narben gebrandmarkt: ihre Siege wären Verbrechen, diese Tapfern wären Rebellen, wenn sich, wie die Feinde des Volkes vorgeben, die rechtmäßigen Souveraine in den Reihen der Armeen des Auslandes befänden. Ehren, Belohnungen, Zuneigung sind nur jenen vorbehalten, welche ihnen gegen das Vaterland und uns gedient haben.

„Soldaten! reihet euch unter die Fahnen eures Anführers. Sein Dasein liegt nur in dem ewigen; seine Rechte sind nur die ewigen; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm ist nur euer Interesse, eure Ehre, euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritte schreiten, der Adler mit den Nationalfarben wird von Kirchthurm zu Kirchthurm bis auf die Thürme von Notre-dame fliegen: dann werdet ihr eure Narben mit Ehren zeigen, euch dessen rühmen können, was ihr gethan, dann werdet ihr die Befreier des Vaterlandes sein.

„In euren alten Tagen werdet ihr umgeben und geachtet sein von euren Mitbürgern, diese werden mit Ehrfurcht euch eure Großthaten erzählen hören, und mit Stolz werdet ihr sagen können: Auch ich habe zu jener großen Armee gehört, welche zweimal in den Mauern von

Wien, in jenen von Rom, von Berlin, von Madrid und Moskau eingezogen ist, welche Paris von dem Flecken gereinigt hat, den ihm der Verrath und die Anwesenheit des Feindes aufgedrückt haben. Ehre jenen tapfern Soldaten, dem Ruhme ihres Vaterlandes! Ewige Schande jenen verbrecherischen Franzosen, in welchem Range sie auch das Glück geboren werden ließ, welche fünfundzwanzig Jahre mit den Fremden kämpften, um das Herz des Vaterlandes zu zerreißen!“

Diese Sprache kündigte dem neuen Frankreich an, daß sein ruhmumstrahlter Dolmetscher wiedergekommen sei, die Demokratie ihren Repräsentanten und Heroen wiedergefunden habe: darum drängten sich auch Volk und Armee mit Enthusiasmus und mit bewundernswürdiger Einstimmigkeit dem großen Verbannten entgegen.

Napoleon langte am 5. März in Gap an. Er wurde in dieser Stadt mit demselben Ausbruch der Freude empfangen, wie auf seinem ganzen bisherigen Zuge. Nach den Versuchen einer Contrerevolution, welche die Rückkehr und ephemere Regierung Ludwig's XVIII. bezeichnet hatten, begrüßten die der Revolution so innig anhängenden Bewohner der Dauphiné mit Entzücken den Genius der Befreiung, welcher der von ihm so lange vertheidigten und nur von den Bourbonen bedrohten Gleichheit zu Hülfe kam.

Napoleon verließ die Hauptstadt des Departements der Oberalpen, geleitet von dem Jubelruf der gesammten Bevölkerung. Als er durch St. Bonnet kam, erboten sich die Einwohner, die Sturmglocke zu ziehen und sich in Masse zu erheben, um seine Kriegsschaar zu verstärken, welche sie für zu schwach hielten, um ihn nach Paris mitten durch die zahlreichen auf dem Wege dahin stehenden Garnisonen zu begleiten. „Nein,“ antwortete er ihnen, „eure Gesinnungen beweisen mir, daß ich mich nicht geirrt habe; sie sind für mich die sicherste Bürgschaft der Gesinnungen meiner Soldaten; diejenigen, denen ich begegnen werde, werden auf meine Seite treten; jemehr ihrer sind, desto besser ist mein Erfolg verbürgt; bleibt daher ruhig zu Hause.“

Das Volk hat die Probe bestanden, Napoleon hatte die Macht seines Namens nicht überschätzt. Es blieb nun die Armee übrig, deren er sich noch sicherer glaubte als des Volkes und mit der er bis jetzt noch



keine Begegnung gehabt. Aber er näherte sich Grenoble und mußte auf irgend eine feindselige Demonstration von Seiten der Behörden und des Militärcommandanten gefaßt sein. In der That hatte der General Marchand ein Bataillon des fünften Linienregiments auf der Straße von Lamure mit dem Befehle entsendet, Napoleon den Weg zu versperren. Die Avantgarde des Kaisers stieß bei Lafrete auf diese Truppe und hatte sie nicht bewegen können, ihre Reihen zu öffnen und sich mit der Fahne der alten Armee wieder zu vereinigen. Ein Ordonnanzoffizier des Generals Marchand war anwesend, welcher die Soldaten durch die Macht der Disciplin im Zaum hielt. So wie Napoleon diesen widerwärtigen Vorfall erfuhr, sprengte er zur Avantgarde, stieg ab und trat gerade vor die Front des Bataillons, welches der übrigen Armee ein verderbliches Beispiel zu geben drohte. Die Garde folgte ihm mit gesenktem Gewehr, um anzudeuten, daß nichts durch Gewalt entschieden werden solle. „Wie, meine Freunde!“ rief er aus, „ihr erkennt mich nicht? Ich bin euer Kaiser; wenn es unter euch einen Soldaten gibt, der seinen General, seinen Kaiser tödten will, so möge er es thun, hier bin ich!“ Bei den letzten Worten entblößte er die Brust. Der Ordonnanzoffizier wollte zwar diesen Augenblick benutzen, um Feuer zu commandiren; aber seine Stimme wurde durch den Ruf „Es lebe der Kaiser!“ alsbald erstickt, durch diesen tausendmal wiederholten Jubelruf, den die Bauern, welche die Anhöhen und die Straßen füllten, gleichzeitig mit den Soldaten erschallen ließen. In einem Augenblicke war das Bataillon des fünften Regiments, die Sapeurs und Mineurs mit den Tapfern der Insel Elba, welche sie brüderlich in die Arme schlossen, vereint, und die polnischen Lanciers verfolgten bis über Bizille hinaus den Ordonnanzoffizier, welcher seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte. Napoleon setzte seinen Marsch nach Grenoble fort, umgeben von der Volksmenge, die sich mit jedem Schritte vermehrte. Napoleon erzählte auf Helena, daß in den Thälern der Dauphiné aus der unermesslichen Volkschaar, die ihm zuströmte, ein Soldat von hohem Wuchs hervortrat, der vor Freude weinte und einen Greis von neunzig Jahren in seinen Armen trug. Es war ein Grenadier der Insel Elba, dessen Verschwinden seine Treue verdächtig gemacht hatte. Er hatte

sich nur für den Augenblick von seinen Waffenbrüdern getrennt, um seinen Vater aufzusuchen, den er dem Kaiser vorstellen wollte.

Mitten in der allgemeinen Trunkenheit, welche seine Anwesenheit auf die Bevölkerung der Dauphiné hervorbringt, dringt ein Offizier des siebenten Linienregimentes durch die Menge und meldet, daß sein Regiment, den Obersten an der Spitze, im Geschwindschritte heranzuschreiten, den Helden von Frankreich zu begrüßen. Napoleon's Antlitz, des düsteren Anfluges in Folge der körperlichen Anstrengungen und geistigen Qualen, den sie bisher zeigten, entkleidet, strahlte vor Freude und Hoffnung. Nachdem er dem Offizier des siebenten Regimentes seine Gefühle für dasselbe und dessen Anführer ausgedrückt hat, spornet er sein Pferd und sprengt vorwärts, gleichsam als wäre er schon im Angesichte des Triumphbogens des Carroufells. Bald ertönte der Jubelruf des siebenten Regimentes, vermengt mit der Menge, die es begleitet. Der Oberst eilt mit beschleunigten Schritten heran; er ist ein Mann von hoher Gestalt und schönem Aussehen. Sein feuriger Charakter, sein wohlwollendes Herz und sein ritterliches Wesen haben ihm Gewalt über die Gemüther der Soldaten und Offiziere verschafft. Er marschirt am 7. März um drei Uhr des Nachmittags aus Grenoble aus, befehlet wenige hundert Schritte vor der Stadt den Tambouren Stille, läßt eine Trommel öffnen und nimmt einen Adler heraus, den er den Soldaten zeigt und ausruft: „Das ist das glorreiche Zeichen, welches uns in unseren unsterblichen Tagen leitete. Derjenige, der uns so oft zum Siege geführt hat, nähert sich, um unsere Demüthigung und unsere Unfälle zu rächen; es ist Zeit, unter seine Fahne zu eilen, die niemals aufgehört hat, die unsrige zu sein. Wer mich liebt, folge mir! Es lebe der Kaiser!“ Die Soldaten, welche nur mit Mühe so lange, als der Oberst sprach, ihre Gefühle zurückhalten konnten, brachen bei seinem Ruf „Es lebe der Kaiser!“ aus und wiederholten denselben mit fast wahnwitziger Freude. Eine große Menge von Menschen jedes Alters, Geschlechts und Standes folgt ihnen und kömmt heran, um mit Jubelzuruf denjenigen zu begrüßen, in welchem seit so langer Zeit das Princip der Gleichheit und der Ruhm der Nation verkörpert war. Die von beiden Seiten gleich große Ungeduld verkürzt die Entfernung. Schon

mengt sich der Jubelruf durcheinander. Die Waffenbrüder, welche die Ereignisse von 1814 getrennt haben, sind wieder vereint und umarmen sich unter dem Rufe: „Es lebe die Garde! Es lebe das siebente Regiment! Es lebe der Kaiser!“ und die Bewohner von Grenoble, welche dem erhabensten aller Eroberer entgegengeeilt sind, vermischen ihr Freudengeschrei mit dem der Bevölkerung der Berge, welche von ihren steilen Felsen herabgestiegen ist, um dem großen Manne zu folgen. Endlich dringt der unerschrockene Oberst des siebenten Regiments, der edle und tapfere Labedoyere, durch die Menge und wirft sich in die Arme des Kaisers. Napoleon preßt ihn an sein Herz und sagt zu ihm mit freudiger Bewegung: „Oberst, Sie setzen mich wieder auf den Thron.“

Zu der Nacht kam der Kaiser unter den Mauern von Grenoble an. Seine Anwesenheit wurde den Einwohnern und der Besatzung durch das lärmende und tumultuarische Gedränge, dessen Gegenstand er war und das man trotz der Dunkelheit erkennen konnte, bekannt. Zwar hatte der Generallieutenant den Befehl gegeben, die Thore zu schließen, ja er hatte sich sogar die Schlüssel bringen lassen, aber Bürger und Soldaten stiegen über die Wälle und vergrößerten das Geleite des Helden. Plötzlich hörte man Waffengeräusch in dem Plage, man glaubte, die Kanoniere würden Feuer geben, und die Menge drängte sich, um Schutz gegen die Kartätschen unter den nächsten Häusern zu suchen. Napoleon, der Furcht unzugänglich, blieb unbeweglich auf der Brücke, den Batterien gegenüber, und seine ruhige Haltung brachte eine schnelle Rückwirkung auf den Geist der Menge hervor. „Der Kaiser wagt sein Leben,“ rief ein Bürger aus, „und wir suchen das unsere zu retten!“ und mit diesen Worten sprang er an die Seite des unsterblichen Kriegers, der so viele Tapfere mit den Kanonnenmündungen vertraut gemacht hatte. Dieses Beispiel sammelte das Volk wieder um den großen Mann.

Indessen wünschte Napoleon doch die Beschaffenheit der Bewegung, die man auf den Wällen bemerkt hatte, kennen zu lernen. Er ließ Labedoyere näher zu ihm treten und befahl ihm, die Kanoniere anzureden. Der Oberst stieg auf einen Hügel und ließ sich mit kräftiger Stimme so

vernehmen: „Soldaten, wir bringen euch den Helden wieder, dem ihr in so vielen Schlachten gefolgt seid, an euch ist es, ihn aufzunehmen und mit uns das alte Feldgeschrei der Besieger von Europa anzustimmen: Es lebe der Kaiser!“ Die Kanoniere, welche blos durch die Disciplin auf ihren Posten festgehalten worden waren, ließen auf ihre Antwort nicht warten. „Es lebe der Kaiser!“ riefen sie einstimmig und Alles, was sie umgab, Bürger und Soldaten verlängerten diesen beruhigenden Ruf, den Labedoyere veranlaßt hatte.

Aber inmitten der Erhitzung aller Köpfe sowohl in als außerhalb der Stadt wurde Napoleon es doch überdrüssig, die Thore verschlossen zu sehen. Man reichte sich, wie sich das Memorial ausdrückt, durch die Pforte die Hände, aber man öffnete nicht. Da kamen die Arbeiter der Vorstadt, vor Ungeduld brennend, den Kaiser in die Stadt zu führen, mit Balken herbei. Das Thor wich bald den Stößen dieser neuen, von der arbeitenden Classe improvisirten Kriegsmaschinen, und die Belagerten brachen in ein Siegesgeschrei aus, das die Belagerer kaum nachahmen konnten. „Es gibt keine Schlacht,“ sagt Las-Cases, „in welcher der Kaiser größere Gefahr gelaufen wäre, als bei diesem Einzuge in Grenoble; die Soldaten stürzten sich mit allen Geberden der Wuth auf ihn; man erschrak einen Augenblick und glaubte, er werde in Stücke gerissen werden; aber es war nur der Wahnsinn der Liebe und Freude; man trug ihn fort, ihn und sein Pferd.“

Die Proclamationen aus dem Golf von St. Juan wurden in Grenoble nochmals gedruckt und in Menge verbreitet. Der Kaiser blieb zwei Tage in dieser Stadt. Während seines Aufenthaltes hielt er Heerschau über die Truppen und die Nationalgarde und empfing die Aufwartung der Behörden, der akademischen Körperschaften und der Geistlichkeit. Bei der Musterung trat Napoleon, seinen kleinen Hut auf dem Haupte und angethan mit dem berühmten grauen Oberrock, vor das vierte Artillerieregiment und sprach: „Unter euch habe ich zuerst gedient, ich liebe euch Alle wie alte Kameraden, ich beobachtete euch auf dem Schlachtfelde und bin stets mit euch zufrieden gewesen, aber ich hoffe, daß wir eurer Kanonen nicht bedürfen werden.“

Napoleon verließ Grenoble am 9. März und langte am folgenden

Tage zu Lyon in dem Augenblicke an, wo eben der Graf von Artois nach vergeblichen Bemühungen, die Soldaten zu vermögen, die Sache der Bourbonen zu vertheidigen, in völliger Verlassenheit und unter dem Schutze eines einzigen königlichen Freiwilligen abgereist war. Der Kaiser sandte diesem wackeren Diener seiner Feinde zum Lohne seiner Treue das Kreuz. Am 13. März erließ Napoleon mehrere Decrete, um alle contrerevolutionären Handlungen der königlichen Regierung zu vernichten, und setzte die Geseze der constituirenden Nationalversammlung, welche den alten Adel und die Ritterorden abschafften, wieder in Kraft. Ein letztes Decret verfügte die Auflösung der Bairskammer und der Deputirtenkammer und berief außerordentlicher Weise alle Wahlcollegien nach Paris, um dort eine Versammlung des Maisfeldes zu bilden und sich mit der Revision der Reichsverfassung zu beschäftigen.

Der Kaiser schlug die Straße durch Burgund ein, wo ihn eine nicht minder enthusiastische Bevölkerung erwartete, als die der Dauphiné. Während er aber Frankreich durchzieht, getragen bis zur Hauptstadt durch den Aufschwung der Bevölkerung und den allgemeinen Freudenjubel, setzten die Bourbonen einen Preis auf seinen Kopf, ruft der Congreß von Wien ganz Europa neuerdings in die Waffen gegen ihn. Diese äußersten Maßregeln unterstützend, haucht die Pariser und ausländische Presse den Ingrimm und die Wuth des alten Königthums und der alten Aristokratie aus und behandelt als elenden Abenteuerer, welchen sammt seiner Bande bald die gerechte Züchtigung treffen werde, den großen Mann, den ein ganzes Volk als seinen Befreier aufnimmt. Diese albernen, von den größsten Lügen begleiteten Schmähungen hindern Napoleon, den die besoldeten Zeitungen beständig vor den Prinzen der königlichen Familie fliehen lassen, nicht, Paris mit jedem Tage näher zu rücken. Am 13. März übernachtet er in Macon, während sich zu Vons = le = Saulnier der Marschall Ney für ihn in einer Proclamation erklärt, die mit den Worten anfängt: „Die Sache der Bourbonen ist auf ewig verloren.“ Am 14. kommt er nach Chalons und belobt die Einwohner des schönen Widerstandes wegen, den sie im letzten Kriege dem Feinde entgegengesetzt. Gern hätte er ein gleiches Lob den Einwohnern von St. Jean = de = Losne, welche denselben Patriotismus bewiesen, ge-

zollt, aber da diese Stadt nicht auf seinem Wege liegt, begnügt er sich, ihrem würdigen Maire die Decoration der Ehrenlegion zu senden. Bei dieser Gelegenheit sagte er zu den Bauern und Arbeitern, welche den größten Theil seines unermesslichen Gefolges bildeten: „Für euch, ihr braven Leute, habe ich die Ehrenlegion gestiftet, nicht aber für Emigranten, die von unseren Feinden besoldet werden.“

Am 15. kam Napoleon nach Autun, fortwährend von demselben Freudenjubiläum umgeben. Denselben Tag versammelten sich in Folge einer außerordentlichen, durch des Kaisers Landung veranlaßten Zusammenberufung zu Paris die beiden von der Charte eingeführten Kammern. Ludwig XVIII. und die Prinzen seines Hauses, bei Annäherung des großen Verbannten, dessen Kopf sie vergebens verlangt hatten, vor Schreck fast versteinert, verhehlten für den Augenblick ihre contrarevolutionären Gesinnungen und erneuerten ihren Eid auf die Charte. Diese feierliche Handlung gewann ihnen das Vertrauen der constitutionellen Royalisten, die durch die Reactionstendenzen der Regierung schnell enttäuscht worden waren, nicht wieder, wurde vielmehr von der Masse der Nation, die darüber spottete, nur als Zeichen der Furcht ausgelegt.

Trotz militärischer Maßregeln, officieller Heucheleien und mordathmender Ordonanzen, auf deren Zusammenwirkung man gerechnet hatte, um Napoleon's Triumphzug aufzuhalten, setzte er seinen schnellen Marsch nach Paris fort. Am 17. März zog er in Auxerre ein, wohin das vierzehnte Linienregiment von Orleans ihm entgegengekommen war. Dieses Regiment hatte lange in Spanien gekämpft und sich dort ausgezeichnet, ohne im Verhältnisse zu seinem Verdienste belohnt zu werden. Der Kaiser gab das Kreuz den Offizieren und Soldaten, die ihm als die würdigsten bezeichnet worden waren.

Zu Auxerre vereinigte sich der Marschall Ney wieder mit dem Kaiser. Der „Tapferste der Tapfern“ kam, das Werk Labedoyere's zu krönen. Seine Anwesenheit erfüllte alle Wünsche und Hoffnungen Napoleon's.

Die königliche Regierung war auf das Aeußerste gebracht. Sie forderte von den Kammeru, sie durch außerordentliche Gesetze zu retten, und zwang den Stolz der Großen, sich bis zu Liebkosungen der Sol-

daten in ihren Casernen herabzulassen. Unnütze Schritte! vergebliche Demüthigung! Die Kammern hatten keine Macht über die Nation und die Prinzen keinen Einfluß auf die Soldaten, welche ihre Bitten nicht selten mit bitteren Bemerkungen beantworteten. Nichts konnte daher Napoleon mehr aufhalten. Am 19. März brach er von Auxerre auf und langte am 20. um vier Uhr des Morgens zu Fontainebleau an. In derselben Nacht hatte Ludwig XVIII. die Hauptstadt verlassen, um so schnell als möglich die belgische Grenze zu erreichen.

## Zweiundfünfzigstes Capitel.

Die hundert Tage.

Fontainebleau hatte am 20. April den Kaiser gesehen, wie er, vom Throne gestürzt, von seinen alten Waffengefährten verlassen, Abschied von seiner Garde nahm, um sich als Gefangener nach der Insel Elba führen zu lassen; den 20. März 1815 sah Fontainebleau Napoleon wieder, in der Mitte seiner Garde, umgeben von dem heiligen Bataillon \*), mit Jubel von dem Volke und der Armee begleitet, bereit nach seiner Hauptstadt abzureisen, um dort die oberste Gewalt, die ihm der Nationalwille zum zweiten Male übertrug, wieder zu übernehmen.

Der Kaiser langte gegen Abend an den Thoren von Paris an. Die dreifarbigte Fahne wehte seit zwei Uhr des Nachmittags auf den Tuilerien; der wackere Excelmans hatte sie daselbst aufgepflanzt. Volk und Armee drängten sich um Napoleon, stürzten auf ihn zu wie in Grenoble. Es galt, wer den Helden am nächsten sehe. Als er gegen neun Uhr des Abends in die Tuilerien kam, wurde er von einer Menge von Offizieren empfangen, die sich mit einer solchen Gier, einem solchen Enthusiasmus auf ihn warfen, daß er zu ihnen sagen mußte: „Meine Herren, Sie drücken mich todt.“ Montalivet, der ihm im Glücke mit Geschicklichkeit und Ergebenheit gedient hatte und ihm im Unglücke treu

---

\*) Dieses Bataillon hatte sich auf dem Wege aus bewraulten Offizieren gebildet, welche gekommen waren, mit dem Kaiser die Gefahren seines Unternehmens zu theilen.

geblieben war, kam ihm am Fuße der großen Treppe entgegen und schloß ihn in die Arme. Der Kaiser wurde in seine Gemächer mehr getragen, als daß er ging, und hier harrete seiner die Königin Hortensie und eine große Anzahl ehemaliger Würdenträger des Reiches. Das heilige Bataillon bivouakirte auf dem Carrouselplatze und versah im Verein mit der Nationalgarde den Dienst des Schlosses!

Am andern Tage hielt der Kaiser Heerschau über die Truppen, welche sich damals in der Hauptstadt befanden. „Soldaten,“ sprach er zu ihnen, „ich bin mit neunhundert Mann nach Frankreich gekommen, weil ich auf die Liebe des Volkes und das Andenken der alten Soldaten zählte. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht getäuscht. Soldaten! ich danke euch dafür. Der Ruhm dessen, was wir gethan haben, gehört ganz dem Volke und euch; der meinige beschränkt sich darauf, euch gekannt und gewürdigt zu haben. Soldaten! der Thron der Bourbonen war unrechtmäßig, weil er durch die Gewalt des Auslandes errichtet, weil er von dem in allen unsern Nationalversammlungen ausgesprochenen Volkswillen geächtet worden war, weil er endlich nur den Interessen einer kleinen Anzahl übermüthiger Menschen, deren Ansprüche unseren Rechten entgegenlaufen, Bürgschaft gewährte. Soldaten! der kaiserliche Thron allein kann die Rechte des Volkes verbürgen, und vor Allem das erste aller Interessen, unsern Ruhm. Soldaten! Wir werden marschiren, um diese Fürsten, diese Bundesgenossen des Auslandes von unserem Gebiete zu vertreiben; die Nation wird uns dabei nicht nur mit ihrem Wunsche unterstützen, sondern auch unserem Antriebe folgen. Das französische Volk und ich rechnen auf euch. Wir wollen uns nicht in die Angelegenheiten fremder Nationen mischen, aber wehe demjenigen, der sich in die unsrigen mengt!“

Die Soldaten nahmen diese Rede mit demselben Enthusiasmus auf, den die Stimme Napoleon's stets in ihnen geweckt hatte, und die Luft hallte von dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ wieder, als das von Cambroune befehligte Bataillon der Insel Elba erschien, welches zu Paris nicht so schnell als der Kaiser hatte ankommen können. Bei ihrem Anblicke rief Napoleon: „Das sind die Soldaten des Bataillons, das mich in meinem Unglücke begleitet hat. Sie sind alle meine Freunde.



Theuer waren sie meinem Herzen! so oft ich sie sah, erblickte ich in ihnen die verschiedenen Regimenter der Armee, denn unter diesen sechshundert Mann gab es Leute von allen Regimentern. Alle riefen mir jene großen Tage, deren Andenken mir so theuer ist, in das Gedächtniß, denn Alle sind mit ehrenvollen Narben und Wunden bedeckt, die sie in jenen denkwürdigen Schlachten erhalten haben! Indem ich sie liebte, so waret ihr es, Soldaten der französischen Armee, die ich liebte. Sie bringen euch eure Adler: mögen diese euch zum Sammelpunkte dienen! Indem ich sie der Garde gebe, gebe ich sie der ganzen Armee. Der Verrath und unglückliche Zufälle haben sie mit einem Trauerflor bedeckt! Aber, Dank sei dem französischen Volke und euch, sie erscheinen wieder strahlend in ihrem ganzen Ruhme. Schwört, daß sie euch überall finden werden, wohin das Interesse des Vaterlandes euch rufen wird! Mögen die Verräther und diejenigen, welche in unser Gebiet einbrechen wollen, niemals ihren Anblick ertragen können!“

Die Soldaten antworteten: „Wir schwören es!“ Während sie vor dem Kaiser vorbeizogen, spielte die Musik die berühmte Revolutionsmelodie: „*Veillons au salut de l'empire!*“

Napoleon schien in die Zeiten des Consulats zurückgekehrt zu sein; das Unglück und die Bourbonen hatten ihn mit der Demokratie, die unter dem Kaiserreiche seine Ungnade mehr als einmal auszutreten gehabt, wieder ausgesöhnt. Um diese Aussöhnung offenkundiger zu machen, gab er Carnot das Ministerium des Innern und berief Benjamin Constant in den Staatsrath. Der Kaiser erklärte sich offen gegen Benjamin Constant über den Charakter der neuen Politik, die er zu befolgen sich vornahm. Ohne sich zu den constitutionellen Ideen bekehrt zu nennen, und vor Allem ohne Neigung zu zeigen, die demokratischen Erinnerungen, die so mächtig beigetragen hatten, ihm wieder zum Throne zu verhelfen, lebhaft zu ermuntern, erklärte er, daß er sich den Forderungen des Volkes, ja sogar dessen Launen unterwerfen und künftig den Weg wandeln wolle, nach welchem die Geister hingezogen schienen. Folgendes sind einige der denkwürdigen Worte, welche er bei dieser Gelegenheit sprach und die uns der berühmte Publicist, an den sie gerichtet waren, aufbewahrt hat.

„Die Nation,“ sagte er, „ruht seit zwölf Jahren von allen politischen Bewegungen und seit einem Jahre vom Kriege aus; diese doppelte Ruhe hat ihr Thätigkeit zum Bedürfnisse gemacht. Sie will oder glaubt wenigstens eine Tribune und Versammlungen zu wollen; sie hat sie nicht immer gewollt. Sie hat sich mir zu Füßen geworfen, als ich zur Regierung gelangte; Sie müssen sich dessen erinnern, Sie, der Sie eine Opposition versuchten. Der Geschmack an Constitutionen, an Debatten, an Reden scheint wiederzukehren. Es ist indessen nur die Minderzahl, die dieses will, und Sie dürfen sich hierüber nicht täuschen. Das Volk oder die Menge, wenn sie dieses Wort mehr lieben, will nur mich. Haben Sie diese Menge nicht gesehen, wie sie sich zu mir drängte, wie sie von den Bergen niederstieg, mich rief, mich suchte, mich begrüßte? Auf meinem Wege von Cannes bis hierher habe ich nicht erobert, sondern regiert. Ich bin nicht nur, wie man gesagt hat, der Kaiser der Soldaten, ich bin auch jener der Bauern, der Plebejer, Frankreichs. Darum sehen Sie auch, ungeachtet der Vergangenheit, daß das Volk sich wieder zu mir wendet; es waltet zwischen uns Sympathie ob. Ich dürfte nur ein Zeichen machen, ja nur die Augen abwenden, so würden die Adeligen in allen Provinzen niedergemetzelt werden. Sie haben so trefflich seit sechs Monaten gearbeitet! . . . Aber ich will nicht der König eines Bauernaufzugs sein. Wenn es Mittel gibt, durch eine Constitution zu regieren, so sei es! Ich habe die Herrschaft der Welt gewollt, und um sie mir zu sichern, bedurfte ich der unumschränkten Gewalt. Um blos Frankreich zu regieren, taugt vielleicht eine Constitution besser. Lassen Sie mich hören, was Sie für möglich erachten. Theilen Sie mir ihre Ideen mit. Freie Wahlen? Oeffentliche Erörterungen? Verantwortliche Minister? Freiheit? Das Alles will ich. Vor Allem die Pressfreiheit; sie ersticken ist Anstun; davon bin ich überzeugt. Ich bin der Mann des Volkes; wenn das Volk wirklich Freiheit will, so bin ich sie ihm schuldig; ich habe dessen Souverainetät anerkannt und muß daher seinen Forderungen, ja sogar seinen Launen Gehör geben. Ich habe dasselbe niemals zu meinem Vergnügen unterdrücken wollen; ich hatte große Pläne, das Schicksal hat über sie entschieden; ich bin kein Eroberer mehr, kann keiner mehr sein.

Ich weiß nicht, was möglich und was es nicht ist, ich habe nur einen Beruf mehr, den, Frankreich wieder aufzurichten und ihm eine Regierung zu geben, die ihm zusagt. Ich hasse die Freiheit nicht; ich habe sie bei Seite geschoben, wenn sie mir im Wege gewesen ist; aber ich begreife sie, ich bin in ihren Ideen aufgewachsen. Das Werk von fünfzehn Jahren ist vernichtet und kann nicht aufs Neue begonnen werden. Zwanzig Jahre und zwei Millionen Menschen müßten dazu geopfert werden. Uebrigens wünsche ich den Frieden, werde ihn aber nur durch Siege erhalten. Ich will Ihnen keine falschen Hoffnungen machen; ich lasse wohl sagen, daß Unterhandlungen stattfinden, es gibt aber keine. Ich sehe einen schweren Kampf, einen langen Krieg voraus. Um ihn auszuhalten, muß mich die Nation unterstützen; zum Lohne wird sie die Freiheit fordern und soll sie haben. Die Lage ist neu. Ich verlange nichts weiter als aufgeklärt zu werden. Ich altere; man ist mit fünf- undvierzig Jahren nicht mehr, was man mit dreißig gewesen. Die Ruhe eines constitutionellen Königs kann mir zusagen. Noch viel gewisser sagt sie meinem Sohne zu.“

Die Antworten des Kaisers an die verschiedenen Behörden, welche sich beeilten, ihm ihre Glückwünsche darzubringen, trugen alle das Gepräge jenes liberalen Geistes, dessen Wiederauferstehung und gegenwärtiges Uebergewicht er erkannte und welchen zum Bundesgenossen zu nehmen er einwilligte. „Alles für die Nation und Alles für Frankreich!“ sagte er seinen Ministern, „das ist meine Devise.“ Er blieb auch nicht bei bloßen Worten stehen, sondern schaffte durch ein Decret vom 24. März die Censur und die Direction des Buchhandels ab. Diese Maßregel hatte bei den Höflingen rings um ihn einige Einwendungen hervorgerufen. „Meiner Treu, ihr Herren,“ sagte er, „das geht euch an; was mich betrifft, habe ich nichts zu fürchten; die Möglichkeit ist erschöpft, über mich mehr zu drücken, als man seit einem Jahre gethan hat.“

Inzwischen hatten der Herzog und die Herzogin von Angouleme versucht, den Sünden zu Gunsten der königlichen Sache aufzuwiegeln. Die Herzogin von Angouleme hatte zu Bordeaux Thatkraft, Muth und Standhaftigkeit genug entfaltet, daß der Kaiser von ihr sagen konnte: „sie sei der einzige Mann in der Familie.“ Ihre Anstrengungen ver-

mochten jedoch nichts gegen die Macht der Ereignisse; der General Clauzel kam und zwang sie, Bordeaux zu verlassen und sich zum zweiten Male in das Ausland zu flüchten.

Der Herzog von Angouleme war zu Bayonne in die Hände des Generals Gilly gefallen und befand sich zu Port-Saint-Espirit als Gefangener zur Verfügung des Kaisers, dessen Entscheidung in Bezug auf diesen Prinzen von den Freunden der Bourbonen mit Bangigkeit erwartet wurde. Das noch frische Andenken der Ordonnanz, durch welche Napoleon für vogelfrei erklärt worden war, flößte den Royalisten Besorgnisse ein und sie mochten schreckliche Repressalien fürchten. Der Kaiser gab dem General Grouchy, außerordentlichem Commissair im Süden, seinen Willen durch ein Schreiben zu erkennen, welches dem Prinzen die Freiheit gewährte, in das Ausland zu gehen, ihm sonach gestattete, Krieg gegen Napoleon und Frankreich zu erregen.

Unterdessen hatte sich jenseits der Alpen ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit zugetragen. Murat, von dem Wiener Congresse bedroht, suchte Italien gegen Oesterreich aufzuwiegen. Diese Schilderhebung brachte den Souverainen den Glauben bei, Napoleon habe die Insel Elba erst verlassen, nachdem er sich mit seinem Schwager ausgesöhnt, und daß sie ihren doppelten Versuch zusammen verabredet hätten. Mehr bedurfte es nicht, um das Wiener Cabinet taub gegen alle friedlichen Eröffnungen von Seiten Napoleon's zu machen; die österreichischen Minister blieben daher dem Vertrage vom 25. März 1815 unwiderruflich getreu, in welchem sich die Verbündeten das Wort gegeben hatten, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis sie den Thron, den der Kaiser auf eine so wunderbare Weise wieder errichtet, neuerdings umgestürzt hätten. Jener Querstrich ließ Napoleon in seinen Memoiren sagen: „Zweimal die Beute des fremdlichsten Schwindels, war der König von Neapel zweimal die Ursache unserer Unglücksfälle; im Jahre 1814, indem er sich gegen Frankreich, und im Jahre 1815, indem er sich gegen Oesterreich erklärte.“

Welche geringe Hoffnung der Kaiser auch hegte, Oesterreich von der Coalition abwendig zu machen und die andern Mächte zur Entwaffnung zu bewegen, so erneuerte er doch, wie er so oft als Consul und als

Kaiser gethan, seine officiellen Versuche, um seine Feinde zum Frieden zu vermögen und ihnen in jedem Falle die Verantwortlichkeit wegen des Krieges zuzuwälzen. Zu diesem Zwecke erließ er Schreiben an alle Souveraine.

Die verbündeten Monarchen antworteten nicht nur nicht, sondern ließen die französischen Bevollmächtigten nicht einmal ihre Beglaubigungsschreiben überreichen. Da sah Napoleon, daß er eilen und sich ernstlich zum Kriege rüsten müsse.

Die Unbeliebtheit der Bourbonen war tief in dem Herzen der Nation gewurzelt und die Bewunderung für Napoleon lebendig und allgemein; dennoch war auch der Friede der Gegenstand des allgemeinen Wunsches, und obgleich sich das französische Volk entschlossen zeigte, neue Opfer zu bringen, um seine Ehre, Würde und Unabhängigkeit zu behaupten, so hatte es doch keinen Wunsch, den Krieg wieder zu beginnen, und hatte sich geschmeichelt, daß sich der europäische Bund durch die Wiederkehr Oesterreichs zum französischen Bündnisse auflösen würde, insbesondere da Napoleon laut verkündet hatte, daß Marie Louise und der König von Rom der Versammlung des Marfeldes beizuwohnen würden. Die wenig friedliche Wendung, welche die französischen diplomatischen Verhältnisse mit allen Höfen von Europa, insbesondere mit jenem von Wien nahmen, enttäuschte daher die Hoffnung einer Menge Patrioten, welche nur mit traurigen Ahnungen Frankreich gezwungen sahen, sich dem ganzen verbündeten Europa gegenüberzustellen. Aber wenn der Friede für unmöglich erkannt ward, was wurde aus der Freiheit?

Am 22. April verkündete Napoleon eine Zusatzacte zu der Constitution des Reiches. Statt das Werk der neuen constituirenden Versammlung, die er durch sein Decret vom 13. März berufen hatte, abzuwarten, arbeitete er ganz allein die so feierlich versprochene Revision der Constitution aus, und um in dieser Beziehung jede unbequeme Erörterung zu vermeiden, beschränkte er die zahllosen Wähler, die das Marfeld bilden sollten, auf die Berrichtungen des Stimmzählens. Das Volk wurde, wie zur Zeit der Abstimmung über das Consulat auf Lebenszeit und über die kaiserliche Würde, feierlich über folgende Urkunde befragt, die bei allen Municipalitäten von Frankreich niedergelegt wurde:

„Erster Artikel. Die Verfassung des Reiches, namentlich die Zusatzacte vom 23. Frimaire des Jahres VIII, die Senatsbeschlüsse vom 14. und 16. Thermidor des Jahres X und jener vom 28. Floreal des Jahres XII, werden durch nachfolgende Bestimmungen abgeändert. Alle andern Verfügungen bleiben aufrecht und in Kraft. Zweiter Artikel. Die gesetzgebende Gewalt wird von dem Kaiser und von zwei Kammern ausgeübt. Dritter Artikel. Die erste Kammer, genannt Kammer der Pairs, ist erblich. Vierter Artikel. Der Kaiser ernennt ihre Mitglieder, welche unabsetzbar sind, sie und ihre männlichen Nachkommen, vom Ältesten zum Ältesten, in directer Linie. Die Anzahl der Pairs ist unbeschränkt, u. s. w.

Es wäre unnütz, die übrigen Verfügungen der Zusatzacte wiederzugeben. Die kaiserlichen Statuten von 1806, welche den Geist der Gleichheit verletzten, ließen dem blinden Zufall der Geburt doch nur Titel und Würden ohne politische Berrichtungen; die Zusatzacte geht weiter, sie überläßt diesem Zufall das erste aller politischen Rechte, das, an der Abfassung der Gesetze Theil zu nehmen. Nach dem Manifeste aus dem Golfe St. Juan, nach dem, was er von Cannes bis Paris gesehen, gehört und verkündet hatte, nach seinem Decrete von Lyon, in welchem er unter dem Jubel von ganz Frankreich der alten Aristokratie das Todesurtheil gesprochen, Frankreich erbliche Pairs geben, das hieß zu schnell die Hoffnungen Lügen strafen, welche seine liberale Sprache und sein populäres Benehmen geweckt hatte. Carnot widersetzte sich aus allen Kräften der Verkündigung dieser Zusatzacte, welche eine so unkluge Verfügung enthielt. Er sprach „für den erworbenen gegen den erbten Ruhm, für die großen Männer gegen die Nachkommen großer Männer.“ Gerade in solchen Ausdrücken hatten die Redner des Consulats in Napoleon's Namen den demokratischen Charakter der Ehrenlegion bezeichnet und den Unterschied angegeben, welcher diese neue Einrichtung von den aristokratischen Auszeichnungen der alten Herrschaftsform trenne.

Über die Tendenzen und Ueberlieferungen des Kaiserreiches trugen über die Erinnerungen des Consulats den Sieg davon. Die monarchische Idee behauptete in Napoleon ihre ganze Kraft und Tiefe. Der

Kaiser glaubte fortwährend, wie Benjamin Constant gesagt hat, daß die Minderzahl Constitutionen verlange; und wie glänzend auch die Volkszeichen bei seinem neuerlichen Triumphzuge waren, beharrte er dabei, die Gunst, in welcher das constitutionelle System stand, als eine Sache der Mode, als ein vorübergehendes Joch zu betrachten.

Der Kaiser zählt auf den beharrlichen Widerwillen des französischen Volkes gegen die Männer der alten Herrschaftsform, um die Stimmen für seine Zusatzacte zu gewinnen, indem er neben der Einführung einer erblichen Pairie und neben andern sehr wenig liberalen Verfügungen in dieselbe einen Artikel aufnimmt, welcher die Abschaffung der Zehnten und Feudalrechte, die Unterdrückung des alten Adels und die ewige Nechtung der Bourbonen erneuert. Wirklich mangelten dieser mißlichen Zusatzacte zur Verfassung des Reiches die günstigen Stimmen nicht, aber auf die öffentliche Meinung machte sie einen schlimmen Eindruck, und der Volksenthusiasmus, im Monate März so feurig und so allgemein, war gegen die Zeit der Versammlung des Maisfeldes schon sehr erkaltet.

Indessen hatten sich doch im Reiche patriotische Verbindungen gebildet, um den Aufschwung der Demokratie zu erhalten und für die Vertheidigung des Gebietes zu sorgen. Paris hatte seine Föderirten der Stadt und Vorstadt. Die der Vorstadt St. Marceau und St. Antoine boten dem Kaiser ihren Arm an, verlangten Waffen und ließen Laute hören, an welche seine Ohren sonst wenig gewöhnt waren. Aber seit seiner Landung im Golf von St. Juan war er darauf gefaßt. Er mußte fortfahren, dem, was seine Stellung forderte, so weit als möglich nachzugeben, und antwortete daher den Föderirten, die sich übrigens als Bundesgenossen kund gaben:

„Föderirte Soldaten der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau! Ich bin allein gekommen, weil ich auf die Bevölkerung der Städte, die Landbewohner und die Soldaten der Armee zählte, deren Anhänglichkeit an die Nationalehre ich kannte. Ihr habt alle mein Vertrauen gerechtfertigt. Ich werde euch Waffen, werde euch zu Führern Offiziere geben, welche mit ehrenvollen Wunden bedeckt und gewohnt sind, den Feind vor sich fliehen zu sehen. Föderirte Soldaten!

wenn es in den höhern Classen der Gesellschaft Menschen gibt, welche den französischen Namen entehrt haben, so hat sich doch in der Bevölkerung der Städte, in den Landbewohnern und in den Soldaten der Armee die Vaterlandsliebe und das Nationalehrgefühl ungeschwächt erhalten. Ich freue mich eures Unblicks und setze Vertrauen in euch. Es lebe die Nation!"

Nachdem die zu Paris vereinigten Wähler die Abstimmung über die Zusatzacte geprüft hatten, überreichte eine Centraldeputation das Ergebnis dem Kaiser in der Versammlung des Marfeldes. Dreizehnhunderttausend Bürger hatten die Zusatzacte angenommen, viertausend sie verworfen. Napoleon antwortete dem Präsidenten der Deputation in einer Rede, welche das einzige merkwürdige Ereigniß dieses großen Nationaltages war, den man anfangs als die neue Aera der Wiedergeburt pomphaft angekündigt hatte und der dann zur armseligen Gestalt einer bloßen Stimmenuntersuchung eingeschrumpft war.

„Meine Herren!“ begann er, „als Kaiser, als Consul, als Soldat habe ich Alles dem Volke verdankt. Im Glück, im Unglück, auf dem Schlachtfelde, im Rathe, auf dem Throne, im Exil ist Frankreich der einzige und beständige Gegenstand meiner Gedanken und Handlungen gewesen. Ihr seid im Begriff, in eure Departements zurückzukehren. Saget den Staatsbürgern, daß die Lage groß ist, daß wir mit Einigkeit, Kraft und Beharrlichkeit siegreich aus dem Kampfe eines großen Volkes gegen seine Unterdrücker hervorgehen, daß die künftigen Geschlechter unser Benehmen strenge prüfen werden, und daß eine Nation Alles verliert, wenn sie ihre Unabhängigkeit verliert. Saget ihnen, daß die Könige des Auslandes, die ich entweder auf den Thron erheben, oder die mir die Bewahrung ihrer Krone verdanken, welche sich zur Zeit meines Glückes alle um mein Bündniß und um den Schutz des französischen Volkes beworben haben, jetzt alle ihre Streiche gegen meine Person richten: wenn ich nicht wüßte, daß es das Vaterland ist, an welches sie eigentlich wollen, so würde ich mein Dasein, gegen das sie sich so erbittert zeigen, zum Opfer bringen. Saget aber auch den Bürgern, daß, so lange die Franzosen mir jene Liebe bewahren, von der sie mir so viele Beweise gaben, diese Wuth unserer Feinde ohnmächtig sein



wird. Franzosen! mein Wille ist der des Volkes; meine Rechte sind die seinigen; meine Ehre, mein Ruhm, mein Glück kann nur die Ehre, der Ruhm und das Glück Frankreichs sein.“

Napoleon war gewaltig, wenn er sich dergestalt auf den Standpunkt der Nationalansicht stellte. Seine Sprache hatte dann die Macht der tiefempfundenen Wahrheit. Man liebte es, ihn sich so hoch stellen, sich mehr als jedem Andern das Recht zuerkennen zu sehen, seine Ehre und seinen Ruhm mit der Ehre und dem Ruhme von Frankreich zu identificiren; es war der Gedanke Aller, den er ausdrückte; das Bewußtsein des großen Mannes empfand die innerste Meinung der großen Nation und sein Mund sprach sie aus. Aber die Nationalität war nicht mehr das einzige Interesse, welches die Gemüther der Publicums beschäftigte. Die Freiheit war in das Gebiet der gesetzlichen Erörterungen zurückgekehrt, die constitutionelle Arena öffnete sich wieder, und gewiß war sie es nicht, für welche Gott Napoleon geschaffen hatte. Dennoch zwang er sich, seinem Worte, so wohlgeeignet das Orakel unumschränkter Gewalt zu sein, einen den Ziernlichkeiten der parlamentarischen Regierung angemesseneren Ausdruck zu geben.

Am 4. Juni eröffnete er in Person die Kammern mit einer Rede, in welcher er ihre Mitwirkung verlangte, „um der heiligen Sache des Volkes,“ wie er sagte, „den Triumph zu verschaffen.“

Napoleon hatte von der Kammer der Pairs, welche sein Werk war, nichts zu besorgen; aber die der Volksvertreter ließ die Bildung einer liberalen Opposition fürchten, welche nicht nur die Regierungstendenzen des Kaisers durchkreuzen, sondern auch zwischen den großen Staatsgewalten die unerläßliche Eintracht, deren die Landesverteidigung bedurfte, stören konnte. Lafayette und Lanjuinais waren in dieser Versammlung wieder erschienen, und der Einfluß, den sie auf dieselbe von der ersten Sitzung an ausgeübt hatten, genügte, um deren Richtung und Geist zu erkennen. Lanjuinais, zum Präsidenten gewählt, erhielt den Auftrag, dem Kaiser die Gesinnungen der Nationalvertreter auszudrücken, und verfügte sich an der Spitze einer Deputation in die Tuilerien, um an den Stufen des Thrones eine Adresse niederzulegen,

welche die Wünsche und Ansichten der Versammlung enthielt und auf welche Napoleon so antwortete:

„Die Constitution ist unser Vereinigungspunkt, sie muß in dieser Zeit des Ungewitters unser Polarstern sein. Jede öffentliche Erörterung, welche darauf abzielte, mittelbar oder unmittelbar das Vertrauen zu vermindern, welches man in ihre Bestimmungen setzen muß, wäre ein Unglück für den Staat; wir würden uns mitten unter Klippen ohne Magnetnadel und Leitstern befinden. Die Krisis, in welcher wir uns befinden, ist groß. Lassen Sie uns nicht das Beispiel des spätern römischen Reiches nachahmen, welches, auf allen Seiten von den Barbaren gedrängt, sich zum Märchen der Nachwelt machte, indem es sich in dem Augenblick, wo der Sturmwidder die Stadthore zertrümmerte, mit abstracten Discussionen beschäftigte.“

Der Kaiser verließ die Hauptstadt am 12. Juni und begab sich nach der belgischen Grenze. Zu Wesnes am 14. angekommen, erließ er folgende Proclamation: „Soldaten! Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, welche zweimal über das Schicksal von Europa entschieden. Damals wie nach Austerlitz und Wagram waren wir zu großmüthig; wir glaubten den Betheuerungen und Eiden der Fürsten, welche wir auf dem Throne ließen. Jetzt aber, verbündet untereinander, wollen sie die Unabhängigkeit und die heiligsten Rechte Frankreichs antasten. Sie haben den ungerechtesten aller Angriffe begonnen; laßt uns gegen sie marschiren; sie und wir, sind wir nicht noch dieselben? Soldaten! wir haben Eilmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu bestehen; aber mit Standhaftigkeit werden wir siegen, werden die Menschenrechte und das Glück des Vaterlandes wiedererringen. Für jeden Franzosen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben.“

Während der Kaiser dergestalt den Muth seiner Soldaten aufstachelte, drang der Berrath aufs Neue in die französischen Reihen; der General Bourmont und andere höhere Offiziere gingen zum Feinde über. Als die Nachricht von diesem Abfall in das Hauptquartier gelangte, sagte der Kaiser zu Ney: „Nun, Herr Marschall, was sagen Sie zu Ihrem Schützling?“ Sire, antwortete der Tapferste der Tapfern,

ich hätte auf Bourmont wie auf mich selbst gerechnet. — „Ei,“ versetzte Napoleon, „die Blauen bleiben stets blau und die Weißen weiß.“

Der Feldzug wurde am 15. mit dem Treffen von Fleurus eröffnet. Die Preußen wurden geschlagen und verloren siebentausend Mann. Dieser Erfolg der Avantgarde kostete der französischen Armee einen ihrer tapfersten Offiziere; der General Letort, Adjutant des Kaisers, erhielt eine tödtliche Wunde in den Unterleib, während er an der Spitze der Dienstschwadron angriff.

Die feindlichen Armeen, welche Napoleon gegenüberstanden, wurden von Wellington und Blücher befehligt. Sie waren mehr als zweihunderttausend Mann, die französische Armee dagegen nur hundertzwanzigtausend Mann stark. Um der Gefahr, die mit einem solchen Mißverhältnisse der Zahl verknüpft war, zu entgehen, suchte Napoleon vom Beginn des Feldzuges an die Engländer von den Preußen zu trennen, und manövrirte behende, um sich mitten zwischen sie zu werfen. Seine Pläne hatten am 16. durch die Schlacht von Ligny vollständigen Erfolg; Blücher, einzeln angegriffen, wurde völlig geschlagen und ließ fünfundzwanzigtausend Mann auf dem Schlachtfelde. Aber dieser außerordentliche Verlust schwächte einen Feind nicht sonderlich, der Massen in Linie und noch zahlreichere Massen in Reserve hatte. In der Lage, in welcher sich der Kaiser befand, bedurfte er eines entscheidenden Erfolges, eines Sieges, der Blücher vernichtete und jenem gestattete, am andern Tage über Wellington herzufallen und auch diesen zu erdrücken. Diese aufeinander folgen sollenden Niederlagen der Preußen und Engländer waren durch Verhaltungsbefehle, die Napoleon nach allen Richtungen ausgesendet hatte, trefflich vorbereitet. Aber wir können es nicht oft genug wiederholen, seine Bestimmung war erfüllt, und verderbliche Mißverständnisse vereitelten die Berechnungen des Genies. Uebrigens ahnte er selbst, daß irgend ein unvorhergesehener Zufall seine Combinationen stören werde und daß ihm das Schicksal neue Schläge vorbehalten habe. „Gewiß ist,“ hat er später gesagt, „daß ich unter diesen Umständen das Gefühl eines entscheidenden Erfolges nicht hatte; ich besaß mein früheres Selbstvertrauen nicht mehr.“ Seine Ahnungen gingen in Erfüllung. Nach zwei glänzenden Schlachttagen, aus denen er als

Sieger hervorging, wohnte er einer abermaligen und letzten Katastrophe bei, — der Schlacht bei Waterloo!

Es war am 18. Juni. Das Glück schien fortfahren zu wollen, unsere Waffen zu begünstigen. „Nach achtstündigem Feuer und achtstündigen Infanterie- und Cavalerieangriffen,“ heißt es im amtlichen Berichte, „sah die ganze Armee mit Freude die Schlacht gewonnen und das Schlachtfeld in unserer Gewalt.“

„Um halb neun Uhr marschirten die vier Bataillone der mittlern Garde, welche auf die Hochebene jenseits Mont-Saint-Jean vorgeschickt waren, um die Cuirassiere zu unterstützen, im Kartätschenhagel mit dem Bajonette zur Erstürmung der Batterien vor. Der Tag neigte sich; ein Angriff mehrerer englischer Schwadronen in ihre Flanke brachte sie in Unordnung; die Flüchtlinge gingen über die Schlucht zurück; daneben stehende Regimenter, welche einige der Garde angehörige Truppen in Auflösung sahen, glaubten, es sei die alte Garde, und wankten; das Geschrei: „„Alles ist verloren, die Garde ist zurückgeschlagen!““ ließ sich hören; die Soldaten behaupten sogar, daß auf einigen Punkten aufgestellte Böswillige gerufen hätten: „„Nette sich, wer kann!““ Wie dem immer sei, ein panischer Schreck durchslog allenthalben das Schlachtfeld; man stürzte sich in der größten Unordnung auf die Communicationslinie; Soldaten, Kanoniere, Pulverwagen drängten sich, auf ihr anzulangen; die alte Garde, die in Reserve stand, wurde von ihnen angefallen und sogar fortgerissen. In einem Augenblicke war die Armee nur eine verworrene Masse; alle Waffen waren durcheinander gemengt, es war unmöglich wieder ein Corps zu sammeln. Der Feind, welcher diese staunenswerthe Unordnung bemerkte, ließ Cavaleriecolonnen vorrücken; die Unordnung nahm zu und die Verwirrung der Nacht verhinderte, die Truppen zu sammeln und ihnen ihren Irrthum zu zeigen.

„So ging eine schon beendigte Schlacht, ein Tag gutgemachter falscher Maßregeln, größerer für morgen gesicherter Vortheile durch einen Augenblick panischen Schreckens verloren. Selbst die an der Seite des Kaisers aufgestellten Dienstschwadronen wurden durch diese tumulturischen Wogen über den Haufen geworfen und desorganisirt, und es war nichts Anderes zu thun als dem Strome zu folgen. Die Reserve-

parcs, das Gepäck, welches nicht über die Sambre zurückgegangen war, und Alles, was sich auf dem Schlachtfelde befand, ist in der Gewalt des Feindes geblieben. Es war nicht einmal möglich, die Truppen unseres rechten Flügels zu erwarten; man weiß, was aus der tapfersten Armee der Welt wird, wenn sie sich durcheinander mengt und ihre Organisation aufhört.

„Das war der Ausgang der Schlacht von Mont-Saint-Jean, so ruhmvoll für die französischen Waffen und doch so unglücklich.“

Ein Irrthum des Marschalls Grouchy trug zu diesem unglücklichen Ergebnisse bei. Er war beauftragt worden, die preussischen Corps Blücher's in Schach zu halten, und er ließ sie nach der Richtung des Kanonendonners von Waterloo marschiren, ohne selbst dahin aufzubrechen, wie es der General Gérard dringend von ihm verlangte. Grouchy glaubte sich stets der preussischen Armee gegenüber, während er nur eine Abtheilung derselben (den General Thielemann) vor sich hatte. Dieser Irrthum, gegen den er zwar energisch protestirt hat, den ihm aber nichtsdestoweniger die öffentliche Meinung, sich auf jene Napoleon's und so vieler Generale, welche Augenzeugen waren, stützend, beharrlich zuschreibt, dieser Irrthum wandelte in weniger als einer Stunde nicht nur das Geschick einer großen Schlacht, sondern das von Europa selbst um.

Der Kaiser kannte den Geist, der in der Kammer der Volksvertreter herrschte, zu genau, um nicht vorauszusehen, daß die Nachricht von der Zerstreuung seiner Armee die Stürme der Tribune gegen ihn rege machen würde. Er fühlte daher die Nothwendigkeit, unverzüglich in die Hauptstadt zurückzukehren, um dort durch seine Gegenwart die innern Feinde im Zaum zu halten und der parlamentarischen Krisis entweder vorzubeugen oder sie wenigstens zu mildern. Er langte am 20. Juni um neun Uhr des Abends in Begleitung des Herzogs von Bassano und der Generale Bertrand, Drouot, Labedoyère und Gourgaud in Paris an. Er ließ sogleich seine beiden Brüder Joseph und Lucian, den Erzkanzler Cambacères und die Minister mit Portefeuille zu sich kommen. Die Lage war schwierig: Jeder gab seine Mittel an, die öffentlichen Gefahren zu beschwören. Auch der Staatsrath wurde

berufen. Der Kaiser setzte demselben seine Unfälle, seine Bedürfnisse und seine Hoffnungen auseinander. Da er einsah, wie wichtig es sei, die Kammer der Volksvertreter zu schonen und die Uneinigkeit, die zwischen ihm und ihr bestand, nicht zu sehr durchblicken zu lassen, that er, als schriebe er die feindseligen Gesinnungen, welche sich in dieser Versammlung kundgegeben hatten, nur einer böswilligen Minorität zu.

Sollte sich Napoleon wirklich über die Gesinnungen der Mehrheit der Repräsentanten von Frankreich getäuscht haben, so wurde er doch bald durch ihre Handlungen enttäuscht. Diese Versammlung gehorchte mehr, als er es zu glauben schien, dem Antriebe Lanjuinais' und Lafayette's. Auf den Antrag des Letzteren erklärte sich dieselbe für permanent und den zum Verräther des Vaterlandes, der es wagen würde, sie aufzulösen. Dieser Bruch, welcher auf die Nationalvertreter eine schwere Verantwortlichkeit lud, brachte dem politischen Dasein Napoleon's den letzten Schlag bei. Die Bourbonen und das Ausland jauchzten vor Freude.

Als der Beschluß der Volksvertreter im Palaste Elysée = Bourbon bekannt wurde, verbreitete er in der Umgebung des Kaisers die größte Bestürzung. Seine eifrigsten Diener ließen sich von Verzweiflung überwältigen und riethen ihm, sich dem unerbittlichen Schicksal zu unterwerfen, das von ihm ein neues Opfer fordere. Regnault de Saint-Jean-d'Angely war einer von denjenigen, welche Alles aufboten, um ihn zu bewegen, sich noch einmal auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern. Da erklärte Napoleon seinen Entschluß, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Ein einziger Mann im Ministerrathe bekämpfte diesen Entschluß, weil er Frankreich neuerdings dem Auslande überlieferte, und dieser Mann war derselbe, welcher allein die Einführung der kaiserlichen Regierung bekämpft hatte. Carnot, der Freiheit standhaftester Vertheidiger, war der Ansicht, daß man aus Uebermaß von Mißtrauen gegen den Kaiser die Nationalunabhängigkeit keineswegs gefährden dürfe, und daß dieses erste Interesse der Nation durch die Entfernung des einzigen Führers, dem die Armee und das Volk folgen konnte oder wollte, geradezu auf das Spiel gesetzt werde. Als die entgegengesetzte Meinung das Uebergewicht gewonnen hatte, lehnte er sich an einen Tisch, stützte

das Haupt in beide Hände und weinte. Da sprach Napoleon zu ihm: „Ich habe Sie zu spät kennen gelernt.“ Der Kaiser setzte dann folgende Erklärung auf:

„Franzosen! als ich den Krieg zur Bewahrung der Nationalunabhängigkeit begann, zählte ich auf die Vereinigung aller Anstrengungen und auf das Zusammenwirken aller Nationalgewalten. Ich hatte Grund, hieraus auf Erfolg zu hoffen, und habe darum allen Erklärungen der Mächte wider mich getrogt. Die Umstände scheinen sich geändert zu haben. Ich biete mich dem Hasse der Feinde Frankreichs als Opfer dar. Möchten sie in ihren Erklärungen aufrichtig gewesen sein und es nie auf mehr als auf meine Person abgesehn haben! Mein politisches Leben ist geschlossen, und ich verkündige meinen Sohn, unter dem Namen Napoleon II., zum Kaiser der Franzosen. Die gegenwärtigen Minister werden provisorisch den Regentschaftsrath bilden. Die Theilnahme an meinem Sohne legt mir auf, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentschaft durch ein Gesetz zu organisiren. Einigt euch Alle für das öffentliche Wohl, um eine unabhängige Nation zu bleiben.“

Diese Erklärung wurde sogleich den beiden Kammern überbracht. Die Volksvertreter, die sie veranlaßt hatten, nahmen sie mit Entzücken auf. Aber sie faßten keinen Beschluß in Bezug auf Napoleon II., dessen Recht von einigen Rednern, unter ihnen Berenger aus dem Departement des Drome, lebhaft vertheidigt wurde. Die Kammer der Volksvertreter glaubte eine Deputation an Napoleon senden zu müssen, um ihm zu seiner zweiten Abdankung Glück zu wünschen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er zu den Deputirten, „für die Gefühnungen, welche Sie mir ausdrücken; ich wünsche, meine Abdankung möge Frankreich zum Heil gereichen, hoffe es aber nicht; sie läßt den Staat ohne Oberhaupt, ohne politisches Dasein. Die Zeit, welche man verloren, um die Monarchie zu stürzen, hätte angewendet werden können, um Frankreich in den Stand zu setzen, den Feind zu zermalmen. Ich rathe der Kammer, die Armee schnell zu verstärken; wer den Frieden will, muß sich zum Kriege rüsten. Ueberliefert diese große Nation nicht den Fremden auf Gnade und Ungnade. Fürchtet, daß euch eure Hoffnungen täuschen. Da liegt die

Gefahr. In welcher Lage ich mich auch befinde, werde ich stets glücklich sein, wenn Frankreich es ist.“

Inzwischen triumphirten die Feinde der kaiserlichen Dynastie in der Kammer der Volksvertreter; sie hatten die Ausrufung Napoleon's II. beseitigt und eine Commission von fünf Mitgliedern ernannt, um eine provisorische Regierung zu bilden: Fouché, Carnot, Grenier, Quinette und Caulaincourt. Auf die Nachricht hiervon brach Napoleon voll Entzückung in folgende Worte aus:

„Ich habe nicht zu Gunsten eines neuen Directoriums abgedankt, sondern zu Gunsten meines Sohnes. Wenn man ihn nicht als Kaiser ausruft, so ist meine Abdankung nichtig und als nicht geschehen zu betrachten. Die Kammern wissen recht gut, daß das Volk, die Armee und die öffentliche Meinung ihn wollen, aber das Ausland hält ihn zurück. Nicht dadurch, daß sie sich vor den Verbündeten mit herabhängenden Ohren und auf den Knien zeigen, werden sie diese zwingen, die Nationalunabhängigkeit anzuerkennen. Wenn sie das Gefühl ihrer Lage hätten, würden sie Napoleon II. aus eigenem Antriebe ausgerufen haben. Das Ausland hätte dann gesehen, daß sie einen Willen, einen Zweck, einen Vereinigungspunkt zu haben wissen; es hätte gesehen, daß der 20. März keine Parteisache, kein Handstreich der Auführer, sondern das Ergebniß der Anhänglichkeit der Franzosen an meine Person und Familie gewesen ist. Die Nationaleinmüthigkeit würde auf die Verbündeten mehr gewirkt haben, als diese ganze niedrige und schmachvolle Rücksicht auf sie.“

Inzwischen gab es in Paris eine große Anzahl Patrioten, welche mit Carnot glaubten, man müsse sich vor Allem mit der Landesvertheidigung befassen, und daß diese Vertheidigung ohne den Arm, ohne das Genie, ohne den Namen des Kaisers kaum möglich sei. Die Militärs theilten diese Meinung und sprachen sie laut aus. Man schrie von allen Seiten: „Den Kaiser wieder und mehr Soldaten!“ Das Volk, welches sich in stets zunehmender Menge um den Palast Ellysée-Bourbon, in welchem der Kaiser wohnte, drängte, stößte endlich den Kammern und Fouché, welcher die provisorische Regierung leitete und mit dem Auslande unterhandelte, Besorgnisse ein. Man fürchtete, die Abdankung



möchte von den Verbündeten für ein bloßes Spiel gehalten werden, wenn der Kaiser in Paris bliebe. Carnot wurde beauftragt, ihm die Besorgnisse seiner Collegen mitzutheilen und ihn zu vermögen, sich von Paris zu entfernen. Er verfügte sich nach dem Elysée, wo er Napoleon im Bade und allein traf. Nachdem er den Zweck seines Besuches auseinandergesetzt, schien der gestürzte Potentat über die Besorgnisse, welche seine Anwesenheit einflößte, zu erstaunen. „Ich bin ja nur noch,“ sagte er, „ein einfacher Privatmann, ja ich bin weniger als das.“

Indessen versprach er dem Wunsche der Kammern und der provisorischen Regierung nachzugeben und ging den 25. Juni nach Malmaison, aber auch hier war er Paris noch zu nahe, um nicht seinen Feinden Argwohn einzulösen. Fouché besorgte neue Entschlüsse von seiner Seite, und ließ ihn durch den General Becker unter dem Vorwande, für seine Sicherheit zu sorgen, streng überwachen. Auf die Nachricht von der Annäherung der Allirten, welche völlig zu schlagen ihm ein unvorsichtiges Manövre von ihrer Seite Gelegenheit zu geben schien, schrieb er an die provisorische Regierung, um sich ihr als Soldat zur Verfügung zu stellen, so:

„Indem ich abdankte, habe ich nicht auf das edelste Recht des Bürgers, das Vaterland zu vertheidigen, Verzicht geleistet. Die Annäherung der Feinde an die Hauptstadt läßt keinen Zweifel über ihre Absichten. In so schwierigen Umständen biete ich meine Dienste als General an, indem ich mich als ersten Soldaten des Vaterlandes betrachte.“

Diejenigen, welche die Abdankung des Kaisers verlangt hatten, konnten den großen Feldherrn, den sie vom Throne zu steigen gezwungen, kaum an die Spitze der Armee stellen. Sie wußten, daß ein Soldat wie Er keinen andern Rang hatte, als den eines Generalissimus, und daß ihn zum Bundesgenossen nehmen hieß, ihn wieder zum Herrn nehmen. Sie verweigerten es, und die Ereignisse nahmen ihren Lauf. Man trieb ihn zur Abreise, und er trat sie nach Rochefort an, um sich einzuschiffen nach den freien Staaten Nordamerika's.

### Dreihundertdritzigstes Capitel.

Ankunft Napoleon's zu Rochefort. Schreiben an den Prinzen-Regenten. Er verfügt sich auf den *Bellerophon* und geht nach England unter Segel. Benehmen des englischen Ministeriums gegen ihn. Gegensatz zur lebhaften Theilnahme, welche die britische Nation für ihn an den Tag legt. Napoleon protestirt gegen die Bestimmung, welche ihm das englische Cabinet anweist. Er schiffte sich auf dem Northumberland nach St. Helena ein.

Becker, dem die provisorische Regierung die schwierige Aufgabe übertragen hatte, seinen großen Gebieter zu Malmaison zu überwachen, erhielt Befehl, ihn bis Rochefort zu begleiten und erst am Bord des Schiffes, welches ihn über die Meere führen sollte, zu verlassen. Dieser wackere General sagte zum Kaiser, als er zum ersten Male vor ihm erschien: „Ich bin mit einer peinlichen Sendung beauftragt, und werde Alles, was von mir abhängt, thun, um sie zu Ihrer Zufriedenheit zu erfüllen.“ Wirklich entfernte er sich niemals von der Ehrfurcht und den Rücksichten, welche man gestürzter Größe schuldig ist.

Napoleon verließ Malmaison am 29. Juni und langte am 3. Juli zu Rochefort an. Am nächsten Tage traf sein Bruder Joseph hier mit ihm zusammen. Der Kaiser vernahm während seines Aufenthaltes in dieser Stadt um seine Wohnung beständig lauten Vivatruf; mehrere Male erschien er auf dem Balcon der Präfectur, die er bewohnte, und empfing stets neue Beweise der innigen Liebe, welche das Volk ihm bewahrte. Am 8. Juli schiffte er sich in der Absicht ein, nach den Vereinigten Staaten zu segeln, mit dem festen Vertrauen, daß das sichere Geleite, welches ihm die provisorische Regierung für diese Ueberfahrt versprochen hatte, ihm von den Verbündeten ohne Hinderniß und Aufschub gewährt werden würde. Zwei Tage darauf schickte er Las Cases und Savary an Bord des *Bellerophon*, um zu erfahren, ob der Commandant der englischen Kreuzer von den Ministern Seiner britischen Majestät den förmlichen Befehl erhalten habe, sich seiner Abfahrt nicht zu widersetzen. Der Capitain Maitland, welcher den *Bellerophon* befehligte, hatte noch keine Verhaltensbefehle in dieser Beziehung und

begnügte sich mit der Antwort, daß er an den Admiral berichten werde. Am 14. Juli befand sich Napoleon, auf Antwort wartend, noch immer auf der Insel Aix. Dieses längere Stillschweigen machte ihn ungeduldig, und er wollte aus dem Zustande der Ungewißheit, in welcher man ihn seit vier Tagen ließ, herauskommen. Las Cases verfügte sich in Begleitung Lallemant's abermals zum Capitain Maitland, welcher bei seiner verneinenden Erklärung blieb, sich aber übrigens erbot, den Kaiser an Bord seines Schiffes aufzunehmen und nach England zu bringen, wo man ihn mit jeder Rücksicht, die er nur wünschen könne, behandeln werde.

Nachdem Las Cases und Lallemant über den Erfolg ihrer Sendung Bericht erstattet hatten, versammelte Napoleon die Gefährten seines Unglücks um sich und zog sie über den zu ergreifenden Entschluß zu Rathe. Man hatte vor sich einen englischen Kreuzer, den man nicht zu bezwingen hoffen konnte, und hinter sich ein Land, welches die verbündeten Heere und die Rückkehr der Bourbonen für Alles, was den Namen Napoleon trug oder sich zu sehr mit seinem Ruhme vergesellschaftet hatte, höchst ungestlich machte. In dieser schwierigen Lage glaubte Napoleon nichts Besseres thun zu können, als sich an den Edelmuth des englischen Volkes zu wenden und sich feierlich zum Gaste desselben zu erklären. Er ergriff die Feder und schrieb an den Prinzen-Regenten folgende denkwürdige Zeilen:

„Königliche Hoheit! Zielscheibe der Parteien, welche mein Vaterland spalten, und in Feindschaft mit den größten Mächten von Europa, habe ich meine politische Laufbahn geschlossen. Ich komme, wie Themistokles, mich an dem Herd des britischen Volkes niederzulassen; ich stelle mich unter den Schutz der Geseze, welchen ich von Eurer Königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, dem standhaftesten und dem edelmüthigsten meiner Feinde, in Anspruch nehme.“

Las Cases und Gourgaud brachten dieses Schreiben dem Capitain Maitland und kündigten ihm an, daß Napoleon sich am andern Tage an Bord seines Schiffes verfügen werde. Wirklich fuhr am 15. mit Anbruch des Tages die Brigg „der Sperber“ den großen Mann nach dem Bellerophon, Im Augenblicke des Anlegens gewährte der Kaiser,

daß sich der General Becker ihm nähere, ohne Zweifel um Abschied zu nehmen; da sagte er lebhaft zu diesem: „Entfernen Sie sich, General; ich will nicht, daß man glauben könne, ein Franzose habe mich meinen Feinden überliefert.“ Aber indem er diese Worte sprach, reichte er dem Generale die Hand und umarmte ihn.

Als Napoleon den Bellerophon betrat, redete er den Capitain so an: „Ich komme an Bord Ihres Schiffes, um mich unter den Schutz der englischen Geseze zu stellen.“ Der Capitain führte ihn sogleich in seine Cajüte und übergab ihm dieselbe. Am andern Tage verfügte sich der Kaiser an Bord des Superb, auf welchem der Admiral Gotham, der die Station commandirte, seine Flagge aufgezogen hatte. Er kehrte denselben Tag nach dem Bellerophon zurück, der sogleich nach England unter Segel ging. Der Admiral Gotham entwickelte während des Besuches, den ihn Napoleon abstattete, nach dem unabweisbaren Zeugnisse des Las Cases „jene ganze Anmuth und jenes gewählte Benehmen, welches den Mann von Rang und ausgezeichnete Erziehung charakterisirt.“ „Uebrigens befand sich der Kaiser,“ wie derselbe Schriftsteller berichtet, „in der Mitte seiner grausamsten Feinde, derjenigen, denen man über ihn beständig die ungereimtesten und gehässigsten Berichte aufgetischt hatte, nicht ohne auf sie den vollen Einfluß seines Ruhmes auszuüben. Der Capitain, die Offiziere, die Mannschaft hatten bald das Benehmen seines Gefolges angenommen; es war bei Allen dieselbe Rücksicht, dieselbe Sprache, dieselbe Ehrfurcht. Wenn er auf dem Verdecke erschien, hielt sich Alles mit entblößtem Haupte. Kurz, Napoleon war am Bord des Bellerophon Kaiser.“

Am 24. Juli kam der Capitain Maitland auf der Rhede von Torbay an und schickte zu dem Admiral Keith um Verhaltungsbefehle. Dieser trug ihm auf, nach Plymouth zu segeln, wo der Bellerophon am 26. vor Anker ging. So wie man an der englischen Küste die Annäherung des Kaisers erfuhr, gab sich die lebhafteste Neugierde kund, und die Rhede von Torbay bedeckte sich mit Böten. Ein solcher Empfang von Seiten des Volkes stand in zu grellem Gegensatze zu dem Schicksale, welches die britische Regierung dem Kaiser vorbehalten hatte, als daß die Minister des Königs Georg nicht hätten suchen sollen diese Beweise

der Volksansicht zu verhindern, ohne daß es etwas half. In den letzten Tagen erschien der Admiral Keith in Begleitung des Ritters Bonbury, um auf eine grausame Art der Ungewißheit Napoleon's ein Ende zu machen; er war der Ueberbringer einer ministeriellen Note, welche dem General Bonaparte die Insel St. Helena als künftigen Aufenthaltsort anwies. Das war ein Deportationsbefehl, den das Klima in ein Todesurtheil verwandeln sollte. Als Napoleon aus dem Munde des Admirals diesen Beschluß des englischen Cabinets erfuhr, ließ er seiner Entrüstung freien Lauf und protestirte aus allen Kräften gegen eine so offenbare Verletzung des Völkerrechtes. „Ich bin der Gast Englands,“ sagte er, „nicht sein Gefangener; ich bin freiwillig gekommen, mich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen; man verletzt an mir die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft; ich werde nie freiwillig in den Schimpf, den man mir anthut, willigen; nur die Gewalt kann mich dazu zwingen.“

Der Bellerophon verließ am 4. August die Rade von Plymouth, segelte aber nicht nach dem Süden, sondern den Canal la Manche aufwärts. Napoleon erfuhr, daß er auf ein anderes Schiff, den Northumberland, der ihn nach St. Helena bringen sollte, kommen werde. Die kräftigen an Lord Keith bei Gelegenheit seiner entsetzlichen Mittheilung gerichteten Worte konnten für die Geschichte verloren sein; er wiederholte sie in einer förmlichen Protestation, welche er an den Admiral sandte, und die wörtlich angeführt zu werden verdient:

„Ich protestire hiermit feierlich, im Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Gewalt, welche man mir anthut, gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, indem man durch Zwang über meine Person und meine Freiheit verfügt. Ich bin freiwillig auf den Bellerophon gekommen, ich bin nicht der Gefangene, sondern der Gast Englands. Ich bin dahin auf Veranlassung des Capitains selbst gekommen, welcher erklärt hat, von der Regierung Befehl zu haben, mich aufzunehmen und mich und mein Gefolge nach England zu führen, wenn mir das angenehm wäre. Ich habe mich in gutem Glauben eingefunden, um mich unter den Schutz der englischen Gesetze zu stellen. So wie ich mich an Bord des Bellerophon befand, saß ich am Herde des englischen

Volktes. Wenn die Regierung, indem sie dem Capitain des Bellerophon Befehl gab, dergestalt mich und mein Gefolge aufzunehmen, mir nur einen Fallstrick legen wollte, so hat sie die Ehre verwirkt und die Flagge geschändet. Wenn diese That vollbracht wird, dann werden die Engländer künftig vergeblich von ihrer Worttreue, ihren Gesetzen und ihrer Freiheit sprechen: die britische Treue ist in der Gastfreundschaft des Bellerophon untergegangen. Ich berufe mich auf die Geschichte: sie wird sagen, daß ein Feind, der zwanzig Jahre lang mit dem englischen Volke Krieg führte, im Unglücke kam, um unter seinen Gesetzen eine Freistätte zu suchen. Welchen glänzenden Beweis von seiner Achtung und seinem Vertrauen konnte er ihm geben? Aber wie entsprach man in England einer solchen Hochherzigkeit? Man stellte sich, als wollte man diesem Feinde eine gastfreundschaftliche Hand reichen, und nachdem er sich in gutem Glauben überliefert hatte, opferte man ihn.“

Der Kaiser verließ den Bellerophon den 7. August und wurde auf den Northumberland geführt, den der Admiral Cockburn befehligte. Man benutzte diesen Augenblick, um alle Personen seines Gefolges zu entwaffnen: aber ein Rest von Scham schonte seines Degens. Seine Effecten wurden von dem Admiral selbst mit Hülfe eines Zollbeamten untersucht. Man nahm ihm viertausend Napoleonsd'or und ließ ihm nur funfzehnhundert, um die Ausgaben seines Dienstes zu bestreiten. Als er sich von den treuen Freunden trennen mußte, denen man die Gunst versagt hatte, sein Gefängniß und sein fernes Exil zu theilen, hatte sich Savary, in Thränen zerfließend, zu seinen Füßen geworfen und seine Hände geküßt. „Der Kaiser,“ erzählt Las Cases, „ruhig und leidenschaftlos, umarmte ihn und machte sich auf, um das Boot zu erreichen. Er grüßte durch eine huldvolle Kopfsneigung diejenigen, die auf seinem Wege standen. Alle von uns, die zurückblieben, weinten, und ich konnte mich nicht erwehren, zu Lord Keith zu sagen: „„Sie sehen, Mylord, daß diejenigen, welche weinen, die sind, welche zurückbleiben.““

---

## Vierundfünfzigstes Capitel.

Ueberfahrt. Ankunft auf St. Helena. Aufenthalt auf dieser Insel bis zu Las Cases' Abreise.

Keith war in seinen Beziehungen zu den Franzosen auf dem Bellerophon außerordentlich artig, aber auch eben so zurückhaltend gewesen. Coxburn war nicht minder artig, zeigte aber mehr Theilnahme und Ehrfurcht für den großen Mann, dessen unfreiwilliger Kerkermeister er für einige Zeit war.

Inzwischen waren die englischen Minister sehr ungehalten über die Rücksichten, welche der Capitain Maitland und seine Mannschaft Napoleon bewiesen hatten. Vor Allem tadelten sie diesen Offizier, daß er seinem Gefangenen den Titel gegeben, den dieser auf dem Throne geführt, und sie ergriffen die strengsten Maßregeln, daß nichts dergleichen sich auf dem Northumberland erneuere. Sie erklärten in ihren Verhaltungsbefehlen, daß der Generals titel der einzige sei, der dem gestürzten Potentaten gegeben werden dürfe. Als Napoleon alle diese Armseligkeiten, erfonnen, um ihn zu demüthigen, hörte, rief er aus: „Mögen sie mich nennen, wie sie wollen, sie können mich doch nicht verhindern, ich zu sein!“

Am 11. August verließ der Northumberland den Canal la Manche. Als derselbe auf der Höhe des Cap Hogue ankam, erkannte Napoleon die Küste von Frankreich. Er begrüßte sie, indem er seine Hand gegen das Gestade ausstreckte und mit bewegter Stimme rief: „Lebe wohl, Heimath der Tapferen! Lebe wohl, theures Frankreich! einige Verräther weniger und du wärest noch die Herrin der Welt!“ Das war der letzte Abschied des großen Mannes von dem edlen Lande der großen Nation!

Während der Ueberfahrt wurde der Kaiser, als er eben auf dem Verdeck seine gewöhnliche Promenade nach der Tafel machte, von einem heftigen Gewitter überrascht. Er wollte nicht hinuntergehen, sondern ließ sich, um dem starken Regen zu trotzen, seinen berühmten grauen

Oberrock bringen, den selbst die Engländer nur mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachteten.

Am 15. October ging der Northumberland auf der Rhede von St. Helena vor Anker; am 16. stieg der Kaiser mit dem Admiral und dem General Bertrand an das Land. Er schlug seine Wohnung in den Briars bei einem Kaufmann der Insel, Namens Balcombe, auf. Das war jedoch nur ein provisorische Wohnung, seine eigentliche sollte in Longwood, einem Landhause des Gouverneurs, sein, welches er nach seiner Ankunft besucht, aber noch nicht in Stand, ihn aufzunehmen, gefunden hatte. Er fand bei Herrn Balcombe alle Rücksichten, die er anzusprechen ein Recht hatte, und auch einige Mittel gegen die Langesweile. Diese würdige Familie vernachlässigte nichts, was beitragen konnte, die Widerwärtigkeiten seiner Lage in etwas zu mildern. Während des Aufenthaltes in den Briars ging Napoleon nur einmal aus, um den Major des zu St. Helena stationirten Regiments zu besuchen. Er beschäftigte sich mit seinen Memoiren und dictirte sehr viel sowohl Las Cases und dessen Sohne, als den Generalen Montholon, Gourgaud und Bertrand. Seine gewöhnlichen Spaziergänge beschränkten sich auf die bedeckten Alleen und das Gebüsch in den Briars, von wo man nach allen Seiten nur schreckliche Felsenabhänge gewahrte.

Balcombe's Garten wurde von einem alten Neger, Namens Tobias, gepflegt. Es war ein Malaye, den eine englische Schiffsmannschaft entführt und als Sklaven verkauft hatte. Der Kaiser traf auf seinen Spaziergängen diesen Unglücklichen oft und zeigte ihm viele Theilnahme; er schien entschlossen, ihn loszukaufen, und sprach von seiner Entführung nie anders als mit der größten Entrüstung. Als er eines Tages vor ihm stehen blieb, konnte er die Gedanken, welche seine Seele durchzogen, nicht zurückhalten und sagte: „Was ist doch die arme menschliche Maschine! keine Hülle, die sich ganz gleich wäre, kein Inneres, das sich nicht unterschiede! Man mache aus Tobias einen Brutus, und er würde sich den Tod gegeben haben; einen Mesop, und er wäre vielleicht der Rathgeber des Gouverneurs; einen eifrigen Christen, und er würde seine Ketten im Angesichte Gottes tragen und sie segnen! Der arme Tobias betrachtet das aber nicht so genau, er krümmt



sich und arbeitet unschuldig fort!“ Nachdem er ihn dann noch einige Augenblicke schweigend betrachtet hatte, sagte er im Weggehen: „Es ist zuverlässig weit von dem armen Tobias bis zu einem König Richard!... Dennoch ist das Verbrechen nicht minder abscheulich; dieser Mensch hatte seine Familie, sein Gewissen, sein eignes Leben, und man hat ein schreckliches Verbrechen begangen, indem man ihn hieher schleppte, um in der Sklaverei zu sterben.“ Plötzlich hielt er inne und sagte zu Las Cases: „Ich lese in Ihren Mienen, daß Sie denken, er sei nicht das einzige Beispiel dieser Art auf Helena! Mein Lieber, hier gibt es nicht die geringste Beziehung; wenn das Verbrechen größer ist, haben doch die Opfer ganz andere Hilfsquellen. Man hat uns keinen körperlichen Leiden unterworfen, und wollte man es auch, so hätten wir eine Seele, um unserer Tyrannen zu spotten!... Unsere Lage mag sogar ihre Reize haben. Wir bleiben die Märtyrer einer unsterblichen Sache. Millionen Menschen beweinen uns, das Vaterland seufzt und der Ruhm trägt Trauer! — Auch das Unglück hat seinen Heldenmuth und seinen Ruhm!... Das Unglück fehlte meiner Laufbahn. . . . Wäre ich auf dem Throne in den Wolken meiner Allmacht gestorben, so wäre ich ein Problem für viele Menschen geblieben; jetzt, Dank dem Unglücke, kann man mich beurtheilen, wie ich bin.“

Napoleon verließ die Briars den 18. December, um Longwood zu beziehen. Diese neue Wohnung bot größere Bequemlichkeiten dar, aber es gab dort nicht geringere Hemmnisse und Plackereien von Seiten seiner Kerkermeister. Man stellte Schildwachen unter seine Fenster und umgab ihn mit den lästigsten Vorsichtsmaßregeln. Fast alle Engländer, die in diese Meere kamen, hielten zu St. Helena an, um das berühmte Opfer ihrer Regierung zu sehen. Napoleon empfing sie stets mit Würde, und da sie ihn so ganz verschieden von dem Bilde fanden, das man ihnen seit zwanzig Jahren von ihm gemacht, so entschuldigeten sie sich, daß sie die Unthaten, die man seinem Namen aufgebürdet, hätten glauben können. „Ei!“ sagte Napoleon lachend zu einem dieser Engländer, „es sind eure Minister, denen ich für diese Artigkeiten verpflichtet bin, sie haben Europa mit Schmähschriften gegen mich überschwemmt. Vielleicht werden sie zu ihrer Entschuldigung sagen, sie hätten nur das

wiedergegeben, was sie von Frankreich aus erhielten, und da muß man gerecht sein; diejenigen von uns, die man auf den Trümmern ihres Vaterlandes hat tanzen sehen, ließen es nicht fehlen und haben sie hinreichend versorgt.“

Am 1. Januar 1816 erschienen alle Unglücksgefährten des großen Mannes, um ihm bei Gelegenheit des Jahreswechsels ihre Huldigung darzubringen. Napoleon, dem diese Feierlichkeit die schönen Tage seiner Allmacht in das Andenken rufen mußte, ließ nichts von der Vergleichung merken, die er im Innern zwischen den Glückwünschen zu Longwood und den prachtvollen Audienzen in den Tuileries anstellte. Er nahm die Höflinge des Unglückes liebevoll auf und frühstückte mit ihnen. „Ihr seid nur eine Handvoll Menschen am Ende der Welt,“ sagte er zu ihnen, „und euer Trost muß sein, euch da zu lieben.“

Täglich gewährte man im Longwood Matrosen, welche den Schildwachen und Posten trogten, um sich der Wohnung des gefangenen Helden zu nähern und seine Person zu sehen. „Was vermag doch nicht die Phantasie!“ sagte Napoleon. „Sie ist allgewaltig in der Seele des Menschen. Diese Leute kennen mich nicht, haben mich niemals gesehen, haben nur von mir sprechen hören, und was empfinden sie nicht, was würden sie nicht für mich thun? Dieselbe Seltsamkeit erneuert sich in allen Ländern, bei jedem Alter und bei jedem Geschlechte. Das ist der Fanatismus! Ja, die Phantasie regiert die Welt!“

Der Raum, innerhalb dessen Napoleon spazieren reiten durfte, erlaubte einen Ritt von nicht mehr als einer halben Stunde, auch fand er sich bald bewogen, darauf Verzicht zu leisten. Bald fand sich ein englischer Offizier beleidigt, daß er zurückbleiben sollte, und wollte sich in die Gesellschaft des Kaisers mischen; bald verstand ein Soldat seinen Postenbefehl schlecht und schlug auf ihn an. Klima und Gefangenschaft zögerten nicht, ihre Früchte zu tragen. Die Gesundheit des Kaisers verschlimmerte sich zusehends. Er hatte keine so starke Constitution, als man gewöhnlich glaubte. Nach dem Ausdruck eines seiner Unglücksgefährten „war sein Leib weit entfernt, von Stahl zu sein, nur sein

Wille war es.“ Der Doctor D'Meara, ein englischer Arzt, besuchte ihn und erwarb sich in der Folge sein ganzes Vertrauen.

Die Zeitungen brachten nach einander nach St. Helena die Nachricht von dem Tode Murat's, dem Aufstande und der Hinrichtung des spanischen Patrioten Porlier, dem Prozesse und der Erschießung Ney's. Als Las Cases dem Kaiser die Zeitung vorlas, die den tragischen Tod des Königs von Neapel meldete, ergriff Napoleon hastig seine Hand und rief aus: „Die Calabresen sind menschlicher und edelmüthiger als diejenigen gewesen, welche mich hierher gesendet haben,“ und fügte nichts weiter hinzu.

Ueber den Versuch Porlier's zeigte er sich nichts weniger als erstaunt, sagte vielmehr: „Bei meiner Rückkehr von Elba haben sich diejenigen Spanier, die gegen meinen Einfall am meisten erbittert waren und durch den Widerstand den größten Ruhm erworben haben, unverzüglich an mich gewendet; sie hätten mich, sagten sie, als ihren Tyrannen bekämpft, jetzt flehten sie mich als ihren Befreier an. Sie verlangten von mir nur eine geringe Summe, um sich selbst zu befreien und auf der Halbinsel eine der meinigen ähnliche Revolution zu bewirken. Wenn ich bei Waterloo gesiegt hätte, würde ich ihnen beigestanden haben. Dieser Umstand erklärt mir den jetzigen Versuch. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich derselbe erneuern wird. Ferdinand mag in seiner Wuth das Scepter immerhin krampfhaft festhalten, eines Tages wird es ihm wie ein Mal aus den Händen gleiten.“ Auch erklärte Napoleon, daß Ney ebenso schlecht angeklagt als vertheidigt worden sei, und war über die Verurtheilung, welche einen heiligen Vertrag verletzete, entrüstet. In Betreff der Verweigerung der Gnade auf die Bitte der Frau von Lavalette und der Entweichung ihres Gemahls hob er die Unklugheit der unerbittlichen Politik der Bourbonen hervor. „Die Salons,“ sagte er, „zeigen dieselben Leidenschaften, wie die Clubs, der Adel fängt an, jacobinisch zu werden. Unsere Französinnen wenigstens,“ fügte er hinzu, „haben ihre Gesinnungen ruhmvoll kundgegeben; die Lavedoyère verschied fast vor Schmerz, die Ney gab das Schauspiel der muthigsten Umgebung, die Lavalette ist die Heldin von Europa geworden.“

„Wenn man,“ sagte Napoleon, „in Europa klug ist, wenn sich die

Ordnung überall herstellt, so sind wir weder das Gold noch die Mühe-  
 waltung, die wir hier kosten, mehr werth, und man wird sich unser  
 entledigen; aber das kann sich noch einige Jahre verzögern, drei, vier  
 bis fünf Jahre: sonst aber und abgesehen von den zufälligen Ereignis-  
 sen, welche der menschliche Verstand nicht vorherzusehen vermag, er-  
 blicke ich nur zwei große, sehr ungewisse Wechselfälle, um von hier fort-  
 zukommen: daß entweder die Könige gegen die alle Schranken durch-  
 brechenden Völker, oder daß die empörten Völker im Kampfe gegen  
 die Könige meiner bedürfen; denn in diesem unermesslichen Kampfe der  
 Gegenwart mit der Vergangenheit bin ich der natürliche Schiedsrichter  
 und Vermittler; ich wollte dessen oberster Richter sein, meine ganze Ver-  
 waltung im Innern, meine ganze Politik nach außen strebte nach diesem  
 großen Ziel. Der Ausgang wäre leichter und schneller gewesen, aber  
 das Schicksal hat es anders beschlossen. Noch einen letzten Wechselfall  
 gibt es, und dieser könnte der wahrscheinlichere sein, daß man nämlich  
 meiner gegen die Russen bedürfte, denn bei der gegenwärtigen Lage der  
 Dinge kann Europa in weniger als zehn Jahren entweder ganz kosakisch  
 oder ganz republikanisch sein. Da sehe man die Staatsmänner, welche  
 mich gestürzt haben!“

Die Erklärung und der Vertrag vom 2. August 1815 enttäusch-  
 ten Napoleon, der für sich von den Kaisern Franz oder Alexander Gün-  
 stiges erwartet hatte. Die Erklärung lautete:

„Da Napoleon Bonaparte sich in der Gewalt der verbündeten  
 Souveraine befindet, so sind Ihre Majestäten der König des vereinigten  
 Reiches von Großbritannien und Irland, der Kaiser von Oesterreich,  
 der Kaiser von Rußland und der König von Preußen kraft der Bestim-  
 mungen des Vertrages vom 25. März 1815 über die geeignetsten  
 Maßregeln, jede Unternehmung von seiner Seite gegen die Ruhe von  
 Europa zu verhindern, übereingekommen.

„Erster Artikel. Napoleon Bonaparte wird von den Mächten,  
 welche den Vertrag vom 20. März unterzeichnet haben, als ihr Gefan-  
 gener betrachtet.

„Zweiter Artikel. Seine Obhut wird insbesondere der britischen  
 Regierung anvertraut.“

Da die englische Regierung eingewilligt hatte, sich wider alles Völkerrecht zum Werkzeug des Hasses des alten Europa's gegen Napoleon herzugeben, so blieb dem Prinzregenten von England nur noch übrig, ein untergeordnetes Werkzeug zu suchen, das die Natur eigens zur strengen Vollziehung des von den Souverainen gefällten Urtheiles geschaffen hatte: seine Minister Castlereagh und Bathurst fanden Hudson Lowe.

### Fünfundfunfzigstes Capitel.

Sir Hudson Lowe. Täglicher Kampf Napoleon's gegen die Anmaßungen und das gehässige Verfahren des Gouverneurs. Leiden und Gesundheitsabnahme des Kaisers. Das Casus wird gezwungen, sich von Napoleon zu trennen.

Sir Hudson Lowe landete am 14. April 1816 auf St. Helena. Schon bei der ersten Zusammenkunft fand ihn Napoleon zurückstoßend. „Er ist abscheulich,“ sagte er, „ein wahrhaftes Galgengesicht. Aber übereilen wir uns in unserm Urtheile nicht: sein Benehmen kann uns mit seinem unglückweissagenden Meußern vielleicht versöhnen; das ist nicht unmöglich.“

Die erste Maßregel Hudson Lowe's war, daß er von den Unglücksgefährten des Kaisers die förmliche Erklärung verlangte, daß sie freiwillig zu Longwood bleiben und sich allen Bedingungen, welche die Gefangenschaft Napoleon's nothwendig machen möchte, unterwerfen würden. Geschäftig ließ er dem Kaiser jene Schriften zukommen, in denen seine Regierung und sein Charakter in den falschesten und schwärzesten Farben dargestellt waren; eine dieser Schmähschriften stammte aus der Feder des Abbé Pradt; es war „die Gesandtschaft zu Warschau.“ Eine Bosheit dieser Art war aber für einen Menschen wie Hudson Lowe nur ein unschuldiger Schalkstreich. Er beschied alle Diener des Kaisers vor sich, um jeden insbesondere über die Freiwilligkeit ihres Entschlusses, auf St. Helena zu bleiben, zu befragen, gleich als hätte er in die Wahrhaftigkeit und Freiheit ihrer schriftlichen Erklärung Miß-

trauen gesetzt. Diese Forderung verletzte Napoleon, der sich aber doch endlich dieser neuen Beschimpfung unterwarf. Als der Gouverneur mit diesem beleidigenden Verhör zu Ende war, trat er zu Las Cases und Montholon und erklärte ihnen, er sei zufriedengestellt und „werde seiner Regierung melden, daß sie alle aus ganzem Herzen und mit dem besten Willen unterzeichnet hätten.“ Dann rühmte er Ort und Gegend und fand, daß sich der Kaiser und seine Leute mit Unrecht beklagten, da sie doch im Ganzen so übel nicht daran wären. Als man ihm bemerkte, daß es da keinen einzigen Baum gebe, um sich unter einem so glühenden Himmel etwas Schatten zu verschaffen, antwortete er boshaft: „Man wird Bäume pflanzen!“ und entfernte sich.

Die Gesundheit des Kaisers verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Gegen Ende des April sah er sich genöthigt, auf die wenige Freiheit, die man ihm zu seinen Spazierritten ließ, Verzicht zu leisten, und ging sogar nicht einmal aus seinem Zimmer. Der Gouverneur besuchte ihn. Der berühmte Kranke empfing ihn, ausgestreckt auf ein Sopha und noch nicht vollständig angekleidet. Sein erstes Wort war, daß er Sir Hudson Lowe ankündigte, er protestire gegen den Vertrag vom 2. August. Nachdem er daran erinnert, daß er sich geweigert habe, sich nach Rußland oder nach Oesterreich zurückzuziehen, und daß er sich auch in Frankreich bis auf das Aeußerste hätte vertheidigen können, was ihm bessere Bedingungen zu Wege gebracht haben würde, fügte er hinzu: „Eure Handlungen werden euch in der Geschichte nicht zur Ehre gereichen. Es giebt eine rächende Vorsehung, früher oder später werdet ihr die Strafe erleiden. Es wird keine lange Zeit vergehen, und euer Glück, eure Gesetze werden dieses Verbrechen büßen. . . . Eure Minister haben durch ihre Verhaltensbefehle hinreichend bewiesen, daß sie sich meiner entledigen wollen. Warum haben die Könige, die mich ächteten, nicht gewagt, meinen Tod offen zu befehlen? Das Eine wäre gerade eben so rechtmäßig gewesen als das Andere. Ein schnelles Ende würde von ihrer Seite mehr Kraft bewiesen haben, als dieser langsame Tod, zu dem man mich verurtheilt.“

Der Gouverneur verschanzte sich in seiner Antwort lediglich hinter seinen Instructionen, welche, wie er sagte, sogar verlangten, daß ein

Offizier den Kaiser auf allen Schritten begleite. „Wenn diese Instruction in dem Punkte vollzogen worden wäre,“ versetzte Napoleon, „so würde ich mein Zimmer kein einziges Mal verlassen haben.“ Sir Hudson verkündigte nun die baldige Ankunft eines Schiffes, welches einen Palast von Holz, überdies Möbeln und Gewaaren bringe, um die Lage der Bewohner von Longwood zu erleichtern. Der Kaiser schien von einer solchen Hoffnung wenig gerührt und beklagte sich bitter, daß ihn die englischen Minister jeder Art des Trostes beraubten, der Bücher und Zeitungen, ja sogar aller Nachrichten von seinem Sohne und seiner Gattin. „Was Gewaaren, Wohnung und Möbeln betrifft,“ fügte er hinzu, „so sind wir Beide Soldaten, mein Herr, und schätzen diese Dinge so hoch, als sie werth sind. Sie sind in meiner Geburtsstadt, vielleicht in meinem Hause gewesen; ohne daß es das geringste der Insel wäre, ohne daß ich Ursache hätte, darüber zu erröthen, haben Sie doch gesehen, wie wenig darin ist. Obschon ich einen Thron besessen und Kronen vertheilt, habe ich doch meinen früheren Stand nicht vergessen; ein Sopha, ein Feldbett, das Sie hier sehen, genügen mir.“

Beim Weggehen erneuerte der Gouverneur, der dem Kaiser während des Gespräches mehrmals seinen Arzt angeboten, diesen Antrag, der jedoch beständig abgelehnt wurde. Napoleon erzählte sogleich, was zwischen ihm und Sir Hudson Lowe vorgegangen. Nach der Erzählung und einem augenblicklichen Stillschweigen fügte er hinzu: „Welches unedle und unglückweissagende Aeußere hat nicht dieser Gouverneur! In meinem ganzen Leben ist mir nichts Aehnliches vorgekommen. Ich möchte nicht die Tasse Kaffee trinken, bei der man einen solchen Menschen einen Augenblick allein gelassen hätte!“

Und als ob diese schändliche Behandlung von seinen Feinden nicht hinreichend gewesen wäre, dieses große Dasein zu peinigen und zu vernichten, machten auch noch häusliche Widerwärtigkeiten die Qualen empfindlicher, welche Napoleon's Seele zerrissen. Zwietracht schlich sich zuweilen unter die Helden der Treue ein. „Es gab manchmal,“ sagt Las Cases, „Rifanterien und Spannungen, welche dem Kaiser lästig waren und ihn unglücklich machten. „„Ihr solltet suchen,““ sagte er, „„nur eine einzige Familie zu bilden; ihr seid mir gefolgt, um meine

Leiden zu mildern: sollte diese Gesinnung nicht stark genug sein, euch zu beherrschen?“ Bei einer Gelegenheit, wo eine ernste Uneinigkeit zwischen zweien der Diener, die sich seinem Unglücke geweiht hatten, ausgebrochen war, richtete der Kaiser, tief betrübt, von dem Vorschlage eines Zweikampfes zu hören, an sie folgende ergreifende Ermahnung: „Ihr seid mir gefolgt, sagt ihr, um mir angenehm zu sein? Seid Brüder! sonst seid ihr mir blos lästig. . . . Ihr wollt mich glücklich machen? Seid Brüder! sonst seid ihr für mich nur eine Pein. Ihr sprecht dardavon, euch zu schlagen, und das unter meinen Augen? So bin ich denn nicht mehr Alles für euch, so ist denn das Auge des Auslandes nicht mehr auf uns gerichtet! Ich will, daß hier jedermann von meinem Geiste beseelt sei. Ich will, daß jeder von uns glücklich sei, daß vor Allem jeder die wenigen Genüsse theile, die uns noch gelassen worden sind. Jeder, selbst der kleine Emanuel hier, soll daran seinen vollständigen Antheil haben.“

Da die Gesundheit des Kaisers von Tag zu Tag schlechter wurde und größere Sorgfalt erforderlich machte, verlangte er eine Erklärung von dem Doctor D'Meara, um zu erfahren, ob er ihm als von der englischen Regierung einem Staatsgefängnisse beigegebener oder als sein persönlicher Arzt Dienste leisten wolle. Der Doctor antwortete mit eben so viel Adel als Freimuth, daß er nur der Arzt Napoleon's sein wolle, und von dem Augenblicke an beehrte ihn sein Kranker mit dem vollsten Vertrauen.

Nachdem der Gouverneur den General Bonaparte vergeblich zur Tafel geladen hatte, kam er gegen die Mitte des Mai nach Longwood, um seinem Gefangenen zu verkündigen, daß das hölzerne Haus angekommen sei. Der Kaiser empfing ihn sehr schlecht und erklärte ihm, daß, trotz gewisser Widerwärtigkeiten, der Admiral sich sein volles Vertrauen erworben habe, daß dessen Nachfolger aber nicht darnach zu zeigen scheine, sich ein ähnliches zu erwerben. Sir Hudson Lowe fühlte sich durch diesen Vorwurf verletzt und antwortete, daß er nicht gekommen sei, um Lehren anzunehmen. „Daraus folgt nicht, daß Sie deren nicht bedürfen,“ versetzte der Kaiser. „Sie haben gesagt, mein Herr, daß Ihre Verhaltungsbefehle viel strenger wären als jene des Ad-



mirals. Besagen dieselben, mich durch Schwert oder durch Gift sterben zu lassen? Ich bin von Seiten eurer Minister auf Alles gefaßt; hier bin ich, richtet euer Opfer hin! Ich weiß nicht, wie ihr es mit dem Gift anfangen werdet, aber was das betrifft, mich mit dem Schwerte zu opfern, so habt ihr das Mittel bereits gefunden. Sollte es Ihnen einfallen, wie Sie mir gedroht haben, mein häusliches Innere zu verletzen, so erkläre ich, daß das tapfere fünfundfünfzigste Regiment nur über meine Leiche eindringen wird.“

Da sich in der Gesundheit des Kaisers etwas Besserung gezeigt hatte, so lag man ihm an, sie zu benutzen, um seine Spazierritte wieder anzustellen. Anfangs weigerte er sich, denn er wollte die engen Grenzen, die ihm gezogen waren, sich nicht gefallen lassen, „sich nicht,“ wie er sagte, „wie in einer Reitschule um sich selbst drehen.“ Endlich gab er nach und ritt auf dem Rückwege an dem englischen Lager vorbei, dessen Soldaten es verließen, um Spalier zu bilden. „Welcher europäische Soldat,“ sagte er damals, „empfindet nicht bei meiner Annäherung eine Gemüthsbewegung?“

Hudson Lowe schien zu besorgen, daß der Kaiser nicht hinreichend gewahre, er sei zu Longwood ein Gefangener, denn er war jeden Tag beflissen, es ihm durch irgend eine neue Beleidigung, Plackerei oder Brutalität in Erinnerung zu rufen. Er behielt die Briefe aus Europa, obschon sie offen und auf unverdächtigen Wegen angelangt waren, unter dem Vorwande zurück, sie hätten nicht das Visum eines Staatssecretairs. Ein Billet der Gemahlin Bertrand's ließ er wegnehmen, weil es ohne seine Ermächtigung geschrieben worden war, und er verbot endlich dem Kaiser und den Personen seines Hauses, sich mit den Einwohnern der Insel in schriftlichen oder mündlichen Verkehr außer mit seiner vorläufigen Genehmigung zu setzen.

Inzwischen hatte das englische Ministerium die diplomatische Entscheidung vom 2. August in Bezug auf Napoleon's Gefangenhaltung in ein Gesetz verwandeln lassen. Nachdem der Gouverneur die Parlamentsacte in diesem Betreff erhalten, nahm er aus ihr einen neuen Anlaß, seinen Gefangenen zu peinigen. Er knüpfte an die Mittheilung dieser Bill beleidigende Bemerkungen in Betreff der Kosten, die der

Kaiser verursache, ohne dabei einen andern Zweck zu haben, als die Zahl der treuen Diener, die man von dem Kaiser nicht hatte trennen können, für zu groß darzustellen.

So gequält, gefoltert, mit Stecknadeln gepeinigt, er, der sein ganzes Leben lang Kanonenschüssen getrogt hatte, überließ sich der Kaiser mehr als jemals dem Ueberdruße und blieb in seinem Zimmer eingeschlossen. Er ging nur aus, um zuweilen die Gemahlin Montholon's zu besuchen, welche durch ihr Wochenbette im Hause festgehalten wurde. Diese Dame hatte einen siebenjährigen Sohn, Namens Tristan. Der Kaiser belustigte sich damit, ihn Fabeln hersagen zu lassen, und da der Knabe ihm gestand, daß er nicht alle Tage arbeite, sagte er: „Ist du denn nicht alle Tage? — Ja, Sire, antwortete der kleine Montholon. — Folglich mußt du alle Tage arbeiten, denn wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. — In dem Falle werde ich auch jeden Tag arbeiten. — Da sieht man den Einfluß des kleinen Bauches, sagte Napoleon lachend, indem er den Knaben an denselben klopfte; der Hunger ist es, der kleine Bauch, welcher die ganze Welt in Bewegung setzt.“

Die Familie Balcombe besuchte Napoleon oft und legte für sie immer die größte Theilnahme und Hochachtung an den Tag. Der große Meister in der Kunst der Schlachten, welcher zu Briars nicht geglaubt hatte, daß sein Genie und Ruhm darunter litten, wenn er sich dem Blindkuhspiele junger Mädchen beigesellte, besorgte eben so wenig zu Longwood dem Glanze seines Namens und der Würde seines Charakters etwas zu vergeben, indem er eins der Fräulein Balcombe Billard spielen lehrte.

Die Commissäre der verbündeten Mächte waren auf St. Helena angelangt und wünschten von Napoleon empfangen zu werden. Der Admiral Malcolm sprach hierüber mit dem Kaiser bei einem Besuche zu Longwood; dieser war zwar mit dem wackeren Seemann sehr zufrieden, setzte ihm aber die Unmöglichkeit auseinander, in der er sich befinde, die Commissäre der Verbündeten vor sich zu lassen. „Mein Herr!“ sagte er zu diesem, „Sie und ich, wir sind beide Menschen; ich berufe mich daher auf Sie. Kann es sein, daß der Kaiser von Oesterreich, dessen Tochter ich geheirathet habe, der diese Heirath fast auf den Knien nach-

suchte, dem ich zweimal seine Hauptstadt zurückgegeben habe, der mein Weib und Kind zurückbehält, mir seiner Commissär schicke, ohne eine einzige Zeile für mich, ohne auch das kleinste Stück einer Nachricht über das Befinden meines Sohnes? Kann ich ihn wohl empfangen und ihm etwas zu sagen haben? Eben so ist es mit Alexander, welcher seinen Ruhm darein gesetzt hat, sich meinen Freund zu nennen, gegen den ich nur politische, keine persönlichen Kriege geführt habe. Immerhin mögen sie Souveraine sein, wir bleiben nichtsdestoweniger Menschen und machen in diesem Augenblick auf keinen andern Titel Anspruch. Müssen sie nicht alle ein Herz haben? Glauben Sie mir, mein Herr, wenn ich den Titel General zurückweise, so geschieht es nur, weil dies eingestehen hieße, daß ich niemals Kaiser gewesen bin, und hierin vertheidige ich mehr die Ehre Anderer als die meinige.“

Der Admiral hatte dem Kaiser Zeitungen mitgetheilt, welche das Urtheil mehrerer in die Ordonnanz vom 24. Juli einbegriffener Generale meldeten. Cambroune war freigesprochen, Bertrand zum Tode verurtheilt worden. Der Kaiser empfing um diese Zeit auch Briefe von seiner Mutter, seiner Schwester Pauline und seinem Bruder Lucian. Am Tage vor seinem Namensfeste wandelte den Kaiser die Lust an, Rebhühner zu jagen, doch konnte er nicht lange zu Fuße gehen, sondern mußte zu Pferde steigen. Als des Abends bei Tische jemand davon sprach, daß es der Vorabend des 15. August sei, sagte er mit bewegter Stimme: „Morgen werden in Europa viele Gesundheiten für St. Helena ausgebracht werden. Vielleicht daß einige Wünsche, einige Gefühle über den Ocean dringen!“ Am andern Tage speiste er mit allen seinen Getreuen unter einem großen und schönen Zelte, das er im Garten hatte aufschlagen lassen, und blieb den ganzen Tag in ihrer Mitte.

Die erdrückenden Vorwürfe, die directe Brandmarkung, welche Hudson Lowe aus Napoleon's Munde hatte anhören müssen, vergifteten nur seinen Haß und steigerten die Tyrannei seiner Beaufsichtigung. Hobhouse hatte dem Kaiser sein Werk über die hundert Tage mit der Inschrift „Napoleon dem Großen“ in goldenen Buchstaben geschickt; der Gouverneur hielt es unter dem Vorwande zurück, daß darin Lord Castlereagh arg gemißgehandelt sei. Wenige Tage nach diesem gehässigen

Verfahren hatte er die Stirn, vor den Kaiser zu treten, den er im Garten überraschte, und suchte sich zu rechtfertigen, indem er sagte, wenn man ihn besser kenne, würde man ihn minder streng beurtheilen. Diese Schamlosigkeit zog ihm nur neue Demüthigungen und zwar in Gegenwart des Admirals Malcolm zu. „Sie haben,“ sagte Napoleon zu ihm, „niemals etwas Anderes als Bagabunden und corsikanische Deserteurs, piemontesische und neapolitanische Räuber commandirt. Ich kenne die Namen aller englischen Generale, die sich ausgezeichnet haben, aber von Ihnen habe ich nie anders als von einem scrivano Blücher's oder von einem Räuberanführer reden hören. Sie haben weder jemals Leute von Ehre commandirt, noch sind Sie jemals gewohnt gewesen, mit solchen zu leben.“ Da Sir Hudson antwortete, daß er die Stelle, die er bekleide, nicht nachgesucht habe, versetzte Napoleon: „Solche Stellen sucht man nicht nach, die Regierungen geben sie Leuten, die sich entehrt haben.“ Der Gouverneur berief sich nun auf seine Pflicht und verschanzte sich hinter den Befehlen des Ministeriums, von denen er nicht abweichen dürfe. „Ich kann nicht glauben,“ fiel ihm der Kaiser lebhaft in das Wort, „daß irgend eine Regierung niederträchtig genug sei, das zu befehlen, was Sie thun.“ Hudson Lowe kündete nun seinem Gefangenen an, daß die englische Regierung darauf dringe, die Ausgaben, welche Longwood verursache, zu beschränken. „Wenn Sie wollen,“ antwortete der Kaiser, „so schicken Sie mir zu meiner Nahrung gar nichts; ich werde an den Tisch der tapferen Offiziere des dreiundfünfzigsten Regiments gehen und bin überzeugt, daß sich jeder glücklich schätzen wird, einem alten Soldaten einen Platz zu gönnen. Sie sind nichts als ein sicilianischer Ebirre, aber kein Engländer. Erscheinen Sie nicht wieder vor mir, außer als Ueberbringer des Befehles zum Tode, und dann werden Ihnen alle Thüren offen stehen.“

Da Hudson Lowe sah, er sei für Napoleon und alle Franzosen zu Longwood ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus, suchte er die Engländer auf St. Helena in die feindselige Stellung hineinzuziehen, in welche er sich selbst durch sein Benehmen gegen den Kaiser und seine Leute versetzt hatte. Er verbreitete daher, daß der Kaiser aus

Haß gegen die englische Nation sowohl ihn als die Offiziere des drei- undfunfzigsten Regiments nicht vor sich lassen wolle. Dieses Gerücht gelangte zu den Ohren des Kaisers, welcher sogleich den ältesten Offizier dieses Regiments, den Capitain Poppleton, kommen ließ und ihm erklärte, er habe nie im Entferntesten etwas gesagt, das zur Lüge des Gouverneurs habe Veranlassung geben können. „Ich bin kein altes Weib,“ fügte er hinzu, „ich liebe einen tapfern Soldaten, der die Feuertaufe ausgehalten hat, welcher Nation immer er angehören möge.“

Da Napoleon Sir Hudson, als er sich vor ihm rechtfertigen wollte, beschämt hatte, so wußte dieser nichts Besseres, um die Schändlichkeit seiner Handlungen zu rechtfertigen, als daß er zu neuen groben Beleidigungen Zuflucht nahm. Er ließ den Doctor D' Meara rufen, angeblich um genaue Nachrichten über den Gesundheitszustand seines Gefangenen einzuziehen, eigentlich aber, um wegen der letzten Unterredung heftig auf ihn zu schelten und zu schmähen. „Sagen Sie dem General Bonaparte,“ schrie er voll Zorn, „daß er sein Benehmen besser einrichten solle, weil ich, wenn er so fortfährt, gezwungen sein werde, noch größere Beschränkungen, als jene, welche schon bestehen, eintreten zu lassen.“ Er beschuldigte hierauf Napoleon, mehrere Millionen Menschen geopfert zu haben, und sagte schließlich, „er halte Ali Pascha für einen viel achtungswerthern Bösewicht als Bonaparte.“

Hudson Lowe hörte nicht auf, über den Aufwand, den Longwood verursache, zu klagen. Jeden Tag erhob er die elendesten Chicanen in Betreff der Tafel, indem er in die geringfügigsten Einzelheiten wegen einiger Flaschen Wein oder einiger Pfunde Fleisch einging. Nichtsdestoweniger schlug er vor, den Aufwand des Kaisers und seines Gefolges zu vermehren, falls der Ueberschuß durch seine Hände ginge, und drohte, falls man seinen Vorschlag nicht annehme, Verkürzungen eintreten zu lassen, was Las Cases in seinem Tagebuche sagen ließ: „Man feilscht um unsere Existenz.“ Der Kaiser wollte sich in einen Streit der Art niemals mischen und verlangte, daß man ihm über einen solchen Gegenstand keine Mittheilungen mache.

Sir Hudson aber verwirklichte seine Drohung: Beschränkungen traten ein, und bald fehlte zu Longwood das Nothwendige. Als der Kaiser eines Tages in seinem Gemache gespeist hatte und seine gewöhnlichen Tischgenossen bei der allgemeinen Tafel überraschte, bemerkte er, daß sie kaum zu essen hätten. Von diesem Augenblicke an befahl er, daß man jeden Monat einen Theil seines Silbers verkaufe, um das zu ergänzen, was der Gouverneur auf eine so gehässige Weise entzogen hatte. Hudson Lowe, nicht zufrieden, den Kaiser zum Verkaufe seines Silbergeräthes gezwungen zu haben, nahm daraus frischen Anlaß, seinen Gefangenen zu plagen. Da sich die Käufer darum rissen, um etwas, das dem großen Manne gehört hatte, zu erlangen, ja da in Folge dieser Concurrnz für einen einzigen Teller hundert Guineen geboten wurden, forderte der Gouverneur, daß man das Silberzeug nur an die von ihm bezeichnete Person verkaufe. Der Kaiser hatte indessen seinerseits bereits Sorge getragen, dieser Concurrnz ein Ende zu machen, indem er das Silber zerbrechen und alle Zeichen, daß es von seinem Haushalte herrühre, vertilgen ließ. Nichts wurde heibehalten als die kleinen massiven silbernen Adler über allen Deckeln.

Diese täglichen Widerwärtigkeiten nutzten die Gesundheit des Kaisers schnell ab. Die Aenderung in seinen Gesichtszügen hatte beunruhigende Fortschritte gemacht und seine Physiognomie dergestalt umgewandelt, daß die Aehnlichkeit mit seinem ältesten Bruder von Tag zu Tag auffallender wurde. Leiden und schlechte Gesundheit hinderten ihn aber nicht, die geistigen Arbeiten, welche er seit seiner Ankunft auf der Insel begonnen, fortzusetzen. Einerseits fuhr er in dem Studium der englischen Sprache, die ihm Las Cases lehrte, fort; andrerseits beschäftigte er sich fortwährend mit den schönen Dictaten, die er theils Las Cases und seinem Sohne, theils den Generalen über seine Feldzüge und alle denkwürdigen Umstände seines Lebens in die Feder sagte. Gerade den Tag, an welchem ihn Hudson Lowe durch seine Forderungen in Betreff des Silberzeuges zu quälen suchte, dictirte er dem General Gourgaud die Schlacht von Marengo und las mit Las Cases die Schlacht von Arcole, die er ihm früher dictirt hatte, wieder durch.

Nach so vielen Unthaten und Verfolgungen, deren sich Hudson

Lowe gegen den Kaiser schuldig gemacht, und nach so vielen Demüthigungen, die er von diesem erfahren, verlangte er doch wieder vor ihn gelassen zu werden; allein der Kaiser blieb unbengsam und antwortete hartnäckig, er werde ihn niemals wiedersehen. Da entschloß sich der Gouverneur zur Uebersendung eines Schreibens durch D'Meara, worin er erklärte, daß er niemals die Absicht gehabt habe, „den General Bonaparte“ zu verletzen oder zu beleidigen, was ihm ein Recht gebe, von demselben „Entschuldigung wegen der wenig gemäßigten Sprache, deren sich derselbe gegen ihn bei der letzten Unterredung bedient, zu verlangen.“ Auch wollte Hudson Lowe, daß sich Bertrand, der ihn in einer neuerlichen Unterredung eben so wenig geschont hatte, deswegen entschuldige. „Der Kaiser,“ erzählte D'Meara, „lachte mit Verachtung über die Idee, dem Hudson Lowe Abbitte zu leisten.“

Zwei Tage nachher erschien der Oberst Keade zu Longwood und verlangte, vor den Kaiser gelassen zu werden. Er war der Ueberbringer einer Schrift, in welcher Sir Hudson neue Forderungen stellte. In Napoleon's Gemach geführt las er sie in englischer Sprache vor, und behielt sie dann, ohne eine Uebersetzung oder eine Abschrift zurückzulassen. Hudson Lowe hatte beschlossen: „daß die Franzosen, welche bei dem General Bonaparte zu bleiben wünschten, eine einfache Formel, die ihnen vorgelegt werden würde, unterzeichnen und einwilligen müßten, sich allen Beschränkungen, die dem General Bonaparte auferlegt werden würden, zu unterwerfen, ohne sich hierüber irgend eine Bemerkung zu erlauben. Diejenigen, welche sich weigern würden, sollten sogleich nach dem Borgebirge der guten Hoffnung gesendet werden. Das Haus wurde auf vier Personen beschränkt; diejenigen, welche blieben, müßten sich als den Gesetzen unterworfen betrachten, gleich als wären sie Unterthanen Großbritanniens, vorzüglich denjenigen, welche in Bezug auf den sicheren Gehorsam der Generals Bonaparte erlassen worden wären und welche jede Mitschuld an dem Versuche, ihm zum Entkommen behülflich zu sein, für Hochverrath erklärten. Wer von ihnen sich Beleidigungen, Bemerkungen oder sonst ein schlechtes Benehmen gegen den Gouverneur oder gegen die Regierung, unter der er stehe, erlauben würde, sollte zur Stelle nach dem Borgebirge der guten Hoffnung gesendet werden,

wo ihm keine Mittel geliefert werden würden, nach Europa zurückzukehren.“

Nachdem der Doctor dem Kaiser dieses allerhöchste Decret seines Kerkermeisters mitgetheilt hatte, sagte er nach einigen Bemerkungen über diese Tyrannei: „Es wäre mir lieber, sie wären alle fort, als daß ich vier oder fünf Personen um mich habe, ohne Unterlaß in Angst und jeden Augenblick mit gewaltsamer Wegführung bedroht, denn nach dieser Mittheilung sind sie gänzlich in seine Willkür gegeben. Möge er Alle fortschicken, möge er Schildwachen unter meine Fenster und an meine Thüren stellen, möge er mir bloß Brod und Wasser schicken, mir liegt wenig daran. Mein Geist ist so frei als damals, wo ich Europa Gesetze gab!“

Noch haben wir aber immer nicht alle Beschränkungen angeführt, denen Hudson Lowe den Kaiser unterwerfen wollte. Er erklärte kraft seiner Allmacht in dem ganzen Umfange des seiner Obhut anvertrauten Kerkers, daß Napoleon sich weder von der großen Straße entfernen, noch ein Haus betreten, noch auch mit irgend einer Person, der er auf seinen Spazierritten und Spaziergängen begegne, reden dürfe. Später wurde dies dahin erläutert, daß die dem „General Bonaparte“ auferlegten Beschränkungen auch auf die Personen seines Gefolges Anwendung hätten. Anfangs hatte man zu Longwood Mühe, an eine solche Verschärfung eines ohnehin schon so strengen Systemes zu glauben. Der Doctor wurde beauftragt, von dem Gouverneur eine kategorische Erklärung über diesen Gegenstand zu verlangen. Hudson Lowe gab sie ohne Zögern und ohne die empörende Verfügung in irgend etwas zu mildern. Und da die officiële Protestation, welche der Graf Montholon ihm gesandt hatte, seinen Geist lebhaft beschäftigte, wollte er wissen, ob diese energische Anklage nach London und in das übrige Europa geschickt worden sei, und ob es Abschriften von ihr auf der Insel gebe. Auf D'Meara's bejahende Antwort wurde er von der lebhaftesten Unruhe ergriffen. Napoleon war auf Alles von Seiten Hudson Lowe's gefaßt und hatte es ihm auch in einer der ersten Unterredungen erklärt. Dennoch erbitterte ihn diese letzte Maßregel so, daß es schien, daß er eine solche doch nicht vorausgesehen habe, und er wollte nicht glauben, daß



irgend ein englischer Minister sie befohlen habe, obschon ihm der Gouverneur durch D'Meara hatte sagen lassen, daß er lediglich nach den Verhaltungsbefehlen seiner Regierung handle. „Ich bin überzeugt,“ sagte er, „daß von allen Ministern nur Lord Bathurst im Stande war, seine Einwilligung zu dieser tyrannischen Handlung zu geben.“

Napoleon hatte in der Auseinandersetzung seiner Beschwerden gesagt, „man verkürze sein Leben, indem man ihn beständig reizt.“ Seine Gesundheit verschlechterte sich von Tag zu Tag, das Fieber hatte ihn ergriffen und er litt an einem allgemeinen Uebelbefinden. Keiner seiner Unglücksgefährten wollte ihn verlassen, wie hart auch die Bedingungen Sir Hudson Lowe's waren. Sie schickten daher an den Gouverneur eine schriftliche Erklärung, so wie er sie verlangt hatte, nur daß sie statt Napoleon Bonaparte „Kaiser Napoleon“ schrieben. Hudson Lowe schickte die Erklärung mit dem Bedeuten zurück, daß sie ganz so lauten müsse, wie er sie vorgeschrieben. Als Napoleon von diesem Streite hörte, verlangte er, man solle demselben durch die Weigerung, zu unterzeichnen, ein Ende machen und sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bringen lassen.

In der That kam der Gouverneur nach Longwood, den General Bertrand in Kenntniß zu setzen, daß in Anbetracht der Weigerung der Generale, des Las Cases, der Hausoffiziere und Domestiken, die Erklärung, so wie er sie forderte, zu unterzeichnen, sie sämmtlich unverzüglich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung geschickt werden würden. Das brachte die Wirkung hervor, welche der Gouverneur ohne Zweifel erwartet hatte. Ohne Wissen des Kaisers begaben sich Alle nach Mitternacht zu dem Capitain Poppleton und unterzeichneten die von dem Gouverneur entworfene Urkunde, nur Santini that es nicht, sondern wies jede Schrift hartnäckig zurück, in welcher seinem Herrn der kaiserliche Titel nicht gegeben war.

Dieser neue Beweis der Ergebenheit von Seiten seiner treuen Diener setzte Napoleon nicht in Erstanen. „Sie hätten,“ sagte er, „*tiranno Bonaparte* oder jeden andern beschimpfenden Titel unterzeichnet, um lieber bei mir im Elende zu bleiben, als nach Europa zurückzukehren, wo sie im Glanze leben können.“ Der Kaiser gab übrigens

gegen den Doctor D'Meara zu, daß es von seiner Seite lächerlich sein würde, sich Kaiser zu nennen, wenn die englischen Minister durch ihre Weigerung, diesen Titel anzuerkennen, ihn nicht dazu zwingen. „Ich würde,“ sagte er, „einem jener Unglücklichen von Bedlam gleichen, die sich mitten in ihren Ketten und auf ihrem Strohlager für Könige halten.“ Aber es war das Recht des französischen Volkes, keineswegs irgend eine Rücksicht der Eitelkeit, die ihn in Bezug auf diesen Punkt unbeugsam machte.

Der Haß des Gouverneurs gegen Napoleon dehnte sich auf alle Franzosen zu Longwood aus, war aber insbesondere heftig gegen Las Cases, in welchem Hudson Lowe bereits den rücksichtslosen Veröffentlichung seiner niederträchtigen Rache und seiner täglichen Schandthaten erblickte. Um sich dieses unbequemen Wächters zu entledigen, verfiel Sir Hudson Lowe auf den Gedanken, ihm einen in seinem Dienste stehenden jungen Mulatten abspenstig zu machen, der dann verstoßen zu Longwood erschien, um seinem gewesenen Herrn anzubieten, er wolle alle Briefe und Papiere, die derselbe nach Europa zu senden wünsche, dahin befördern. Las Cases, der an die Wahrhaftigkeit und an das Ehrgefühl dieses jungen Menschen glaubte, vertraute ihm einen Brief an Lucian Bonaparte an. Sogleich erhielt ihn Hudson Lowe. Las Cases war in die Falle gegangen: der entfesselte Gouverneur triumphirte, das Schreckensgesetz, welches er den Bewohnern von Longwood verkündet, sollte auf denjenigen angewendet werden, dessen er sich am meisten zu entledigen wünschte. Las Cases wurde Ende Novembers 1816 in strenge Verwahrung gebracht. Hudson Lowe untersuchte seine Papiere, stellte ein Verhör mit ihm an und befahl seine Deportation nach dem Cap. Die Treue, das Opfer des Verrathes, verdiente getröstet zu werden. Napoleon schrieb an Las Cases in dessen Gefängniß, aber der Brief wurde von dem Gouverneur zurückgehalten und gelangte erst nach dem Tode des großen Mannes an seine Adresse.

---

## Sechshundfünfzigstes Capitel.

Letzte Lebensjahre Napoleon's. Sein Tod.

Gourgand, der mit Las Cases einige Momente jenes Zwistes, von denen das Memorial spricht, gehabt hatte, wollte dieses Opfer Hudson Lowe's nicht abreisen lassen, ohne ihm zu beweisen, daß das Herz bei den Mißhelligkeiten, die zwischen ihnen obgewaltet hatten, nicht theilhaftig gewesen sei. Er verlangte daher Bertrand, welcher die Erlaubniß zum Besuche Las Cases' erhalten, zu begleiten, und sie gingen miteinander, von ihrem unglücklichen Gefährten, dessen freiwillige Verbannung in eine abscheuliche Deportation verwandelt worden war, Abschied zu nehmen.

Die Quälereien zu Longwood nahmen nach Las Cases' Abreise ihren Fortgang wie vorher. Der Doctor D'Neara entledigte sich der peinlichen Mittheilungen, welche der Gouverneur Napoleon machen ließ, in einer Art, daß er das Vertrauen des Kaisers von Tag zu Tag mehr erwarb, aber auch Sir Hudson Lowe immer verdächtiger wurde. Letzterer schien darauf erpicht zu sein, den Ausspruch Napoleons zu rechtfertigen, „daß man ihm etwas Schlimmeres als einen Kerkermeister gesendet habe.“ Die Verfolgung erneuerte sich von Tag zu Tag unter allen Formen. Als der Kaiser das Werk Billet's über England zu lesen wünschte und es durch D'Neara hatte verlangen lassen, nahm Sir Hudson aus seiner Bibliothek ein Buch, welches den Titel führte: „Die vorzüglichsten Betrüger, oder Geschichte der Nichtswürdigen aus jeder Nation, welche den Rang eines Kaisers, Königs oder Fürsten usurpirt haben.“ Er gab das Buch dem Doctor und sagte: „Sie werden gut thun, auch das dem General Bonaparte zu geben. Vielleicht findet er darin einen Charakter, der dem seinigen gleicht.“ So war der Mann beschaffen, den der „edelmüthigste“ der Feinde Napoleon's gewählt hatte, um den Haß und die Rachsucht der europäischen Aristokraten gegen den Helden, der sie alle nur zu sehr geschont hatte, auf Helena würdig zu vertreten!

Napoleon hatte denn Sir Hudson richtig beurtheilt und charakterisirt, als er ihn ins Angesicht einen sicilianischen Sbirren nannte; kaum

daß dieses Wort die ganze Niederträchtigkeit, Verworfenheit, Hinterlist und Grausamkeit der Seele dieses scheußlichen Kerkermeisters genügend ausdrückte. Häufig war auch seine Sprache der Spiegel seiner Seele, er bediente sich fast stets der gemeinsten Redensarten, um die unedelsten Gefinnungen auszudrücken. Als er eines Tages gegen die treuen Gefährten des Kaisers loszog, sagte er: „Der General Bonaparte würde viel besser daran sein, wenn er nicht von Lügnern wie Montholon und von einem Hudson wie Bertrand, der stets klage, umgeben wäre.“

Ganz gewiß behinderte die Umgebung Napoleon's den Henker des Prinzen Regenten. Hudson Lowe wollte, daß die lange Pein und Hinrichtung des großen Mannes durch die Tröstungen der Treue und Freundschaft nicht gemildert werde; er hätte gern sein Opfer in der Einsamkeit, ohne Besorgniß vor Lärm und Widerhall getroffen. In dieser Absicht hatte er zuerst Las Cases entfernt, und ging auch damit um, den Doctor D'Meara zu entfernen. „Sie sind mir verdächtig, ich traue Ihnen nicht,“ hatte Hudson Lowe einigemal zu dem Doctor gesagt, und nach London geschrieben, um seine Abberufung von der Insel zu erwirken. Während diese Anklage nach Europa ging, trogte D'Meara dem Argwohn und dem Ingrimm des Gouverneurs, und hörte nicht auf, seinen großen Kranken eifrig zu besuchen, um ihm nicht nur die Hilfe seiner Kunst, sondern auch alle andern Tröstungen, welche die Umstände erlaubten, zu bringen. Da er den strengen Vorschriften, deren Gegenstand die Bewohner von Longwood waren, nicht unterworfen war, so nützte er ihnen durch die Freiheit seiner äußern Verhältnisse, und Napoleon belohnte ihn dafür mit dem vollständigsten Vertrauen.

In den seltenen Augenblicken der Ruhe, die der Gouverneur Napoleon ließ, pflegte er, wie wir schon erwähnt haben, Heerschau über historische Personen zu halten oder irgend einen wichtigen Punkt der Politik der Gegenwart zu besprechen. Besonders war es aber die Revolution in ihrem Principe und ihrem Gange, welche der Kaiser aus der philosophischen Höhe und der unparteiischen Stellung, auf welche ihn das Unglück erhoben hatte, indem es seiner politischen Existenz vorzeitig ein Ende machte, in großen Zügen charakterisirte. „Die franzö-

fische Revolution," sagte er, „ist nicht durch den Kampf zweier Familien, die sich den Thron streitig machten, hervorgebracht worden; sie ist eine allgemeine Bewegung der Masse der Nation gegen die Privilegirten gewesen. . . . Wesentlich vom Princip der Gleichheit geleitet, zerstörte sie alle Ueberreste der Feudalzeiten und schuf ein neues Frankreich, welches eine homogene Gebietseintheilung, dieselbe Justiz- und Verwaltungsorganisation, dieselben bürgerlichen und peinlichen Gesetze, dasselbe Abgabensystem erhielt. . . . Das neue Frankreich bot das Schauspiel von fünfundzwanzig Millionen Menschen dar, welche nur eine einzige Classe von Bürgern bildeten, die durch ein und dasselbe Gesetz, eine und dieselbe Einrichtung und Ordnung regiert wurden. Alle diese Veränderungen waren dem Wohle der Nation, ihren Rechten und den Fortschritten der Civilisation angemessen.“ Auch sagte er: „Bevor zwanzig Jahre vergehen, wenn ich schon in der Gruft ruhen werde, werdet ihr in Frankreich eine neue Revolution erleben.“ (O'Meara.)

Vor Allem liebte Napoleon eine vertheidigende Prüfung seines Lebens und seiner Regierung vorzunehmen, die er in wenige beredte Zeilen zusammenfaßte.

„Zunmerhin mögen sie,“ sagte er, „wegschneiden, unterdrücken, verstümmeln, es wird ihnen sehr schwer fallen, mich ganz auszumergen. Ein französischer Geschichtschreiber wird sich doch genöthigt sehen, sich mit dem Kaiserreiche zu befassen, und wenn er Muth hat, wird er mir etwas zurückgeben, wird mir mein Recht angeeignen lassen, und das wird ihm sehr leicht sein, denn die Thatsachen sprechen, sie glänzen wie die Sonne.

„Ich habe den Krater der Anarchie geschlossen und das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution entsündigt, die Völker veredelt und die Könige befestigt. Ich habe jeden Wetteifer erregt, jedes Verdienst belohnt und die Grenzen des Ruhmes weiter hinausgesteckt. Das Alles ist etwas! Und weswegen könnte man mich angreifen, ohne daß ein Geschichtschreiber mich nicht zu vertheidigen vermöchte? Etwa wegen meiner Absichten? er hat aber Beweise genug, mich freizusprechen. Wegen meines Despotismus? aber er kann beweisen, daß die Dictatur schlechterdings nothwendig gewesen ist. Wird man etwa sagen, daß ich

die Freiheit gehemmt habe? aber man kann beweisen, daß Zügellosigkeit, Anarchie und große Unordnungen noch an der Schwelle der Thüre lauerten. Wird man mich etwa anklagen, daß ich den Krieg zu sehr geliebt habe? aber es läßt sich zeigen, daß ich immer der angegriffene Theil gewesen bin; daß ich die allgemeine Monarchie gewollt habe?, aber es läßt sich darthun, daß sie das zufällige Werk der Umstände gewesen, daß es unsere Feinde selbst waren, welche mich Schritt für Schritt zu ihr getrieben haben. Etwa mein Ehrgeiz? ganz gewiß wird der Geschichtschreiber finden, daß ich Ehrgeiz besessen habe, und zwar viel, aber den größten und höchsten, den es vielleicht jemals gegeben hat, den, endlich die Herrschaft der Vernunft, die freie Ausübung und den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten zu sichern! Und hier wird der Geschichtschreiber vielleicht sich gedrungen fühlen, zu bedauern, daß ein solcher Ehrgeiz nicht vollständig befriedigt worden ist! — Das ist in wenigen Worten meine Geschichte!“

Gudson Lowe hatte beschlossen, Napoleon D'Meara zu entreißen, wie er ihm bereits Las Cases entrißen hatte. Da er zu London die Entfernung des Doctors nicht hatte erhalten können, so unterwarf er ihn einer so gehässigen und drückenden Einschränkung, daß sie ihn zwingen sollte, sich ihr durch eine schnelle Abschiednahme zu entziehen. Dieses Mittel gelang. D'Meara, auf Longwood beschränkt, der Gesellschaft der Engländer beraubt und gezwungen, mit Niemanden zu verkehren, außer was den ärztlichen Dienst betraf, versuchte die Aufhebung dieser Abschließung zu erwirken, indem er sich an den Admiral Plampin, der zu Briars war, wandte; da ihn aber der Admiral nicht vor sich ließ, so faßte er den Entschluß, seinen Abschied zu nehmen, und erließ deshalb ein Schreiben an den Gouverneur.

Aber die Commissäre der verbündeten Mächte, welche wußten, daß die Gesundheit des Kaisers fortwährende ärztliche Pflege verlangte, und befürchteten, daß die Abreise des Doctors D'Meara, bevor man ihm einen von Napoleon angenommenen Nachfolger gegeben hätte, böse Folgen haben möchte, welche die Verantwortlichkeit ihrer Höfe erschweren konnten, drangen bei dem Gouverneur darauf, daß der englische Arzt seine Dienste bei dem Gefangenen zu Longwood fortsetze. Gudson

Lowe gab endlich nach langer und lebhafter Erörterung nach, setzte aber seine Verleumdungen und Bewerbungen zu London, wie seine Machinationen und Quälereien auf St. Helena fort, um zu seinem Ziele, wenn gleich ein wenig später, zu gelangen.

Er begann damit, daß er den Commandanten des sechsundsechzigsten Regiments, welches das dreiundfünfzigste abgelöst hatte, bewog, D'Meara von der Tafel des Offiziercorps auszuschließen, und während über diese Beleidigung eine thätige Correspondenz von beiden Seiten geführt wurde, erhielt der Doctor ein Schreiben von dem Oberflieutenant Eduard Wyniard, worin ihm dieser im Namen Hudson Lowe's ankündete, daß der Graf Bathurst kraft Befehles vom 16. Mai 1818 ihm gebiete, dem General Bonaparte keine ärztlichen Dienste mehr zu leisten und sich aller weiteren Zusammenkünfte mit den Bewohnern von Longwood zu enthalten.

„Die Menschlichkeit,“ sagt D'Meara, „die Pflichten meines Berufes und der leidende Gesundheitszustand Napoleon's verboten mir, diesen unmenschlichen Befehlen Folge zu leisten. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich beschloß, nicht zu gehorchen, welches immer die Folgen sein mochten. Der Zustand Napoleon's forderte, daß ich ihm ein Verhalten vorschrieb und ihm die nothwendigen Arzneien für die Zeit, wo er keinen Arzt hätte, bereitete.“ Der hochherzige Doctor kam daher nach Longwood und theilte dem Kaiser den Befehl des Grafen Bathurst mit. „Das Verbrechen,“ sagte Napoleon, „wird um so schneller vollbracht sein, ich habe diesen Leuten schon allzulange gelebt.“

D'Meara gab seinem Kranken die ärztlichen Vorschriften, welche ihm nach seiner Abreise als Regel des Verhaltens dienen sollten. Nachdem er zu sprechen aufgehört, nahm Napoleon in großer Bewegung das Wort und sagte:

„Sobald Sie in Europa angelangt sind, so suchen Sie meinen Bruder Joseph auf oder senden Sie zu ihm. Sagen Sie ihm, ich wolle, daß er Ihnen das Paket gebe, das die besonderen, vertraulichen Briefe enthält, welche mir die Kaiser Alexander und Franz, der König von Preußen und die übrigen Souveraine von Europa geschrieben haben und die ich ihm zu Rochefort anvertraute. Sie werden dieselben ver-

öffentlichen, um diese Souveraine zu beschämen und der Welt die niedrige Huldigung aufdecken, welche mir diese Vasallen darbrachten, als sie von mir Günstbezeugungen erbateten oder für ihre Throne flehten. Als ich stark war und die Gewalt in Händen hatte, drängten sie sich zu meinem Schutze und zur Ehre meines Bündnisses, und leckten den Staub meiner Füße. Jetzt, da ich alt bin, unterdrücken sie mich feige und trennen mich von Weib und Kind. Ich bitte Sie zu thun, was ich ihnen empfehle, und wenn Sie sehen, daß gegen mich Verleumdungen geschrieben werden über das, was sich hier während der Zeit, in der Sie bei mir waren, zugetragen hat, und wovon Sie sagen können: „Ich habe mit eignen Augen gesehen, es ist nicht wahr,“ so widersprechen Sie.“

Der Kaiser dictirte dann dem Grafen Bertrand einen Brief, an dessen Rand er ein eigenhändiges Postscript setzte, um O'Meara Marien Louisen zu empfehlen. Er beauftragte den Doctor, über seine Familie Erkundigungen einzuziehen und seine Lage seinen nächsten Blutsverwandten zu schildern. „Sie werden ihnen die Gefinnungen ausdrücken, die ich für sie bewahre,“ fügte er hinzu, „seien Sie der Dolmetsch meiner Liebe bei meiner guten Louise, bei meiner vortrefflichen Mutter und bei Pauline. Sollten Sie meinen Sohn sehen, so umarmen Sie ihn für mich und sagen ihm, er möge niemals vergessen, daß er als französischer Prinz geboren sei. Sagen Sie der Lady Holland, wie sehr mich ihre Güte rührt und wie sehr ich sie hochachte. Suchen Sie endlich, mir authentische Nachrichten über die Art, wie mein Sohn erzogen wird, zukommen zu lassen.“ Hierauf ergriff der Kaiser des Doctors Hand, schloß ihn in die Arme und sagte: „Leben Sie wohl, O'Meara, wir sehen uns nicht wieder, leben Sie glücklich!“

Noch waren aber die schmerzlichen Trennungen für Napoleon nicht zu Ende. Kaum war O'Meara von St. Helena geschieden, als auch Gourgaud genöthigt wurde, diese ungesunde Insel zu verlassen, um den reißenden Fortschritten der Krankheit, die ihn ergriffen hatte, Einhalt zu thun. Als der General in Europa anlangte, verbreitete er allenthalben über die Gesundheit des Kaisers jene Besorgnisse, von denen er selbst erfüllt war. Die ohnehin schon in so tiefe Betrübniß versetzte



Familie des großen Mannes kam dadurch in die lebhafteste Unruhe. Vor Allem gerieth seine Mutter, die ihn immer so zärtlich geliebt hatte, in die tiefste Bestürzung, als sie vernahm, daß der Sohn, welcher ihr Glück gewesen und noch immer ihr Stolz war, von einem Uebel, das tödtlich zu werden drohe, ergriffen sei, ohne einen Arzt an der Seite zu haben, der ihm die Hülfsmittel und Erleichterungen der Kunst angedeihen ließe. Sie vermochte ihren Bruder, den Cardinal Fesch, sich bei Lord Bathurst zu verwenden, und der Einfluß Seiner Eminenz verschaffte der Mutter des Kaisers die Erlaubniß, den Doctor Antomarchi nebst einem Almosenier und zwei andern Personen nach St. Helena zu senden.

Antomarchi kam am 18. September auf Helena an. Zu seinem großen Erstaunen wurde er von Hudson Lowe mit Herzlichkeit aufgenommen, obgleich dieser sich übrigens über den Stolz, die Rauheit und die Protestationen des „Generals Bonaparte“ beklagte. Aber dieser Empfang hinderte die würdigen Agenten des Gouverneurs, Reade und Gorrequer, nicht, die gehässige Rolle, die sie übernommen hatten, zu spielen. Gorrequer entschuldigte sich, daß er die Briefe, Handschriften und Pläne, die man nach Longwood gelangen lassen wolle, untersuchen müsse; Reade aber entschuldigte sich nicht einmal, sondern schritt ohne Weiteres zur kleinlichsten Untersuchung der Effecten Antomarchi's und seiner Gefährten, unter denen sich zwei Geistliche, die Abbés Buonavita und Bignali, befanden.

Antomarchi wurde zu Longwood nicht so gut aufgenommen wie zu Plantation-House (die Residenz des Gouverneurs). Da dem Kaiser von der Ankunft seines neuen Arztes weder durch den Cardinal Fesch noch durch irgend ein anderes Mitglied seiner Familie Nachricht gegeben worden war, so trug er anfangs Bedenken, ihn vorzulassen. Alles, was ihm von England oder durch die Dazwischenkunft des englischen Ministeriums zukam, flößte ihm Mißtrauen ein. Indessen zerstreute Antomarchi schon bei der ersten Unterredung seinen Argwohn. Da er beinahe zurückgewiesen worden wäre, ohne sich erklären zu können, sagte der Kaiser: „Sie sind Corse; das war die einzige Rücksicht, die Sie gerettet hat.“ Nachdem das Vertrauen einmal im Gange war,

fragte der Kaiser nach seiner Mutter, seiner Gattin, seinen Brüdern und Schwestern, Las Cases, D'Meara, Lord und Lady Holland. Hierauf wurde der Doctor entlassen, aber nach einigen Stunden wieder gerufen, um die Symptome des Zustandes des Kranken zu prüfen, zu dessen Hülfe er aus dem Innern Italiens und über die Meere herbeigeëilt war.

„Wohlan, Doctor,“ begann Napoleon, „was sagen Sie dazu? Werde ich die Verdauung der Könige noch lange stören? — Sie werden sie überleben, Sire. — Ich glaube es. Sie können den Ruf unserer Siege nicht in den Bann von Europa thun; er wird die Jahrhunderte durchweilen, wird Sieger und Besiegte verkünden, diejenigen, welche edelmüthig gewesen sind, und diejenigen, welche es nicht waren. Die Nachwelt wird richten, ich fürchte ihr Urtheil nicht. — Dieses Leben ist Ihnen gesichert . . . aber Sie reichen noch nicht an das Ziel, haben noch eine lange Bahn vor sich. — Nein, Doctor, das Werk der Engländer geht in Erfüllung, ich kann in diesem schauerhaften Klima nicht lange dauern.“ Indessen willigte er ein, den ärztlichen Vorschriften, gegen die er sich bisher stets widerspenstig gezeigt hatte, zu folgen. „Sie haben Alles verlassen,“ fügte er hinzu, „um mir die Hülfe Ihrer Kunst zu bringen; es ist gerecht, daß ich auch etwas für Sie thue; ich übergebe mich Ihnen.“ Dann erzählte er dem Doctor, was er seit der Abreise D'Meara's zu leiden gehabt. „Seit einem Jahre,“ sagte er, „hat man mir den Beistand der Heilkunde versagt. Man hat mich der Aerzte beraubt, die mein Vertrauen besitzen. Der Henker findet mein Leiden zu langsam, er beeilt, beschleunigt es, ruft meinen Tod aus allen Kräften herbei. Selbst die Luft, die ich einathme, ärgert diese Nothseele. Sollten Sie es glauben, daß seine Gewaltversuche offen geschahen, lange Zeit fortduerten, und daß ich beinahe unter englischen Dolchen gefallen wäre! Der General Montholon war krank; er weigerte sich, mit Bertrand zu verkehren, wollte eine directe Correspondenz mit mir eröffnen. Er sandte mir zweimal des Tages seine Satelliten. Meade und Wyniard, seine vertrauten Offiziere, umlagerten diese elenden Hütten, wollten bis in mein Gemach dringen. Ich ließ die Thüren verrammeln, lud meine Pistolen und Flinten, sie sind noch geladen, und drohte, den Ersten, der die Unverschämtheit hätte, meine Freistätte

zu verlegen, niederzuschießen. Sie entfernten sich mit dem Geschrei, daß sie Napoleon Bonaparte sehen wollten, daß Napoleon Bonaparte herauskommen müsse, daß sie Bonaparte schon zu zwingen wissen würden, sich zu zeigen. Ich glaubte, diese schmählischen Auftritte wären zu Ende; doch sie erneuerten sich täglich. Es gab nichts als Ueberrumpelungen, Drohungen, Geschrei, Briefe voll Beleidigungen. Meine Kammerdiener warfen dies Geschreibsel in das Feuer, aber die Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht und von Augenblick zu Augenblick konnte eine Katastrophe stattfinden. Niemals bin ich so ausgefetzt gewesen. Es war am 16. August, und diese Saturnalien dauerten schon seit dem 11. Ich ließ dem Gouverneur wissen, daß mein Entschluß gefaßt, meine Geduld zu Ende sei; daß ich den ersten seiner Muechelmörder, der über die Schwelle meiner Thüre träte, mit einem Pistolenschusse niederstrecken würde. Das ließ er sich gesagt sein und stellte seine Beleidigungen ein. . . . Ich habe freiwillig dem Throne zu Gunsten meines Sohnes und der Verfassung entsagt. Noch freiwilliger habe ich mich nach England auf den Weg gemacht. Ich wollte dort in der Zurückgezogenheit und unter dem Schutze seiner Gesetze leben. Seiner Gesetze! hat die Aristokratie Gesetze? gibt es ein Verbrechen, vor dem sie zurückbebt, ein Recht, das sie nicht mit Füßen tritt? Alle ihre Häupter haben sich vor meinen Adlern in den Staub gebeugt. Aus meinem Theile meiner Eroberungen habe ich für die Eiznen Kronen gemacht, die Andern habe ich auf die Throne, welche der Sieg gestürzt hatte, wieder erhoben. Ich bin milde, großmüthig gegen Alle gewesen. Alle haben mich verlassen, verrathen, haben sich feige beeilt, meine Ketten zu schmieden. Der Willkür eines Flibustiers bin ich überliefert."

Achtzehn Monate hindurch kämpfte Automarchi mit seiner ganzen Kunst und seinem ganzen Eifer gegen die Fortschritte eines Uebels, das zum Voraus das trübe Gefängniß von Longwood mit Trauer erfüllte. Er sah lange Zeit vor dem verhängnißvollen Tage ein, daß seine Müheverwaltung nicht helfen könne. Um die Mitte März des Jahres 1821 schrieb er an den Ritter Colonna, Kammerer der Mutter des Kaisers, einen Brief, der eine baldige Katastrophe vorhersehen ließ. „Die englischen

Zeitungen," schrieb er, „wiederholen ohne Unterlaß, daß die Gesundheit des Kaisers gut sei; glauben Sie es nicht; der Ausgang wird beweisen, ob diejenigen, von denen die Zeitungen dies haben, aufrichtig oder wohlunterrichtet sind.“

Wenige Tage nachher erklärte sich Napoleon, der sich über seinen Zustand keine Täuschung machte, rund gegen Antomarchi, dem wir die Aufbewahrung des folgenden Zwiegesprächs verdanken. „Wir sind geliefert, Doctor, trotz Ihrer Pillen, meinen Sie nicht? — Weniger als je. — Weniger als je, abermals eine ärztliche Täuschung. Welche Wirkung, glauben Sie, wird mein Tod in Europa hervorbringen? — Keine, Sire. — Keine? — Nein, weil er nicht erfolgen wird. — Wenn er aber erfolgt? — Dann, Sire, ja dann. — Nun? — Eure Majestät sind der Abgott der Tapferen; sie werden in Verzweiflung gerathen. — Und die Völker? — In der Willkür der Könige, die Volkssache mehr als jemals verloren. — Verloren! Doctor, und mein Sohn! Glauben Sie? . . . — Nein, Sire, nichts. Aber welche Entfernung ist zu durchmessen? — Ist sie größer, als diejenige, welche ich durchmessen habe? — Welche Hindernisse zu überwältigen! — Habe ich weniger zu bestiegen gehabt? ist mein Ausgangspunkt erhabener gewesen? Er führt meinen Namen, Doctor, ich hinterlasse ihm meinen Ruhm und die Liebe meiner Freunde; es bedarf nicht soviel, um meine Erbschaft in Empfang zu nehmen!“ — „Es war die Täuschung eines Vaters auf dem Sterbebette,“ sagt Antomarchi, „ich widersprach nicht, es wäre zu grausam gewesen, sie zu zerstreuen.“

Der Kaiser verließ seit dem 17. März 1821 das Bett nicht mehr. Da der Offizier, welcher den Auftrag hatte, jeden Tag Napoleon's Anwesenheit zu Longwood zu bescheinigen, ihn nicht mehr erscheinen sah, so meldete er dies dem Gouverneur, der sich verrathen glaubte und nun selbst um die Wohnung seines Gefangenen spähte, um sich zu vergewissern, daß derselbe nicht entflohen sei. Da seine Ritze, Gänge und Nachforschungen ihm das nicht kundmachten, was zu erfahren er so begierig war, so erklärte er, daß, wenn sein Agent binnen vierundzwanzig Stunden den „General Bonaparte“ nicht gesehen habe, er in Person mit seinem Generalstabe kommen und den Eintritt in das Zim-

mer des Kranken erzwingen werde, ohne sich an die nachtheiligen Folgen, die sein Einbruch haben könnte, zu kehren. Umsonst bemühte sich der General Montholon, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, indem er ihm den außerordentlich leidenden Zustand des Mannes schilderte. Sir Hudson antwortete, daß ihn wenig kummere, ob der General Bonaparte lebe oder sterbe; seine Pflicht sei, sich seiner Person zu versichern, und diese Pflicht werde er erfüllen. In dieser wilden Stimmung war er, als er dem Doctor Antomarchi begegnete, der ihm seine Sprache und sein schändliches Benehmen mit Bitterkeit vorwarf. Sir Hudson wollte nichts weiter hören, er entfernte sich, schäumend vor Zorn, und Antomarchi fuhr fort, die Henker des großen Mannes zu brandmarken, indem er zu Reade sagte: „Man muß eine Seele von versteinertem Themsefchlamm haben, um den letzten Lebenshauch eines Sterbenden zu bespioniren! Sein Todeskampf dauert euch zu lange, ihr wollt denselben beschleunigen und genießen! Der Cimbrer, welcher Marius tödten sollte, schauderte vor dem Verbrechen zurück: ihr aber!... wenn die Schmach dem Verbrechen gleichkommt, so sind wir hinreichend gerächt!“

Sir Hudson, erbittert durch Antomarchi's Reden und in seinem brutalen Entschlusse fortwährend unerschütterlich, schickte sich an, seine Drohung in Vollzug zu setzen, als der Kaiser auf Bertrand's und Montholon's Bitten einwilligte, einen berathenden Arzt, den Doctor Arnott beizuziehen, welcher beauftragt wurde, den Agenten des Gouverneurs das Dasein des Gefangenen regelmäßig zu bezeugen. Aber die Sorgen des Kerkermeisters sollten bald aufhören. Am 19. April kündete Napoleon selbst seinen Freunden, welche ihn besser glaubten, sein baldiges Ende an.

„Täuschet euch nicht,“ sagte er, „heute geht es wohl besser, aber ich fühle nichtsdestoweniger, daß mein Ende herannahet. Wenn ich gestorben bin, wird jeder von euch den süßen Trost haben, nach Europa zurückzukehren. Ihr werdet, die Einen ihre Aeltern, die Andern ihre Freunde wiedersehen, und ich werde in den elysäischen Feldern meine Tapferen wiederfinden. Ja,“ fuhr er fort, indem er die Stimme erhob, „Kleber, Desaix, Bessières, Duroc, Ney, Murat, Massena, Berthier,

Alle werden mir entgegenkommen; sie werden mit mir von den Thaten, die wir zusammen verrichtet haben, sprechen. Ich werde ihnen die letzten Ereignisse meines Lebens erzählen. Wenn sie mich erblicken, werden sie wieder trunken von Ruhm und Freude werden! Wir werden von unsern Kriegen mit den Scipionen, mit Hannibal, mit Cäsar, mit Friedrich sprechen, und groß wird die Freude sein! . . . Wenigstens," fügte er hinzu, „wird man sich da unten nicht fürchten, so viele Krieger beieinander zu sehen.“

Inzwischen langte der Doctor Arnott an. Der Kaiser empfing ihn sehr gut, sprach mit ihm von seinen Leiden, seinen Schmerzenszuständen und sagte dann zu ihm, sich plötzlich unterbrechend, mit feierlichem Tone:

„Es ist geschehen, Doctor, der Streich ist gefallen, ich nahe mich meinem Ende, werde meinen Leib der Erde zurückgeben. Treten Sie näher, Bertrand, übersetzen Sie dem Herrn, was Sie hören werden; es ist eine Folge von beleidigenden Unthaten, würdig der Hand, die mich mit ihnen überschüttet hat; übersetzen Sie Alles, lassen Sie kein Wort aus.

„Ich war gekommen, mich an dem Herd des britischen Volkes niederzulassen; ich verlangte ehrliche Gastfreiheit, und gegen alles Recht auf Erden hat man mir mit Ketten geantwortet. Ein anderer Empfang wäre mir von Alexander geworden, der Kaiser Franz hätte mich mit Rücksicht behandelt, selbst der König von Preußen wäre edelmüthiger gewesen. England nur war es vorbehalten, mich zu überlisten, die Könige fortzureißen und der Welt das unerhörte Beispiel zu geben, daß vier große Mächte gegen einen einzigen Menschen wüthen. Euer Ministerium ist es gewesen, welches diesen schrecklichen Felsen, auf dem sich das Leben der Europäer binnen drei Jahren verzehrt, gewählt hat, um dem meinigen durch einen Mord ein Ende zu machen. Und wie habt ihr mich behandelt, seitdem ich auf diesen Felsen verbannt bin? Es gibt nicht eine Unwürdigkeit, nicht eine Abscheulichkeit, mit der mich zu überschütten euch nicht Freude gemacht hätte. Die einfachsten Familienmittheilungen, selbst die, welche noch nie jemanden vorenthalten worden sind, habt ihr mir verweigert. Ihr habt zu mir keine Nachricht,

nichts Schriftliches aus Europa gelangen lassen; meine Gattin und mein Sohn waren für mich nicht mehr am Leben; ihr habt mich sechs Jahre in der Folter einer engen Haft festgehalten. Auf dieser un-gastlichen Insel habt ihr mir die Wohnung gegeben, die am wenigsten dazu taugte, diejenige, in der das mörderische Klima des Wendekreises sich am meisten fühlbar macht. Ich habe mich zwischen vier Wände in einer ungesunden Luft einschließen müssen, ich, der ich zu Pferde ganz Europa durchflog! Ihr habt mich langsam, Stück für Stück mit Vorbedacht gemordet, und der schändliche Hudson ist der Henker eurer Mi-nister. Ihr werdet enden wie die stolze Republik Venedig, und ich, auf diesem schrecklichen Felsen sterbend, der Meinigen beraubt und an Allem Mangel leidend, vermache die Schmach und das Entsetzen meines Todes der regierenden Familie von England.“

Dieses Dictat erschöpfte die Kräfte des Kranken, der wenige Augenblicke nachher in einen bewußtlosen Zustand versank. Am zweiten Morgen danach hatte er indessen wieder so viele Kräfte, daß er sich mit Tagesanbruch erheben und noch drei Stunden dictiren oder schreiben konnte. Aber das war nur ein Schein von Besserung, der nicht die geringste Hoffnung gab. Bald stellte sich das Fieber wieder ein und der Kranke eilte mit schnellen Schritten dem Tode entgegen. Am dem-selben Tage (21. April) ließ er den Abbé Bignali rufen und redete ihn an: „Wissen Sie, Abbé, was ein Sterbezimmer ist? — Ja, Sire. — Haben Sie schon in einem solchen den Dienst versehen? — Nein. — Wohlan, Sie werden es in dem meinigen thun.“ Hierauf erklärte er dem Almosenier bis in die kleinsten Einzelheiten, was er zu thun habe. „Sein Antlitz,“ erzählt Automarchi, „war belebt und convulsivisch; ich beobachtete mit Unruhe die Zuckungen desselben, als er in dem meinigen ich weiß nicht was bemerkte, das ihm mißfiel.“ „Sie sind über diese Schwachheit erhaben,“ sagte er, „aber ich bin weder Philosoph noch Arzt, ich glaube an Gott, ich habe in der Religion meiner Väter beharrt, es ist nicht jeder nach Belieben Atheist.“ Hierauf wandte sich Napoleon wieder an den Abbé Bignali und fuhr fort: „Ich bin in der katholischen Religion geboren, will die Pflichten erfüllen, die sie auflegt, und die Tröstungen empfangen, die sie gewährt.“

Nachdem der Abbé Bignali sich entfernt hatte, kehrte sich der Kaiser wieder zu Antomarchi und warf ihm seine Ungläubigkeit vor: „Können Sie dieselbe,“ sagte er, „bis zu diesem Grade treiben und nicht an Gott glauben? Alles verkündet ja sein Dasein und die größten Geister haben an ihn geglaubt.“ Antomarchi antwortete, daß er Gottes Dasein nie in Zweifel gezogen, und daß sich der Kaiser über den Ausdruck seiner Züge geirrt hätte. „Sie sind Arzt, Doctor,“ versetzte Napoleon lachend und fügte dann mit leiserer Stimme hinzu: „Diese Herren haben es nur mit der Materie zu thun und glauben an nichts.“

Trotz der beständigen Abnahme der Kräfte fühlte sich der Kaiser in den letzten Tagen des April noch stark genug, um aufzustehen und in den Salon zu gehen, da ihm sein schlecht gelüftetes Gemach unerträglich geworden war. Umsonst erbaten sich seine Umgebungen ihn zu tragen. „Nein,“ sagte er, „erst wenn ich todt bin, für jetzt genügt es, daß ihr mich unterstützt.“

Am andern Tage gab er trotz einer schlechten Nacht und der immer steigenden Heftigkeit des Fiebers Antomarchi mit unwandelbarer Ruhe und Heiterkeit folgende Verhaltensbefehle: „Ich will, daß Sie nach meinem Verschenden, das nicht mehr fern sein kann, meine Leiche öffnen; ich will auch, und ich verlange Ihr Wort darauf, daß Sie keinem englischen Arzt gestatten, Hand an mich zu legen. Sollten Sie jedoch durchaus einen bedürfen, so dürfen Sie lediglich den Doctor Arnott zu Hilfe nehmen. Ich wünsche, daß Sie mein Herz in Weingeist legen und es meiner geliebten Marie Louise nach Parma überbringen. Sie werden ihr sagen, wie innig ich sie geliebt, und wie ich nie aufgehört habe, sie zu lieben. Sie werden ihr Alles erzählen, was Sie gesehen haben, Alles, was sich auf meine Lage und meinen Tod bezieht. Vor Allem empfehle ich Ihnen, meinen Magen genau zu untersuchen und darüber einen genauen, umständlichen Bericht abzufassen, den Sie meinem Sohne einhändigen werden. — Das fast ohne Aufhören sich fortsetzende Erbrechen läßt mich glauben, daß von allen meinen Organen der Magen am meisten leidet, und ich denke, daß er von demselben Uebel heimgesucht ist, das meinen Vater in die Gruft stürzte, ich meine



die Verhärtung des untern Magenmundes. — Wenn ich nicht mehr bin, so reisen Sie nach Rom, gehen Sie zu meiner Mutter, zu meinen Verwandten und erzählen ihnen Alles, was Sie in Bezug auf meine Lage, meine Krankheit und meinen Tod auf diesem traurigen und unglücklichen Felsen beobachtet haben; sagen Sie ihnen, daß der große Napoleon in dem kläglichsten Zustande, aller Dinge beraubt, sich selbst und seinem Ruhme überlassen, verschieden ist; sagen Sie ihnen, daß er im Verschneiden die Schrecken und die Schmach seines Todes allen regierenden Familien vermacht hat.“

Inzwischen gesellte sich zum Fieber das Delirium. Dieser starke Verstand, welcher der Welt als ein Ausfluß der göttlichen Intelligenz erschienen war, unterlag dem allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur. „Steingel! Desaix! Massena!“ rief Napoleon aus. „Ha! der Sieg entscheidet sich für uns! eilet, rennet, vorwärts im Sturm Schritte! sie sind unser!“ Hierauf springt er aus dem Bett, will in den Garten und sinkt rücklings, in dem Augenblicke, wo Antomarchi herbeieilt, ihn in seine Arme zu empfangen. Man bringt ihn in sein Bett, er redet aber fortwährend irre und will im Garten lustwandeln. Endlich hört der Paroxysmus auf, das Fieber läßt nach, der große Mann kommt wieder zu sich selbst und zeigt seine gewöhnliche Ruhe. „Gedenken Sie,“ sagte er zum Doctor, „an das, was ich Ihnen zu thun angetragen habe, wenn ich nicht mehr bin. Nehmen Sie die anatomische Untersuchung meines Körpers vor, insbesondere des Magens. Die Aerzte von Montpellier haben den Ausspruch gethan, es sei die Verhärtung des Magenmundes in meiner Familie erblich. . . — Möge ich wenigstens meinen Sohn von dieser grausamen Krankheit retten. Sie werden ihn sehen, Doctor; Sie werden ihm sagen, wie er sich verhalten müsse, werden ihm die Schmerzen ersparen, die mich zerreißen; dies ist der letzte Dienst, den ich von Ihnen erwarte.“ Drei Stunden später (am 2. Mai zu Mittag) stellte sich das Fieber wieder ein und der große Kranke sagte, indem er tief aufseufzte, zu seinem Arzte: „Ich befinde mich sehr übel, Doctor; ich fühle, daß ich sterbe.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so verlor er das Bewußtsein.

„Sein Ende nahte heran,“ erzählt Antomarchi, „wir standen im

Begriffe, ihn zu verlieren; jeder verdoppelte seinen Eifer und seine Aufmerksamkeit, jeder wollte ihm einen letzten Beweis der Ergebenheit geben. Seine Offiziere, Marchand, St. Denis und ich, wir hatten uns ausschließlich die Nachtwachen vorbehalten: aber Napoleon konnte das Licht nicht vertragen, und so waren wir genöthigt, ihm alle Dienste, die sein Zustand erforderte, mitten in der tiefsten Dunkelheit zu erweisen. Unsere Besorgnisse steigerte die Ermüdung, der Großmarschall war am Ende seiner Kräfte, der General Montholon konnte nicht mehr, und mit mir ging es nicht besser; wir gaben den dringenden Bitten der übrigen Franzosen zu Longwood nach und gesellten sie den traurigen Pflichten, die wir erfüllten, bei. Pieron, Courton, kurz Alle wachten im Verein mit einem von uns. Der Eifer und die Sorge, die sie bewiesen, rührte den Kaiser; er empfahl sie den Offizieren und wollte, daß sie unterstützt würden und daß man ihrer nicht vergesse. „Und daß man auch,“ fügte er hinzu, „meine armen Chinesen nicht vergesse, daß man ihnen einige zwanzig Napoleonsd'or gebe, ich muß ja auch ihnen ein Lebewohl sagen.“

Der Abbé Bignali harrete nur auf ein Wort des Kaisers, um sein geistliches Trösteramt zu verrichten. Dieses Wort wurde am 3. Mai um zwei Uhr des Nachmittags gesprochen. Die Heftigkeit des Fiebers hatte etwas nachgelassen, alle Anwesenden mit Ausnahme des würdigen Priesters wurden verabschiedet, Napoleon empfing das letzte Abendmahl.

Eine Stunde später hatte das Fieber zwar wieder zugenommen, aber der Kranke war bei vollem Gebrauche seiner Sinne. Er benutzte sie, um den Vollziehern seines letzten Willens, Bertrand, Montholon und Marchand, zu empfehlen, daß sie keinem andern englischen Arzte als dem Doctor Arnott gestatten sollten, sich ihm zu nähern, sobald er das Bewußtsein verloren haben würde. Dann sprach er zu ihnen: „Ich sterbe, ihr werdet nach Europa zurückkehren, und ich bin euch einige Rathschläge über das Benehmen, welches ihr zu befolgen habt, schuldig. Ihr habt mein Exil getheilt, ihr werdet meinem Andenken treu sein und nichts thun, was es verletzen könnte. Ich habe alle guten Principe sanctionirt, habe sie meinem Gesezen, meinen Handlungen eingegossen; es gibt kein einziges, das ich nicht anerkannt hätte. Leider

wären die Umstände schwierig; ich mußte streng sein, mußte vertagen; das Unglück kam, ich konnte den Bogen nicht abspannen, und so ist Frankreich der liberalen Einrichtungen, die ich demselben vorbehalten hatte, beraubt geblieben. Frankreich richtet mich mit Nachsicht, es läßt meinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren, es liebt meinen Namen, meine Siege; ahnt ihm nach, seid der Meinung, die wir vertheidigt, dem Ruhme, den wir errungen haben, treu; darüber hinaus gibt es nur Schmach und Verwirrung.“

In der folgenden Nacht wüthete auf St. Helena ein heftiger Sturm. Alle Anpflanzungen von Longwood wurden entwurzelt. Die Lieblingsweide des Kaisers, unter deren Schatten er auf seinen Spaziergängen oft Schutz gegen die Gluth der Sonne gesucht hatte; war nicht verschont worden.

Den ganzen folgenden Tag (4. Mai) dauerte der Todeskampf fort. Am 5. bei Tagesanbruch hatte sein Körper die Anzeichen des entweichenden Lebens, er war bereits eiskalt. Indessen athmet Napoleon noch. Aber er ist im Delirium und spricht nur noch die beiden Worte: „Tête . . . Armée.“ Der ernste Augenblick naht, das „Werk Englands“ ist im Begriffe sich zu erfüllen; laut aufjubeln wird das alte Europa, der Held des jungen Frankreichs ist dem Ende seiner wunderbaren Laufbahn nahe, er liegt im Verschiden und Hudson Lowe ist da, seinen letzten Seufzer zu erspähen, vor Ungeduld brennend, den Aristokraten, Oligarchen und Königen, deren Vollmachtsträger er ist, zu verkünden, daß seine Sendung aufs beste erfüllt und das Opfer geliefert sei.

Ein herzerreißendes Schauspiel bezeichnet noch die letzten Augenblicke des Helden. Bertrand's Gemahlin, selbst krank, vergaß ihre Leiden, um bei dem Lager des sterbenden Napoleon zu weilen, und läßt ihre Tochter und ihre drei Söhne rufen, auf daß sie noch einmal die Züge des großen Mannes betrachten mögen. Die Kinder eilen herbei, stürzen nach dem Bette des Kaisers, ergreifen seine beiden Hände und bedecken sie mit Küffen und Thränen. Der junge Napoleon Bertrand, vom Schmerze überwältigt, fällt in Ohnmacht. Alle Anwesenden schwimmen in Thränen, man hört nur Schluchzen! . . . Ein großes Ereigniß

für die Welt geht vor . . . um sechs Uhr weniger elf Minuten hat Napoleon zu leben aufgehört!

Die Leiche des Kaisers wurde, nachdem die dem Doctor Antomarchi so sehr empfohlene Oeffnung vorgenommen worden war, auf einem Feldbett ausgestellt, bedeckt mit dem blauen Mantel, den der Held in der Schlacht von Marengo getragen hatte. Alle Einwohner der Insel eilten herbei und drängten sich zwei Tage hindurch mit Ehrfurcht um diesen gloriwürdigen Katastroph, und als die sterblichen Ueberreste des großen Mannes weggenommen worden waren, stritt man sich um das, was er berührt oder was ihm angehört hatte, um es als kostbare Reliquie aufzubewahren.

Das Leichenbegängniß Napoleon's fand am 8. Mai statt. Er wurde eine Stunde von Longwood zur Erde bestattet. Sein Grab wurde vom ersten Augenblicke an der Gegenstand allgemeiner Verehrung und großen Zudranges. Hudson Lowe, als würdiges Organ des Hasses, der den berühmten Sohn der französischen Revolution auch über das Grab hinaus verfolgen sollte, ärgerte sich darüber und stellte an dasselbe, um dem Zudrang zu wehren, eine Schildwache, welche für ewige Zeiten dort ihren Standort haben sollte. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel ist die letzte Wohnung des Helden stets ein Wallfahrtsort geblieben.

Als die Kunde dieses Todesfalles in Europa anlangte, wollte das Volk nicht daran glauben. Die Idee der Unsterblichkeit war so innig mit dem Namen Napoleon verbunden, daß nichts an ihm vergänglich schien und daß man sein Leben als unzertrennlich von seinem Ruhme betrachtete. Dieser Unglaube, den Béranger in seinen „Erinnerungen des Volkes“ gefeiert hat\*), ist eine wahrhafte Apothese; sie vergöttert den großen Mann, soweit große Männer in diesem Jahrhundert vergöttert werden können.

---

\*) „Longtemps aucun ne l'a cru.“ (Béranger.)

## Siebenundfunfzigstes Capitel.

Ueberbringung der irdischen Ueberreste Napoleon's nach Frankreich und feierliche Beisetzung derselben in der Invalidenkirche zu Paris.

So lange die zwei Könige der Restauration herrschten, war nicht daran zu denken, daß sich verwirklichte Napoleon's Wunsch, ausgedrückt in dem Codicill zu seinem Testamente mit folgenden Worten: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, inmitten des französischen Volkes, das ich so innig geliebt habe.“ Als dann die Juli-revolution des Jahres 1830 in drei Tagen das monarchische Gebäude von funfzehn Jahren zertrümmerte, war es einer der ersten von dem siegreichen Volke verkündeten Wünsche, daß die Asche des Kaisers Frankreich wiedergegeben werde. Dieser Wunsch erhielt nicht sofort die Zustimmung der Kammern, weil sie ohne Zweifel besorgten, die Verlegenheiten der neuen Regierung zu vermehren, wenn sie das Bild Napoleon's in der Mitte der Ungewitter aufrichteten, welche die Befestigung der Dynastie Orleans so mühsam gemacht haben. Zum großen Erstaunen des Landes blieb die Tagesordnung, welche unter der Fahne der Restauration alle vom Nationalgeiste eingegebenen Forderungen zurückwies, auch unter der dreifarbigten Fahne zu sehr in Gunst bei den parlamentarischen Majoritäten, um nicht die Bitte zu verwerfen, auf dem Boden Frankreichs ein Grab dem Manne zu graben, der es am höchsten gehoben hatte.

Als aber endlich milder stürmische Tage kamen und mit ihnen ein Minister, dem der Ruhm des neuen Reiches am Herzen lag, brachte die Nationalmeinung jene Besorgnisse zum Schweigen, welche der jüngere Zweig des Hauses Bourbon von dem ältern geerbt hatte. Thiers, von Emanuel de Las Cases mehrmals über das Schicksal der Bittschriften, welche seit 1830 um die Ueberbringung der Asche Napoleon's nach Frankreich nachgesucht hatten, in den Kammern befragt, antwortete ihm endlich im Anfange seines letzten Ministeriums in einer Art, daß man mit Gewißheit erfuhr, es sei dieses Gegenstandes wegen in London eine Unterhandlung im Gange. Sie war schnell beendet, und am

12. Mai 1840 machte Remusat, der Minister des Innern, im Namen der Regierung der Kammer der Abgeordneten folgende Mittheilung:

„Meine Herren, der König hat Seiner königlichen Hoheit dem Bringen von Joinville Befehl ertheilt, mit seiner Fregatte nach der Insel St. Helena zu segeln, um die irdischen Ueberreste des Kaisers Napoleon von dort abzuholen.“ Nachdem der stürmische Beifall den Minister wieder hatte zu Worte kommen lassen, fuhr er fort: „Wir kommen, bei Ihnen die Geldmittel nachzufuchen, um sie würdig auf der französischen Erde zu empfangen und Napoleon seine letzte Ruhestätte zu errichten. Die Regierung, von dem Eifer getrieben, einen Nationalwunsch zu erfüllen, hat sich an England gewendet und von ihm den kostbaren Schatz zurückverlangt, den das Glück in seinen Gewahrsam gegeben hatte. Kaum war der Wunsch Frankreichs ausgedrückt, als demselben auch entsprochen wurde. Folgendes sind die Worte unseres hochherzigen Verbündeten: „„Die Regierung Ihrer britischen Majestät hofft, daß die Raschheit ihrer Antwort in Frankreich als ein Beweis betrachtet werde, wie sehr sie wünscht, jenen Nationalhaß, welcher zu Lebzeiten des Kaisers Frankreich und England gegen einander bewaffnete, bis auf die letzte Spur zu verwischen. Die Regierung Ihrer britischen Majestät lebt des Glaubens, daß solche Gefühle, sollten sie noch hin und wieder vorhanden sein, für immer werden eingesargt werden in das Grab, welches bestimmt ist, die Reste Napoleon's aufzunehmen.““ England hat Recht, meine Herren, diese hochsinnige Wiedergabe knüpft die Bande, die uns vereinigen, noch enger und vernichtet vollends die schmerzlichen Spuren der Vergangenheit. Die Zeit ist gekommen, wo die beiden Nationen kein anderes Andenken mehr haben dürfen, als das ihres Ruhmes. Die Fregatte, welche die irdischen Ueberreste Napoleon's holt, wird bei ihrer Rückkehr an der Mündung der Seine vor Anker gehen; ein anderes Fahrzeug wird dieselben bis Paris bringen, wo sie in der Invalidentirche beigesetzt werden sollen. Eine großartige kirchliche und militairische Feier wird das Grabmal weihen, welches bestimmt ist, sie für immer aufzunehmen. In der That, meine Herren, es ist wichtig für die Majestät einer solchen Erinnerung, daß dieses erhabene Grabmal nicht auf einem öffentlichen Platz mitten im Gewühl der lär-

menden und zerstreuten Menge aufgestellt werde. Es ziemt sich, dasselbe an einem stillen und geweihten Orte zu errichten, wo Alle, welche Ruhm und Genie, Größe und Unglück ehren, es mit Andacht betrachten mögen.“

Die Versammlung hörte diese Worte in stiller Sammlung an, brach aber in die stürmischste Zustimmung aus, als der Minister, in seiner Rede fortfahrend, im Namen der Regierung erklärte: „Er war Kaiser und König, war der rechtmäßige Souverain unsers Landes. In dieser Eigenschaft könnte er in St. Denis beigesetzt werden; aber die gewöhnliche Grabstätte der Könige paßt nicht für Napoleon; seiner ist es würdig, an dem Orte zu herrschen und zu gebieten, wo die Krieger des Vaterlandes ausruhen, wohin stets Die wallfahren werden, welche es zu seiner Bertheidigung aufruft. Sein Degen wird auf das Grabmal niedergelegt werden. Unter dem Dom, in der Mitte des dem Herrn der Heerschaaren geweihten Tempels, wird die Kunst ein des Mannes, den es tragen wird, wo möglich würdiges Grabmal errichten. Dieses Denkmal muß von einfacher Schönheit sein, großartige Verhältnisse zeigen, und es muß sein Anblick das Gefühl jener unerschütterlichen Festigkeit erregen, welche der Macht der Zeit trotzt. Napoleon's Denkmal sollte so dauerhaft sein, wie sein Andenken. Der Credit von einer Million, den wir von den Kammern verlangen, ist für die Ueberbringung nach der Invalidenkirche, die Trauerfeier und den Bau des Denkmals bestimmt. Wir zweifeln nicht, meine Herren, daß die Kammer sich mit patriotischem Hochgefühl dem Gedanken des Königs, dem wir vor derselben so eben Worte geliehn haben, anschließen werde. In Zukunft wird Frankreich, Frankreich allein, Alles besitzen, was von Napoleon auf Erden noch übrig ist. Sein Grab und sein Ruhm werden Niemanden angehören als dem Vaterlande. Die Monarchie von 1830 ist die einzige, rechtmäßige Erbin aller der Erinnerungen, auf welche Frankreich stolz sein darf. Ihr gebührt es, ihr, der Monarchie von 1830, welche zuerst der Revolution gesammte Kräfte vereint und ihre Wünsche ausgeföhnt hat, Standbild und Grab eines Volkshelden zu errichten; denn nur ein Ding gibt es, welches die Vergleichung mit dem Ruhme nicht zu fürchten hat, das ist die Freiheit!“

Es wäre unmöglich, den Enthusiasmus zu beschreiben, welchen diese Mittheilung in der Kammer hervorbrachte. Es war, als ob auf die Stimme des Ministers der Schatten des großen Mannes in der Mitte der Vertreter Frankreichs erschiene und als ob bei seinem Anblicke der vielstimmige Parteigeist einstimmiger Bewunderung Platz mache. Eine Million wurde sofort mit Stimmeneinheit angewiesen, um die Asche Napoleon's nach dem Invalidendome zu überbringen und ihr da ein Grab zu errichten. Der Enthusiasmus theilte sich dem ganzen Lande mit, und die Nation, welche seit so langer Zeit hatte hören müssen, daß man ihren großen Kaiser Napoleon mit dem Namen eines Usurpators brandmarkte, vernahm mit freudiger Genugthuung, daß ihn endlich die bestehende Regierung zu den rechtmäßigen Herrschern rechne.

Ein Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, erhielt den Befehl der Flottille, welche die Asche Napoleon's von St. Helena abholen sollte. Ihn begleiteten als königlicher Bevollmächtigter der Graf von Rohan-Chabot und von den ehemaligen Gefährten Napoleons auf St. Helena der General Bertrand mit seinem Sohne; der General Gourgaud; der erste Kammerdiener des Kaisers, Marchand, den derselbe mehr als Freund, denn als Diener behandelt hatte; die Kammerdiener St. Denis und Noverraz, der Mundkoch Pierron und der Bäckner Archambault. Ferner: der Schiffscaplan Coquereau; der Arzt Dr. Guillard; der Schiffscapitain der Belle Poule, Hernaux, des Prinzen von Joinville Adjutant, und der Schiffsfähndrich Touchard, dessen Ordonnanzoffizier; endlich Las Cafes der Sohn, Mitglied der französischen Deputirtenkammer, denn sein Vater, Napoleon's Leidensgefährte, war zu krank für die lange Seereise.

Am 7. October 1840 erschien die Flottille bei St. Helena. Nachdem alle erforderlichen Förmlichkeiten erfüllt waren, schritt man um Mitternacht des 15. October zur Ausgrabung der irdischen Ueberreste des Kaisers. Man sah die Schwierigkeit der Arbeit voraus und hatte daher beschloffen, um Mitternacht anzufangen, damit am folgenden Tage der Sarg dem Prinzen von Joinville übergeben werden könne. Es wehte eine scharfe kalte Luft; ein feiner Regen oder vielmehr sehr dichter Nebel belästigte die nächtlichen Wanderer; der Mond war von Wol-



ken verschleiert und ein zweifelhaftes Licht über alle Gegenstände ausgegossen, gleich als wollte selbst die Natur die düstere Feier der Stunden erhöhen, in welchen eine fromme, theuere Pflicht erfüllt wurde. In der Ferne gewahrte man die Flammen der Fackeln, welche bei der Arbeit leuchten sollten, und genau um Mitternacht langte man am Grabe an. Seit Sonnenuntergang waren Militärposten aufgestellt, um dem Zudrange der Neugierigen zu wehren.

Commissare waren von Seiten des Königs der Franzosen der Graf von Rohan-Chabot, und für den General Middlemore, Gouverneur von St. Helena, der Capitain Alexander. Von Franzosen wurden in den Umkreis der Grabstätte eingelassen: der Staatsrath Baron Las Cases, Mitglied der Deputirtenkammer; der Generallieutenant und königliche Adjutant Baron Gourgaud; der Generallieutenant Graf Bertrand in Begleitung seines Sohnes Arthur Bertrand; Marchand, einer der Testamentsvollstrecker des Kaisers Napoleon; der Canonicus Coquereau, Almosenier der Fregatte Belle Poule, mit zwei Chorfnaben; die ehemaligen Diener des Kaisers, St. Denis, Roverraz, Archambault und Pierron; Capitain Guyot, Commandant der Corvette la Favorite; der Corvettencapitain Charner, zweiter Commandant der Fregatte Belle Poule; der Corvettencapitain Doret, Commandant der Brigg Dresfes; der Doctor Guillard, Oberarzt der Fregatte Belle Poule; der Bleiarbeiter Leroux. Von britischer Seite waren anwesend: der Großrichter der Insel St. Helena, Wilde; der Oberstlieutenant und Artilleriecommandant Trelawney; der Oberst Hodson; der Secretair des Gouvernements von St. Helena, Seale; der Marinelieutenant Littlehales; endlich ein Herr Darling, welcher die Arbeiten bei der Bestattung Napoleon's geleitet hatte. Ein Viertel nach Mitternacht begannen britische Soldaten die Arbeiten der Ausgrabung. Zuerst wurden die Blumen, die um das Grab gepflanzt waren, vorsichtig ausgehoben und für den Prinzen von Joinville, der sie gewünscht hatte, bei Seite gesetzt. Dann wurde das eiserne Gitter weggenommen, die Steinplatten, welche das Grab deckten, folgten, und man stieß auf Erde, die sich in der Mitte sehr gesenkt hatte, so daß man besorgte, der Sarg wäre zusammengedrückt worden. Die fünf Fuß dicke Erdschicht wurde nun heraus-

geschaufelt; sie war feucht, doch mehrte sich die Feuchtigkeit mit der Tiefe nicht.

Lautloses Schweigen herrschte. Man hörte nur das Geräusch der Arbeit und dann und wann ein kurzes Befehlswort von dem Capitain Alexander. Es hatte etwas Gespenstisches, die Leute beim Schein der Fackeln, dichter Nebel darüber hinwegziehend, über dem Grabe eines Monarchen, vor dem einst die Erde gezittert, arbeiten zu sehen. Aus der Ferne tönte der Rundenruf der Schildwachen auf dem Felsen und das Weltmeer brauste am Gestade. Die englischen Soldaten lösten einander in kurzen Zwischenräumen ab, so daß die Arbeit rasch vorwärts schritt. Doch nachdem die Erde hinweggeräumt war, stieß man auf sehr festes Mauerwerk, das man anfangs für die Steinplatte hielt, welche die Gruft selbst deckte. Es ergab sich aber aus dem Auszuge eines Berichtes Sir Hudson Lowe's über die Bestattung des Kaisers Napoleon, daß man über der Platte, welche die Gruft unmittelbar bedeckte, zwei Lagen von verkittetem und mit eisernen Klammern ineinander befestigtem Mauerwerk angebracht hatte. Die Franzosen, welche der Beerdigung Napoleon's beigewohnt, wußten von diesem Umstande nichts, denn sie hatten nur gesehen, wie die Platte versiegelt worden. Selbst der Capitain Alexander erfuhr denselben erst durch jenen Auszug, den ihm der königlich französische Commissar Graf von Rohan-Chabot überreichte. Dieses Mauerwerk war durchgängig wohl erhalten, aber so fest, daß man mit Hacke und Meißel nur sehr langsam vorrückte. Es ergab sich, daß diese Lage von Basaltsteinen, die unter sich durch Eisenstangen verbunden waren, nach Sir Hudson Lowe's Bericht eine Dicke von vier Fuß haben möge, weswegen man besorgte, an diesem Tage mit der Arbeit gar nicht fertig zu werden. Um fünf Uhr des Morgens ließ daher Capitain Alexander eine Oeffnung zur Seite der Gruft beginnen, in der Absicht, sie bis in eine Ebene mit dem Sarge zu vertiefen und diesen dann mittelst Durchschlagung der Seitenwand herauszuziehen.

Fortwährend wurde unter dem tiefsten Stillschweigen gearbeitet, mitten in dem feinen Regen, den ein scharfer Wind dahertrieb. Die Arbeit fand sowohl an der Seitenöffnung, als an dem obern, festen Mauerwerk statt. Man hatte sich getäuscht, daß dieses so gar lange

Widerstand entgegenzusetzen würde, es war um acht Uhr des Morgens bei Seite geschafft und man stieß auf die Platte unmittelbar oberhalb der Gruft. In diesem Augenblicke verfügten sich Engländer und Franzosen in ein Zelt, um sich in ihre Gala-Uniformen zu werfen. Die Arbeiten an der Seitenöffnung hörten als überflüssig auf. Um neun Uhr wurde das Grab mit einem Spalier englischer Soldaten umstellt. Alle Personen, die nicht herufen waren, der Ausgrabung beizuwohnen, selbst die Arbeiter, deren man nicht unumgänglich bedurfte, mußten sich entfernen. Doctor Guillard sprengte Chlor und um halb zehn Uhr wurde die Platte der Gruft mittels zuvor angebrachter Ringe und eines Hebezeuges emporgewunden. Da stand der Sarg Napoleon's und in diesem Momente entblösten alle Anwesende auf einen freiwilligen, allgemeinen und gleichzeitigen Antrieb das Haupt, obschon der immer fort-dauernde Regen eben sehr heftig geworden war. Der Abbé Coquereau sprengte Weihwasser und betete das *De profundis*.

Man erblickte einen Sarg, der, von allen Seiten frei, auf einer Steinplatte stand, die ihrerseits wieder auf einer Unterlage von Mauerwerk ruhte. Die beiden Bevollmächtigten stiegen in die Gruft hinab; sie fanden das Holz des Sarges feucht, aber sonst im vollkommenen Zustande der Erhaltung, mit Ausnahme einer kleinen Stelle des untern Theiles, wo man eine geringe Spur von Veränderung an der äußersten Oberfläche wahrnahm. Hierauf wurde der Sarg emporgewunden und stand nun nach neunzehn Jahren wieder über der Erde, in der Luft, unter dem Gewölbe des Himmels. Die feierliche Weihe, welche die katholische Kirche vorschreibt, erfolgte und unter dem Vortritt des bestehenden Priesters wurde der Sarg von brittischen Kriegern in das dazu bestimmte Zelt getragen und niedergesetzt. Daneben stand der aus Paris gesandte Sarg von Ebenholz, welcher einen zweiten von Blei enthielt. Das Deffnen des Geheimschlosses des neuen Ebenholzsarges forderte geraume Zeit, da Niemand den Kunstgriff wußte, bis endlich dem Baron Las Cases, welcher es einmal aufschließen gesehen, dies gelang. Jetzt wurde der äußere Sarg von Acajouholz geöffnet, indem man die langen Schrauben ausfägte. Der zweite Sarg von Blei, überall luftdicht verschlossen und verlöthet, zeigte sich den Blicken und wurde in den

aus Frankreich mitgebrachten gehoben. Es war Mittag und man erwartete, um die innern Särge zu öffnen, den General Middlemore, Gouverneur der Insel, den der üble Zustand seiner Gesundheit abgehalten hatte, der nächtlichen Ausgrabung bei schlechtem Wetter beizuwohnen. Um drei Viertel auf ein Uhr langte er in Begleitung der Lieutenants Barnes, der als Plazmajor fungirte, und Middlemore, der Adjutanten-dienste versah, am Grabe an. Nun schritt man unter feierlicher Spannung aller Anwesenden zur Deffnung des bleiernen Sarges. In demselben fand man einen dritten Sarg von Acajouholz in so vollkommenem Zustande der Erhaltung, daß man die Schrauben, die ihn schlossen, aufschrauben konnte. Nachdem auch dieser geöffnet war, erblickte man einen Sarg von Weißblech; man wußte, daß es der letzte war. Als der Deckel abgehoben war, gewahrte man anfangs eine formlose Masse, unter welcher nur die Stiefeln hervorragten, deren Nähte gesprungen waren, so daß man die Behen sah. Man erkannte sogleich, daß es die Seidenwatte wäre, womit nach ostindischer Sitte der Sarg ausgeschlagen worden war; die des Deckels war auf die Leiche gesunken. Der Doctor Guillard rollte die Seidenwatte mit großer Vorsicht auf und da lag der große Mann, vollkommen erhalten, auf den ersten Blick kenntlich, in die vollständige Oberstenuniform der Gardejäger gekleidet, die er im Leben so gern getragen. Es kam mehreren der Anwesenden vor, als sähen sie den Körper durch einen dichten Schleier: wohl die Wirkung des feinen Staubes, der sich von der Seidenwatte an die Leiche gelegt. Besonders war diese Erscheinung am Haupte bemerklich, von welchem auch die Seide am schwersten wegzunehmen gewesen war. Der Körper war ganz so gestreckt, wie er in den Sarg gelegt worden war. Das etwas erhobene Haupt ruhte auf einem Kissen; die Kopfhaut war gelb, hart, fest am Schädel anliegend; die Augäpfel hatten wenig von ihrem Umfange verloren und von den geschlossenen Augenlidern sah man noch die Wimpern; das Nasenbein mit der Haut war vollkommen erhalten und nur die Flügel hatten ein wenig gelitten; die weich und geschmeidig anzufühlenden Wangen zeichneten sich durch ihre weiße Farbe aus, während das Kinn bläulich war, da der Bart um etwa eine halbe Linie gewachsen war. Das Kinn selbst hatte ganz die dem

Antlitz des Kaisers eigenthümliche Bildung. Die etwas zusammen-  
 geschrumpften und verzogenen Lippen ließen die obern, sehr weißen  
 Schneidezähne sehen. An den Händen war nicht die geringste Verän-  
 derung zu bemerken, und wenn sie auch an Biegsamkeit verloren hat-  
 ten, war doch die Farbe ganz wie im Leben, was gleichfalls von den  
 Zehen gilt, die, wie schon erwähnt, wegen der gesprungenen Nähte  
 der Stiefeln sichtbar waren. Auch die von dem Gewande bedeckten  
 Gliedmaßen schienen im Ganzen ihre Form behalten zu haben; Doctor  
 Guillard drückte den rechten Arm und fand ihn fest und etwas an Um-  
 fang geschwunden; Brust und Bauch waren eingesunken. Die Uniform  
 hatte wenig von der Frische der Farben, grün mit roth, verloren. Die  
 Epauletten und die beiden auf der Brust angehefteten Ordensdecora-  
 tionen waren geschwärzt, nur die goldene Krone des Offizierkreuzes der  
 Ehrenlegion hatte ihren vollen Glanz behalten. Ueber dem Schenkel  
 lag der so bekannte Hut Napoleon's, er war gut erhalten, aber platt  
 zusammengefallen. Die silbernen Vasen mit dem Herzen und den Ein-  
 geweiden Napoleon's, welche zwischen beiden Füßen aufgestellt waren,  
 konnten nicht genauer untersucht werden. Sie hingen so fest mit den  
 angrenzenden Theilen zusammen, daß der französische Bevollmächtigte,  
 Graf Rohan-Chabot, nicht gestattete, sie wegzunehmen, um sie näher  
 zu prüfen.

So waren die sterblichen Ueberreste des gewaltigen Napoleon be-  
 schaffen, über alle Erwartung gut erhalten, allem Anscheine nach mumien-  
 ähnlich ausgetrocknet. Da man auf St. Helena die nöthigen Erforder-  
 nisse zur förmlichen Einbalsamirung nicht gehabt hatte, so konnte diese  
 Erhaltung nur der Festigkeit des Mauerwerkes der Gruft und dem  
 luftdichten Verschlusse der Särge zugeschrieben werden. Aber eben weil  
 man von dem Zutritte der Luft eine nachtheilige Wirkung auf den so  
 wohl erhaltenen Körper fürchtete, blieb der Sarg nur zwei Minuten  
 offen. Der Doctor Guillard bestrich die Seidenwatte mit Kreosot und  
 deckte sie wieder über den ewigen Schläfer. Dann wurden die Särge  
 mit der größten Sorgfalt luftdicht verschlossen. Es ruhten hierauf die  
 irdischen Ueberreste Napoleon's in sechs Särgen: in dem ersten von  
 Weißblech; dem zweiten von Acajouholz; dem dritten von Blei; dem

vierten gleichfalls von Blei, zwischen welchem und dem vorigen der Raum mit Sägespänen gefüllt wurde; dem fünften von Ebenholz; dem sechsten von Eichenholz, bestimmt, den fünften, der von prachtvoller Arbeit war, zu schützen.

Die Gefühle der Anwesenden, als sie das wohlerhaltene Antlitz des Kaisers erblickten, besonders derjenigen, die seine Gefangenschaft getheilt, die in seinen letzten Augenblicken um ihn gewesen, lassen sich denken, nicht beschreiben. Die Schauer der Ewigkeit müssen Jeden bei diesem Anblicke ergriffen haben.

Der Capitain Alexander las nun ein Protokoll vor, des Inhalts, es sei gehörig erwiesen, daß die irdischen Ueberreste des Kaisers Napoleon in dem gegenwärtigen Sarkophage ruhen, und es würden dieselben unter persönlicher Anführung des Gouverneurs der Insel, General Middlemore, nach dem Einschiffungsorte gebracht werden, um sie daselbst zur Verfügung der französischen Regierung zu stellen. Der französische Bevollmächtigte, dem zugleich die Schlüssel zu dem Sarge von Ebenholz übergeben wurden, erklärte, er sei bereit, die Ueberreste Napoleon's sammt allen übrigen anwesenden Franzosen, die zur Sendung gehörten, nach James-Town zu begleiten, wo Seine Königliche Hoheit der Prinz von Joinville sein werde, um dieselben im Namen Frankreichs zu empfangen.

Nachdem diese Feierlichkeit zu Ende war, mußte der Sarg auf den von der Regierung von St. Helena bereit gehaltenen Leichenwagen gebracht werden. Dreiundvierzig Männer, britische Soldaten, waren dazu erforderlich. Ueber den Sarg war der von dem französischen Bevollmächtigten aus Paris mitgebrachte Kaisermantel ausgebreitet.

Um halb vier Uhr des Nachmittags setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung. Voran das Milizregiment von St. Helena unter dem Oberstlieutenant Seale; eine Abtheilung des einundneunzigsten britischen Linienregimentes unter dem Capitain Blackwell; die Musik des Milizregimentes; der Abbé Coquereau mit zwei Chorknaben, von denen der eine das Kreuz, der andere das Gefäß mit Weihwasser trug. Der Leichenwagen. Derselbe war vierrädrig und wurde von vier Pferden gezogen, da die Beschaffenheit des Weges nicht gestattete, eine größere Anzahl vorzuspannen. Die Pferde waren mit

schwarzem Tuch verkappt und wurden jedes von einem Manne in tiefer Trauer geführt. Den Sarkophag überragte ein Baldachin, unter welchem der Kaisermantel sich über jenen ausbreitete. Dieser Mantel bestand aus einem riesenhaften Viereck von violettem Sammet, mit goldenen Bienen durchwirkt, in der Mitte war ein großes silbernes Kreuz eingewebt. Der Rand war von Goldstoff, in welchem man N's und die kaiserlichen Adler mit der Krone bemerkte, Alles von kostbarem Hermelin besäumt. Die Enden dieser mantelartigen Sargdecke wurden von den Generalen Bertrand und Gourgaud, von Las Cases dem Jüngern und von Marchand getragen. Unmittelbar hinter dem Wagen gingen die treuen Diener des Kaisers: St. Denis, Pierron, Noverraz und Archambault. Zu beiden Seiten des Wagens schritten Soldaten und unmittelbar hinter ihnen vierzig andere, um denselben an abschüssigen Stellen des Weges zu stützen. Der Oberstlieutenant Trelawney befehligte diese Leute und leitete ihre Bewegungen. Hiernächst kamen: der königlich französische Bevollmächtigte, Graf von Rohan-Chabot, zwischen den beiden französischen Schiffscapitainen Guyot und Charner, Arthur Bertrand, der Capitain Doret und der Doctor Guillard. Den Franzosen folgten die britischen Behörden von St. Helena, der Gouverneur, Generalmajor Middlemore, mit dem Großrichter Wilde und dem Oberst Hodson und hinter diesen die vornehmsten Einwohner der Insel, alle in tiefer Trauer. Den Zug schlossen Abtheilungen Artilleristen und Milizen, denen fast die ganze Bevölkerung von St. Helena folgte. Eine Anzahl Milizen, nach englischer Sitte bloß mit dem Bajonette bewaffnet, bildeten Spalier vor dem Trauerwagen und diejenigen, an welchem er vorüber war, eilten auf Seitenpfaden, ihm zuvorkommen und sich wieder an seinem Wege aufzustellen. Dieses Manöver wurde wiederholt, bis man die Stadt erreicht hatte.

In der Hauptstraße, die zum Hafen führt, bildete jene Milizabtheilung, die den Zug eröffnete, Spalier. Die Leute stützten die Mündungen ihrer Gewehre auf den linken Fuß, falteten beide Hände über die Basis des Kolbens und neigten ihr Haupt darüber. Das bisher regnerische Wetter war etwas besser geworden. Langsam bewegte sich der Zug vorwärts. Alle Kaufläden der Stadt waren geschlossen. Auf

den Balkonen und an den Fenstern erblickte man die Einwohner in Feierkleidern. Von Minute zu Minute seit dem Beginn des Zuges feuerten die Forts und die Fregatte einen Kanonenschuß ab.

Vom Stadttore bis zum Landungsplatz bildeten die Soldaten des einundneunzigsten Regiments in der oben beschriebenen Trauerstellung Spalier. Hier erwartete der Prinz von Joinville, umgeben von den Offizieren der Fregatte Belle Poule, der Corvette Favorite und der Brigg Drestes, den Sarg. So wie sich der Wagen näherte, entblößten Alle das Haupt. Es war um halb sechs Uhr, als derselbe am Landungsplatze stille hielt. Der Abbe Coquereau reichte dem Prinzen den Weihwedel und hierauf näherte sich ihm der Gouverneur der Insel, General Middlemore, der trotz seines leidenden Zustandes den Zug zu Fuße gemacht hatte, und erklärte, daß er von seiner Regierung beauftragt sei, ihm die sterblichen Ueberreste des Kaisers Napoleon zu übergeben, daß er zu diesem Zwecke alle Maßregeln getroffen habe und hoffe, der Prinz werde zufrieden sein. Joinville antwortete, er übernehme die irdischen Reste des Kaisers Napoleon im Namen Frankreichs, sei mit den getroffenen Maßregeln im höchsten Grade zufrieden und statte den britischen Behörden seinen Dank ab.

Jetzt wurde der Sarg in die Schaluppe gehoben, welche unter der edeln Last tief einsank. Die kaiserliche Flagge, dreifarbig und von Seide, wurde aufgezogen. In diesem Augenblicke flaggten in der Ferne die drei französischen Kriegsschiffe zum Zeichen der Freude, daß Frankreich die irdischen Ueberreste seines großen Kaisers besitze, und gaben in kurzen Zwischenräumen drei Salven mit allen ihren Geschützen. Zugleich erschollen einundzwanzig Kanonenschüsse von den Forts der Insel. Zwei Boote der Favorite fuhren vor der Schaluppe her, zwei der Belle Poule auf den Seiten, zwei des Drestes folgten ihr. Die Mannschaft hatte das Haupt entblößt und trug am Arme den Flor. Das tiefste Schweigen herrschte und wurde nur durch den gleichförmigen Schlag der Ruder unterbrochen.

Endlich kam man am Bord der Fregatte an. Ein Theil der Schiffsmannschaft stand auf den Maen. Auf dem Backbord war eine Ehrenwache von sechzig Mann unter dem Capitain Benanros aufge-



stellt. Die Offiziere der drei Kriegsschiffe bildeten mit gezogenem Säbel Spalier. Als der Sarg vorbeigetragen wurde, ward Marsch geschlagen und die Musik erscholl. Der Sarg wurde in die auf dem Verdeck errichtete Freikapelle gebracht, der Abbe Coquereau gab nach dem Ritus der katholischen Kirche die Absolution, Schildwachen wurden neben den Sarkophag gestellt und um sieben Uhr war für den heutigen Tag Alles vorüber.

Es ist ein eigenes Spiel des Zufalls, daß an eben dem 15. October, an welchem der Kaiser Napoleon vor fünfundzwanzig Jahren auf der Rhede von James = Town ankam, seine irdischen Ueberreste auf einer französischen Fregatte, geschmückt mit den zu jener Zeit geächteten Nationalfarben, anlangten, um im Triumphe nach Frankreich gebracht zu werden.

Am 16. October um zehn Uhr des Vormittags wurde das feierliche Todtenamt gehalten. Der Altar war an dem Plage des Steuerruderrades angebracht und stützte sich an den Besanmast. Er war mit den französischen Farben und mit Siegeszeichen geschmückt. Zwischen dem Altar und dem Gangspill bedeckte den Boden ein unermessliches schwarzes, mit Silber durchwirktes Tuch, auf welchem der Sarg stand, bedeckt mit dem prachtvollen Mantel, zu Häupten die Kaiserkrone, in Flor gehüllt. Weihrauch brannte in den aufgehängenen Rauchfässern. Dem Trauergottesdienste wohnten auch von den andern französischen Schiffen, die auf der Rhede lagen, Deputationen von je sechzig Mann bei. Kein einziger Nichtfranzose war anwesend. Während der ganzen Dauer des Gottesdienstes feuerten die Corvette Favorite und die Brigg Drestes abwechselnd von Minute zu Minute einen Kanonenschuß ab. Nachdem das Todtenamt beendigt war, wurde der Sarkophag in die auf dem Zwischendeck errichtete Grufkapelle mit den Ceremonien, welche die katholische Kirche vorschreibt, beigesetzt. Die Grufkapelle war ganz mit schwarzem, mit silbernen Sternen besäten Sammet ausgeschlagen; der Sarg mit dem kaiserlichen Mantel und der Kaiserkrone stand auf einem schwarz und weiß gewürfelten Tuche; ein Altar war errichtet, auf welchem geweihte Wachskerzen brannten; Tag und Nacht umstanden den Sarkophag Ehrenwachen. Der Abbé

Coquereau las, so oft es der Zustand des Meeres erlaubte, an jenem Altare Messe, welcher stets ein Theil der Schiffsmannschaft mit religiöser Sammlung beivohnte.

Mittags den 16. October war die Fregatte zur Abfahrt bereit. Aber die Abfassung der officiellen Protokolle hielt sie noch zwei Tage vor St. Helena zurück. Am 17. brachte man die Steinplatte, welche die Gruft Napoleon's auf der Insel bedeckt hatte, an Bord der Fregatte. Am 18. October war schon vom frühen Morgen an Alles auf der Fregatte in Regsamkeit. Als bald wurden die Anker gelichtet. Auf dem großen Mast der Fregatte wehte noch die kaiserliche Flagge, welche die Damen von St. Helena gestickt hatten. Der Prinz hatte befohlen, sie nicht eher wieder abzunehmen, als bis man die Insel aus dem Gesicht verloren habe. „Man sei dies dem Andenken des Kaisers schuldig,“ hatte er gesagt. Bei Sonnenuntergange erblickte man die Insel zwar noch, aber in weiter Ferne, einem Nebelstreif ähnlich. Die ehemaligen Leidensgefährten des Kaisers sagten ihr für immer Lebewohl!

Als nach einer glücklichen und verhältnißmäßig kurzen Rückfahrt die Belle Poule in dem großen Becken von Cherbourg einlief, wurde sie von der Artillerie der Wälle begrüßt, und die Salven wurden in der Ferne von den Forts wiederholt. Die drei Dampfschiffe „Normandie,“ „Veloce“ und „Courier“ waren bestimmt, das Personal der Sendung nach St. Helena und den geheiligten Schatz, den sie von da abgeholt, nach dem Bassin der Seine zu überbringen. Am 8. December 1840 bei hellem Mondenschein langte man im Angesichte von Havre an. Am andern Morgen von fünf Uhr an setzte die Nationalgarde der Stadt und Umgegend sich in Bewegung, um den Vorbeizug des Schattens des Helden zu feiern. Die „Normandie“ fuhr in das Bett der Seine beim Donner der Kanonen in dem Augenblicke ein, wo die Sonne, rein und strahlend wie jene von Austerlitz, am Horizont aufstieg. Die beiden Gestade des Stromes waren von einer unermesslichen Menschenmenge bedeckt bis hinauf zu den nahen Höhen. Freudengeschrei und Freudenschüsse erschollen allenthalben. Am 9. December des Abends machte der Zug bei Bal de la Haye halt, um die Flottille der obern Seine zu erwarten, welche den Kaiser nach Courbevoie bringen sollte und die an Vormittag des 10. anlangte.

Sofort wurde der Sarg an Bord der Dorade gebracht. Zu Rouen wurde derselbe mit dem Freudengeschrei „Es lebe der Kaiser“ empfangen, und derselbe Enthusiasmus herrschte während der ganzen Fahrt stromaufwärts. Von weither strömte das Volk an beiden Ufern der Seine zusammen.

Der Einzug des kaiserlichen Sarges in Paris war für den 15. December festgesetzt. An diesem Tage um fünf Uhr des Morgens setzten die Tamboure der Nationalgarde und die Kanonen der Invaliden die ganze Hauptstadt in Bewegung. Trotz der sehr strengen Kälte und des noch herrschenden Nachtdunkels kam die gesammte Bevölkerung auf die Beine, und wogte in den Straßen. Als es Tag war, standen Nationalgarde und Linie schon unter den Waffen. Die Nationalgarde bildete zu beiden Seiten der Straße von Neuilly von der Brücke bis zur Barrière de l'Etoile Spalier, von da nur auf der rechten Seite des Buges bis zur Esplanade der Invaliden, hierauf wieder zu beiden Seiten bis zum Gitter. Hinter der Nationalgarde und der Linie drängten sich sieben- bis achthunderttausend Menschen voll Ungeduld, den feierlichen Zug zu sehen.

Am 14. December war die Flottille zu Courbevoie angekommen, und dorthin hatte sich trotz der eisigen Kälte und des dunkeln Abends eine große Menge Bewunderer des großen Mannes begeben, voll Eifer seine Asche zu ehren. Unter ihnen befanden sich viele alte Soldaten, Trümmer der großen Armee, welche von weither gekommen waren und die Nacht auf der Brücke von Neuilly zubrachten. Am 15. um acht Uhr des Morgens sahen sie einen Greis in tiefer Trauer, auf zwei Personen gestützt, die seine Nührung theilten, dem Sarge zueilen. Es war der Mann, welcher so viele Jahre hindurch die Hülfe seiner Kunst den Vertheidigern des Vaterlandes geleistet hatte; es war der Oberwundarzt der kaiserlichen Garde und aller französischen Armeen unter der Regierung Napoleon's; es war jener tugendhafte Bürger, für dessen Rechtschaffenheit der Verbannte von St. Helena in seinem Testamente ein so glänzendes Zeugniß abgelegt hatte; es war der ehrwürdige Larrey, gestützt auf seinen Sohn und den ehemaligen Armeearzt Escherner, welcher bei dem Rückzug von Moskau zu dem heiligen Bataillon gehörte, und von dem der

Kaiser sich hatte bis Wilna begleiten lassen. Auf diese beiden Personen gestügt vermochte Larrey vom Landungsplatze bis zu den Invaliden zu Fuße den Resten desjenigen zu folgen, den er so innig geliebt, und der hienieden seine Hingebung und seinen edeln Charakter so hoch geschätzt hatte. In dem Augenblicke, wo der kaiserliche Sarg vom Verdeck der Dorade auf den unter einem Triumphbogen stehenden Leichenwagen gebracht wurde, erblickte man mehrere Generale, die sich zu ihrem Kaiser drängten, unter ihnen den gewesenen Kriegsminister Cubières in der Oberstenuniform des ersten leichten Regiments, das er in der Schlacht bei Waterloo commandirt hatte. In demselben Augenblicke, wo die Reste des großen Mannes die Erde Frankreichs berührten, erscholl der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“

Um halb zwölf Uhr langte der Leichenwagen unter dem Triumphbogen de l'Etoile an, und einundzwanzig Kanonenschüsse verkündeten es der Bevölkerung der Hauptstadt. Langsam bewegte sich der Zug durch die Allee der elyseischen Felder, zu beiden Seiten weit über eine halbe Million Menschen, und langte gegen halb zwei Uhr auf der Esplanade der Invaliden an.

Um zwei Uhr verkündete der Kanonendonner die Ankunft des kaiserlichen Leichenwagens am Gitter des Invalidenhauses. Die Matrosen der Belle Boule hoben den Sarg, den sie nach Frankreich gebracht, von dem Wagen und übergaben ihn den Unteroffizieren der Nationalgarde und Linie, welche ihn in die Kirche tragen sollten, wo der Erzbischof von Paris an der Spitze seiner Geistlichkeit denselben erwartete. Der König, die Minister, die Marschälle, die großen Staatskörperschaften befanden sich im Dome, und nur mit Mühe hatten die höchsten Würdenträger durch die Menge dahin gelangen können. Was die Gesandten des alten Europa betrifft, so hielten sie sich fern, ohne Zweifel in dem Gefühl, daß es ihnen nicht zukomme, diesem Feste des neuen Frankreich, dieser späten Gutmachung der Convention vom 2. August 1815 beizuwohnen.

Unter den Marschällen befand sich einer, der Senior aller französischen Soldaten, welcher seit mehreren Tagen seinen Arzt oft gefragt hatte, ob er nicht wenigstens bis zum 15. December leben werde. Es

war jener alte Patriot, der am 30. März 1814 den Feind an den Thoren von Paris bekämpfte, als der Verrath von allen Seiten losbrach, und der achtzehn Monate später sich lieber den Marschallsstab nehmen und sich in die Festung Ham einsperren ließ, als daß er das Werkzeug der Rache der Royalisten gegen einen seiner berühmtesten Waffengeführten wurde. Der Himmel hatte den letzten Wunsch des ehrwürdigen Gouverneurs des Invalidenhauses erhört. Der Marschall Moncey, obschon wegen seines hohen Alters und seiner Beschwerden aus den Kriegen her nicht im Stande zu gehen, war doch voll Leben am 15. December, und ließ sich auf einem Kollstuhl bis an die Stufen des Altars bringen, um wieder in der Nähe Napoleon's zu sein ihm das letzte Lebewohl zu sagen, und seinen Sarg mit Segnungen zu bedecken und mit Thränen zu benetzen.

Auf den ersten Kanonenschuß, welcher die Ankunft des Zuges am Gitter verkündete, begab sich der Erzbischof von Paris mit seiner Geistlichkeit in Proceffion in die Vorhalle, um daselbst die Leiche des Kaisers zu empfangen. Die Geistlichkeit kehrte bald zurück, und ihr folgte der Leichenzug, an dessen Spitze der Prinz von Joinville einherschritt. Die Enden des Leichentuches wurden von den Marschällen Dudinot und Molitor, von dem Admiral Rouffin und dem General Bertrand getragen, welcher letztere nicht aufgehört hatte, während des ganzen Zuges Thränen zu vergießen. Als der Sarg sich dem Katholik näherte, stieg der König von dem Throne und ging ihm entgegen. Der Prinz von Joinville redete den König so an: „Gott, ich übergebe Ihnen die Leiche Napoleon's, welche ich auf Eure Majestät Befehl nach Frankreich gebracht habe.“ Der König antwortete: „Ich nehme sie an im Namen Frankreichs.“

Der Degen des Kaisers wurde von dem General Athalin auf einem Kissen getragen. Der König empfing denselben aus den Händen den Marschalls Soult und übergab ihn dem General Bertrand mit den Worten: „General, ich beauftrage Sie, den ruhmreichen Degen des Kaisers Napoleon auf seinen Sarg zu legen.“

Nachdem der General Bertrand diesen Auftrag vollzogen hatte, kehrte der König an seinen Platz zurück, und der Sarg wurde auf den

Katafalk gehoben. Nach dem Todtenamte besprengte der Erzbischof den Sarg mit Weihwasser, und reichte dann den Wedel dem König, welcher diese letzte Pflicht erfüllte und sich zurückzog. Das war das Ende der Feierlichkeit. Schweigsam und gesammelt entfernte die Menge sich aus der Kirche. Der alte Moncey aber sagte: „Jetzt will ich gern sterben.“

Und so war denn Napoleon's letzter Wunsch erfüllt; er ruhte an den Ufern der Seine, mitten unter dem Volke, das er so innig geliebt und dem er so große Wohlthaten erwiesen hatte!

---

87369









---

ROTANOX  
oczyszczanie  
X 2008

**KD.2738**  
**nr inw. 3903**